Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Marie von
Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke
Band 2

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Zweiter Band
1.–20. Tausend

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

Marie von Ebner-Eschenbach

Dorf- und Schloßgeschichten/
Zwei Komteſſen/ Neue
Dorf- und Schloßgeschichten/
Das Gemeindekind/
Ein kleiner Roman/
Ohne Liebe/

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanſtalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

PT 1853 .A1 1920 Bd.2

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Filentscher in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes

Seite

Dorf- und Schloßgeschichten

Vorwort 1
Der Kreisphysikus 3
Jakob Szela 82
Krambambuli 113
Die Resel 126
Die Poesie des Unbewußten. Novellchen in Korrespondenzkarten 144

Zwei Komtessen

Komtesse Muschi 161
Komtesse Paula 181

Neue Dorf- und Schloßgeschichten

Die Unverstandene auf dem Dorfe 239
Er laßt die Hand küssen 332
Der gute Mond 354

Das Gemeindekind 385

Ein kleiner Roman 611

Ohne Liebe 703

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0000ebne_l4r5

Dorf- und Schloßgeschichten

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

Vorwort

Einige Leser der ersten dieser Skizzen stellten die Frage an mich, ob es denn in vormärzlicher Zeit in Galizien einen jüdischen Kreisphysikus gegeben haben könne? Nun vermöchte ich freilich den Namen eines solchen anzuführen, dessen Andenken in den westlichen Kreisen, in denen er segensreich gewirkt hat, heute noch in Ehren gehalten wird. Aber ich ziehe es vor, eine frischgebackene Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, die ich dem treuesten aller Freunde und liebenswürdigsten aller Juristen verdanke, und auf das Hofdekret vom 16. November 1784 hinzuweisen. Laut dessen war es jüdischen Ärzten in Galizien ausnahmsweise erlaubt, Stellen als Kreisphysici und Stadtärzte zu bekleiden.

Auch über die in der „Deutschen Rundschau" erschienene Novellette „Die Poesie des Unbewußten" hat man eine Erklärung von mir verlangt. Einer ihrer Gönner wollte genau wissen, wie die Akten aussehen, aus denen die Korrespondenz, um die es sich handelt, geschöpft wurde.

Nun denn! es waren Kärtlein aus Bristolpapier, in Kuverts wohlverwahrt. Auf den Kuverts aber prangten reizende Exemplare der sinnigsten Kunstform, die wir der Phantasie unsres Jahrhunderts verdanken, des Monogramms.

Das Büchlein rüstet sich zum Wandern und bittet um einen Reisesegen. — Geh nur, ich weiß keinen. Die Freunde, die du nicht selbst dir erwirbst, hast du eben nicht. Meine parteiische Fürsprache, was sollte sie dir nützen? Sprich du, und ich denke: Wie sonderbar! man kann sich ganz durchdrungen fühlen von der ehrlichsten Bescheidenheit, und doch etwas Unbescheidenes tun, zum Beispiel — ein Buch herausgeben.

Zdißlawitz, 29. August 1883.

Der Kreisphyſikus

I.

Doktor Nathanael Roſenzweig hatte eine entbehrungsreiche Jugend durchlebt. Was genießen heißt, erfuhr er in der ſchönſten Zeit des Daſeins nicht. Heute hungern und dabei gerade genug erwerben, um morgen weiter hungern zu können: nachts um zwei Uhr ſich zuſammenrollen wie ein Igel und in der Ecke der Kellerſtube den harten, traumloſen Schlaf der Erſchöpfung ſchlafen: erwachen bei dem Gewimmer der alten Großmutter, die ſich entſchuldigte, daß ſie noch nicht geſtorben ſei, daß ſie ihm noch zur Laſt fallen müſſe: forteilen, um lehrend die Möglichkeit zu erringen, ſelbſt zu lernen — ſo ging es jahraus, jahrein. Erwerben, der Inbegriff all ſeines Dichtens und Trachtens, Geld erwerben, Kenntniſſe, Gunſt, hauptſächlich die ſeiner Profeſſoren (Nathanael ſtudierte Medizin an der Univerſität in Krakau), erwerben um jeden Preis, den der Ehrlichkeit einzig ausgenommen, erwerben und nur ja nichts umſonſt hergeben, nicht den kleinſten Teil der eigenen Kraft; keine mitleidige Regung kennen, keine hemmende Rückſicht.

Seine Großmutter und er, er und ſeine Großmutter, machten für ihn die Welt aus, und wie ſeine Welt klein war, ſo waren ſeine Ziele nahe. Das erſte und am ſchwerſten Errungene beſtand in dem Erſparniſſe ſo vieler Gulden, daß er und die alte Frau nicht ſofort verhungern mußten, wenn ein unvorhergeſehenes Unglück ſeine Tätigkeit für einige Zeit lähmen ſollte. Als er es erreicht hatte, da fühlte er ſich als Kapitaliſt und tröſtete die Großmutter bei ihrer allmorgendlichen Klage mit den Worten:

„Lebe du nur ruhig fort, jetzt kann uns nicht so leicht mehr etwas geschehen."

Sein rastloser Fleiß verminderte sich nach dem ersten Erfolge nicht, er wuchs vielmehr mit der Kraft dessen, der ihn anwandte.

Nathanael wurde ein starker Mann: seine kreuzspinnenartigen Extremitäten kräftigten sich zu muskulösen Armen und Beinen, die Brust wurde breit, die Gestalt bekam etwas Reckenhaftes trotz ihrer Magerkeit. Sein Auftreten war so sicher, sein Blick so ruhig und klar, seine Rede so bestimmt, daß schon seine ersten Patienten — gar kleine Leute — meinten:

„Das ist ein gescheiter Herr Doktor!"

Seine grüne Jugend sah ihm niemand an: er hatte sich zu lange in Gesellschaft der Sorge befunden, und wenn er sie auch bändigte und unterwarf, — daß sie heimlich an ihm zu nagen fortfuhr, konnte er nicht verhindern.

Allmählich kam er in Besitz eines Rufes, eines bescheidenen, aber eines guten, und dem verdankte er es auch, daß er mit dreißig Jahren schon, von Amts wegen, als Physikus nach einem der westlichen Kreise versetzt wurde. Ein sicheres Brot von nun an, ein reichliches sogar nach Nathanaels Begriffen. Er hätte bei der Einrichtung seiner Wohnung auf dem Ring der Kreishauptstadt nicht so ängstlich zu knickern gebraucht, aber er fürchtete übermütig zu werden, wie die meisten Armen, wenn sie plötzlich zu Geld kommen, und gab den Handwerkern wenig zu verdienen. Immer des Wortes eingedenk: „Die Axt im Hause erspart den Zimmermann," schaffte er allerlei Werkzeuge an und ließ sich's nicht verdrießen, den Tischler und den Schlosser gleichfalls zu ersparen. Und wenn es auch wirklich ein Graus war, wie die Sachen aussahen, den Doktor beirrte das nicht; der Schönheitssinn war bei ihm entweder nicht vorhanden oder nicht ausgebildet.

Als die Großmutter, steinalt und unbeweglich, ihre Stube nicht mehr zu verlassen vermochte, sich aber doch noch herzlich

sehnte nach dem Anblick einer grünen Staude, einer blühenden Blume, da wurde der Herr Doktor ein Gärtner, und bald sahen die Fenster seiner Wohnung aus wie die eines Treibhauses.

Die Greisin litt manchmal an Rückfällen in ihre ehemalige Schwachherzigkeit, doch äußerte sich diese jetzt in andrer Weise.

„Wenn ich nur nicht zu früh sterbe," sagte die Neunzigjährige. „Ein Begräbnis ist gar zu kostspielig!"

Nathanael tröstete sie liebreich:

„Stirb ja nicht, Großmutter, du würdest mich um den Lohn aller Mühen betrügen, die ich um deinetwillen gehabt habe."

Der Besitz Nathanaels mehrte sich im Schranke, die Lust am Besitze stieg und stieg. Pläne, deren Verwirklichung dem klugen Manne in seiner Jugend als bare Unmöglichkeit erschienen wären, erwog er nun mit der Zuversicht bevorstehender Erfüllung. Seine ärztliche Praxis war ausgedehnt und einträglich. Nach allen Schlössern der Umgebung berief man ihn. Der trockene, wortkarge Doktor Rosenzweig, der keinen Widerspruch duldete, der nie eine Schmeichelei über die Lippen brachte, wurde der Vertrauensmann der Edelleute und, was viel merkwürdiger war, das Orakel ihrer liebenswürdigen und feinen Damen und der Freund ihrer Kinder.

„— Der Kleine ist schwer krank, aber — Rosenzweig behandelt ihn." „— Den ganzen Tag habe ich in Todesangst um mein Töchterlein zugebracht — aber jetzt ist Rosenzweig gekommen."

Wenn nur Rosenzweig da war, so war Hilfe da, und blieb sie einmal aus, dann hatte Gott eben nicht gewollt, daß ein Mensch sie bringe.

Unter keinen Umständen erwies man sich karg gegen ihn, das hätte niemand gewagt. — Doktor Rosenzweig baut sich ein Haus, ein Haus aus gebrannten Ziegeln; dazu braucht er Geld. Er hat außerhalb der Stadt einen Baugrund gepachtet, und unter seiner eigenen Leitung ist auf dem ein viereckiger,

einstöckiger Wohnkasten errichtet worden. Stolz ruht er auf tüchtigen Kellergewölben, hat eine steinerne Treppe und ein wetterfestes Ziegeldach. Die Fensterrahmen sind schneeweiß angestrichen, die Mauern schneeweiß getüncht. Als einzige Zierde der Fassade prangt neben der Glocke an der Tür, das Schildchen der Feuerversicherungsgesellschaft.

Aus den Fenstern der vorderen Front — sie liegt gegen Osten, und ihr erstes Geschoß wird von dem Doktor und seiner Großmutter bewohnt — hat man eine weite, weite Aussicht: Himmel und Felder. Frei schweift der Blick ins Grenzenlose. Kein Hügel hemmt ihn, kein Wald bringt einen dunkeln Fleck hervor auf der glatten im Sommer goldig, im Winter silbern schimmernden Flur. Jede Handbreit Erde kann von der lieben Sonne durch und durch getränkt werden mit lebenweckenden Strahlen. Gibt es einen Schatten, so ist es ein solcher, der nicht kühlt, nicht ruht, der keinem Hälmchen die Wärme entzieht, deren es zu seinem wunderbar geheimnisvollen Reifen bedarf — der Schatten der fliehenden Wolken. Wie oft verfolgt ihn Nathanael aufmerksamen Auges, sieht ihn hingleiten über den wachsenden, schwellenden Reichtum, den sie zum Herbste einheimsen, und zu Schiff auf der Weichsel nach Deutschland und nach Rußland bringen und teuer verkaufen werden. Wer sich doch beteiligen könnte an diesem großartigen Erwerb, ein Hundertstel, ach ein Tausendstel nur von dem Gewinn, den er abwirft, in die eigene Tasche fließen sähe! Der Doktor fängt an, auf der unermeßlichen Ebene Luftschlösser zu erbauen, so bunt und märchenhaft schön, daß er nicht umhin kann, während er sie baut, lächelnd zu denken: Mahnst du auch mich einmal, nie angetretenes Vätererbe — morgenländische Phantasie?

Er wendet sich ab von dem Anblick fremden Reichtums und will einen Strich gezogen haben zwischen diesem und seinem bescheidenen Eigentum. Das Doktorhaus wird in fünf Klafter breiter Entfernung von jedem Punkte seiner Mauern mit einem

Zaun aus ordentlich zugehobelten Latten umgeben; nach je ihrer zwanzig kommt ein starker, spitz zulaufender Pfahl. Aus dem Raume zwischen Haus und Zaun wird nach und nach ein kleiner Garten werden; die Einteilung in Blumen- und Gemüsebeete ist bald getroffen. Kein Schachbrett kann genauer quadriert sein.

„Im nächsten Jahre, liebe Großmutter, wirst du Rosen und Reseden unter deinen Fenstern blühen sehen," versprach Nathanael der Greisin, und sie erwiderte:

„Wenn ich es nur noch erlebe, mein Kind. Aufs Jahr werde ich fünfundneunzig."

„Weit über hundert mußt du werden!" rief er eifrig. „Das bist du mir schuldig, denke doch! Wie würde das Vertrauen der Leute zu mir noch steigen, wenn es hieße: Seine Großmutter hat er auf mehr als hundert Jahre gebracht. Denn die Leute sind dumm, liebes Godele*), sie schreiben meiner Kunst zu, was deine gute Natur getan hat. Bleibe du nur frohen Mutes, nimm dir nur recht fest vor, noch nicht zu sterben. Solange du es dir fest vornehmen kannst, wirst du munter weiter leben."

Die Greisin nahm sich's vor, aber von einer rechten Munterkeit war nicht mehr die Rede.

„Mir ist jetzt so oft," sagte sie, „als ob dein Großvater vor mich träte und zu mir spräche wie in seiner Todesstunde: ‚Komm bald! Wir wohnen so friedlich beisammen im Garten Eden, wie wir gehaust haben auf Erden. Komm bald nach, Rebekka!' .. Damals konnte ich nicht folgen dem Rufe meines Geliebten, weil du mich hast zurückgehalten, du armes Würmchen, du ganz verlassenes. Von Vater und Mutter zuerst, und vom Großvater bald darauf. Ja, es war eine schreckliche Seuche, die Gott geschickt hat über sein Volk im Kazimirz und nicht gewußt hätte ich wem sagen: Sei barmherzig meinem Enkelkind, wenn ich

*) Großmütterchen.

mich nun auch hinlege zu sterben. So habe ich damals nicht erfüllen dürfen den Wunsch meines Geliebten. Jetzt aber, Nathanael, mein Kind, jetzt aber ist mir, als sollte ich ihn nicht länger warten lassen."

Solche Reden schnitten dem Doktor ins Herz. Nie hatte die zurückhaltende, schweigsame Großmutter ähnliche geführt. Ein bedenkliches Zeichen, wenn alte Leute etwas tun, das außerhalb ihrer Gewohnheiten liegt! Der kleinen Veränderung folgt oft nur gar zu bald die unwiderrufliche — die letzte nach. Und noch ein Symptom, das den Doktor beunruhigte. Die Greisin, die sonst nie genug Einsamkeit haben konnte, war jetzt nicht mehr gern allein. So oft Nathanael sich bei ihr verabschiedete, sprach sie:

„Geh denn in Gottes Namen, aber schicke mir den Goj*), daß er mir Gesellschaft leiste und ich doch blicken könne in ein menschliches Angesicht und nicht immer und immer nur auf die Felder und den Himmel."

Der „Goj" war ein Jüngling von nun achtzehn Jahren, des Doktors Famulus, sein Diener, sein Sklave. Des Tages wußte er sich nicht zu erinnern, an dem der „Wohltäter" ihm ein gutes Wort gegönnt oder ein gutes Kleidungsstück geschenkt hätte. Wenn die Röcke und Stiefel Rosenzweigs unbrauchbar wurden, erhielt der große Junge sie zur Benützung und die Vermahnung dazu, ihnen all die Rücksicht zu erweisen, die man fremdem Eigentum schuldig ist. Der Doktor ging immer mehr in die Breite, und fast schien es, als ob er kleiner würde. Sein Famulus „verdünnte" sich, wie Rosenzweig sagte, von Tag zu Tag und schoß spargelmäßig in die Höhe. Wie ihm die Gewänder des Wohltäters saßen, das kam diesem selbst entweder erbärmlich oder lächerlich vor — beides mit einem Zusatze von Verachtung.

Den Jungen konnte er einmal nicht leiden, sein Widerwillen

*) Andersgläubiger.

gegen ihn war unüberwindlich und entsprang aus dem Gedanken, daß der Findling seines Herrn Brot umsonst oder doch fast umsonst esse.

Vor vier Jahren hatte ihn Rosenzweig von der Straße aufgelesen, in einer eiskalten herrlichen Winternacht. Mit dem Stolze eines Triumphators war er im Schlitten des Grafen W. pfeilgeschwind dahingesaust. Der Graf selbst hatte ihn bei der Abfahrt sorgsam in die Pelzdecke gehüllt, in der er sich so behaglich fühlte, und ihm immer wieder gedankt, und immer von neuem Worte gesucht für das Unsagbare — die Glückseligkeit des Liebenden, dem sein Teuerstes, das er schon verloren gab, wiedergeschenkt ist. Gerettet die junge Gräfin, gerettet vom beinahe sicheren Tode durch das Genie, durch die erfinderische Sorgfalt des unvergleichlichen Arztes, der an ihrem Krankenlager gestanden hatte wie ein Held auf dem Schlachtfelde, fast besiegt noch den Sieg im Auge, kampfbereit noch im Erliegen, der nicht gewichen war, bevor er sagen konnte:

„Wir haben gewonnen, sie wird leben!"

Er hatte so viele Nächte durchwacht und sich auf den guten Schlaf gefreut während der Heimfahrt im bequemen Schlitten. Aber seine Müdigkeit mußte zu groß sein, sie verscheuchte die ersehnte Erquickung, statt sie herbeizurufen. So oft Nathanael die Augen schloß, unwillkürlich öffneten sie sich wieder und schwelgten im Anblick des sternenbesäeten, mondhellen Himmels und der schneebedeckten Ebene, die in wunderbarer Blankheit erglänzte, gleich einer ungeheuren, neugeprägten Silbermünze... Wieviel Gold ließe sich erwerben um solche Münze? Die Keller des viereckigen Doktorhauses hätten nicht Raum, sie zu fassen, die köstlichen Barren, die verehrungswürdigen! Berger und Träger allbezwingender Kräfte, gebundene Zauber, aufgespeicherte Macht. Was läßt sich nicht tauschen um Gold? Unschätzbares erkauft man damit, das weiß der Mann, der denen, die ihn bezahlen, die Gesundheit wiedergibt.

Der Doktor wurde in seinem Gedankengange plötzlich unterbrochen. Das Gefährt stand dicht am Straßengraben still, und der Kutscher rief:

„Herr Doktor! Herr Doktor!" ...

„Was gibt es, mein Sohn?"

„Herr Doktor, da liegen zwei Betrunkene."

„Steig ab und prügele sie ein wenig durch, damit sie nicht erfrieren."

Indes der Kutscher abstieg und die Zügel am Bocke verknotete, hatte Nathanael sich aufgerichtet und vorgebeugt und sah einer der auf dem Boden liegenden Gestalten mit gespannter Aufmerksamkeit in das vom Mondenlicht hell erleuchtete Gesicht. Kein Säufergesicht, wahrlich! sondern eines, das Zeugnis gab von ehrlichem Darben und Dulden bis an die Grenze der menschlichen Kraft.

Der arme Teufel hatte, in dem Augenblick wenigstens, kein Bewußtseins seines Elends, er schien fest zu schlafen. Als aber der Kutscher ihn packte und ihn emporzerrte, fiel er sofort, steif wie ein Eisblock, in den Schnee zurück. Jener sprach:

„Der eine ist schon erfroren, Herr Doktor!"

Rosenzweig sprang mit beiden Füßen aus dem Wagen und überzeugte sich bald, daß die Behauptung des Dieners richtig sei. Grimm erfüllte ihn. Da war ihm einmal wieder der Tod zuvorgekommen, den er am meisten haßte, der nicht durch Krankheit bedingte, durch das Alter herbeigeführte, der Tod, dem der Zufall in die Hand gearbeitet hat, der Tod, der seine Beute umsonst gewinnt, dem sie dumm und töricht zuteil wird, ohne triftigen Grund.

„Sehen wir nach dem andern," sagte der Doktor zwischen den Zähnen.

Der andre schlief auch, aber weniger tief.

Es war ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, dem Toten offenbar nahe verwandt, sein viel jüngerer Bruder oder sein Sohn.

Mit dem Feuereifer des Berufs begann der Doktor Wiederbelebungsversuche anzustellen, und nach langen Mühen krönte sie ein schwacher Erfolg. Ein kaum spürbares Rieseln war durch des Knaben starre Pulse geglitten, und wenn es auch sofort wieder staute, dennoch erklärte der Doktor voll Siegesgewißheit:

„Jetzt hab ich ihn!"

Und er hüllte ihn in seinen Pelz, hob ihn in den Schlitten, brachte ihn heim und legte ihn in sein eigenes Bett, an dem er das Kind des Elends mit derselben Hingebung bewachte, die er der Herrin im Grafenschloß gewidmet hatte. Am Morgen war der Patient außer Lebensgefahr, und Rosenzweig konnte nicht umhin zu sich selbst zu sagen: Auch der gerettet, zwischen zweimaligem Sonnenaufgang zwei!

Schmunzelnd streichelte er seinen langen Mosesbart und freute sich seines mächtigen Vermögens.

Sein Patient aber erhielt noch am selben Tage die Weisung:

„Steh auf und geh."

„Wohin? Gnädiger Herr Doktor, wohin? Wer nimmt mich ohne meinen Bruder?" antwortete der Knabe verzweifelnd, und nun trat die Frage heran: Was mit ihm beginnen?

Die Papiere, die der Verstorbene bei sich gehabt hatte, wiesen ihn aus als den Maschinenschlosser Julian Mierski, der viele Jahre hindurch als Werkführer in einer Fabrik in Lemberg gedient hatte. In seinem Zeugnisse hieß es, der vorzügliche Arbeiter habe, zum Bedauern seines Dienstherrn, infolge schwerer Erkrankung entlassen werden müssen. Seitdem konnte er nichts mehr verdienen, und sein Bruder, den er nach dem Tode der Eltern — arme Häusler in einem Dorfe bei Lemberg — zu sich genommen, nur gar wenig. So gingen, erzählte der Knabe, in Monaten die Ersparnisse von Jahren hin und wurden aufgezehrt bis auf einige Gulden, deren Anzahl er genau angab, und die sich auch richtig im Ranzen des Verunglückten vorgefunden hatten.

Die Großmutter hörte dem unter Tränen erstatteten Berichte aufmerksam zu.

„Horch, Nathanael, mein Kind," sagte sie. „Es ist nicht recht gewesen von dem Goj in Lemberg, zu verlassen den Mann in seiner Krankheit, der ihm in Gesundheit gedient hat viele Jahre."

„Eine Fabrik ist keine Versorgungsanstalt," erwiderte Rosenzweig und befahl seinem Geretteten: „Sprich weiter."

Dieser fuhr fort:

„Vor acht Tagen ist ein Bekannter von meinem Bruder gekommen und hat erzählt, daß es in Krakau eine Fabrik gibt, wie die unsre, und daß sie uns dort gewiß nehmen werden. Mein Bruder war sehr froh: ‚Komm, Joseph, wir wandern,' hat er gesagt, und hat auf der Reise immer gemeint, der lange Müßiggang ist es gewesen, der ihn nicht hat gesund werden lassen, beim Marschieren wird ihm besser. Auf einmal hat er aber nicht weiter gekonnt und hat sich in den Schnee gelegt, um ein wenig zu schlafen."

„Und du hast das zugegeben?" schrie der Doktor ihn an. „Weißt du nicht, was einem geschieht, wenn man sich bei solchem Frost in den Schnee legt?"

Der Knabe senkte seine großen Augen, aus denen unaufhörlich Tränen flossen, und schwieg.

„Was soll man anfangen mit einem solchen Chamer*)?" fragte Rosenzweig die Großmutter.

Die Greisin entgegnete:

„Laß ihn heute noch ruhen unter deinem Dache. Sei ihm barmherzig. Er ist eine Waise wie du."

Am nächsten Tage lautete ihr Rat:

„Behalte ihn. Unsre Magd wird ohnehin alt und wackelig und kann eine Hilfe brauchen. Behalte ihn und richte ihn ab

*) Esel.

zu deinem Dienst. Wer wird es verargen einem großen Mann wie dir, wenn er tut sich halten einen Famulus?"

So wurde der Findling ein Genosse des Doktorhauses und zwar, obwohl Rosenzweig das nicht gelten ließ, ein ungemein nützlicher. In den Augen seines Herrn blieb Joseph ein „Chamer," der aus Büchern nichts zu lernen vermochte. Mit achtzehn Jahren noch las er nicht ohne Schwierigkeit die einfachsten Kindergeschichten. Ihn zur Schule zu zwingen, hatte der Doktor schon nach den ersten Monaten aufgegeben, weil er nur mit Schlägen dahin zu bringen war, und weil sein Wohltäter nicht immer Muße hatte, ihm die zu spenden. Seine mechanischen Fertigkeiten hingegen waren groß, und groß der Fleiß, mit dem er sie ausübte. Auch er pfuschte in jedes Handwerk, aber mit besserem Erfolg als dereinst der Doktor.

In allem, was er unternahm, offenbarte sich ein Schick, eine Leichtigkeit, ja sogar ein Geschmack, der den Pillenschächtelchen des Doktors ebenso sehr zugute kam, wie den Blumenbeeten im Gärtlein vor dem Hause. Immer nur mit Verdruß hörte Nathanael ihn loben, „den Tagedieb, der nichts kann und nie etwas andres können wird als spielen."

Er hatte einmal wieder diesen Vorwurf ausgesprochen, da entgegnete Joseph:

„Wenn du dich entschließen könntest, deine Felder in deine eigene Verwaltung zu nehmen, würde ich dir beweisen, daß ich kein Tagedieb bin."

Der Doktor fuhr auf:

„Was sprichst du von meinen Feldern? Weißt du nicht, daß ich ein Jude bin und als solcher Grundeigentum nicht besitzen darf? Weißt du nicht, daß sogar mein Haus auf fremdem Boden steht?" —

Joseph wurde rot vor Verlegenheit, sah jedoch dem Doktor vertrauensvoll und offen ins Gesicht und erwiderte:

„Du hast die Felder auf den Namen des Theophil von Kamatzki gekauft, aber sie sind doch dein."

„Sag einmal, mein Junge, woher hast du diese Nachricht?" fragte Rosenzweig, und höchst verdächtig war die Gebärde, mit der er dabei sein spanisches Rohr zu schwenken begann.

Gelassen antwortete Joseph:

„Das ist kein Geheimnis. Alle Leute wissen es und gönnen dir die Felder."

Während dieses Gespräches standen die beiden mitten auf dem Wege, der schnurgerade von der Haustür zum Gartenpförtlein führte, zwischen zwei säuberlich mit Reseden eingefaßten Rosenbeeten. An den Stachelbeerhecken, die Joseph längs des Lattenzaunes gezogen hatte, reiften die ersten Früchte. Was man überblicken konnte an zart entfalteten Salatstauden, an Rüben mit kühnen Federbüschen, an gelblich zwischen gekräuselten Blättern hervorleuchtendem Blumenkohl, an schier kriegerisch behelmten Zwiebelnachwuchs, an zierlichem Majoran und — utile dulci — als Begrenzung jeglichen Gemüsekarrés an duftendem Lavendel, dessen kleine Knospen zu schwellen anfingen, das war alles so kraftstrotzend und kerngesund, daß bei dem Anblick jedem Menschen, besonders aber einem Arzte, das Herz im Leibe lachen mußte. Mit geheimem Wohlgefallen betrachtete Rosenzweig die freundlichen Himmelsgaben und sagte:

„Weil du ein leidlicher Gärtner bist, bildest du dir ein, auch ein Landwirt sein zu können." Damit wollte er abbrechen, besann sich aber und fügte hinzu, indem er die Spitze seines Stockes mit großer Hartnäckigkeit in die Erde bohrte und diese Operation scheinbar höchst aufmerksam verfolgte:

„Ich hätte die Felder nicht — eigentlich mit einem gewissen Unrecht — in meinen Besitz gebracht, wenn ich nicht hoffen dürfte, sie bald zu Recht besitzen zu dürfen. Du wirst wohl wissen, daß eine Veränderung der Landesgesetze bevorsteht, und

daß an den größeren Freiheiten, die sie dem Volke Galiziens gewähren werden, auch die Juden teilnehmen sollen."

Joseph wußte das und hoffte, der Doktor werde die Felder, wenn sie einmal vor Gott und der Welt sein Eigentum sein würden, nicht mehr in Pacht geben, sondern selbst bewirtschaften.

„Dann wirst du Ställe und Scheuern bauen müssen," schloß der Jüngling. „Ich habe dem Architekten in der Stadt etwas abgesehen und die Pläne schon fertig."

„Bist ein Narr," sprach der Doktor, verlangte aber nach einigen Tagen doch die Pläne zu sehen.

Nun, brauchbar waren sie gewiß nicht, doch als merkwürdig mußte man es gelten lassen, daß der Findling, dessen Schrift die eines siebenjährigen Kindes war, doch so nett und ordentlich und vielleicht auch in den Maßen richtig, einen Plan zu zeichnen vermochte. Das ist eben einer von denen, die tanzen können, bevor sie das Gehen erlernt haben. Es gibt solche Käuze. Sie setzen uns allerdings manchmal in Erstaunen; gewöhnlich wird aber nichts aus ihnen.

Nathanael, der einen Gedanken, der sein eigenes Wohl und Weh betraf, nie lange verfolgte, ohne die Großmutter zu seiner Vertrauten zu machen, fragte bald darauf bei ihr an, was sie zu einer Selbstverwaltung seiner Gründe sagen würde. Da zeigte es sich, daß dieser Gegenstand zwischen der Greisin und dem Findling schon erörtert worden war.

„Du wirst reich werden wie Laban," prophezeite die alte Frau. „Über dir ist des Herrn sichtbarer Segen."

In diesem Frühjahr hatte es sich erwiesen, in diesem für Tausende unseligen Frühjahr 1845, als die Weichsel aus ihren Ufern trat und in einen schlammigen See verwandelte, was üppig und verheißungsvoll grünende Saat gewesen war. Unaufhaltsam wie ein Gottesgericht waren die Fluten hereingebrochen, hatten die ernährende Scholle hinweggespült und mit ihr das Hab und Gut und die Hoffnung derer, die sie bebauten.

Bis dicht an die Grenze der Felder Nathanaels erstreckte sich die Verheerung — vor ihnen zerrannen die Wellen. Vor ihnen waren die Wasser hinweggefahren und hatten sich auseinander geteilt, wie einstens die Wasser des roten Meeres, als Moses gegen sie den Stab erhob und die Hand reckte auf Gottes Gebot.

Und als der Herbst kam, herrschte ringsum Hungersnot. Hunderte verließen mit ihren Weibern und Kindern die Heimat und wanderten als Bettler, als Tagelöhner, Brot und Arbeit suchend, aus.

Die Großmutter aber fragte täglich:

„Wann beginnt die Ernte? In diesem Jahre hat der Weizen hundertfachen Wert. Wann kommen die Schnitter?"

Nathanael erwiderte lächelnd:

„Bald, sehr bald. Sie wetzen schon die Sensen!"

Indessen erlebte die Greisin die Zeit der Ernte nicht mehr. Sie fiel selbst als überreifes Körnlein in den Mutterschoß der Erde zurück, bevor ihr Enkel zu ihr hatte sprechen können:

„Die Schnitter kommen!"

Unerhört spät und doch zu früh war plötzlich ihr Leben erloschen.

Da lag sie nun in ihrem schmalen Sarge, die alte Rebekka, ein wundersam ergreifender Anblick. Der Tod hatte ihre gekrümmte Gestalt gestreckt, und weinend und staunend fragte Joseph:

„So groß war sie?"

Er fragte aber auch:

„So schön war sie?"

Erlöst von allen Gebresten, befreit von der Hilflosigkeit des Alters, wie majestätisch erschien sie nun, in ihrer unendlichen Ruhe, in ihrem untrübbaren Frieden! Das Lächeln auf dem Angesicht so vieler, die überwunden haben, umschwebte diese Lippen nicht. Steinerne Kälte sprach aus den Zügen, die ein

Schimmer der begeisterten Liebe und Bewunderung, welche die Gegenwart des Enkels stets auf ihnen hervorgezaubert, noch in der Sterbestunde erhellt hatte.

Du bist es nicht mehr! dachte Nathanael, und mit grausamer Gewalt ergriff ihn das Bewußtsein des erlittenen Verlustes.

Er winkte Joseph hinweg, er wollte ungestört bei seiner Toten bleiben. Am Fußende des Sarges stehend, suchte er in dem fremden, veränderten Antlitz der Großmutter das lang bekannte, teure und — fand es nicht. Das einzige ideale Gut, das er besessen hatte, die Zuneigung dieser alten Frau, war für immer dahin und er als ein bejahrter Mann — allein. Mit jähem Schreck fiel es ihn an: Zwischen dieser Greisin und dir liegt eine Generation. Du solltest jetzt hingehen können und an der Brust deines Weibes um sie weinen, und dir Trost schöpfen aus dem Anblick deiner Kinder.

Der rastlos Strebende, der nie zurück-, der nur vorwärts geschaut hatte, nach Zielen, die mit seinen Erfolgen wuchsen, hielt einmal still in seinem Laufe, wandte sich und durchmaß im Geiste seinen ganzen Lebensweg. Viel erreicht! durfte er sich gestehen, doch niemals das geringste ohne einen Gedanken an dich — Großmutter. So freudig ihr Dasein ihn erfüllt und beglückt hatte, so schmerzlich klaffte jetzt der Riß, den ihr Scheiden verursachte.

Sie hätte ihn nicht verlassen sollen, sie, deren Nähe ihn über das Schwinden der Zeit — eines Begriffes, der dem hohen Alter verloren geht, — getäuscht hatte.

„Weiche ab von dem Brauche unsres Volkes," hatte die Greisin oft gesprochen. „Heirate nicht zu früh, setze nicht Bettler in die Welt. Du kannst warten, mein Kind, du bist jung."

Immer hatte er zu dieser Ermahnung geschwiegen; heute antwortete er ihr, die ihn nicht mehr hören konnte:

„Ich war dir so lange zu jung zum Freien, bis ich mir zu alt dazu geworden bin."

Alsbald jedoch empfand er den Widerspruch, den er ihr ins Grab nachgerufen, als einen Frevel. Er trat zu ihr, beugte sich über sie, und, was nie geschehen war, so lange sie gelebt hatte, er küßte ihre Hand, küßte ihre Stirn und den für ewig verstummten Mund, den einzigen auf Erden, von dem er sich „mein Kind" hatte nennen gehört.

II.

Joseph beteiligte sich als Freiwilliger an den Erntearbeiten, und eines Nachmittags sah ihn Rosenzweig, der gleichgültig, als ob die Sache ihn nichts anginge, vorbeischritt, hoch oben stehen auf einem beinahe völlig beladenen Leiterwagen. Behend und kräftig schichtete er die Garben, und dem Doktor fiel es auf, daß der Bursche in der drollig weiten Jacke, die seinem Wohltäter als Rock gedient hatte, und in den viel zu kurzen Hosen doch ein bildschönes Menschenkind sei. Groß, schlank und stark, weiß und rot im Gesicht, den wohlgeformten Kopf umwallt von leicht gelocktem blonden Haar, sein ganzes Wesen Freudigkeit atmend an der Arbeit, an der Mühe, nahm er sich auf seiner stolzen Höhe ganz merkwürdig gut aus.

Unter den auf dem Felde beschäftigten Weibern und Mädchen befand sich auch die Tochter des Pächters, dem Rosenzweig die Gründe des Pan Theophil von Kamatzki anvertraut hatte. Ein hübsches, lebhaftes Ding, die echte Mazurentochter. Rosenzweig bemerkte, daß die braunen, funkelnden Augen des Mädchens und die blauen des Burschen einander gar oft begegneten, und wenn sich dann die braunen verlegen senkten, wurden sie von den blauen hartnäckig verfolgt, so hartnäckig, so kühn, daß sie sich endlich wieder erheben mußten, mit oder ohne ihren Willen.

Die Geringschätzung, die Rosenzweig für Joseph hegte, erhielt durch diesen kleinen Vorgang neue Nahrung. Ein Mensch,

zu ewiger Dienstbarkeit verurteilt durch die elende Beschaffenheit seines Kopfes, befaßt sich damit, den eines Mädchens zu verdrehen? Und in welchem Alter? In dem eines Knaben, in den Jahren, in denen der Sohn des Doktors stände, wenn der Doktor zur rechten Zeit geheiratet hätte. Was er in heroischer Selbstverleugnung so lange zu erringen säumte, bis er die Hoffnung, es zu erringen, versäumte, das Glück der Liebe, danach haschte in gedankenlosem Leichtsinn ein von fremden Gnaden lebender, unreifer Habenichts!

Am Abend berief ihn Rosenzweig auf sein Zimmer. Das war ein so kahles und ungemütliches Gelaß, daß jeden, der es betrat, fröstelte — sogar in den Hundstagen. Die Einrichtung bestand aus einigen an die Wände gereihten Sesseln, einem riesigen, mit weißer Ölfarbe angestrichenen Schreibtisch und einem gleichfalls weiß angestrichenen, langen und niederen Büchergestell, das, einer Gewölbbudel ähnlich, das Gemach in zwei Teile schied. In dem kleineren, zunächst den Fenstern, hielt sich der Doktor auf, in dem größeren, nächst der Tür, hatten die Patienten, die ihn besuchten, zu warten, bis er zu ihnen trat durch einen schmalen Raum, der zwischen der Wand und dem Büchergestell frei geblieben war. Auf dessen oberstem Brette lagen oder standen allerlei Dinge, mit deren gruselnder Betrachtung die Leute sich die Zeit des Wartens vertrieben. Sonderbare Instrumente, Messer und Zangen und fest verschlossene Gläser, gefüllt mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, in der der galizische Instinkt sofort Weingeist witterte. Nur war leider das gute Getränk verdorben durch höchst unappetitliche Gebilde, die darin schwammen.

Über all diese Sachen hinweg rief Rosenzweig jetzt dem eintretenden Joseph zu:

„Sag einmal, was hast du mit der kleinen Lubienka des Pächters?"

Wie gewöhnlich, wenn sein Wohltäter ihn scharf anredete,

wurde der Bursche feuerrot, fand auch nicht gleich eine Antwort. Erst nachdem Rosenzweig seine Frage wiederholt hatte, nahm Joseph sich zusammen und entgegnete halblaut, aber bestimmt:

„Ich hab sie lieb."

„Und — sie?"

„— Sie hat mich auch lieb."

Der Doktor lachte bitter und höhnisch:

„Das bildest du dir ein?"

„Das weiß ich, gnädiger Herr —"

„Wohin soll dieses Liebhaben führen?"

Nun meinte Joseph, der Doktor habe ihn zum besten, wollte ihn nur ein wenig aufziehen und erwiderte ganz munter:

„Zu einer Heirat, Herr."

„Einer Heirat! Du denkst ans Heiraten?"

„Ja, Herr! und Lubienka denkt auch daran."

„Sie auch... Was sagt denn ihr Vater dazu?"

„Dem ist es recht, Panie Kochanku!"*) rief Joseph mit einem Ausbruch überwallender Empfindung und machte Miene, auf dem jedem andern als dem Doktor verbotenen Weg in das Bereich seines Wohltäters zu stürzen...

Der aber erhob sich gebieterisch von seinem Stuhle und bannte den Jüngling mit einem strengen:

„Bleib, wo du bist!" an seinen Platz.

In grausamen Worten hielt er ihm seine Armut und seine Aussichtslosigkeit vor. Ihn empörte der Gedanke, daß dieser Mensch vielleicht auf ihn gerechnet habe, respektive auf seinen Geldbeutel, und er faßte den Entschluß, dem interessierten Schlingel nach beendeter Erntearbeit die Tür zu weisen. Vorläufig wies er ihn aus dem Zimmer und legte sich mit dem Vorsatz zu Bett, den Pächter am folgenden Tage ernstlich zu er-

*) Lieber Herr.

mahnen, der Löffelei zwischen seiner Tochter und Joseph ein Ende zu machen.

Gerade an diesem Tage jedoch ereignete sich etwas, das ihn von jedem unwesentlichen und nebensächlichen Gegenstand ein für allemal abzog.

Er wurde am frühen Morgen zu dem plötzlich erkrankten Sohn einer benachbarten Gutsfrau berufen, konnte die besorgte Mutter über den Zustand des Patienten beruhigen und wäre am liebsten sogleich wieder nach Hause gefahren. Das gestattete jedoch die landesübliche Gastfreundschaft nicht. Gern oder ungern hieß es an einem reichlichen Frühstück teilnehmen, das im Salon aufgetragen war. Dort hatte sich eine große Anzahl Schloßgäste versammelt, eine Gesellschaft, dem Doktor wohlbekannt und so widerwärtig, als ob sie aus lauter Kurpfuschern bestanden hätte. Anhänger und Anhängerinnen „König" Adam Czartoryskis, Konspiranten gegen die bestehende gute Ordnung, Schwärmer für die Wiedereinführung der alten polnischen Wirtschaft. Die Frau des Hauses, noch jung, schön, enthusiastisch, seit dem Tode ihres Mannes unumschränkte Herrin der großen Güter, die sie ihm zugebracht hatte, war die Seele der ganzen Partei und ihre mächtige Stütze. Die unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit der Nationalregierung in Paris, empfing und beherbergte deren Emissäre und verwendete jährlich große Summen für Revolutionszwecke.

Dieses fanatische Treiben mißfiel dem Doktor und entstellte ihm das Bild der in jeder andern Hinsicht, als gute Mutter, als kluge Verwalterin ihres Vermögens und als humane Herrin ihrer Untertanen verehrungswürdigen Frau.

Mit verdrießlicher Miene nahm er am Teetische Platz, aß und trank und sprach kein Wort, indes Herren und Damen eifrig politisierten. Ihm war, als sei er von Kindern umgeben, die, statt Soldaten zu spielen, zur Abwechslung einmal Verschwörer spielten.

Da legte eine weiße Hand sich plötzlich auf die Lehne seines Sessels.

„Warum so verstimmt, angesichts des schönsten Wunders, mein lieber Doktor?" sprach Gräfin Aniela W. zu ihrem Lebensretter.

Rosenzweig erhob und verneigte sich:

„Welches Wunder meinen Euer Hochgeboren?"

„Das der Wiedererweckung des polnischen Reiches!" versetzte die reizende Frau, und aus ihren Taubenaugen schoß ein Adlerblick, und ihre zierliche Gestalt richtete sich heroisch auf.

Der Doktor verbiß ein Lächeln, und sogleich riefen mehrere Patriotinnen in schmerzlicher Enttäuschung:

„Sie zweifeln? O Doktor, — ist das möglich? Ein so gescheiter Mann!"

„Ich zweifle nicht, meine Damen! Wer sagt, daß ich zweifle?"

„Ihr Lächeln sagt es, das ganz unmotiviert ist, da wir Ernst machen," sprach die Gräfin und kreuzte die Arme wie Napoleon.

„Der Augenblick, das fremde Joch abzuschütteln, ist gekommen ... Sie dürfen es erfahren, weil Sie ein guter Pole und unser Vertrauter sind. Das Zeichen zum Ausbruch der Revolution wird in Lemberg auf dem ersten Balle des Erzherzogs gegeben werden!"

Allgemeines Schweigen folgte dieser freimütigen Erklärung. Die Verschworenen waren betroffen über die Eigenmächtigkeit, mit der Aniela über das gemeinsame Eigentum — den Plan der Partei — verfügte.

Doch war sie viel zu liebenswürdig und sah auch viel zu reizend aus, als daß man ihr hätte zürnen können. Sie trug ein Pariser Häubchen mit einer Kaskade aus gesinnungstüchtigen rot und weißen Bändern. Den köstlichen Stoff des Morgenkleides hatte ihr Gemahl von seiner letzten Missionsreise nach Rußland, aus Nishnij-Nowgorod mitgebracht, — unter welchen Gefahren!

Ach, es war eine ganze Geschichte ... Heute wurde sie aber nicht erzählt, am wenigsten in diesem Augenblick, in dem es vor allem galt, den üblen Eindruck zu verwischen, den die Politikerin auf ihre Umgebung hervorgebracht hatte.

„Ihr Kleingläubigen!" rief sie, „zweifelt ihr an der Treue und Zuverlässigkeit eines Mannes, der dem Vaterlande mein Leben erhalten hat?"

Einige junge Herren beeilten sich zu protestieren, und ein alter Schlachtschitz mit langem, herabhängendem Schnurrbart erhob sein Madeiraglächen, leerte es auf einen Zug und sprach:

„Vivat, Doktor Rosenzweig!"

Die Frau vom Hause wiederholte:

„Vivat, Doktor Rosenzweig, dem so viele von uns ihre eigene Gesundheit und die ihrer Kinder verdanken!"

Sie stürzte nach diesem Toast den Rest ihrer sechsten Tasse Tee hinunter, und statt sich erkenntlich zu zeigen, brummte der Arzt:

„Wie oft habe ich Euer Hochgeboren ersucht, nicht so viel Tee zu trinken. Sie ruinieren Ihre Nerven."

Die schöne Festgeberin lächelte überlegen:

„Guter Gott, meine Nerven! An die werden bald ganz andere Zumutungen gestellt werden!"

„Ich verstehe — auf jenem Revolutionsballe!"

„Ja, Doktor! Ja!" rief Gräfin Aniela dazwischen, — „dem Ball, auf dem wir ein welthistorisches Ereignis inaugurieren!"

„Bei der Mazurka, oder bei der Française?"

„Beim Kotillon. Die Damen wählen zugleich alle anwesenden Offiziere. Die Offiziere legen zum Tanz ihre Säbel ab. Die Säbel werden fortgeschafft. Kaum ist das geschehen, so werfen sich die Polen auf die waffenlosen Feinde und machen sie nieder!"

„Vivat!" rief der Schlachtschitz, „alle nieder, ohne Pardon!"

Einige Damen widersprachen und schlugen vor, den Offizieren Pardon zu geben, die ihn verlangen würden. Sie zogen

jedoch ihren Antrag zurück, als sie bemerkten, daß er Zweifel an der Echtheit ihres Patriotismus erregte.

„Meine Herrschaften," sagte Rosenzweig, „dieser Plan ist wundersam ausgedacht, aber ausführen werden Sie ihn nicht."

„Warum?" rief's von allen Seiten, „was soll uns hindern?"

„Ihre eigene Hochherzigkeit, Ihr eigener loyaler Charakter. Edle Damen und edle Herren, wie Sie, können hassen, können befehden, aber sie verraten nicht, und sie morden nicht."

„Monsieur!" entgegnete ein neunzehnjähriges Bürschlein, das eben aus einer Pariser Erziehungsanstalt heimgekehrt war, „Ihr Argument würde im Kriege gelten, aber es gilt nicht in einer Konspiration."

„Ganz richtig — weil ja ..." Dem alten Schlachtschitz war plötzlich eingefallen, daß er jetzt eine Rede halten sollte; er sprang auf, schlug die Ferse aneinander und rief nach langer Überlegung:

„Vivat, Polonia! Vivat, König Adam!"

Nun erhob sich in der Ecke des Zimmers eine zitternde, klanglose Stimme. Wie aus der Tiefe eines Berges kam sie hervor, einem Berge von Seiden- und Schalstoffen, von Spitzen, Rüschen und Bändern. Die Stimme gehörte der Staroſtin Sulpicia, Großtante der Hausfrau, bei der die hochbejahrte Dame ein sehr reich mit Butter bestrichenes Gnadenbrot genoß.

„Olga, Duschenka moja,"*) sprach sie, „denke vor allem an dein ewiges Heil!"

Mit Schrecken hatte die Schloßdame das leise Sinken des Enthusiasmus ihrer Gäste wahrgenommen, indessen sie selbst nach der siebenten Tasse Tee auf dem Gipfel der Begeisterung angelangt war. Die Greisin goß mit ihrer Ermahnung Öl ins Feuer. Es schlug auch sogleich lichterloh empor in dem lauten, feierlichen Ausrufe:

---

*) Mein Seelchen.

„Alles für Polen! Mein zeitliches und mein ewiges Heil!“

Gräfin Aniela warf sich, ganz entzückt von dieser Größe, ihrer Freundin in die Arme, die Herren küßten die Hände der Patriotinnen. Einer von ihnen erbat sich die Ehre, aus dem Schuh der Hausfrau trinken zu dürfen. Sie gestattete es aber nicht, aus Rücksicht für den erhabenen Ernst dieser Stunde, und der Abgewiesene setzte sich ans Klavier und intonierte ein melancholisches Nationallied.

Alle schwiegen, alle horchten gerührt, in manches Auge traten Tränen.

Die unwiderstehliche Macht dieses Gesanges ergriff sogar einen, der bisher unbeweglich in einer Fensterecke gestanden und am Gespräch nicht teilgenommen hatte.

Rosenzweig kannte ihn nicht und war in angestammtem Mißtrauen geneigt gewesen, ihn, seiner auffallenden Bläße wegen, für einen der verschämten Patienten zu halten, die sich berühmten Ärzten so gern auf neutralem Gebiet in den Weg stellen, um im Vorübergehen eine Konsultation abzuhalten, für die sie später das Honorar schuldig bleiben.

Indessen hatte Rosenzweig sich geirrt. Der Fremde machte keinen Versuch, in seine Nähe zu gelangen, während er selbst nicht mehr vermochte, seine Aufmerksamkeit von ihm abzulenken.

Er war ein mittelgroßer, schlanker Mann mit blondem, dünnem Bart, mit blauen, offenbar sehr kurzsichtigen Augen. Der Eindruck eines ungemein regen Geisteslebens, den seine Züge hervorbrachten, wurde durch die Bläße erhöht, die den Doktor anfangs verleitet hatte, ihn für einen Kranken zu halten. Doch auch von dieser Meinung war er bald abgekommen. Krankheit vergeistigt nicht, wie die Poeten oft behaupten, sie zeichnet vielmehr die Kinder des Staubes mit deutlichen Merkmalen ihrer Abkunft.

In dem Wesen dieses Mannes aber gab sich kein Zeichen

von körperlicher Mühsal kund. Die Leidensspuren auf seiner marmorgleichen Stirn waren durch rastlos arbeitende Gedanken ausgeprägt worden, und der Schmerzenszug um den jungen Mund durch frühe, schwere Seelenkämpfe. Die Geringschätzung, mit der das Treiben der Gesellschaft ihn zu erfüllen schien, wurde allmählich besiegt. Die Klänge des schönen Volksliedes ergriffen und bewegten auch ihn. Eine Empfindung verband ihn mit seinen Brüdern! Sehnsucht, leidenschaftlich heiße Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterland.

An diesem Leidensborn hat kein Volk sich so übersatt getrunken, wie das, aus dessen Herzen solch ein Lied geströmt. Es singt von dem verirrten Sohne, der heimkehrt zum Elternhaus, voll Reue und glühender Liebe. Zagend steht er an der verschlossenen Tür und hört die Stimme seines Vaters, die nach ihm ruft, und hört das Weinen seiner Mutter ... Vater! Mutter! stöhnt er. Sie antworten: Komm! Erlöse uns, wir liegen in Banden ... Er rüttelt an der eisernen Pforte, zerpocht sich die Hände, zerschlägt sich die Stirn, schon fließt sein Blut. Vergeblich. Nie wird diese Pforte weichen, nie vermag er sie aus den Angeln zu heben. — Er wird auf der Schwelle verschmachten.

Der Gesang war verstummt, und die Stille, die ihm folgte, wurde erst nach einer Weile durch die Wirtin unterbrochen, die sich erhob, auf den Fremden zuschritt und leise mit ihm zu parlamentieren begann.

Die stattliche Dame machte sich förmlich klein vor ihrem Gast, jede ihrer Mienen bezeugte Ehrfurcht, jede ihrer Gebärden war Huldigung.

Sie faltete die Hände und flehte:

„Sprechen Sie, o sprechen Sie zu der Versammlung!"

Die Aufforderung der Hausfrau fand lebhafte Unterstützung.

„Ach ja, sprechen Sie!" riefen viele Stimmen durcheinander.

— „Es würde uns beseligen." — „Wir wagten nur noch nicht, Sie darum zu bitten." — „Aus Bescheidenheit."

Alle kamen heran, sehr freundlich, mit auserlesener Höflichkeit — keiner ohne eine gewisse Scheu. Sogar die siegessichere Gräfin Aniela war befangen, und ihre anmutigen Lippen zitterten ein wenig, als sie sprach:

„Geben Sie uns eine Probe Ihrer wunderbaren Beredsamkeit, von der wir schon so viel gehört haben. Man sagt, daß Sie steinerne Herzen zu rühren und moralisch Tote zu den größten Taten zu wecken vermögen!"

Der Fremde lachte, und dieses Lachen war hell und frisch, wie das eines Kindes. Unwillkürlich mußte Rosenzweig denken: Du hast eine unschuldige Seele.

„Wie heißt der Mann?" fragte er die Hausfrau.

Sie errötete und gab mit nicht sehr glücklich gespielter Unbefangenheit zur Antwort:

„Es ist mein Cousin Roswadowski aus dem Königreich."

Niemals hatte der Doktor von einem berühmten Redner Roswadowski auch nur das geringste gehört; aber was lag daran? In Zeiten nationaler Erhebung pflegen ja von heut auf morgen nationale Größen aus dem Boden zu wachsen.

Roswadowski erwiderte den Blick, den der Arzt auf ihm ruhen ließ, mit einem ebenso forschend gespannten, und sich leicht gegen ihn verneigend, sagte er:

„Bitten Sie doch Herrn Doktor Rosenzweig zu sprechen. Er möge Ihnen sagen, was er von der Revolution erwartet."

„Das wissen wir im voraus," entgegnete Aniela, „wie jeder gute Pole, die Wiederherstellung des Reiches, das allgemeine Wohl!"

„Olga, Duschenka moja," ließ wieder die Großtante sich vernehmen, „sage deiner Freundin, daß keiner ein guter Pole ist, der nicht ein guter Katholik ist."

Ohne auf die Unterbrechung zu achten, fuhr Roswadowski fort:

„Das allgemeine Wohl soll jedes Besondere in sich begreifen, also auch das dieses Mannes und seiner Glaubensgenossen. Warum höre ich keinen von euch, die ihr seines Lobes voll seid, davon sprechen, daß ihr die Schuld abzutragen gedenkt, in der wir alle ihm gegenüber stehen und seinem Volke?"

„Ce cher Édouard!" rief Graf W. und fügte, sich in den Hüften wiegend, mit süßlichem Lächeln, nur vernehmbar für seine Frau und für den neben ihr stehenden Rosenzweig hinzu: „Er wird immer verrückter."

Auch die Schloßdame war unzufrieden mit dem unerwarteten Ausfall ihres Cousins und erklärte sehr scharf, „in einer Schuld der Dankbarkeit und Verehrung fühle sie wenigstens sich dem vortrefflichen Doktor gegenüber nicht."

„Und was die Gleichberechtigung aller Konfessionen im Königreiche Polen betrifft," sagte Aniela, „so ist sie bereits im Prinzip festgestellt. Mit den Modalitäten wird man sich beschäftigen. Bis jetzt hatte man aber noch nicht Zeit, auf Details einzugehen."

„Ich falle Ihnen zu Füßen!" sprach Rosenzweig. „Um die Sache der Juden ist mir nicht mehr bang."

„Ihre Verheißung macht ihn lachen, so groß ist sein Vertrauen —," nahm Roswadowski wieder das Wort. „Er, dessen ganzes Leben nur eine Übung im Dienste der Pflicht gegen uns ist, erwartet von uns — nichts."

„Herr, wenn ich meine Pflicht nicht täte, käme ich um mein Amt," fiel der Doktor ein, im Tone eines Menschen, der einer unangenehmen Erörterung ein Ende machen will.

Sein unberufener Parteigänger jedoch entgegnete:

„Wenn ich von Pflicht sprach, so hatte ich eine höhere im Auge, als die, die Ihr Amt Ihnen auferlegt. Von Amts wegen sind Sie ein tüchtiger Kreisphysikus, zum Samariter macht Sie Ihr eigenes Herz."

„Samariter!... Ich?"

„Jawohl, Sie! Der des Evangeliums pflegte des Sterbenden an der Heerstraße und übergab ihn dann fremder Hut. Sie haben den Sterbenden, den Sie auf Ihrem Wege fanden, in Ihr Haus aufgenommen, das dem verwaisten Christenknaben ein Vaterhaus geworden ist."

Der Doktor deprezierte:

„— Wie man's nimmt," und dachte im stillen ganz grimmig: „Du bist gut unterrichtet, Lobhudler! Mein Haus ein Vaterhaus für einen solchen Chamer!"

Und in dem Augenblick beantwortete sich ihm eine Frage, die er oft erwogen hatte, die Frage: ob man wohl zwei Gedanken auf einmal haben könne, denn wahrhaftig, er hatte zugleich auch den: ich will dem Chamer, bevor ich ihn wegschicke, doch einen neuen Anzug machen lassen.

„So hat ein Jude getan," wandte der Redner sich an die Gesellschaft, „aus freiem Willen für einen Andersgläubigen, und was haben wir Andersgläubigen jemals aus freiem Willen für einen seines Volkes getan? Leset eure Geschichte und fragt euch selbst, ob ein Jude die Tage herbeiwünschen kann, in denen in Polen wieder Polen herrschen?"

Olga und Aniela erhoben Einwendungen; was die Herren betraf, so waren die meisten von ihnen dem Grafen W. in das Nebenzimmer gefolgt und hatten dort an Spieltischen Platz genommen. Nur der ehrwürdige Schlachtschitz und der Ankömmling aus Paris hielten ritterlich bei den Damen aus, und der erste versicherte, er habe sich in seiner Jugend auch mit der Geschichte seines Landes beschäftigt, darin jedoch niemals andre, als glorreiche Dinge gelesen.

Jetzt wurde die Tür aufgerissen, ein Diener stürzte herein und meldete:

„Der Herr Kreishauptmann. Er wird gleich in den Hof fahren."

Die mutigen Damen stießen einen Schrei des Entsetzens aus:

„Um Gottes willen, der Kreishauptmann!"

Voll Todesangst ergriff die Hausfrau die Hand ihres Vetters! „Fort! fort! verbergen Sie sich!"

„Ich denke nicht daran," erwiderte er ganz ruhig, „ich bleibe, ich freue mich sehr, die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Mannes zu machen."

„Sie bleiben nicht! Sie gehen — weil Ihre Gegenwart uns kompromittiert," rief Graf W., der mit bestürzter Miene in den Salon zurückgekehrt war.

Ein Wortwechsel entspann sich ...

„Doktor! ich beschwöre Sie, eilen Sie dem Kreishauptmann entgegen, suchen Sie ihn so lang als möglich auf der Treppe aufzuhalten," flehte die Herrin des Schlosses und drängte Rosenzweig zur Tür.

„Ich werde tun, was ich kann; ich empfehle mich, meine Herrschaften!" antwortete er und verließ den Salon, im Grund der Seele höchlich ergötzt über das Ende, das die Versammlung der Verschwörer genommen hatte.

Vom Gange aus sah er den Kreishauptmann soeben in das Haus treten. Ein behäbiger, feiner, mit äußerster Sorgfalt gekleideter Herr. Der Deckel seines Zylinders glänzte in der Vogelperspektive, in der er sich zuerst dem Doktor zeigte, wie die Mondesscheibe. Nicht minder glänzte der Lackstiefel an dem kleinen Fuße, den der Beamte auf die erste Stufe der niederen Treppe setzte, als Rosenzweig bei ihm anlangte.

„Ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeboren zu begrüßen!" sprach der Doktor, seinen Hut feierlich schwenkend.

„Wie, mein lieber Doktor? Sind Sie es wirklich? Was?" sprach der Beamte mit dem gnädigsten Lächeln, „auch Sie im Neste der Verschwörer?"

„— Herausgefallen, als ein noch nicht flügges Vöglein! — Wie befinden sich Euer Gnaden?"

„Gut. Dank Ihren Ordonnanzen."

„Und der Pünktlichkeit, mit der Euer Gnaden ihnen nachkommen. Sie sind ein so vortrefflicher Patient, daß Sie verdienen würden, immer krank zu sein."

„Sehr verbunden für den christlichen Wunsch ... Entschuldigen Sie — da habe ich mich versprochen." Und nun kam die Frage, die der Kreishauptmann dem Doktor auch bei der flüchtigsten Begegnung nicht erließ. „Aber, mein lieber Doktor, wann werden Sie sich denn endlich taufen lassen?"

Auf die stehende Frage erfolgte die stehende Antwort:

„Ich weiß es noch nicht genau."

„Entschließen Sie sich! Sie sind ja ohnehin nur ein halber Jude."

„Ich würde vermutlich auch nur ein halber Christ sein."

„Oho! das ist etwas andres!" entgegnete der Beamte streng. „Wir sprechen noch davon; jetzt sagen Sie mir —" seine Miene blieb unverändert, aber seine kleinen klugen Augen blickten den Doktor durchdringend an: „Ist er oben, der Sendbote? Haben Sie ihn gesehen?"

„Welchen Sendboten?"

„Hier im Hause wird er als Herr von Roswadowski vorgestellt."

Auf dem Gesichte Rosenzweigs malte sich ein so aufrichtiges Erstaunen, das der Beamte ausrief:

„Sie sind nicht eingeweiht! — Nun, ich will Ihnen Ihre politische Unschuld nicht rauben ... Ganz scharmant diese Konspiranten! besonders die Damen. Übrigens haben wir uns weniger in acht vor ihnen zu nehmen, als sie sich selbst vor — andern. Es ballt sich ein Gewitter über ihren Häuptern zusammen, von dessen Aufsteigen sie keine Ahnung haben. Diese harmlosen Unzufriedenen, die sich für bedrohlich halten, sind selbst von ganz anders Unzufriedenen, in ganz anders gefährlicher Weile bedroht."

Rosenzweig konnte eine Erklärung dieser Worte nicht mehr

erbitten. Auf der Höhe der Treppe erschien soeben die Hausfrau, strahlend vor Freundlichkeit, und der Kreishauptmann schwebte ihr in zierlichen Schritten eiligst entgegen.

III.

Rosenzweig ließ seinem Kutscher den Befehl erteilen, anzuspannen und ihm auf der Straße nachzufahren. Er selbst ging zu Fuße voraus und schlug bald einen schmalen Weg ein, der, die Felder quer durchschneidend, in der Nähe eines steinernen Kreuzes in die Landstraße ausmündete. Dort wollte er seinen Wagen erwarten.

Er sehnte sich danach, tüchtig auszuschreiten, frische, freie Luft zu atmen und den gesunden Erdgeruch einzuziehen, der aus den aufgerissenen Schollen emporstieg. Nur Wunder nahm es ihn, daß er die Wonne und Wohltat, der parfümierten Salonluft und Gesellschaft entronnen zu sein, nicht so recht zu empfinden vermochte.

Ein tiefinnerliches Unbehagen erfüllte ihn, ein unbestimmtes Etwas ging ihm nach, von dem er sich keine andre Rechenschaft zu geben wußte, als daß es sehr quälend sei.

Plötzlich rief er mehrmals nacheinander laut aus: „Narr! Narr!"

Die Apostrophe galt dem, den der Kreishauptmann soeben einen Sendboten genannt und die Erinnerung an das unverdiente Lob, das dieser Mensch ihm gespendet hatte, das war's, was dem Doktor die Laune verdarb. Jedes Wort, das der „Narr" gesprochen, jeder Zug seines durchgeistigten Apostelgesichts, der Ausdruck der schwärmerischen Ehrfurcht, mit dem seine tiefblauen Augen auf ihm geruht — alles hörte, alles sah er wieder, und eine zornige Beschämung erfüllte ihn.

Er, der trockene, auf seinen Vorteil bedachte Nathanael Rosenzweig — ein Menschenfreund und Samariter? — So einsam er da wandelte auf dem Felde, ihm schoß das Blut in die Wangen, daß sie glühten. Er gedachte all der Hände, die sich im Verlauf seines langen Lebens flehend zu ihm ausgestreckt und sagte sich: „Nie hast du geholfen außer im Beruf. Und was wir dem zuliebe tun, tun wir uns selbst zuliebe." Seine Schuldigkeit hatte er in ihrem ganzen Umfang erfüllt; aber Schuldigkeit — es liegt schon im Worte — ist nur ein Tausch. Mehr als getauscht hatte er nie. Seine Kraft, sein Talent, die Früchte seines rastlos vermehrten Wissens gegen den Wohlstand, den er durch sie erwarb, und gegen die Achtung der Menschen. So hatte er bisher gehalten und — Nathanael warf den Kopf zurück in seinen breiten Nacken — so wollte er es auch ferner halten. Möge erst jeder seinem Beispiel folgen: Möge diese, im Grunde niedere Stufe der Moral erst von der Mehrzahl erreicht sein, dann werden sie zu Worte kommen, die Idealisten, die Träumer von einem goldenen Zeitalter allgemeiner Nächstenliebe. Früher — nicht!

Jetzt hatte er sich wieder zurechtgefunden und schritt rüstig und sorglos weiter in gewohnter Seelenruhe.

Lange vor seinem Wagen, von dem trotz allen Ausblickens keine Spur zu entdecken war, erreichte er das steinerne Kreuz. An dessen Fuße kauerte eine klägliche Gestalt. Ein alter Mann, die Knie heraufgezogen bis ans Kinn, eine hohe Schafspelzmütze auf dem Kopfe, um die Schultern die Reste eines blauen Fracks, den vermutlich dereinst in Tagen schlummernden Nationalgefühls der verewigte Gutsherr getragen. Die mageren Beine des Greises wurden von einer ausgefransten Leinwandhose umschlottert und befanden sich, wie sein ganzer kleiner Körper, in einer unaufhörlich zitternden Bewegung.

Als der Doktor sich ihm näherte und ihn ansprach, erhob er langsam, mühsam das juchtenfarbige, faltige Gesicht und blickte

aus halberloschenen, rot umränderten Augen mit dem demütigen Leidensausdrucke eines alten Jagdhundes zu ihm empor.

„Was tust du hier?" fragte Rosenzweig.

„Ich warte, mein gnädiger Herr, ich bete und warte," antwortete der Angeredete und streckte seine knöcherne Rechte aus, an deren Fingern ein vielgebrauchter Rosenkranz hing, „ich warte immer auf einen Brief von unserm lieben Herrgott."

„Was soll denn unser lieber Herrgott dir schreiben?"

„Daß ich zu ihm kommen darf, 's ist ja hohe, hohe Zeit."

„Wie alt bist du?"

„Siebzig, nicht mehr. Aber wie ich aussehe und wenn Euer Gnaden wüßten, wie mir ist. Da —" er klopfte auf seine eingefallene pfeifende Brust — „kein Atem. Jeden Tag meine ich, ich sterbe auf dem Wege, ich erreiche das Kreuz nicht mehr."

„Warum bleibst du nicht zu Hause?"

Der Alte öffnete die Arme mit einer unbeschreiblich hilflosen Gebärde! „Sie jagen mich ja hinaus, die Tochter, der Schwiegersohn, die Kinder. Nun ja — sie haben selbst keinen Platz in der kleinen Schaluppe."

„Wem gehört die Schaluppe?"

„Der Tochter. Ja, der Tochter. Ich habe sie ihr zur Aussteuer geschenkt."

„Ein Schürzenvermögen also!" spöttelte der Doktor. „Und jetzt jagt sie dich aus dem Haus, das du ihr geschenkt hast?"

„Mein Gott, was soll sie tun? Der Schwiegersohn prügelt sie ohnehin, weil ich so lang lebe. Der Schwiegersohn sagt zu den Kindern: ‚Kinder betet, daß der Großvater bald stirbt.' — Ja!"

„Du hast da einen sauberen Schwiegersohn."

„Mein Gott, Herr, die Leute sind schon so. Solche Herren, wie du, wissen nicht, wie die Leute sind. Es gibt noch viel, viel ärgere im Dorf. Besonders jetzt in dieser Zeit." Er senkte die

keuchende Stimme. „Weh allen Panowies und Panies, die das nächste Jahr erleben!"

„Warum denn? Was meinst du damit?"

„O, die armen Herrschaften! Die Armen, Armen!" wimmerte der Greis und begann bitterlich zu weinen. „Alles wird man ihnen wegnehmen, und erschlagen wird man sie auch."

Der Doktor fuhr auf: „Du bist nicht bei Trost!"

Nun begann der andre die Hände zu ringen:

„Auch du antwortest mir so? Das ist ein Unglück! Ach, das ist ein Unglück!... So hat der Herr Pfarrer mir geantwortet, wie ich in der Beichte ausgesagt habe, was ich weiß, so hat der Herr Mandatar mir geantwortet, und der Herr Verwalter hat gar gedroht, mich auf die Bank legen zu lassen, wenn ich solche Sachen rede..." Er richtete seinen unsicher suchenden Blick auf den Doktor: „Bist auch du mit ihnen einverstanden?"

„Einverstanden — ich? mit wem?... Sag alles!" befahl Rosenzweig. „Was wird ums neue Jahr geschehen?"

„Männer von jenseits des Meeres werden kommen und werden alle adeligen Besitzungen unter die Bauern verteilen."

— Auch die des Pan Teophil Kamatzki. — Wartet, Kanaillen! dachte der Doktor und sprach: „Was wird denn die Regierung dazu sagen?"

„Die Regierung? Ach! Jesus! Von der Regierung aus ist im vorigen Frühjahr schon alles Land vermessen worden, damit die fremden Männer wissen, wie geteilt werden soll."

Rosenzweig brach in ein schallendes Gelächter aus:

„O! dieses Volk!... Seit fünfzig Jahren verkehre ich mit diesem Volk, aber die Wege seiner Dummheit habe ich noch nicht erforscht... Alter! die Vermessungen hat der Kaiser vornehmen lassen, weil er wissen will, wie groß sein Galizien ist, und wie viel Steuern es ihm zahlen kann."

Ungläubig wackelte der Greis mit dem Kopfe:

„Das wissen wir besser, verzeih. Der Kaiser nimmt den

Herren, die gegen ihn sind, das Land und schenkt es den Bauern, die für ihn sind. Dann wird es gut sein, glauben die meisten ... Ich glaube, daß es schlecht sein wird. Jeden Tag wird Sonntag sein, und was tun die Bauern am Sonntag, als raufen und sich betrinken? ... O, mein gnädiger Herr, könnt man's doch verhüten!"

„Sei du ganz ruhig, das wird gewiß verhütet werden," entgegnete Rosenzweig und lachte wieder.

Da wurde der Alte plötzlich aufgebracht:

„Wenn du gestern abend im Wirtshaus gewesen wärest und den Kommissär hättest predigen gehört, du würdest nicht lachen."

„Den Kommissär? Den Emissär, willst du wohl sagen! Ein Emissär, wie sie jetzt zu Dutzenden herumziehen."

„Nein, nein, kein solcher. Einer, der einmal ein Herr war und jetzt sagt, daß es keine Herren mehr geben soll. Er weiß so gut, was für Zeiten kommen werden, daß er lieber gleich von selbst ein Bauer geworden ist und hat alles verschenkt."

Diese Worte erweckten Nathanaels ganze Aufmerksamkeit und erhoben es ihm zur Überzeugung, daß der Alte von demselben Manne sprach, den der Kreishauptmann den Sendboten genannt, und vor dem er selbst eben erst Aug in Auge gestanden hatte.

Derselbe! er war es — er gewiß, der Rätselhafte, dessen Lebensgeschichte die Vernünftigen einander mit Hohn und Spott erzählten, die Furchtsamen mit Haß, die Phantasten mit Begeisterung, es war — Eduard Dembowski.

Oft hatte er sagen gehört, daß von diesem Menschen ein Zauber ausgehe, dem sich niemand zu entziehen vermöge, und dieser geheimnisvollen Einwirkung den größten Unglauben entgegengebracht, und nun gestand er sich, daß er doch etwas ihr Ähnliches erfahre.

Ja! der bleiche Schwärmer schritt wie ein Gespenst neben ihm her. Ja! sein Bild verfolgte ihn mit unleidlicher Hartnäckigkeit. Vergeblich suchte er seine Gedanken von ihm ab-

zulenken, immer wieder tauchte es auf und trotzte dem Willen, es zu verscheuchen.

Das Gefährt des Doktors stand schon seit geraumer Weile auf der Straße. Eine bequeme Britschka, bespannt mit einem Paar kugelrunder Falbenstuten, in zierlichen Krakauergeschirren, mit glockenbehangenen Kummeten. Der Kutscher war ein schlanker Bursche im saubern, einfach verschnürten Leibrock, und das ganze bildete eine hübsche Equipage, um die so mancher Edelmann den Doktor beneidete.

Dieser klopfte den Falben die starken Hälse und legte ihnen die Zöpflein der schwarzen, eingeflochtenen Mähnen zurecht. Schon war er im Begriff, in den Wagen zu steigen, da wandte er sich zu dem Alten am Fuße des Kreuzes zurück:

„Du! wie heißt du?"

„Semen Plachta, Herr."

„Hör an, Semen! Krieche heim und sage deinem Schwiegersohn, daß Doktor Rosenzweig morgen kommen wird, dich zu besuchen. Er soll dich zu Hause lassen. Verstehst du mich? Wenn ich komme und dich nicht zu Hause finde, werde ich dafür sorgen, daß dein Schwiegersohn noch vor der allgemeinen Verteilung als erste Abschlagzahlung auf das Künftige eine Tracht Prügel erhalte." Rosenzweig hatte seine Brieftasche gezogen und ihr eine Fünfguldenbanknote entnommen. Sein Gesicht wurde sehr ernst, während er sie betrachtete. Ein kurzes Zögern noch — dann reichte er sie dem Greise hin.

„Das aber gehört dir. Ich will morgen hören, ob das Geld für dich verwendet worden ist."

Semen streckte die Hand nach dem fabelhaften Reichtum aus; — zu sprechen, zu danken vermochte er nicht. Auch der Kutscher auf dem Bocke blieb starr, riß die Augen auf, ließ vor Erstaunen beinah die Zügel fallen. Was sollte das heißen, um Gottes willen? Sein Herr verschenkte fünf Gulden an einen Straßenbettler?!

„Herr," sagte er, als der Doktor in den Wagen stieg, „du hast ihm fünf Gulden gegeben. Hast du dich nicht geirrt?"

„Schweig und fahr zu!" befahl Rosenzweig, und die Peitsche knallte, und die Falben griffen aus.

Bald kam auf der weiten Ebene das Doktorhaus in Sicht. Es stand jetzt nicht mehr so allein da wie ein Grenzstein; sehr nette Stallungen und Schuppen erhoben sich hufeisenförmig im Hintergrunde, und eine wohlgepflegte Baumschule füllte den Raum zwischen den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden.

Die letzteren waren wirklich nach einem Plane des Chamers, dem der Architekt seine Sanktion gegeben hatte, ausgeführt worden und gut ausgefallen, das mußte man gelten lassen.

Ob Rosenzweig zu seinem Daheim zurückkehrte aus dem Gehöft eines Schlachtschitz, aus dem Hause eines Grundherrn oder aus dem Schlosse eines Magnaten — sein geliebtes Besitztum begrüßte er stets mit der gleichen Freude. „Den andern das ihre, das meine mir!" — Aufrichtig gesagt, getauscht hätte er, wenn auch noch so gewinnreich, mit keinem. Er hatte ja nie ein lebendes Wesen (seine Großmutter ausgenommen) so geliebt, wie er sein kleines Gut liebte. Und wie es da so schmuck vor ihm lag, das langsam und mühsam Erworbene, die Verkörperung seiner Kraft und Tüchtigkeit, ein so wahrhaft zu Recht bestehendes Eigentum, wie es wenige gab, da ballten sich seine Fäuste, und er vollzog einen imaginären Totschlag an dem imaginären ersten, der es wagen würde, ihm seinen Besitz anzutasten.

Am Abend noch besuchte er den Kreishauptmann und berichtete ihm Wort für Wort sein Gespräch mit Semen Plachta.

Der Beamte ließ sich in eine ausführliche Erörterung der kommunistischen Umtriebe im Lande ein, der eigentlichen Absichten ihres Urhebers jedoch, das Wesen des seltsamen Mannes überhaupt, wußte er nicht zu erklären, so genaue Kenntnis er auch von dessen ganzem Lebenslaufe besaß.

Der Sendbote, der das Land rastlos durchpilgerte und in den Palästen und den Hütten das Evangelium der Gleichberechtigung aller Menschen und der Gleichteilung allen Grund und Bodens verkündete, gehörte, als Sohn des Senatorkastellans von Polen und Herrn der Herrschaft Rudy im Warschauer Gouvernement, dem hohen Adel an. Auch er war wie seine Standesgenossen aufgewachsen und erzogen worden im Bewußtsein überkommener Rechte, ererbter Macht und der Pflicht, sie zu wahren und sie auszuüben.

Kaum jedoch in ihren Besitz gelangt, hatte er sich ihrer freiwillig entäußert. Die Erträgnisse seiner Güter flossen in die Bettelsäcke der Güterlosen oder wurden zu Revolutionszwecken verwendet. Er aber zog umher und warb Jünger für seine Lehre, und fand ihrer in den Reihen seiner eigenen Standesgenossen. An die eindrucksfähigen Herzen der Jugend wandte er sich, und je reiner und unschuldiger die Herzen waren, desto feuriger erglühten sie in Verehrung für ihn, und in Sehnsucht, seinem opfermutigen Beispiel zu folgen. Boten des Sendboten tauchten auf im Königreiche Polen, im westlichen Rußland, in Posen, in Galizien. Die Worte ihres Abgottes auf den Lippen, riefen sie dem Adel zu: — Wirf deine Reichtümer und deine zu lang genossenen Vorrechte von dir. Vorrecht ist Unrecht. Und dem Volke — Kommt, ihr Armen! Nehmt euern Anteil an dem Boden, den seit Jahrhunderten euer Schweiß, und wie oft! auch euer Blut gedüngt hat. — Zu allen aber sprachen sie: Erhebt euch, schüttelt das Joch der Fremden ab! Wir wollen ein Reich gründen, darin es weder Überfluß noch Armut, nicht Herrschaft noch Knechtschaft gibt, das Reich — das Christus gepredigt hat.

Der geistige Leiter dieser Missionen hatte sich inzwischen an dem gegen Rußland geplanten und fast im Augenblick des Losbruchs gescheiterten Aufstande des Jahres 1843 beteiligt. Als Flüchtling entkam er nach Posen, wurde dort binnen kurzem

wegen Verbreitung kommunistischer Grundsätze zur Rechenschaft gezogen, in Haft genommen, endlich verbannt. Er begab sich nach Brüssel, wo Lelewel die Verirrungen seiner allzuheißen Freiheits- und Vaterlandsliebe in den Qualen bittersten Heimwehs verbüßte. Der Umgang mit diesem „Großmeister der Revolutionäre" steigerte die Begeisterung Dembowskis zum Fanatismus. Was seine Seele fortan erfüllte, war nicht mehr Mitleid allein mit den Elenden und Armen, es war auch Haß gegen die Starken und Reichen, hießen sie nun die Beherrscher der Teilungsmächte, oder die Inhaber der polnischen Zentralgewalt in Paris und Usurpatoren des Königreichs, das sie wiederherstellen wollten.

Der Apostel der Nächstenliebe kehrte als ein politischer Agitator nach der Heimat zurück. Er, den bisher nur seine eigenen Eingebungen geleitet hatten, übernahm die Ausführung fremder Pläne und die Aufgabe, Galizien zur Empörung reif zu machen. In dieser Aufgabe wirkte er nun. Wußten die, die ihn mit ihr betrauten, was sie taten? Sahen sie ihn und seine Lehre nur als das Ferment an, das die stumpfsinnige Menge in Gärung bringen, in eine Bewegung setzen sollte, der die Richtung vorzuschreiben sie sich anmaßten? —

Die Sympathie und Bewunderung, die jeder echte Pole für den empfindet, der im Kampfe gegen die Fremdherrschaft gelitten hat, bewährte sich von neuem. Der Adel nahm den Geächteten in Schutz, obwohl er einen Gegner seiner Interessen in ihm erkannte. Mochte er welcher Partei immer angehören, die Befreiung Polens war auch sein Ziel, auf dem Wege traf man zusammen und drückte einander die Hand.

„Und sehen Sie," schloß der Kreishauptmann, „so sehr ist der Mensch in mir im Beamten doch nicht aufgegangen, daß ich diese Polen um solcher Züge ihres oft unbesonnenen, blinden, stets aber hochherzigen Patriotismus willen nicht lieben und zugleich — beneiden müßte."

„Euer Gnaden!“ rief Nathanael mißbilligend aus, und beide Männer schwiegen. Nach geraumer Zeit erst nahm der Doktor wieder das Wort:

„Ich glaube, Euer Gnaden, es wäre Sache der Regierung, vor allem sich und den Adel vor dem verderblichen Einfluß des kommunistischen großen Herrn zu schützen.“ Hier flocht er das ruthenische Sprichwort ein: ‚Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt.‘ — „Ich begreife nicht, warum man so lange untätig zusieht. Warum man ihn nicht hindert, gleichsam unter den Augen der gesetzlichen Macht sein tödliches Gift auszustreuen.“

Unangenehm berührt durch die Entschiedenheit, mit der Rosenzweig sprach, entgegnete der Kreishauptmann mit kühler Überlegenheit:

„Es geschieht schwerlich ohne Grund. Übrigens — unter uns! — wir haben Weisung, auf ihn zu fahnden — in unauffälliger Weise.“

„O — dann!“ rief Nathanael übereifrig — „dann beschwöre ich Euer Gnaden, meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Unauffälliger wäre nichts, als einen Kranken dem Arzte anzuvertrauen. Und daß Ihr ‚Sendbote‘ krank ist — hier,“ er deutete auf die Stirn, „und in das Beobachtungszimmer des Kreisphysikus gehört, darauf schwöre ich!“

Der Ausdruck im Gesichte des Beamten wurde immer kälter, er richtete plötzlich eine gleichgültige Frage an den Doktor und entließ ihn, indem er beim Abschied warnend Talleyrands berühmtes „Surtout pas trop de zèle!“ zitierte.

Die Warnung blieb fruchtlos. Des Doktors einmal entfesselter Eifer für die Sache der Ordnung und des Gesetzes war nicht mehr zu bändigen. Er hätte die Friedlosigkeit, die ihn umherjagte, auch den andern mitteilen mögen, legte einen Abscheu ohnegleichen gegen die zuwartende Geduld an den Tag,

deren man sich in maßgebenden Kreisen befliß, und nannte sie verbrecherischen Leichtsinn und unverzeihliche Lauheit.

Sein politisches Glaubensbekenntnis hatte sich bisher in dem Satze zusammenfassen lassen:

„Unsre Regierung wird die denkbar beste sein, sobald sie sich nur noch herbeiläßt, den Juden das Recht zu geben, Grund und Boden zu besitzen." Jetzt aber war ihm der Glaube an die Weisheit dieser Regierung erschüttert, und er begann sich als ihr Belehrer und Ratgeber zu gebärden. Auf dem Kreisamt hatte man wenig Ruhe vor ihm, er brachte täglich neue, immer bedenklicher lautende Nachrichten von dem Umsichgreifen der kommunistischen Propaganda, und riet immer dringender, man möge sich doch entschließen, energische Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen.

Die genaue Bekanntschaft des Schwiegersohnes Semen Plachtas, die er gemacht hatte, gab ihm viel zu denken. Er hatte sich bisher niemals mit dem Studium einer Bauernseele beschäftigt. Ein Bauer war in seinen Augen der uninteressanteste von allen mit einer Menschenhaut überzogenen Bipedes. Jetzt nahm er einen von der Sorte aufs Korn, beobachtete ihn genau, ging sogar mit ihm ins Wirtshaus, ließ sich mit ihm in Gespräche ein und wußte am dritten Tage, was er schon im ersten Augenblick gewußt hatte, daß der Mann faul, trunksüchtig und einfältig war. Wie einfältig, das kam erst zum Vorschein, wenn ihm der Branntwein die schwere Zunge löste, und es nur weniger Fragen bedurfte, um sich zu überzeugen, daß ihm sogar die Kardinalerkenntnis der Unterscheidung zwischen mein und dein fehlte.

Der Doktor fuhr zur Gräfin Aniela und hielt ihr einen Vortrag über den Zustand der Landbevölkerung. „Ja," schloß er, „der Bauer ist dumm, aber wodurch soll er denn gescheit werden, wenn er es nicht zufällig von Natur ist? Ja, der Bauer ist faul, aber was würde die Arbeitsamkeit ihm nützen, sie brächte

ihn doch nimmer auf einen grünen Zweig. Seine Arbeitsamkeit käme mehr dem Herrn zugute, als ihm. Ja, der Bauer trägt den heute verdienten Groschen heute noch in die Schenke, aber diese Verschwendung kommt von seinem Elend. Das Elend ist nicht sparsam, das Elend vermag einen so gesunden und fruchtbringenden Gedanken, wie den der Sparsamkeit, gar nicht zu fassen."

Gräfin Aniela streckte das zierliche Hälschen in die Höhe, ihre lieblichen Lippen verzogen sich spöttisch.

„Verehrter Lebensretter, Sie sprechen ja ganz wie der Sendbote," sagte sie, „man glaubt ihn zu hören."

Der Doktor schwieg; der scherzhaft gemeinte Vorwurf traf ihn tief.

Eine Stunde später stand er in seiner Baumschule vor einem Stämmchen, nicht viel dicker als ein Finger, und doch trug es schon unter seiner kleinen Blätterkrone drei herrliche Äpfel, völlig reif beinah, mit gelblich glänzender Schale. Zu jeder andern Zeit hätte der Doktor an dem Anblick seine Freude gehabt, heute vermehrte sich durch ihn nur sein Mißmut. Joseph kam aus dem Hause, sein Arbeitsgerät auf der Schulter, und wollte den Wohltäter noch zu andern Bäumchen führen, die ein ebenso kräftiges Streben, brave Bäume zu werden, an den Tag legten, wie das, welches er staunend betrachtete.

Er erhielt keine Antwort. Mit finsterer Strenge funkelten die schwarzen Augen Rosenzweigs unter ihren buschigen Brauen den Jüngling an, und plötzlich sprach er:

„Sag einmal, hast du nie etwas von einem Freiheitshelden, so eine Art Narren gehört, der sich hier in der Gegend aufhält, und, wie man behauptet, den Bauern in den Wirtshäusern Revolution predigt?"

Joseph sah offenbar betroffen aus und schwieg.

„Gesteh! Gesteh!" befahl Rosenzweig, und sein drohendes, zornrotes Gesicht näherte sich dem des Jünglings.

„Ich weiß nicht, Herr," stammelte dieser, „ob du den meinst, den sie den Sendboten nennen."

„Den eben meine ich!"

„Der predigt aber nicht Revolution, der predigt Fleiß und Nüchternheit."

„Fleiß im Stehlen, Nüchternheit beim Totschlagen — was?" höhnte der Doktor.

Ungewohnterweise ließ sich Joseph nicht aus der Fassung bringen. Noch mehr! Er erlaubte sich einen Widerspruch:

„Du bist im Irrtum. Ich kenne ihn."

Rosenzweig prallte mit einem unartikulierten Ausruf zurück, und Joseph fuhr fort:

„Ich habe lange mit ihm gesprochen."

„Wo? und wann? und was?"

„Auf dem Felde, in der vorigen Woche; und von dir ist die Rede gewesen."

„— Von mir?"

Aus dem Munde des Chamers hat er seine Nachrichten über mich? dachte der Doktor. — Nun, sie sind danach!

„Ich habe ihn nie predigen gehört," nahm Joseph wieder das Wort.

„Möchtest aber wohl?"

„O ja! — ich möchte wohl. Kein Pfarrer kann es ihm gleichtun, heißt es. Es heißt auch, daß er heute nacht zum letztenmal in unsrer Gegend sprechen wird, in der Schenke des Abraham Dornenkron, eine Meile von hier, auf der Straße nach Dolego."

Eine lange Pause entstand, der der Doktor ein Ende machte, indem er Joseph befahl, an die Arbeit zu gehen; er selbst begab sich zum Kreishauptmann, meldete, was er soeben in bezug auf den Emissär in Erfahrung gebracht hatte, und fragte an, ob es nicht geraten wäre, ein Pikett Husaren nach der Schenke zu schicken, und den Aufwiegler gefangen nehmen zu lassen.

„Was nötig ist, wird geschehen, mein lieber Rosenzweig!" antwortete der Beamte. „Wir sind von allem, was vorgeht, auf das genaueste unterrichtet, und finden darin keinen Grund zur Sorge. Wovor fürchten denn Sie sich? Sie gehören zu uns. Ich wollte, ich könnte etwas von Ihrer Vorsicht denen einflößen, die ihrer bedürftiger wäre, als Sie und wir."

Rosenzweig machte noch einige Krankenbesuche und kam erst spät am Abend heim. Vor dem Gartentor fand er Joseph, der ihn erwartete.

„Was hast du dazustehen? Geh schlafen!" herrschte er ihm zu.

Auch er hätte gern Ruhe gefunden, aber sie floh ihn in dieser Nacht, wie in den vorhergehenden Nächten.

Auf einmal fiel es ihm ein, ob es nicht möglich wäre, daß Joseph sich jetzt aus dem Hause schliche, um nach der Schenke zu rennen und die Abschiedsrede des Agitators zu hören. Der Weg ist freilich weit, und die Nacht schon vorgeschritten, aber der Bursch hat junge Beine ... Übrigens — wer weiß? Wenn er fürchtet, zu spät zu kommen, nimmt er am Ende gar ein Pferd aus dem Stall ...

Nun, der Zweifel wenigstens sollte ihn nicht lange quälen. Rasch nahm er den Leuchter vom Tisch und eilte über die Treppe und den Gang, nach der von Joseph bewohnten Stube.

Seit Jahren hatte er sie nicht betreten; sie war die einzige schlechte im Hause und ärgerte ihn, so oft er sie sah. Ein länglicher, schmaler Raum, einfenstrig, mit Ziegeln gepflastert. Wäre Rosenzweig nicht der Wohltäter, sondern der Arzt Josephs gewesen, er hätte ihm verboten, da zu schlafen auf dem Strohsack, im Winkel zwischen der Drehbank und der Mauer, die förmlich troff von Feuchtigkeit.

Er sagte sich das, als er eintretend den Menschen, den er auf dem Wege nach Dolego vermutete, lang ausgestreckt fand auf seiner mehr als bescheidenen Lagerstätte, tief und selig schlafend.

Als Rosenzweig sich über ihn beugte und ihm ins Gesicht leuchtete, zuckten seine Augenlider, sein roter, frischer Mund zog sich trotzig zusammen, aber nur um gleich wieder mit leicht aufeinander ruhenden Lippen ungestört weiter zu atmen. Hätte er tausend Zungen gehabt, sie würden nicht vermocht haben, kräftigere Fürsprache für die Lauterkeit seines Herzens einzulegen, als es der Ausdruck des bewußtlosen, schweigenden Friedens auf seinem Antlitz tat.

Der Doktor stellte den Leuchter auf die Drehbank und begann, sich in der Kammer umzusehen. Was es da gab an begonnenen, an halb und an fast beendeten Arbeiten, das alles war die Frucht des Fleißes emsig schaffender und geschickter Hände. Und es mußte doch kein so übler Verstand sein, der ihr Tun leitete, denn nirgend fand sich die Spur verwüsteten Materials oder kindischer Spielerei. Und worauf sich das ganze Sinnen und Denken dieses Verstandes richtete, das war das Wohl und Gedeihen des Doktorhauses, ihm kam all sein Streben zugute, das förderte er nach bester Kraft und Einsicht. Ein Beispiel für hundert fiel dem Doktor auf und — fast rührte es ihn.

Er hatte unlängst das hölzerne Gartenpförtlein durch ein eisernes ersetzen lassen und war zufrieden gewesen mit der vom Stadtschlosser gelieferten Arbeit, aber Joseph meinte: „Sie ist nicht schön genug, ich will eine Verzierung anbringen.“ Rosenzweig verhöhnte ihn damals, und nun war das Werk schon unternommen, war schon mit unsäglicher Mühe aus starkem Eisenblech herausgesägt und gefeilt, und inmitten schmucker Arabesken zeichnete sich, gar künstlerisch verschlungen, der Namenszug Rosenzweigs.

Dieser lächelte, kreuzte die Hände und versank in eine, zum erstenmal wohlwollende und mitleidige Betrachtung des bescheidenen Tausendkünstlers. Zu Häupten seines Lagers bemerkte er ein Bild des heiligen Joseph, mit vier Nägeln an der Wand befestigt, und darunter stand in ungefügiger Schrift:

„Von meiner Lubienka."

— Die deine, du armer Junge, der auf der weiten Erde nichts besitzt? Hab erst festen Boden unter deinen eigenen Füßen, eh du es wagst, einem schwächeren Menschenkinde zuzurufen: Tritt zu mir! Du hast dir noch nichts erworben, noch nichts verdient trotz deiner Arbeitsfreudigkeit und Treue, nichts — keinen Lohn, keinen Dank, kein Recht. Was du mir leistest und nützest, gilt nur als Zahlung deiner einst — unfreiwillig eingegangenen Schuld.

Wann wird diese Schuld endlich getilgt sein, armer Geselle? ... Ist sie es denn im Grunde nicht längst? Besäßest du Klugheit genug, um abzurechnen und abzuwägen, vor Jahren schon hättest du gesagt: Wir sind quitt! Von nun an bezahle mich, Herr! Ich will auch für mich erwerben. — Ich sei ein harter Mann, heißt es, aber ungerecht darf mich niemand schelten. Wenn du gefordert hättest, ich hätte dir gegeben, ich hätte dich gelten lassen, wenn du dich geltend gemacht hättest ... Du hast es aber nicht getan; du bist schweigend unter deinem Joche weiter geschritten und wirst so weiterschreiten, bis du zusammenbrichst, und am Ausgang deines Lebens so hilflos dastehst, wie du an seinem Eingang gestanden hast ... Wessen Schuld? — Warum denkst du nicht? Warum sprichst du nicht? Warum verschwendest du die kostbaren Kräfte deiner Jugend? ... Aber es geschieht, und ich verbrauche sie — und so wie ich tun Tausende und so wie du Hunderttausende ...

Noch einen Blick auf den sanft Schlafenden, und Nathanael schloß die Augen und preßte die Hände an seine Stirn. Grell und blendend drang es auf ihn ein, wie ein im Dunkel aufflammendes Licht. Mit Grauen und Entsetzen erfüllte ihn das Bewußtsein: Da schläft er noch still und harmlos, und die Hunderttausende seinesgleichen schlafen wie er. Doch werden sie erwachen — schon weckt man sie. Zu welchen Taten? Wie werden sie hausen, die plötzlich entfesselten Knechte?

Ein Schwindel ergriff ihn, ihm war, als wanke sein Haus.

„Noch nicht!“ rief er und stieß den Fuß heftig gegen den Boden.

Joseph erwachte, sprang auf: „Was befiehlst du, Herr?“ Das Bewußtsein kehrte ihm nicht schneller zurück, als diese Frage auf seine Lippen trat.

„Wissen will ich, was vorgeht, hören, was euch gepredigt wird. Ich will den Sendboten hören. Spann die Falben vor den Wagen, du wirst mich nach der Schenke des Dornenkron fahren. Spann ein!“

IV.

Die Nacht war dunkel. Ein feiner, dichter Regen strömte unablässig, emsig auf die Erde nieder, und ein andrer, ein kompakter Regen spritzte von ihr auf beim energischen Gestampfe der wackeren Rößlein. „Polens fünftes Element“ umwirbelte und übersprühte das von Joseph gelenkte Gefährt, das zwischen einer doppelten Reihe riesiger Pappeln auf der Kaiserstraße dahinrollte.

Der Doktor saß lange Zeit schweigend in seinen Mantel gehüllt. Ungeduld verzehrte ihn.

„Wir kommen zu spät,“ sagte er endlich. „Treib die Falben an.“

„Sie laufen ja, was sie können,“ antwortete Joseph. „Wir sind schon weit.“ Er deutete nach einem großen weißlichen Fleck im Nordwesten des bleigrauen Horizonts, „die Weichsel und der Dujanec stecken schon ihre Fahnen aus.“

Eine Viertelstunde später war das Ziel erreicht: ein niedriges, weitläufiges Gebäude. Vor dem standen allerlei Fuhrwerke und hinderten Joseph, sich mit dem seinen zu nähern.

Rosenzweig hieß ihn halten, stieg ab und suchte sich einen Weg durch das Gewirr der Wagen und Pferde zu bahnen. Es war keine leichte Aufgabe für einen, der möglichst unbemerkt in das Haus gelangen wollte.

Die meisten Kutscher hatten ihr Gespann verlassen, die andern schliefen auf dem Bocke oder taten so und leisteten dem Befehl des Doktors, ein wenig Raum zu geben, keine Folge. Er hob eben den Stock, um sich ihnen deutlicher verständlich zu machen, als Abraham Dornenkron auf der Schwelle des Hauses erschien, einen brennenden Span in der Hand.

„Schaff mir Platz, Abraham," sprach der Doktor, „ich bin's, ich, Doktor Rosenzweig."

„Gott der Gerechte!" stieß der Wirt erschrocken hervor, faßte sich aber sogleich und patschte dienstwillig in den Sumpf, der die Zufahrt zu seinem Gasthof bildete. Er schob die künstlich aufgestellte Wagenburg auseinander und rief dabei fortwährend mit überflüssigem Stimmaufwand:

„Der Herr Doktor Rosenzweig! — Is wer krank? Wohin belieben zu reisen der Herr Doktor?"

Sobald die Möglichkeit vorhanden war, sich ihm zu nähern, sprang Nathanael auf ihn los und packte ihn beim Ohr:

„Sei still, Spitzbube! Du brauchst mich bei deinen Gästen nicht anzumelden. Ich will das schon selbst besorgen."

Und als das Männlein trotzdem nicht aufhörte, seine Verwunderung über die Ankunft des Doktors laut auszuschreien, drückte der ihn gegen den Türpfosten, daß ihm der Atem verging, und drang an ihm vorbei in den Flur.

„Ein Gibor!*) Schema Israel, ein Gibor der gewaltige Doktor!" raunte Abraham einem mißgestalteten Wesen zu, das plötzlich im Dunkel geräuschlos wie eine Eidechse, krummbeinig wie ein Kobold, neben ihm aufgetaucht war.

---

*) Ein Riese.

Es wiegte den unförmigen Kopf, seine nachtschwarzen Augen funkelten klug und feurig.

„Er ist eingezogen, zu spionieren, Tateleben. Wir wollen ihm kommen zuvor, daß uns nicht kann begegnen ein Unglück," flüsterte der Kleine.

„Elend über Elend! Wie heißt ihm kommen zuvor?"

„Ich will nehmen ein Pferd, Tateleben, und reiten nach Tarnow wie ein Windstoß, zu melden bei der Polizei, daß bei uns Versammlung halten die rebellischen Gojim, und daß die kaiserliche Regierung soll ausschicken gegen sie Soldaten, wenn es is gefällig der kaiserlichen Regierung."

Abraham betrachtete seinen Sprößling mit Blicken bewundernder Liebe:

„Reit wie ein Windstoß, mein Sohnleben, daß du mit Gott bald kommst ans Ziel. Reit," wiederholte er und setzte in naiver Fürsorge hinzu: „Tu dich nur nehmen in acht, daß du nicht kommst um deine graden Glieder."

Rosenzweig war inzwischen in die Wirtsstube getreten oder hatte sich vielmehr hineingezwängt.

Es herrschte darinnen eine dicke, dumpfe Atmosphäre, das Produkt von mehr als hundert, dicht aneinander gepferchten Menschen, in nassen Pelzen, Kleidern und Stiefeln. Fuseldünste und der Qualm einer an der Decke hängenden Naphthalampe trugen dazu bei, das Atmen in diesem Raume zu erschweren. Die Anwesenden jedoch erfuhren unbewußt den beklemmenden Einfluß, der die Gesichter der einen glühen machte und die andrer bis zur Todesblässe entfärbte. Es waren Männer, den verschiedensten Altersstufen und Ständen angehörig, in ärmlicher Kleidung, im reichen Nationalkostüm, im Priestertalar, im Studentenrock, im schäbigen, schwarzen Gewand des Winkelschreibers. Die keinen andern Platz mehr gefunden hatten, waren auf die Bänke gestiegen und, zwischen die Mauern und die Menge geklemmt, bezahlten sie bei jedem neuen Andrang

den Vorteil ihrer erhöhten Stellung mit der Gefahr, erdrückt zu werden.

In der vordersten Reihe, seine Umgebung überragend, stand ein grauhaariger, graubärtiger, breitschultriger Herr, in kostbarer Magnatentracht. Wenn er den Kopf wandte, zeigte sich dem beobachtenden Nathanael das ausdrucksvolle asiatische Profil eines der mächtigsten Fürsten des Landes.

— Auch du, Starosta princeps nobilitatis? dachte Rosenzweig. Aber eine noch größere Überraschung erwartete ihn.

Der einzige in der Stube frei gebliebene Raum war der vor dem Eingang in das Nebenzimmer, dessen offene Tür von einigen jungen Leuten mit wahrhaft wildem Eifer vor der Zudringlichkeit der Neugier oder des Fanatismus gehütet wurde. Dort schritt Dembowski im Gespräch mit einem Schlachtschitz auf und ab, in dem Rosenzweig zu seinem grenzenlosen Erstaunen den vertrauten Freund des Kreishauptmanns erkannte. Er lebte in glücklichen Familien- und geordneten Vermögensverhältnissen, war ein harmloser, aufrichtiger Mensch, dem der Friede über alles ging. Nie hatte er es dahin gebracht, einer politischen Debatte seiner Gutsnachbarn bis ans Ende zu folgen, weil er regelmäßig früher einschlief. Und dieser ruhigste und stillste aller Staatsbürger, da wandelte er nun flammend und glühend in einem Seelenkampfe, dessen Pein sich in seinem zuckenden Gesicht malte, neben dem Aufwiegler einher.

Der aber, leicht vorgebeugt, den Arm des Neophiten sanft berührend, sprach eindringlich und leise zu ihm, sprach Worte, auf welche dieser keine Erwiderung mehr zu finden schien. Ein letztes noch — und er wandte sich von dem Erschütterten und trat zu seiner Gemeinde, die ihn mit unendlichem Jubel empfing.

Der Sendbote war als Bauer gekleidet. Er trug einen langen, weißen Kaftan, der am Halse durch zwei große Metallknöpfe geschlossen war, hohe Stiefel, ein Hemd aus grober Leinwand und Pluderhosen aus demselben Stoffe. Ein lederner Riemen,

an dem ein kleines Kruzifix aus schwarzem Holze hing, umgürtete seine Lenden. Sein dichtes, dunkelblondes Haar war kurz geschoren; es wuchs in scharfer Spitze in die Stirn und zog schön gewölbte Bogen um die mattweißen, etwas eingedrückten Schläfen.

Ruhig ließ er den Freudensturm des Willkomms verbrausen, stand da mit herabhängenden Armen, die Finger nur leicht gekreuzt und schaute ins Gewühl lässig und obenhin, wie sehr Kurzsichtige pflegen, die schauend schon im voraus auf das Sehen verzichten.

„Freunde, Brüder," begann er, ohne die Stimme zu erheben, und sogleich wurde es still bis zur Lautlosigkeit, — „ich grüße euch zum letztenmal vor dem Kampf, vielleicht zum letztenmal vor dem Tode."

„Sei uns gegrüßt!" antwortete ein brauner Kumpan von martialischem Aussehen; „im Kampf, im Tod, im Sieg!"

„Im Sieg!" durchlief's die Menge als Seufzer der Sehnsucht, als Schrei der Hoffnung, als Ausruf der Zuversicht.

„Sieg?" wiederholte der Redner, „ihr habt ihn schon errungen. Ein Kampf wie der eure ist ein Sieg, und ein Sieger jeder von euch, ob er den Fuß auf seine Feinde stellt, ob er zertreten vor ihren Rossen auf dem Schlachtfelde liegt. Meine Brüder! was immer uns beschieden sein mag, der Gedanke, der uns beseelt, kann nicht mehr sterben. Er wird fortleben, sogar auf den Lippen derer, die uns um seinetwillen verfolgen und töten. Sie selbst werden die heilige Lehre noch verbreiten, indem sie von dem Märtyrertum erzählen, das wir erlitten haben."

Allmählich war die lähmende Müdigkeit von ihm gewichen, seine geschmeidige Gestalt hatte sich emporgerichtet:

„Vielleicht ist die Erinnerung an unsern Tod das einzige, was wir denen hinterlassen können, für die wir so gern gelebt hätten. Wir müssen dafür sorgen, daß dieses Erbe ein glorreiches sei ... Es wird kein glorreiches sein, wenn nicht jeder

einzelne, der zu unserm Bund geschworen hat, sich als ein Priester fühlt, dessen Ehrgeiz Entsagung und dessen Ruhm grenzenlose Hingebung an die Sache Gottes ist."

Vereinzelte Laute der Zustimmung ließen sich vernehmen, aber so manches Antlitz drückte Enttäuschung aus.

„Die Sache Gottes, meine Brüder!" wiederholte der Redner. „Vermöchte ich den Feuereifer, ihr zu dienen, in euern Seelen zu erwecken, den er in der meinen erweckt hat und euch den Abscheu und die Scham kennen zu lehren, womit ich zurückblicke auf die einst genossenen Erdenfreuden. Mitten in der Fülle ihrer Genüsse fand mich der Herr. Aus ihrem Taumel schrak ich auf bei seinem Ruf. Und die Stimme, mit der der Allerbarmer mich rief, war die des Mitleids, und das Mitleid gebar den Zweifel und der Zweifel die Erkenntnis."

Verklärung breitete sich über seine Züge, das Licht der schönsten Liebesgedanken leuchtete auf seiner Stirn.

„Ich lebte, wie die Verwöhnten leben. Weil der Zufall mir zu viel beschert hatte, kannte ich kein Genügen, in meiner heißen Hand zerschmolz das Gold.

Da war einer unter meinen Dienern — Jelek hieß er, ein Bauerssohn, der, aufgeweckt und tüchtig, es bis zu dem Amte meines Güterverwalters gebracht hatte. Er allein wagte es einmal, eine Warnung gegen mich auszusprechen und fiel dadurch bei mir in Ungnade.

An einem Sommermorgen ritt ich nach fröhlich durchlebter Nacht mit meinem Anhang von einem Feste bei meiner Geliebten heim. Ihre Küsse brannten noch auf meinen Lippen, die Klänge der Musik summten mir noch im Ohr, liebliche Bilder gaukelten vor meinen Augen, eine beglückende Lebenslust erfüllte mich. In meiner Seele vermählten sich die Erinnerung an genossene Freuden mit der Erwartung künftiger, und übermütig rief ich meinen Gefährten zu:

‚Wie heute, so morgen, und immer!'

Wir waren am Ausgang des Waldes angelangt; vor uns lagen im schimmernden Duft des jungen Tages die taufrischen Wiesen, das Ährenmeer der Felder, und aus der Ferne grüßte mein bewimpeltes Schloß mit seinen starken Türmen. Seine Fenster blinkten, auf seinem altersgrauen Gemäuer lag der Glanz der aufgehenden Sonne wie ein Lächeln auf dem Antlitz eines Greises. Einen schönen Anblick bot mein ehrwürdiges, gastliches Haus, und mit Jauchzen sprengten meine Gefährten ihm zu.

Ich aber verhielt mein Roß.

Ich hatte längs des Waldsaumes einen Mann in hastender Eile herbeikommen gesehen, und Jelek, meinen Verwalter, in ihm erkannt. — ‚Woher und wohin?' rief ich ihn an. Er nannte einen weit entfernten Meierhof, nach dem ihn der Intendant mit einem Auftrag schickte. — ‚Fand sich dazu kein geringerer? Seit wann machst du Botengänge?' — Auf diese meine Frage gab er zur Antwort: ‚Seit ich bei dir in Ungnade gefallen bin. Dein Intendant hat mich meines Amtes entsetzt und bedenkt mich dafür mit allerlei Ämtern'. — Er keuchte und wischte sich den Schweiß von der Stirn, und ich sah es ihm an, daß ihm der Boden unter den Füßen brannte. Ich sah auch, daß sich vom Dorfe aus ein langer Zug, nach der Straße hin bewegte, und daß der es war, dem er entgegen strebte. Ich setzte mein Pferd in Schritt, und er folgte mir. So kamen wir zur Landstraße, auf der die Leute wanderten. Ein paar hundert Männer, Jünglinge, Greise, ihre Sensen auf den Schultern, Säcke auf den Rücken. Sie schritten stumm, mit gesenkten Köpfen, die meisten barfuß und zerlumpt — meine Bauern! ... Und wie sie, sich bis zur Erde verneigend, an mir vorüberschlichen, unlustig, wie eine Herde, die nach fremdem Pferch getrieben wird, da wußte ich: die Leute sind vermietet für die Erntezeit, weithin vielleicht, und werden den Boden, auf dem ihre eigene ärmliche Ernte reift, nicht wiedersehen, eh der Schnee ihn bedeckt.

Jelek hatte ein Tüchlein hervorgezogen, in dem einige Münzen eingebunden waren, und drückte es einem Alten in die Hand, der am Ende des Zuges mühsam nachhumpelte: — ‚Damit du nicht darbst unterweges, Vater. Gott tröste dich. Meinetwegen mußt du fort.‘

Der Alte barg das Tuch an seiner Brust, und der Haiduk, der die Schar geleitete, stieß ihn vorwärts.

In die Augen Jeleks traten Tränen des Schmerzes und der Wut.

‚Warum sagtest du,‘ fragte ich ihn, ‚dein Vater müsse um deinetwillen fort?‘

‚Weil es so ist. Der Intendant hätte sich nicht getraut, ihn zu vermieten, wenn du mir noch gnädig wärest, wie sonst.‘

Ein paar Tage später traf ich meinen Jelek, wie er einen Arbeiter auf dem Felde, einen hochbejahrten Mann, der Faulheit anklagte und erbärmlich schlug.

‚Siehst du nicht, daß der Mann erschöpft ist und nicht mehr arbeiten kann,‘ sagte ich, und er erwiderte:

‚So werden sie es in der Fremde auch meinem Vater tun. Warum soll es dem einen besser gehen als dem andern?‘

Was ich ihm antworten sollte, wußte ich nicht, aber zu dem Alten sagte ich:

‚Tun dir die Schläge nicht weh, daß du dastehst und nicht einmal klagst?‘

‚O, mein gnädiger Herr!‘ entgegnete er, ‚was würde das Klagen mir nützen?‘

Und auch darauf mußte ich schweigen ...

Am Abend war das Haus zum Empfang meiner Geliebten geschmückt, und alle, die um meine Gunst buhlten, waren versammelt, um ihr zu huldigen. Sie erschien in ihrer königlichen Schönheit, und ihr Anblick und der Anblick der Pracht, die mich umgab, und der kriechenden Dienstfertigkeit meines Anhangs — Grauen, meine Brüder! Grauen erweckten sie mir ... Ein

Dämon, meint ich, habe tückisch mein Auge zu furchtbarem Hellsehen geschärft ... All der Glanz, all die Pracht und Herrlichkeit, und die Liebe des Weibes und die Treue der Freunde — sie hatten einen Preis, und bezahlt hatte ihn das Elend. Die hatten ihn bezahlt, die zum Frondienst vermietet hingezogen waren in die Fremde ... Das Gewühl vor mir, die Wände des Saales wurden durchsichtig. Wie durch schimmernde Schleier sah ich eine wandernde Schar, deutlich jede Linie der Gestalten, jeden Zug der Gesichter, die mein Auge an jenem Morgen nur flüchtig gestreift hatte. Ergebung auf allen! Nicht schöne, männliche — nein! die trost- und hoffnungslose Ergebung des Stumpfsinns. Was jenes Opfer der ungerechten Vergeltung, die mein Diener übte, gesprochen hatte, das sprachen auch sie in ihrem Schweigen. Was würden Klagen uns nützen?

Brüder! in dieser Stunde habe ich meiner Macht geflucht und mein Glück gerichtet ... Meine Macht war zum Unheil andrer ausgeübt worden, mein Glück wuchs nicht wie eine Blume aus dem gesunden Mutterschoß der Erde, es war ein Wuchergebilde, ihrer Krankheit Frucht, und nährte sich parasitisch von kostbaren Lebenssäften."

Der Redner bog den Kopf zurück; seine Lider schlossen sich, einem Gepeinigten gleich zog er den Atem ein.

„Da ergoß sich in meine Brust ein Strom der Schmerzen ... Die Schmerzen jedes einzelnen, der um meinetwillen gelitten hatte, ergossen sich in meine Brust! ... Und jede Schuld, und jedes Unrecht, das die begangen hatten, die mir dienten, als meine Schuld empfand ich sie und vernahm schaudernd, wie ihr Schrei gegen mich zum Himmel stieg.

Die Luft im Saale lastete wie Blei, aus den Augen meiner Geliebten blickte die Sünde, die Töne der Musik girrten sinnverwirrende Melodien, und — fort trieb es mich, hinweg von dem durchschauten Trug in die kühle, klare Nacht. Ich wanderte unter ihren schimmernden Sternen, soweit meine Füße mich

trugen, und wie auch mein Herz blutete und rang, mir war, als lebte ich auf. In der herben Qual, die ich litt, fühlte ich die Hand meines Herrn, verstand die Mahnung, deren er mich gewürdigt hatte. Und während sie mich suchten im Schlosse und in den Gärten, lag ich im Waldesgrund auf dem Angesicht vor meinem Gott und flehte um Kraft zur Buße und Sühne, und bot mich ihm dar zum Werkzeug seines Willens, zum Verkünder seiner Lehre, und flehte den Urquell des Lichtes um Erleuchtung auf meinem Wege an.

Sie wurde mir. Wie das Auge des Blindgeborenen, als der Finger des Heilands es berührte, sich der alten, vertrauten und ihm doch unbekannten Welt erschloß, so erschloß sich meine Erkenntnis der Offenbarung, in deren Licht ich gewandelt war, von Jugend an — ein Blinder. Und je tiefer ich in den Geist des göttlichen Wortes eindrang, desto klarer wird es mir: Inbegriff seiner Weisheit ist die Liebe. Für uns Menschen — die Nächstenliebe!"

Die hochgehenden Wogen der Begeisterung, mit der der Sendbote empfangen worden, waren allmählich verebbt. Ein Gemurmel der Mißbilligung, in das sich nur vereinzelt warme Zurufe mischten, erhob sich jetzt. Aus der Gruppe, die den Fürsten umdrängte, scholl rauh die Mahnung:

„Laß den Pfarrer von Nächstenliebe sprechen, sprich du von der Befreiung des Vaterlandes!"

„Eines, die beiden!" antwortete der Redner. „Keine Befreiung, ohne die Liebe des Nächsten. Sie ist der unermeßlich reiche Schatz, der uns an dem Tag erlöst, an dem wir uns entschließen, ihn zu heben. Nur verstehen müßt ihr ihr Gesetz. Für euch, ihr Mächtigen und Reichen, lauten seine ersten Worte: Entsagung, Entbehrung, Sühne!"

Die Lippen des Fürsten kräuselte ein Lächeln, aber mit immer mächtiger werdender Stimme fuhr der Redner fort:

„Es gibt nur einen Herrn, den König der Himmel und der

Welten, und nur ein Menschenvolk gleichgeborner Brüder. Der sich Herrschaft anmaßt über seine Brüder, säet und erntet Unheil, die Seele des Knechtenden, wie des Geknechteten verdirbt."

Mit einem raschen Schritte trat er auf den Fürsten zu:

„Rette deine Seele, demütige dich! Gedenke der Sünden deiner Väter, gedenke der Flüche, die auf deinem Haupte lasten. Wie? — Befreiung von fremder Tyrannei verlangt ihr? Was habt denn ihr jemals ausgeübt an dem bejammernswerten Volke, als Tyrannei? Ihr, der Adel, ihr wart der Staat. Niemals ist in Polen ein andrer Stand zu Wort gekommen, als der eure, und wohin habt ihr das Land gebracht?... Euer Eigennutz hat es ausgebeutet, eure Zwietracht es zerrissen, euer Verrat hat es den Feinden ausgeliefert!"

„Du lügst! Schweig! Wir wollen dich nicht mehr hören!" tönte es ihm zurück.

Ein rasender Tumult erhob sich.

„Platz da! Platz für den Fürsten!" riefen die Begleiter des Magnaten, der sich schweigend und verächtlich umgewandt hatte, und dem die Seinen mit Stoßen und Drängen einen Weg zum Ausgang zu bahnen suchten.

Nathanael, in der Nähe stehend, erwies sich ihnen hilfreich. Die Menge war wie eingekeilt unter der Tür, aber sein eiserner Arm teilte sie, um den Fortstürmenden Raum zu schaffen, und ein allgemeines Aufatmen gab es, als der Fürst mit seiner Schar das Freie gewonnen hatte.

Von draußen vernahm man ihr Schreien, Fluchen und Lachen. Die Herren pfiffen ihren Kutschern und ihren Hunden, Peitschen knallten, Fuhrwerke setzten sich in Bewegung.

Der Blick des Sendboten glitt schwermütig über die gelichteten Reihen seiner Jünger.

„Auf die Großen dieser Erde habe ich nicht gezählt; wohl uns, wenn wir keine andern Gegner hätten als sie," sprach er ruhig. „Der Bedrücker sind wenige, der Bedrückten viele. Wenn

die Bedrückten sich erheben und im Namen des Allgerechten ihren Anteil am Besitz der Erde fordern würden, dann wäre die Macht der Mächtigen wie Spreu. Aber der Koloß, der sich nur zu regen brauchte, um seine Bande zu sprengen — er regt sich nicht. Er duldet und front und wird ewig dulden und fronen. Durch das unwürdige Leben, das er seit Jahrhunderten führt, ist das Bewußtsein seines Menschentums, seines freien Willens in ihm erstickt worden. Sie aber, die ihm dieses Bewußtsein raubten, haben nicht nur gegen das elende, von ihnen verachtete Volk, sie haben — und dessen gedenken sie nicht! — sie haben gegen Gott gefrevelt, indem sie Tausende seiner Geschöpfe unfähig machten, sein Bild widerzuspiegeln."

Er hielt inne, und die jungen Leute jubelten ihm Beifall zu. Die älteren Männer schwiegen. Einige Geistliche hatten sich in die Nähe der Tür begeben. Der treulose Freund des Kreishauptmanns war samt den Edelleuten verschwunden, nachdem er mit staunendem Schrecken den großen Kopf Rosenzweigs aus dem Gedränge hervorragen gesehen hatte. Der Doktor jedoch, mit der Wucht eines Pfeilers auf seinem Vordermann lastend, brachte jeden allmählich zum Weichen, und stand nun auf demselben Fleck, auf dem früher der Fürst gestanden hatte, dicht vor dem Sendboten.

Eine freudige Röte stieg diesem in die Wangen, als er Nathanaels ansichtig wurde.

„Gott wird die Schuldigen richten!" nahm er wieder das Wort. „Was uns zukommt, ist die Erlösung der Armen, deren Jammer zu ermessen wir besser vermögen, als sie selbst. Was ich von euch fordere, ihr Herren, ihr wißt es, besprochen und wieder besprochen haben wir's in langen Stunden. Ihr aber, Studenten und Männer der Wissenschaft, die ihr dem Volke nahesteht wie euerm Vater, betreut es, als wäre es euer Kind. Lehrt es euch lieben und vertrauen, verwendet zu seinen Gunsten euer Wissen, euer Können, eure Erfahrung, Kraft und Zeit.

Vergeßt euch selbst in seinem Dienst. Keiner von euch pflege mehr seinen Geist in kaltsinniger Abgeschlossenheit... Mit welchem Rechte vertieft ihr euch in die Erforschung der schwierigsten Welt- und Daseinsrätsel, während um euch her noch Menschen leben, mit dem gleichen Anspruch auf Erkenntnis ausgestattet, wie ihr — und unfähig, die einfachsten Gedankenreihen zu bilden?... Ihr sucht nach Zielen in euern Wissenschaften und werdet immer nur Grenzen finden. Ich nenne euch ein Ziel, das sich erreichen läßt: die Verminderung des Irrtums, des Wahns, des Aberglaubens unter euern Brüdern... Dem Zug einer ungeheuren Heersäule, die nachts aufbricht, um zum Kampfplatz zu eilen, gleicht das Wandeln des Menschengeschlechts über die Erde. Die, denen Kraft gegeben ward, die andern zu überholen, haben sich an die Spitze gestellt. Sie schreiten schon im rosigen Morgenlicht, die Schatten fliehen, ein Wunderland öffnet sich vor ihnen. Unaufhaltsam jagen sie ihm zu, auf sonnenbeglänzter Bahn, unbekümmert um die Nachhut, die hinter ihnen im Dunkel tappt und sich verirrt, und keinen Steg mehr findet, der zu den Glücklichen hinüber führt, an deren Seite auch sie den Kampf des Lebens zu kämpfen berufen waren... Deshalb, ihr Führer, macht Halt! öffnet eure Reihen, laßt die Nachhut herankommen. Einen breiten Weg für die Nachhut! Zu ihrem Heil, meine Brüder! aber auch zu dem eurigen, denn aus jedem bisher blöden Auge, das sich dank eurer fürsorgenden Liebe einem Strahl der Wahrheit öffnet, wird euch der Himmel grüßen..."

Einige Schulmänner in der Nähe Rosenzweigs wechselten bedeutungsvolle Blicke: „Ich bin sehr enttäuscht," flüsterte ein Advokatenschreiber den gelehrten Herren zu: „Das ist ja gar nichts."

Der Doktor stand nach und nach ganz bequem, von einem Gedränge war keine Rede mehr. Das Auditorium machte sich langsam und geräuschlos fort. Wagen um Wagen rollte, Reiter trabten davon.

Die Zurückbleibenden widersetzten sich endlich dieser Flucht. Die Verwünschungen, mit denen die Abtrünnigen begleitet wurden, begannen in Tätlichkeiten auszuarten.

Gebieterisch erhob der Redner seinen Arm.

„Laßt jeden unbehelligt ziehen," befahl er. „Wer von euch kann sagen, ob das Samenkörnlein Wahrheit, das jetzt von der Brust dieser Männer abzuprallen schien, nicht, ohne daß sie selbst es ahnen, in ihr Wurzel geschlagen hat? Vielleicht tritt mancher von denen, die uns jetzt verlassen, noch dereinst in unsre Reihen. Mir aber, meine Brüder, mir ist es ein Segen zu fühlen: was mich in dieser Abschiedsstunde umgibt, ist Treue, was mich vernimmt — Verständnis. Den tiefsten Inhalt meiner Lehre, in eure Herzen darf ich ihn gießen wie in köstliche Schalen, die ihn rein und lauter bewahren, und ihn andern Herzen also mitteilen werden.

Brüder, wir müssen immer hören, ohne Kampf der Menschen untereinander könne die Welt nicht bestehen; in einem allgemeinen Frieden würden unsre Kräfte einrosten und unsre Geister erschlaffen. Das ist falsch. Friede zwischen den Menschen bedeutet ja nicht das Ende aller Kämpfe, es bedeutet vielmehr den Beginn eines neuen, eines herrlichen Kampfes. Während der Haß der Urheber aller bisherigen Kämpfe gewesen ist, wird die Liebe die Mutter der künftigen sein. Die Streiter, die sie aufruft, werden nicht etwa ein leichtes Spiel haben, denn die Feinde, denen sie gegenüberstehen, gönnen ihren Überwindern nicht Ruhe, nicht Rast, täglich besiegt, erheben sie sich täglich wieder. Leiden und Leidenschaft sind ihre Namen. Faßt sie nur einmal scharf ins Auge, und ihr werdet euch fragen müssen: Ist es möglich, daß wir jemals einen andern Streit unternommen haben, als den gegen sie, als den gegen die Leiden der andern und gegen die Leidenschaft in unsrer eigenen Brust? Wie? es gibt in der Welt diese fürchterlichen Gewalten, und wir haben mit ihnen einen faulen Frieden geschlossen?

Wir haben sie hingenommen wie das Notwendige und Unentrinnbare, wir haben schläfrig und lau den Vampyr an unserm Marke zehren lassen und unsre Streitlust nicht an ihm gebüßt, nein, an unsern Brüdern, unsern mitleidenden Brüdern! Wir haben Beladenen neue Lasten aufgelegt, wir haben Verwundete verletzt.

O, des Wahnsinns! Oder — des Verbrechens — oder vielmehr der beiden! Verbrechen ist Wahnsinn, die Torheit ist die Quelle jedes Unrechts."

Ja, und tausendmal ja! dachte Rosenzweig, Tränen in den Augen, erschüttert in allen Fugen seines Wesens. Ein unermeßliches Glück durchdrang ihn, er empfand die höchste aller Wonnen — die Wonne, aus den beengenden Schranken der Selbstsucht aufzusteigen wie aus einem Grabe. Was er bisher am meisten geschätzt hatte, erschien ihm wertlos, die Arbeit vergeudet, die er auf die Erwerbung seines Reichtums verwandt, verächtlich seine engherzige Freude an ihm, der, ein toter Staub, in seinen Händen gelegen. Beschämung erfüllte seine Seele, aber mit Entzücken gab er sich ihr hin als dem Wahrzeichen seiner Wandlung, dem Beginn seines inneren Wachsens und Klärens. Nur ein Gedanke trübte die reine Seligkeit dieses Augenblicks; er galt dem Apostel des Mitleids und der Liebe und wurde schmerzlicher und sorgenvoller, als dieser die Zukunft, die er träumte, als eine erreichbare zu schildern begann. — Täusche dich nicht! hätte er ihm zurufen mögen. Das Land deiner Verheißung hat auf Erden keine Stätte. Begnüge dich damit, unsre Sehnsucht nach ihm erweckt zu haben. Schon das ist Befreiung.

Aber der Sendbote sprach... Der Klang seiner Stimme füllte wie etwas Körperliches den Raum, der Glutstrom seiner Beredsamkeit trieb seine kühnsten, prächtigsten Wogen, und endlich schloß er:

„Zweck und Ziel unsres Bundes ist das Wohl des Volks,

das Wohl eines jeden Bewohners der polnischen Erde; schwört Treue unserm Bunde!" Da riefen alle, da tönte es mit der Stimme einer Begeisterung aus der Brust von jung und alt, von Besonnenen und Schwärmern:

„Wir schwören!"

Sie fielen vor ihm nieder und küßten seine Hände, seine Knie, seine Füße. „Wir schwören dir Gehorsam bis in den Tod!" überschrie einer aus der Menge alle übrigen. Der Sendbote wehrte ab:

„Nicht mir Gehorsam — der Sache schwört, die Armen und Bedrückten zu lieben, wie euch selbst, und das Vaterland mehr, als euch selbst."

Die Beteuerungen wiederholten sich.

„So geht denn hin. Werbt im Volke, werbt Werber für das Volk. Entsendet keinen, der nicht auf das Kruzifix geschworen hat. Ich bringe euch die Eidesformel und den Katechismus," sprach der Agitator, und Stille trat während der Verteilung der Schriften ein.

Plötzlich wurde sie durch ein so angstvolles Gekreisch unterbrochen, daß alle zusammenfuhren. Abraham Dornenkron stürzte herein, schreckensbleich, mit aufgelösten Locken:

„Rette sich, wer kann sich retten! Mein Sohnleben ist gewesen in Tarnow, hat gesehen steigen auf die Husaren, gleich werden sie sein hier, mein Sohnleben is geritten ihnen voraus."

Die Warnung Abrahams erweckte Hohn, Trotz, Bestürzung. Einige stammelten ein leises Abschiedswort und eilten rasch davon. Was Waffen trug, scharte sich um Dembrowski und schickte sich zu seiner Verteidigung an. Er aber wies seine Getreuen hinweg.

„Fort! Ihr, ich, wir alle. Noch ist es nicht Zeit zum Kampfe. Ein Hochverräter jeder, der den Kampf zu früh beginnt. Fort! Alle fort!"

Die Stube leerte sich. Der letzte, der hinaustrat, war der

Sendbote, knapp vor ihm schritt Nathanael. In tiefer Stille bestiegen die Verschworenen ihre Wagen und stoben auseinander wie Schatten. Das Pferd des Redners wurde vorgeführt, er schwang sich hinauf und gab ihm die Fersen. Das Tier bäumte sich, fiel schwer auf einen Vorderfuß zurück und zog den andern mit schmerzvollem Zucken in die Höhe.

Eilends sprang Rosenzweig herbei. „Ihr Pferd lahmt," sagte er, „auf dem Pferde kommen Sie nicht weit."

Der Wirt näherte sich, eine Flasche tragend, in deren Hals eine tropfende Unschlittkerze stak, hockte am Boden nieder und bestätigte jammernd den Ausspruch des Doktors. Diesen ergriff ein Verdacht, er hielt dem Juden die geballte Faust vors Gesicht:

„Wart, Kerl, wenn du das getan hast!"

Abraham brach sofort in Wehklagen und Unschuldsbeteuerungen aus. Der Emissär war vom Pferde gestiegen, stand regungslos und horchte.

Deutlich vernahm man schon das Heransprengen der Reiter auf der Straße. Sie ritten mit dem scharf herüber pfeifenden Wind. Gelblich-grau begann der Horizont zu schimmern. Der fahle Schein der ersten Dämmerung verbreitete sich über die Ebene. Nathanael fröstelte und glühte. Kalter Schweiß rann ihm über die Stirn, eine eiserne Kralle schnürte ihm die Kehle zu. Das war Furcht, deren Symptome er so oft an andern beobachtet, die er an sich selbst nie erfahren hatte.

„Verbergen Sie sich im Haus," sprach er zum Emissär.

„Was würde mir das nutzen, wenn der Wirt falsch ist — und er ist es," antwortete jener. „Ich will meinen Beinen vertrauen. So viel Klugheit wie das gehetzte Wild habe auch ich. Irgendwo findet sich ein Hohlweg, ein Baum, ein mitleidiger Strauch, der mich verbirgt."

Er schickte sich zur Flucht an.

Da faßte ihn der Doktor mit überlegener Kraft und drängte ihn zu seinem Wagen hin.

„Herunter, Joseph!“ befahl er, „und sieh zu, wie du nach Hause kommst. Sie aber, nehmen Sie seinen Platz ein. Rasch!“

Der Widerstrebende war auf den Bock hinaufgehoben, bevor er sich's versah. Der Doktor warf ihm seinen im Wagen zurückgebliebenen Mantel über die Schultern, Joseph legte die Zügel in seine Hand und trat sofort im Eilschritt den Heimweg an.

„Du!“ sprach Nathanael, und Abraham beugte sich beinahe bis zur Erde unter dem Blitz, der aus den Augen des Doktors auf ihn niederfuhr, „du sollst mich kennen lernen, wenn du den Verräter weiter spielst!“ Einige Verwünschungen folgten, die ihm leicht von den Lippen flossen. Schwerer wurde es ihm, hinzuzusetzen: „Wenn du aber dein Maul hältst — dann kriegst du von mir für dein Schweigen das Doppelte von dem, was deine Angeberei dir eingetragen hätte.“

Er machte eine rasche Wendung den immer näherkommenden Reitern entgegen.

„Holla ho!“ rief er, die Hände vor dem Munde zum Sprachrohr geformt, „zu spät! zu spät!“

Ein Pikett Husaren mit einem blutjungen Kadetten an der Spitze kam angaloppiert. Der Kadett riß sein Pferd dicht vor Nathanael zusammen:

„Gottes Donner! der Herr Doktor! Was führt Sie her?“

„Beim Zeus! die Neugier, mein Gräflein. Aber Sie — warum just Sie? Ein heißer Ritt in kalter Morgenstunde, das gibt, so wahr ich Sie kenne, eine Halsentzündung.“

„Gottes Donner! scherzen Sie nicht! komm ich wirklich zu spät? Ist das Nest leer? War der Emissär wirklich da? Haben Sie ihn gesehen?“ fragte der Jüngling in überstürzter Hast.

„Gesehen, gehört, ihn als unschädlichen Schwärmer diagnostiziert.“

„Unschädlich? Dann war er's nicht.“

„Er war's!“

„Es is gewesen er!“ fiel Abraham geläufig ein. „Der Herr

Kadett können noch sehn stehen hier sein Pferd, das ich hab vernagelt, damit er nicht kann reiten davon."

„Was ihn zwang," bemerkte Rosenzweig, „im Wagen eines seiner Freunde davon zu fahren!"

Der Jüngling nahm das Pferd in Augenschein, ließ ihm das Eisen abreißen und befahl einem Soldaten, es am Zügel mit zu führen.

„Ich nehm es mit, als Pfand," sagte er. „Und nun — in welcher Richtung ist er davongefahren, Doktor?"

„Das verrate ich Ihnen um keinen Preis."

„In welcher Richtung? Die Sache ist ernst. Ich bin ein gemachter Mann, wenn ich ihn fange. Wir haben verschärfte Order erhalten, heute nachmittag. — In welcher Richtung, Doktor? ... Gottes Donner! sprechen Sie!"

Rosenzweig entgegnete mürrisch: „Ich weiß nichts. Vielleicht sind Sie ihm selbst begegnet auf der Straße."

„Niemandem bin ich begegnet außer einigen guten Bekannten ... Übrigens" — er hielt inne und schlug sich vor die Stirn. „Auch die sind ja verdächtig ... Rechts um!" kommandierte er seinen Leuten, und die Husaren machten Kehrt. „Adieu, Doktor. Und du, Jude, merk auf! Es soll ein Preis auf den Kopf des Emissärs gesetzt sein, heißt es, ein Preis von tausend Gulden. Dein wäre er gewesen, hätt ich den Kerl hier erwischt."

Abraham zuckte zusammen, wand sich wie ein Wurm und kreischte laut. Der Fuß des Doktors stand auf dem seinen und trat ihn unbarmherzig.

„Was gibt's?" rief der Husar.

„Er weint um die tausend Gulden, die ihm an der Nase vorbei geflogen sind," entgegnete Rosenzweig.

Der Kadett setzte sich wieder an die Spitze seiner Mannschaft: „Ich reite zurück. Die Wagen holen wir noch ein ... Gottes Donner! die wollen wir jetzt aufs Korn nehmen ... In Galopp, Marsch!" Und das Pikett rasselte davon.

Abraham hüpfte kläglich auf einem Fuße und hielt den andern, zurückgekrümmten, wie in einer Schlinge in der Hand.

„Zweitausend Gulden!" winselte er. „Sie haben mir zerquetscht, Herr Doktor, Sie Gibor, zwei Zehen ... Aber Sie sollen gehen drein, ich verlang kein Schmerzensgeld, wenn Sie mir auszahlen morgen meine zweitausend Gulden, die Sie sind mir schuldig, so wahr Gott lebt!"

Rosenzweig antwortete dumpf: „Komm nur, Halunke. Was ich verspreche, halte ich — auch einem Halunken."

Er trat an den Wagen und sprach, auf den Rücksitz deutend, zu seinem Fahrgast:

„Da hinüber steigen Sie, überlassen Sie mir Ihren Platz. Ich bringe Sie in Sicherheit."

Der Sendbote stand mit einem Satz neben ihm und drückte kräftig seine Hand:

„Haben Sie Dank. Sorgen Sie nicht weiter um mich; ich finde Freunde überall."

Vergeblich suchte der Doktor ihn zurückzuhalten, er entwand sich ihm und war bald den Augen seines Retters im verhüllenden Zwielicht entschwunden.

V.

Rosenzweig kutschierte nach Hause, im kurzen Trab, im Schritt — wie es den Falben beliebte. Er hatte keine Eile, Wäre der Weg noch einmal so lang gewesen, er würde ihm nicht zu lang geworden sein. Dem, der über ein Wunder nachdenkt, vergeht die Zeit geschwind.

Gelogen, betrogen, einen Schurken bestochen — hatte er das wirklich getan, er, der redliche Rosenzweig? Um eines Menschen willen getan, den er noch vor kurzem für einen Feind der Gesellschaft, für seinen eigenen Feind gehalten?

Die widersprechendsten Empfindungen lieferten sich eine Schlacht in Nathanaels sonst so gleichmütiger Seele. Nur die schlimmste von allen, die Reue, war nicht unter ihnen.

Am Nachmittag kam Abraham, sein Geld zu holen. Ja, der Spitzbube nannte es sein, das schöne, zum Ankauf eines neuen Feldes bestimmte Geld. Finster gab der Doktor es hin.

Dann begab er sich auf das Kreisamt.

Er hatte die Absicht, seinem Chef die Ereignisse in der Schenke genau zu berichten, fand ihn jedoch so beschäftigt und in so ungewöhnlicher Aufregung, daß er es vorzog, zu schweigen. Auch in den folgenden Tagen ging es nicht besser.

Auf dem Amte herrschte in dieser Zeit eine beständige Unruhe, eine außerordentliche Tätigkeit. Der Kreishauptmann bewahrte mit Mühe den Schein seines heitern Selbstvertrauens. Die Zuversicht war erzwungen, mit der er beteuerte, alle Fäden des Netzes in seiner Hand zu halten, an dem Tyssowski in Krakau, Skarzynski im Bochnier, Julian Goslar im Sandezer, Wolanski im Jasloer und Mazurkiewicz im Sanoker Kreise knüpften. Die Untreue seines besten Freundes, der offen zur Revolutionspartei übergetreten war, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Er und der Doktor tauschten allmählich die Rollen. Der Ängstliche wurde der Sorglose und der Sorglose der Ängstliche.

Eines Morgens überbrachte Joseph seinem Herrn einen Brief, der durch einen Boten im Hause abgegeben worden war. Er enthielt zwei Eintausendguldennoten in ein Blatt gefaltet auf dem die Worte geschrieben standen:

Meine Schuld bleibt ewig ungetilgt.

Nathanael barg das Blatt in seiner Brust und legte die Noten vor sich hin auf den Tisch.

„Joseph," rief er.

„Was befiehlst du?"

„Sieh diese zwei Bilder gut an. Weißt du, was sie vorstellen?"

„Viel Geld, mein ich.“

„Geld! Geld! nun ja — aber noch etwas andres.“

„Was denn, Herr?“

„Den Lohn deiner jahrelangen Arbeit ... Nein, nicht ihren Lohn — ihren redlich verdienten Ertrag.“

Joseph sah den Gebieter fragend an.

„Dahin sieh, auf die Bilder, nicht auf mich,“ rief dieser. „Sie stellen noch ein drittes vor.“

„Was denn, Herr?“ wiederholte Joseph.

„Was denn? Soll ich Lubienka rufen? Die wüßte es gleich, daß es nichts andres sein kann als — dein Heiratsgut.“

Da rief Joseph mit einem Schrei der Wonne:

„Mein Wohltäter, mein Herr, du Gütigster!“ und wollte sich vor ihm niederwerfen.

„Steh!“ befahl Nathanael, legte beide Hände auf seine Schultern und blickte ernst in sein Angesicht, das sich zu ihm emporwandte wie zu einem Gott.

„Du hast eine harte Jugend gehabt, mein Joseph.“

„Ich? — Was sagst du, Herr? — Warst du nicht immer wie ein Vater gegen mich?“

„Nein, nein, mein Junge, wirklich nicht. Aber du bist gegen mich immer wie ein Sohn gewesen,“ antwortete der Doktor und setzte die für Joseph unverständlichen Worte hinzu: „Gäb es viele deinesgleichen, dann wäre der himmlische Sendbote kein Tor.“ —

Von nun an hatte Joseph glückliche Tage, und noch viel glücklicher wären sie gewesen, wenn die große Veränderung, die mit seinem Herrn vorgegangen war, ihn nicht bekümmert hätte. Sie fiel jedem auf und erregte das Befremden aller Freunde des Doktors. Er, der emsige Sparer, wurde oft von großmütigen Regungen ergriffen. Er, für den der Bettler und der Dieb bisher in eine Kategorie gehört hatten, begann zwischen ihnen einen großen Unterschied zu entdecken. Er, auf den bis-

her die Reichen und der Reichtum eine starke Anziehungskraft ausgeübt, betrat nur noch gerufen die Schlösser, ungerufen aber die Hütten der Armen. Die Unruhe, die ihn umhergejagt hatte, war verschwunden. Mit stillem, hartnäckigem Eifer ging er seinem Berufe nach. Als die Revolution ausbrach und ihre ersten blutigen Opfer forderte, verstand er es, immer da zu sein, wo man seiner am meisten bedurfte. Nie, auch nicht in den schlimmsten Tagen, verließ ihn die kaltblütige Zuversicht: von der Revolution ist nichts zu fürchten.

Andrer Ansicht war der Kreishauptmann.

Alle Mutigen wandten sich schon der Überzeugung zu, der Aufstand müsse in kurzem beendet sein, als er noch davon sprach, die Provinz sei verloren, wenn nicht in höchster Eile eine Armee einrücke, die tausendköpfige Hyder der „verwüstenden Insurrektion" zu bekämpfen. Er meinte, Rosenzweig habe den Verstand verloren, als er eines Tages erwiderte:

„Die Insurrektion ist keine tausendköpfige Hyder, sondern ein hilfloses Kind. Mit Blumen in den Händen kommt es heran, mit einem Herzen voll Liebe, und mit Worten der Erlösung auf den Lippen. So kommt es zu uns. Aber wir sind Wölfe, Bären, Tiger, aber wir sind reißende Bestien. Wir verstehen die Sprache dieses Kindes nicht. Es predigt Erbarmen, Gerechtigkeit und Güte, und wir wollen von alledem nichts wissen, wir wollen mit niemand Erbarmen haben, als mit uns selbst, wir wollen bleiben, was wir sind, behalten, was wir haben, womöglich noch andern etwas wegnehmen, um uns zu bereichern. Und so wird es immer sein, und ein Narr, der daran zweifelt! Und wir, reißende Tiere, wir werden das Kind zerfleischen und fressen, und uns zufrieden schlafen legen nach dieser Heldentat."

„Phantasterei! Das ist ja pure Phantasterei!" rief der Beamte voll Bestürzung aus. „Was ist mit Ihnen vorgegangen! Welcher Teufel hat Ihre gesunden Sinne verwirrt?"

„Wissen Sie," nahm er nach kurzem Schweigen wieder das Wort, „daß mir berichtet wurde, Sie hätten einer Zusammenkunft beigewohnt, in der der gefährlichste Kommunistenführer eine seiner berüchtigten Ansprachen hielt? Wissen Sie, daß schlechte Spötter behaupten, seine Beredsamkeit habe Sie zum Schwärmer gemacht?"

Nathanael ließ sich durch diese Anklage nicht außer Fassung bringen.

„Ein Schwärmer wäre ich," entgegnete er, „wenn ich an die Verwirklichung der Utopien glaubte, für die dieser „Kommunistenführer," wie Sie ihn nennen, lebt, und für die er sterben wird. Nun, nicht einmal unter dem Einfluß seiner Nähe, beim Wohllaut seines Wortes, unter den Blitzen seines Auges ist es mir auch nur durch den Sinn geflogen: Wer weiß? vielleicht doch!... Vielleicht vermag ein Beispiel, wie das deine, uns Selbstlosigkeit zu lehren und allgemeine Erfüllung der einfachsten Pflichten. O nein, nein! dazu kenne ich uns Menschen zu gut. Aber gedacht habe ich mir: du wirst zu Boden geworfen, zertreten, ein Narr geheißen und — vergessen werden. Kaum gibt es in zehn Jahren noch einen unter allen, die du liebtest, der deinen Namen nennt. Trotzdem ist der mächtige Fürst, den die Neugier oder der Wunsch, sich populär zu machen, in deine Versammlung trieb, ein Bettler gegen dich. Reich bleibt ewig nur der Schenkende, und die Größe des Mannes mißt sich nach der seinen Idee und der Opfer, die er ihr bringt. Die deine hat das Maß überschritten, das sich in unsrer kleinen Welt verwirklichen läßt. Ihre Größe macht sich zum Irrtum, und dich zum Irrenden. So dachte ich; und ich, der Arzt, der eingefleischte Hasser und Verfolger alles Krankhaften, Überspannten, Wahnbefangenen, ich tat ein Gebet für ihn zu meinem Gott:

„Laß ihn sterben, umringt von allen Gebilden seiner Torheit, laß ihn ungeheilt sterben, o Herr!"

Dieses Gebet schien bald im vollkommensten Maße erhört. Die Erhebung war am Widerstand der Landbevölkerung gescheitert; das Korps, das die Insurgenten aufgebracht hatten, war durch dreihundert Mann kaiserlicher Truppen und eine zehnfache Anzahl Bauern, die sich ihnen anschlossen, unter Benedeks energischer Führung, bei Gdow geschlagen worden.

Von der erlittenen Niederlage erhielt die Revolutionsregierung in Krakau entstellte Kunde.

Die Freiheitshelden waren, so lautete sie, nicht durch reguläre Truppen, sondern durch fanatisierte Bauernhorden überwältigt worden, die, bis Wieliczka vorgedrungen, sich jetzt im Anmarsche auf die Stadt befanden.

Ein Schrei der Rache erhob sich und — verstummte vor der Beredsamkeit eines Mannes, der Schonung des verblendeten und irregeführten Volkes forderte und verlangte, ihm als Bekehrer entgegengesendet zu werden. Dieser Mann war Eduard Dembowski, und sein Wille geschah.

Vertrauend auf die Gewalt seines Wortes verließ er Krakau, von Priestern in reichen Ornate, von Fahnen und Kreuze tragenden Mönchen begleitet. Eine große Menschenmasse folgte, dreißig Scharfschützen deckten den Zug. Er überschritt die Weichselbrücke und bewegte sich durch die Vorstadt Podgorze auf der Straße nach Wieliczka.

Sie lag still und öde; so weit das Auge reichte, keine Spur von herannahenden Bauernrotten. Von Podgorze aus kam jedoch eine Schreckenskunde, der Nachhut durch eilende Boten zugetragen; sie durchlief den Zug wie ein Blitz:

Österreichische Truppen marschieren gegen Podgorze.

Ein rascher Befehl seines Führers, und der Zug trat den Rückweg an, in der Hoffnung, die Stadt vor den Kaiserlichen erreichen und die Brücke noch gewinnen zu können.

Auf den Anhöhen rechts von Podgorze angelangt, konnte

der Sendbote schon den Sturm auf die Stadt und das siegreiche Vordringen der Truppen überblicken.

Die Kaserne war genommen, die Kirche besetzt, die polnischen Schützen, aus den Häusern vertrieben, jagten in ungeordneter Flucht der Brücke zu.

Grimm und Schmerz erfüllten bei diesem Anblick die Seele des Emissärs.

„Vorwärts! Mit Gott vorwärts, wir schlagen uns durch, wir erreichen noch die Brücke. Mut!" rief er den zögernden Priestern zu. „Ihr habt nichts zu fürchten. Die man zum Sturme zwingt, folgen widerwillig. Es sind Galizier, sie schießen nicht auf ihre Landsleute, schießen nicht auf geweihte Priester!"

Er befahl, ein geistliches Lied anzustimmen, und in majestätischer Ordnung, langsam und feierlich, kam die Prozession die Anhöhe herab. Der Emissär schritt voran im Bauernkleide, sein heller Kaftan schimmerte in der anbrechenden Dämmerung, in der Hand hielt er ein kleines schwarzes Kreuz.

Ungehindert gelangte der Zug durch den noch unbesetzten Stadtteil bis zur Kirche. Hierher aber war schon eine Kompagnie vorgedrungen, die den Weg zur Brücke versperrte.

Der Emissär machte Halt.

„Seht eure Brüder!" sprach er die Soldaten an und deutete auf die Scharen, die ihm folgten. „Auch ihr seid Polen. Keinen Kampf, Brüder — gebt Raum!"

Schweigen antwortete ihm. Noch einmal begann er die Soldaten zu beschwören — da ertönte das Kommando:

„Fällt das Bajonett!"

Mit einem Blick der Verzweiflung sah Dembowski sich um.

Die Geistlichen und Mönche waren zurückgewichen. Seine Getreuen jedoch und die Schützen drängten sich um ihn.

„Kein Ausweg ... Schießt — und vorwärts!" rief er plötzlich mit wilder Entschlossenheit und drang auf die Soldaten ein.

Zwei Dechargen erwiderten den unerwarteten Angriff.

Nach der ersten sah man Dembowski noch aufrecht stehen, das Kreuz hoch über seinem Haupte schwingend.

Nach der zweiten sank er, in den Kopf getroffen.

Rosenzweig erfuhr den Tod des Sendboten durch den Kreishauptmann, der seinen Bericht mit den Worten schloß: „So mußte ein Wahnsinniger enden."

Die Prophezeiung Nathanaels traf ein, der idealste Vertreter der Revolution erfuhr den einstimmigen Tadel und Hohn aller Parteien, sein Andenken erlosch auch bald im Volke.

Seine Leiche war unter denen der in Podgorze Gefallenen nicht aufgefunden worden, und eine Zeitlang erhielt sich das Gerücht, er sei nicht tot, er lebe versteckt als Bauer und werde beim Ausbruch neuer Freiheitskämpfe auf ihrem Schauplatz erscheinen.

Als jedoch die Stürme des Jahres 1848 aufstiegen und verbrausten, ohne ihn aus seiner vermeintlichen Verborgenheit gelockt zu haben, erlosch auch in denen, die sie am längsten genährt hatten, die Hoffnung auf seine Wiederkehr.

Es war zu Ende der fünfziger Jahre, an einem milden Septemberabend, in einem Dorfe unweit der schlesischen Grenze. Vor der Schenke hielt eine gedeckte Britschka, der ein paar tüchtige Braune vorgespannt waren. Behaglich, ohne Eile, wie es guten Fressern geziemt, ließen sie sich den Inhalt einer vor ihnen aufgestellten Futterkrippe schmecken. Der Kutscher, ein ältlicher Mann, so wohlgenährt wie seine Pferde, hatte sich auf die Bank vor dem Hause gesetzt, dampfte aus einer kurzen Pfeife und machte sich ein Vergnügen daraus, die Fragen der hübschen Wirtsmagd mit einer schelmischen Zurückhaltung zu beantworten, die darauf abzielte, ihre durch die Ankunft völlig fremder Gäste ohnehin erregte Neugier noch zu spannen.

„Ihr fahrt wohl recht weit über Land?“ fragte sie.

„Weiter, als du denken kannst,“ erwiderte er.

„Vielleicht gar ins Ungarn hinein?“

„Pah! Das wäre ja nur ein Katzensprung!“

Das Mädchen stemmte den Arm in die Seite und lachte:

„Die möcht ich sehen, die Katz, die so springen könnt!“

„Bei uns zu Haus gibt's ihrer genug. Komm du nur hin, dann wirst sie sehen.“

„Ei, so was!... Aber wo ist denn Euer zu Haus?“

„Wo?“ Er deutete mit der Hand nach drei verschiedenen Richtungen: „Da — und da, und dort.“

„Geh weg, du spaßest.“

„Frag meinen Herrn, wenn du mir nicht glaubst.“

„Ja, just,“ spottete sie, „fragen — so einen Herrn!“

„Fürcht'st dich?“ — er zwinkerte sie verschmitzt an. „Hast es schon weg, daß er ein Hexenmeister ist?“

Sie schlug rasch und verstohlen ein Kreuz:

„So? Das hätt ich ihm nicht angesehen.“

„Ja, ein gar großer Hexenmeister. Macht die Kranken gesund, macht die Toten lebendig.“

„Die Toten?“... Das Mädchen schauerte.

„Die Halbtoten also. Zu so einem sind wir g'rad auf dem Weg.“

„Da kommt ihr ja zu spät, wenn ihr noch lang zu fahren habt.“

„Wir kommen nie zu spät. Der Herr sagt nur: Wart! — und der Tod wartet.“

„So? Hat dein Herr auch eine Frau?“

„Eine Frau hat er nicht, aber mehr als hundert Kinder.“

„Was du sagst?“ und wieder lachte sie hellaut auf.

Der Gegenstand dieses Gespräches war ein Greis von kräftiger Gestalt. Er trug eine Reisekappe und einen langen, auf der Brust leicht verschnürten Rock. Den untern Teil des

markigen, dunkelfarbigen Gesichtes bedeckte der Bart, der, weiß und dicht wie die Haare, in zwei mächtige Strähne geteilt, fast bis zum Gürtel herabwallte. Der Alte, die Hände auf dem Rücken, stand am jenseitigen Ufer des Teiches, der sich auf eines Steinwurfs Entfernung vom Wirtshaus befand und ein lang gestrecktes Oval bildete, an dessen einem schmalen Ende knorrige, ganz schief gewachsene Weiden ihre Zweige zu seinem trüben Spiegel niedersenkten, während das andre sich sanft gegen die ansteigende Dorfstraße verflachte.

Der Teich war alles in allem: Badeort für die Jugend, Waschanstalt für die Hausfrauen, See für das schwimmtüchtige Geflügel, Schwemme für die Pferde. Am Werktagabend ging es in seiner Umgebung lebendig zu. Große und kleine Knaben, barfüßig, die Hosen übers Knie gezogen, ritten ihre Pferde ins Wasser, bewundert und beneidet von den Kindern, die am Ufer standen oder saßen, die meisten als ziemlich lässige Hüter jüngerer Geschwister. Männer und Weiber kehrten vom Felde heim, und, von weitem schon angekündigt durch die Töne eines schallenden Gesanges, kam eine Mädchenschar, Rechen und Sicheln tragend, ins Dorf gezogen.

Unter den am Teiche spielenden Kindern war eines, das die besondere Aufmerksamkeit des Fremden erregte. Ein Bürschlein von etwa sechs Jahren, mit sehr lieblichem, aber blassem Gesichtchen. Seine schlichten, blonden Haare, im Nacken lang, über der Stirn gerade geschnitten, quollen reich unter dem Mützchen hervor. Er hatte tiefliegende, blaue Augen, eine schmale, leicht gebogene Nase und einen feinen, ausdrucksvollen Mund. Nach der Beschaffenheit seines Kaftans und seiner Stiefel zu schließen, gehörte er wohlhabenden Eltern an.

In der offenen Tür eines der nächstgelegenen Häuser war ein junges, hübsches Weib mit einem Kinde auf dem Arm erschienen und rief dem Knaben zu:

„Jasiu, der Vater kommt."

Da machte das Bübchen einen Luftsprung und lief von seinen Spielgefährten fort, dem Angekündigten entgegen. Der blieb stehen, beugte sich und lachte, als sein Junge in vollem Lauf an ihn anprallte. Er rückte ihm die verschobene Mütze zurecht, nahm seine Hand und schritt mit ihm weiter.

Es war ergötzlich, sie daher kommen zu sehen, den Bauern und das Bäuerlein, das zweite in Haltung, Gang, Gestalt und Kleidung das verkleinerte Ebenbild des ersten.

Sie näherten sich, und der Fremde bemerkte auf dem Gesicht des Bauern die entstellenden Spuren einer schweren Verwundung. Die rechte Wange war eingefallen und von Narben zerrissen, das rechte Auge geschlossen.

Auch ein Veteran der letzten Kämpfe, dachte der Greis und heftete den Blick immer aufmerksamer auf den Herankommenden. Ein märchenhaft-wunderlicher Einfall durchzuckte ihn. Plötzlich machte er ein paar rasche Schritte, stand dicht vor dem Bauern, starrte ihn an und rief:

„Ist es möglich?!"

Überrascht wich jener zurück, aber nur, um schon im nächsten Augenblick auf ihn zuzustürzen.

„Sie! O Gott, Sie — Doktor Rosenzweig!" sagte er mit einer Stimme, deren Wohllaut unvergessen in der Erinnerung des Alten gelebt hatte. Früher als dieser gewann er seine Fassung wieder: „So habe ich Sie nicht umsonst erwartet, nicht vergeblich gehofft, daß Sie auf einem Ihrer Samariterzüge den Weg durch unser Dorf nehmen würden, um —" fügte er mit Rücksicht auf das Publikum, das sie umgab, hinzu — „Ihren Diener Hawryl zu besuchen."

„Hawryl —" stammelte Rosenzweig, „Hawryl also ... Wie geht's, Hawryl?"

„Überzeugen Sie sich selbst. Erweisen Sie mir die Ehre, in mein Haus einzutreten, ruhen Sie ein wenig aus unter meinem Dache."

Schweigend, noch ganz betäubt, folgte der Doktor dieser Einladung und ließ sich zu dem Hause geleiten, auf dessen Schwelle die junge Frau stehen geblieben war und sich bemühte, das kräftige Kind in ihren Armen, das dem Vater jauchzend und mit ausgestreckten Händchen entgegenstrebte, festzuhalten.

„Mein liebes Weib, Herr Doktor," sprach Hawryl, und zu ihr gewandt: „Heiße ihn willkommen, Magdusia, einen werteren Gast kann uns der Himmel nicht schicken."

Ihr Gesicht spiegelte die Freude, die sich auf dem ihres Mannes malte, rein und innig wider: „Seien Sie schön gegrüßt, Herr," sagte sie und lachte ihn mit ihren großen Augen treuherzig an.

Nathanael war wie im Traum. Erst in der Stube, allein mit Hawryl, begann er sich von seinem Staunen zu erholen:

„Sie leben! — Mensch, Sie leben! Ist das auch wahr, daß Sie leben? Aber wenn es wahr ist, so stehen Sie doch nicht so gleichgültig da —"

„Gleichgültig?" rief Hawryl.

„So reichen Sie mir doch die Hand!"

Zum zweitenmal hielt er sie in der seinen — eine andre als damals, eine derb gewordene Hand, deren Besitzer den Bauern nicht nur spielte.

Sie nahmen Platz am Tische, der mitten in der freundlichen Stube stand, und lange dauerte es, bevor Hawryl, immer von neuem durch die verwunderten Ausrufungen des Doktors unterbrochen, die seltsame und doch so einfache Geschichte seiner Rettung beenden konnte.

Zunächst schrieb er sie der Kleidung zu, die er trug, als er bei der Kirche in Podgorze verwundet wurde und für tot liegen blieb. Er war, da sich noch Leben in ihm fand, mit andern Landleuten und Soldaten ins Spital nach Krakau gebracht worden. Dort hatte er das Bewußtsein wieder erlangt, bald aber auch die

Überzeugung, daß der Arzt, der ihn behandelte, ihn keineswegs für einen Bauern hielt. Später verrieten ihm einige, wie absichtslos hingeworfene Worte des Doktors, daß er von ihm erkannt worden war.

An dem Tage, an dem man ihn für geheilt erklärte, kam der Direktor, ein Pole — man hatte die Spitalsleitung noch nicht gewechselt — in die Rekonvaleszentenstube.

Der Agitator sah diesen Mann damals zum ersten- und letztenmal in seinem Leben.

„Du heißest Hawryl Koska," sagte er zu ihm, „bist ein aus dem Königreich zugereister Untertan des Grafen Branski, der dich nach seiner galizischen Herrschaft, auf ein Bauerngut, übersiedelt. So lese ich in deinem Passe. Ist das richtig?"

Und ohne die Antwort abzuwarten, reichte er ihm einen auf den Namen Hawryl Koska lautenden, mit einer auf ihn passenden Personalbeschreibung versehenen Paß, wandte sich an seinen Nachbar und ließ den Umgetauften stehen.

„In der verworrensten Gemütsstimmung, Freund," rief Hawryl, „in der ein Mensch sich befinden kann. Ich hatte zuversichtlich erwartet, nach meiner Genesung vor Gericht gebracht und als einer der Unruhstifter erschossen zu werden und hatte mich auf den Tod vorbereitet, wie ein gläubiger Christ. Und nun sollte ich leben. — Mein erstes Gefühl war das der Enttäuschung, mein erster Gedanke schon ein Gedanke des Hochmuts: Gott spart dich auf. Er will nicht deinen Tod, er will deinen Dienst. Das Werk, das zu beginnen du ausersehen warst, du sollst es auch vollenden.

„Von diesem stolzen Glauben erfüllt, trat ich ins Volk und wurde sein Genosse; scheinbar ein Gleicher unter Gleichen, in meinen eigenen, eitlen Augen — ein verkleideter Prophet. O Freund! ein einziges Jahr dieses Lebens, und der vermeinte Prophet war ein demütiger Mensch geworden. Das für erreichbar gehaltene Ziel rückte in unabsehbare Fernen. Zu der

Kirche, die ich mit einer herrlichen Kuppel krönen wollte, war der Grundstein noch nicht gelegt, ja, der Boden für ihn noch nicht ausgehoben! Nicht die Arbeit des Künstlers war zu tun, sondern die des bescheidenen Taglöhners.

Das erkannte ich.

Und nun — wäre ich nicht ein elender Wortheld gewesen, wenn ich es verschmäht hätte, mich an dieser Arbeit, dieser allerwichtigsten, zu beteiligen?... So griff ich denn zu Schaufel und Spaten, nicht bloß im bildlichen Sinn. Das Kruzifix, in dessen Zeichen ich dereinst zum Kampfe schritt — da hängt es über dem Bette meiner Kinder. O sehen Sie die ausgebreiteten Arme der Liebe, die verwundete Brust, das geneigte, edelste Haupt... Wer darf sich vermessen, in dieses Versöhners Namen aufzurufen zu Kampf und Streit?"

Er seufzte, aber sein Angesicht bewahrte den Ausdruck tiefsten, klarsten Friedens, und mit einem heiteren Lächeln fuhr er dort:

„So finden Sie den gefährlichen Agitator wieder. Ach, wenn ich an meinen Ausgang denke, an alles, was ich gehofft, was ich mir zugetraut habe — und jetzt! Vergnügt lege ich mich zur Ruhe und preise den Tag, an dem es mir gelungen ist, den Jan abzuhalten, sein Weib zu prügeln, den Martin, in die Schenke zu gehen, oder den Basil dahin zu bringen, seinen alten Pflug in den Winkel zu werfen und mit dem neuen auf den Acker zu fahren."

„Ihr Geheimnis aber," fragte Nathanael, den Gang des Gespräches unterbrechend, „war das nie in Gefahr verraten zu werden?"

„Der vorige Gutsherr hat es mit ins Grab genommen. Für seinen Nachfolger bin ich ein Bauer wie ein andrer."

— „Ein Bauer! Ein Bauer!... Und so wollen Sie es forttreiben bis an Ihr Ende?"

— „Bis an mein Ende, und ich glaubte nicht, damit etwas Großes zu tun und meinen Nächsten mehr zu geben, als ich von

ihnen empfange. Ich bin keineswegs immer ihr Lehrer, sie sind auch die meinen. Ihre Freuden zu teilen, vermag ich nicht, aber in Leid und Schmerz haben wir uns oft gefunden. Ich habe Bauern vor ihrem verhagelten Feld, ich habe Mütter an der Leiche ihrer Kinder stehen gesehen und Ehrfurcht gefühlt. Selten ist mir einer von ihnen verachtungswürdig erschienen, aber hundert unzählige Male beklagenswert."

In seinem Auge leuchtete die alte schwärmerische Glut, seine gebräunten Wangen erbleichten vor innerer Bewegung:

„Es ist ein Schatz an Geduld, Ausdauer, heldenmütiger Ergebung in einen höheren Willen in diesem Volke, den alle Mißhandlung, die es erfahren hat, nicht zu erschöpfen vermochte. Aber seines Reichtums unbewußt, streut es ihn aus und erwirbt nichts dazu. Die Einsicht fehlt und mit ihr das Winken der tätigen, sittlichen Kräfte. Genug! Genug! das alles wissen Sie so gut wie ich, und somit auch, daß es vieles nicht geringe zu tun gibt auf meinem geringen Posten. Ihn auszufüllen, reicht mein Können gerade hin. Hawryl Koska wird nicht umsonst gelebt haben. — Der Sendbote ist gestorben, ohne einen Jünger zu hinterlassen."

„Einen doch!" rief Nathanael. „Einen, den Sie aus den Reihen Ihrer eifrigsten Gegner geholt haben. Einen Mann, dessen Zwecke irdischer Natur gewesen sind, dessen Herz an verlierbaren Gütern gehangen hat und den Sie den Wert der unverlierbaren kennen gelernt haben. Sendbote! da steht er vor Ihnen, Ihr Jünger in weißen Haaren."

Beide waren zugleich aufgesprungen, fielen einander in die Arme und hielten sich fest umschlungen.

Jakob Szela

I.

Die einen nennen den Jakob Szela einen Volksführer, die andern einen Volksverführer; die ersten sehen in ihm ein Muster „schöner Loyalität," die zweiten einen Räuber und Mordbrenner. Jene verehren ihn als einen Gesetzeskundigen und Weisen, während ihn diese für einen Winkelschreiber und Rabulisten erklären. Kaum ist jemals über eine geschichtliche Persönlichkeit so verschieden geurteilt worden, wie über den galizischen Bauern Jakob Szela, Grundwirt zu Smarzowa im Tarnower Kreise. Nicht einmal das Alter, in dem er sich anno 1846 — dem für Galizien so wichtigen und unglücklichen Jahre — befand, ist festgestellt.

Er war damals sechzig Jahre alt und im Vollbesitze seiner Kraft, sagen seine Ankläger. Er war ein siebzigjähriger, gebrochener Greis, sagen seine Bewunderer. Nur in einem Punkte stimmen alle überein, alle bestätigen, daß große Macht in den Händen dieses Mannes lag, dem Tausende seiner Standesgenossen unbedingtes Vertrauen schenkten und blind gehorchten.

Gleich nach seiner Erwählung zum Gemeindedeputierten hatte er einen Prozeß gegen die Gutsherrschaft beim Kreisamt anhängig gemacht. Er bewies, daß die Gutsherrschaft sich im Verlauf von sechsundfünfzig Jahren von der Gemeinde Smarzowa wöchentlich um achtzig, in Summa einmalhundertzweiunddreißigtausend, neunhundertundsechzig Robottage mehr hatte leisten lassen, als jene zu leisten schuldig gewesen war, und verlangte Schadenersatz. Das Kreisamt nahm die Klage an, suchte aber Szelas Forderung zu vermindern. Der wollte je-

doch kein Jota von seinem Rechte ablassen, respektive von dem Rechte derer, die er zu vertreten hatte, wollte auch auf keinen, noch so gut gemeinten Vorschlag zu einem Ausgleich eingehen, und legte eine solche Halsstarrigkeit an den Tag, daß der Kreishauptmann, Ritter von Breinl, sich endlich entschloß, den Vorstellungen der Gutsherren von Smarzowa nachzugeben, und in die Entsetzung Szelas als Gemeindedeputierten und Bevollmächtigten zu willigen.

Gegen den Ausspruch rekurrierte Szela sogleich beim Gubernium, wurde jedoch abgewiesen und vermahnt, sich an die kreisamtliche Entscheidung zu halten. Szela überlegte eine Weile und wandte sich dann mit einer klaren Darlegung des Sachverhalts an die Hofkanzlei nach Wien. Binnen kurzem erfloß von dort die Kassierung der Entscheidungen des Kreisamts sowohl wie des Guberniums. Die beiden Stellen erhielten den Befehl, Szela, gegen den als Gemeindevertreter nichts einzuwenden sei, auch sonst Ungünstiges nicht vorliege, nach wie vor als Deputierten seiner Ortschaft anzuerkennen. Dieser Beschluß erweckte in der Landbevölkerung eine grenzenlose Begeisterung und Dankbarkeit für die kaiserliche Regierung und steigerte Szelas Ansehen auf das höchste.

Der Prozeß nahm seinen Fortgang und war nahe daran, zugunsten des Klägers entschieden zu werden, als die Revolution ausbrach, die einzige, in der das Volk den Ausschlag gab, indem es gegen seine vorgeblichen Befreier Partei ergriff. Kein Wunder, daß Szela bei dem merkwürdigen Ereignis eine große Rolle spielte — spielen mußte; die Konsequenzen seiner langjährigen Wirksamkeit traten zwingend an ihn heran, und den schlichten Bauer hat es wohl selbst befremdet, als er, eines Morgens erwachend, die Sense in seiner Hand in ein Richtschwert verwandelt sah.

Ob er es zum Heil oder Unheil geführt, ob er das rings auflodernde Feuer anzufachen oder zu dämpfen gesucht hat,

darüber steht den für oder wider ihn Eingenommenen kein Urteil zu. Maßgebender für eine Charakterstudie des Bauernhäuptlings dürfen die Berichte eines kürzlich in Zabno verstorbenen Mannes sein, der den Szela persönlich gekannt, ihm aber ferngestanden hat und „sine ira et studio" von ihm zu sprechen pflegte.

Der Mann war der alte Sikorski, ehemaliger Kastellan im Schlosse des Grafen O., eines Grenznachbars der Herren von Bogusz, Eigentümer von Smarzowa. Sikorski hatte in seiner Jugend beim Militär gedient, seines Fahneneides nicht vergessen, und kümmerte sich um Politik nicht im geringsten. Er folgte darin dem Beispiel seines Herrn, der auch viele Jahre Soldat gewesen war und diese Zeit als die fröhlichste seines Lebens bezeichnete. Die glücklichste für den Grafen, die seiner Ehe, hatte nur wenige Jahre gedauert. Nach dem Tode seiner Gattin, die ihm drei schöne und kräftige Söhne hinterlassen, gab er sich anfangs einer unmäßigen Trauer hin, suchte aber dann Zerstreuungen. Er kutschierte in der Nachbarschaft herum, hielt sich monatelang in Lemberg auf, verbrauchte mehr Geld, als er einnahm, drückte seine Pächter und wurde seinen Bauern ein harter Herr. So schlecht es denen jedoch erging, von ihren Großeltern konnten sie hören, daß die jetzige Zeit Gold sei im Vergleich zur früheren, welche die Metapher von dem an den Pflug gespannten Bauern zur buchstäblichen Wahrheit gemacht hatte. Damals kostete es den Edelmann keinen Kreuzer, wenn er einen eigenen Untertan — und nur fünfzehn polnische Gulden, wenn er einen des Nachbars erschlug.

Der Graf fühlte für Szela immer eine gewisse Vorliebe, hielt ihn an, wenn er ihm begegnete, sprach und scherzte mit ihm, demütigte ihn übrigens mitunter auch recht grausam. Er haßte Szelas Gutsherren von Herzen wegen ihrer Österreich feindlichen Gesinnung, er hätte ihnen alles Schlimme gegönnt; aber daß ihnen Schlimmes durch einen ihrer eigenen Bauern

zugefügt wurde, das war ihm doch nicht recht. Die Entschließung des Kreisamtes in bezug auf Szela hatte er als eine Ungerechtigkeit getadelt, die Entschließung der Hofkanzlei entrüstete ihn als eine Unklugheit. — „Das übersteigt die erlaubten Grenzen," sagte er; „das ist zu arg. Das heißt jede unmittelbare Autorität dem Landvolke gegenüber untergraben."

Von dem Tage an grollte der Graf dem Szela und wurde gar eifrig in seiner Mißstimmung bestärkt durch einen jungen Mann, dem er viel rascher, als sonst in seiner Art lag, sein Vertrauen geschenkt hatte, durch den Mandatar Jaslo.

Der Mandatar war überhaupt eine wichtige Persönlichkeit in der Umgebung des Grafen, ein bildhübscher Bursch von äußerst einnehmendem Wesen, mittelgroß, mager wie ein Windhund, geschmeidig wie eine Katze und klug wie eine Schlange. Der Graf stand unter seinem Einfluß, die jungen Grafen waren von ihm bezaubert. Joseph, der erstgeborene, betete ihn förmlich an und wich nicht von seiner Seite.

Im Herbst 1845 kam eines Tages Szela zu dem Kastellan Sikorski und bat, ihn beim Grafen zu melden. Eine solche Freiheit hatte Szela sich nie herausgenommen, und Sikorski sagte erstaunt zu ihm: „Ich dich melden? Was fällt dir ein? Nicht einmal, wenn der Herr Graf gut aufgelegt wäre, täte ich's; wie denn heute, da er sich in seiner übelsten Laune befindet, weil der Verwalter ihm nicht so viel Geld gebracht hat, als er auf die morgige Reise mitnehmen wollte."

Szela entgegnete, wenn der Herr Graf morgen schon wieder verreise, liege desto mehr daran, daß er ihn heute noch sprechen könne. Und er wußte dem Kastellan die Sache so dringend zu machen, ihm die Verantwortung die er auf sich lade, wenn er ihm nicht eine Audienz verschaffe, als eine so schwere vorzustellen, daß Sikorski sich zum Grafen begab und ihm die gehorsamste Bitte des Szela vortrug. Der Graf sprang vom Schreibtisch auf, an dem er vor unordentlich durcheinander geworfenen

Rechenbüchern und Schriften gesessen hatte und rief: „Herein mit ihm!"

Der Kastellan stutzte; ihm wurde heiß. Diesen rauhen Klang in der Stimme seines Herrn kannte er und wußte im voraus, was Szela zu erwarten hatte. Er ging nach seinem Zimmer zurück und riet dem dort Harrenden: „Glaub mir, lauf noch jetzt davon. Ich will sagen, daß du im letzten Augenblick den Mut verloren hast, vor den Herrn zu treten. Das wird ihm in den Kram passen und ihn besänftigen."

„Kann nicht sein," murmelte Szela, „geh du voran, Pan Kastellan, ich folge."

So begaben sie sich auf den Weg.

„Was willst du?" schrie der Graf dem Szela entgegen. Als der jedoch sich tief verneigte und voll Respekt an der Tür stehen blieb, da war's, als ob sein Anblick den Grafen umstimmte. Und in der Tat besaß der alte Grundwirt, obgleich er ungewöhnlich klein und schmächtig war, ein gar ehrwürdiges Aussehen. Zufällig hatte er sich gerade unter das Bild des Theuerdank gestellt, das an der Wand hing, und jedem Menschen mußte die Ähnlichkeit zwischen den beiden Köpfen auffallen, dem des großen Kaisers im samtenen, pelzverbrämten Jagdkleide, und dem des armen Bauers im weißen Leinwandkittel.

„Was willst du?" wiederholte der Graf.

„Ich möchte untertänigst bitten, unter vier Augen mit dir sprechen zu dürfen, hochgeborner Herr."

„Unter vier Augen? ... Du bist keck! Ich habe keine Geheimnisse mit dir. Sprich vor dem Kastellan oder pack dich."

„Du hast zu befehlen, gnädigster Herr," antwortete Szela, ohne eine Miene zu verziehen — er hatte wohl keinen andern Empfang erwartet. „Ich bin gekommen, um dich zu warnen; du befindest dich in einer großen Gefahr."

„So ..." Der Graf zwirbelte an seinem Schnurrbart und trat näher auf Szela zu: „Mich zu warnen, kommst du, und vor wem?"

„Vor einem deiner Diener, der dich bestiehlt."

„Bestiehlt?"

„Ja, hochgeborener Herr Graf. Er stiehlt dir das liebste, das du hast — deine Kinder."

„Was soll das heißen? Welchen Unsinn schwatzest du?"

„Laß dich herab, mich anzuhören," flehte Szela. „Du hast einen Mann im Hause, der zu den Polen hält und ein Feind des Kaisers ist."

„Wohl auch dein Feind?" fragte der Graf höhnisch, und Szela, ohne die Ironie dieser Worte zu verstehen, gab mit ruhiger Stimme zur Antwort: „Freilich, Herr. Der Feind des Kaisers ist auch mein Feind."

„Aha!... Wie heißt der Mann, von dem du redest?"

„Jaslo, Pan Jaslo, der Mandatar."

Jetzt brach das Gewitter los: „Hund, niederträchtiger, verleumderischer Hund! Meinen besten Diener wagt die Bestie zu begeifern, weil sie weiß, daß sie bei ihm nicht in Gnaden steht?... Weil Jaslo wie jeder Vernünftige sagt: Unrecht getan hat die Hofkanzlei, indem sie auf den Rekurs des frechen Kerls anders geantwortet hat, als mit einer Anweisung auf fünfzig Stockstreiche?"

„Es ist mir zu Ohren gekommen, gnädiger Herr, daß Pan Jaslo so ungebührliche Reden führt."

„Und deshalb also?... Dem soll ich den Mund stopfen? Ein Mensch, meinst du, der bei der Hofkanzlei Gehör gefunden hat, wird auch bei einer Herrschaft Gehör finden? Aber da hast du dich verrechnet... Die Herrschaft holt nach, was die Hofkanzlei versäumte..."

Dem Grafen quollen die Augen aus dem Gesicht, seine Lippen waren weiß; er ballte die Hand um einen Reitstock, den er vom Wandgestell gerissen hatte, und ein Hagel von Schlägen fiel auf den Kopf und die Schultern des Bauers. Dieser stand unbeweglich, zuckte nicht einmal; nur eine grenzenlose, ver-

zweiflungsvolle Traurigkeit sprach sich in seinem faltigen Antlitz aus.

Plötzlich war's, als ob den Grafen Scham ergriffe über das Büttelknechtsamt, das er ausübte. Statt ihn zu besänftigen jedoch, reizte ihn der Gedanke nur zu größerer Wut gegen den, der ihn dahin gebracht hatte, sich so zu entwürdigen.

Szela tat nicht das geringste, um seinen Grimm zu mildern. „Ich brauch mir im Grund deine Schläge nicht gefallen zu lassen, gnädiger Herr," sagte er, als der Graf seinem Stock Ruhe gönnte. „Dessenungeachtet bitte ich dich: schlag zu! aber nimm dir meine Warnung zu Herzen."

Natürlich tobte darauf der Graf noch ärger als früher. Kein Schimpfwort, das er dem Szela nicht zugeschrien hätte. Zum Schluß schwor er einen so törichten Eid, wie ihn nur der rasendste Zorn eingeben kann: Lieber wollte er untergehen, lieber seine Kinder vor seinen Augen sterben sehen, als seine oder ihre Rettung einem elenden Kerl von Bauern danken zu müssen. „Hinaus! Hinaus mit dir, du lügnerischer Schurke! und wenn du dich je wieder blicken lassen solltest, dann hüte dich vor den Hofhunden."

Das war der Reisesegen, den Szela mitbekam.

Der Kastellan nahm den Alten mit auf seine Stube und brachte ihm Wasser, um sein blutrünstiges Gesicht zu waschen. Ihn jammerte des schwer Mißhandelten, er konnte sich aber doch nicht enthalten, ihm zu sagen: „Recht ist dir geschehen. Warum hast du durchaus zu ihm gehen müssen!"

Szela rieb sich die zerbläuten Schultern mit dem Rücken der Hand: „Armer Herr Graf — für so verblendet hätte ich ihn nicht gehalten. Armer Herr! Ganz betört hat ihn der polnische Schwätzer. Bete zu Gott, Herr Kastellan, daß er das große Unglück abwende, das dieser Mensch über den armen Herrn Grafen und sein ganzes Haus bringen kann."

Am Nachmittag ließ der Graf den Mandatar rufen und

hatte eine lange Unterredung mit ihm. Verstört und bleich war Jaslo in das Zimmer seines Herrn getreten, wohlgemut und friedlich kam er wieder heraus. Das leibhaftige gute Gewissen könnte nicht in liebenswürdigerer Gestalt einhergehen. Der Kastellan begegnete ihm im Gange und ärgerte sich später darüber, daß er dem jungen Mann für seinen Gruß gar so freundlich gedankt hatte. Aber das war es ja, daß er einen immer wieder gewann. Wer ihn sah, konnte nichts Schlechtes von ihm denken. Vielleicht, weil er selbst in dem Glauben handelte, recht zu tun, indem er alle, die einer andern Partei angehörten, als er, zu betören und zu verführen oder zu — verraten suchte.

Nach der Abreise des Grafen begann er übrigens sein Spiel ziemlich offen zu treiben. Er schien sich das Vorgehen des Herrn Longchamps, Güterkommissärs beim Fürsten Sanguszko, zum Muster zu nehmen, der, sobald der Fürst seine Residenz verlassen hatte, um sich zum Winteraufenthalt nach Paris zu begeben, Schloß Gumnisk zu einem Vereinigungspunkte für Anhänger, Agenten und Emissäre der Propaganda aus allen Ecken und Enden Westgaliziens machte. Mit diesen Leuten verkehrten Jaslo und Graf Joseph beständig; und auch die jüngeren Grafen, deren Hofmeister der Beredsamkeit Jaslo lange widerstanden hatte, jetzt aber anfing, schwankend zu werden, sangen: „Jeszcze Polska" und freuten sich in ihrer kindischen Weise auf den baldigen Ausbruch der Revolution.

Seltsam war die Stimmung im Dorf. Am Sonntag Sexagesimä fanden sich bedruckte fliegende Blätter auf den Bänken in der Kirche vor und wurden von den meisten Andächtigen — aus gutem Grunde ungelesen — ins Gebetbuch gelegt. Die wenigen aber, die gelehrt genug waren, um sich mit ihrem Inhalt vertraut zu machen, erfuhren daraus, der Bischof von Jerusalem habe, während er das heilige Meßopfer darbrachte, eine Stimme vom Himmel vernommen. Das Gebet, das sie gesprochen, teile er hier der Christenheit in Polen zu ihrem Nutz

und Frommen mit. Jeder, der es nachgebetet, sei verpflichtet, es siebenmal abzuschreiben und an andre zu verteilen. Er werde dann als ein Gefeiter durch die drohenden Gefahren wandeln. Bald müsse das Blut stromweise fließen; nachher aber stehe eine gesegnete Zeit in Aussicht, in der die Früchte der Erde in unerhörter Fülle gedeihen und die Ländereien blühen würden gleich einem Paradiese.

Ströme Blutes! — Oft schon hatten die Bauern gehört, Ströme Blutes *werden* fließen; jetzt hieß es: sie *müssen* fließen; durch den Mund des Heiligen wurde es verkündet. Wenn aber Blut strömen soll, muß es vergossen werden, und wer soll es vergießen?... Wer anders als die, deren Sache es ist, auf den Feldern, die es düngen wird, zu säen und zu ernten?... So schlossen die meisten; nur einige ängstliche Seelen waren der Meinung: „Weit gefehlt! Die polnisch gesinnten Herren werden uns umbringen, uns Austriaci!" Ein dumpfer Druck lag auf allen Gemütern, den nur da und dort das Aufblitzen eines wilden Entschlusses, eine Verheißung der Rache für mehr als sechshundertjährige Bedrückung unterbrach. Auf dem Kreisamt herrschte rege Tätigkeit; täglich wurden neue Verschwörungen entdeckt und neue Verhaftungen vorgenommen. Jeder Freund des Friedens fing schon an zu hoffen, es werde den Ruhestörern das Handwerk bald gelegt sein, als grausige Gerüchte aus der Nachbarschaft in das Dorf drangen. Die Edelleute, erzählte man sich, wollen ihre Bauern zum Kampf gegen die Regierung aufstacheln und werden von den Bauern erschlagen; ihre Häuser, ihre Kastelle werden ausgeplündert und in Brand gesteckt.

In der Nacht des 18. Februar ging Sikorski, von namenloser Bangigkeit gepeinigt, von Zimmer zu Zimmer. An dem der kleinen Grafen lauschte er; da war alles still, sie schliefen. Im großen Saal, mit den sechs hohen Fenstern, traf er den Grafen Joseph, der aufmerksam in die Ferne hinausspähte. Der Mond

war noch nicht aufgegangen, die Nacht aber schnee- und sternenhell. An zwei Punkten des blaugrauen Horizontes wallten von feurigen Funken durchsprühte weißliche Rauchsäulen empor. „Um Christi willen!" seufzte Sikorski, „zwei Dörfer brennen!"

„Das dritte noch nicht, und das ist schlimm," sprach Joseph, „viel schlimmer als du denkst, alter Sikorski."

Der Kastellan entsetzte sich über diese Worte und fragte den jungen Herrn, wie er, der doch ein gutes Herz habe, solche Reden zu führen imstande sei? Joseph lächelte und erwiderte mit einer altklugen und kalten Miene, die ihm ein ganz verändertes Aussehen gab: „Was willst du? Einen Pfannkuchen bereitet man nicht, ohne Eier zu zerschlagen."

Es wurde Mitternacht. Joseph blickte unverwandt nach einem dunkeln Fleck am Horizonte aus, den endlich das sanfte Licht des Mondes, aber nicht das eines Schadenfeuers erhellte.

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, sandte Pan Jaslo den Sikorski mit Briefen auf die Post, nach dem Städtchen, das im Schlitten mit guten Pferden in einer Stunde zu erreichen war. Dort wurde dem Kastellan eine große Anzahl Neuigkeiten mitgeteilt, die ihm die Haare zu Berge trieben. Er erfuhr, in welcher Gefahr sich die Edelleute überhaupt, insbesondere aber jene befanden, die sich der Revolution angeschlossen hatten. „Wenn Euer Graf in Lemberg ist," sagte der Posthalter, „kommt er gewiß heut oder morgen zurück. Es sind reitende Boten mit Alarmnachrichten nach der Stadt geschickt worden." Fast närrisch vor Angst stieg Sikorski wieder in den Schlitten und hieß den Kutscher nach Hause jagen, so rasch die Pferde laufen konnten.

Als er ins Dorf kam, sah er schon die Bauern scharenweise auf dem Wege nach dem Schlosse begriffen. Jeder von ihnen trug eine Sense oder einen Dreschflegel auf der Schulter.

„Wohin?" fragte Sikorski.

„Wie du siehst, ins Schloß. Der Herr Mandatar hat uns

befohlen, die Sensen gerade zu nageln und uns auf der Wiese vor dem Haustor aufzustellen."

„Gott verdamm ihn!" rief Sikorski, sprang aus dem Schlitten und rannte ins Amtshaus, zum Mandatar. Der Vogel war schon ausgeflogen und wahrlich in prächtigem Gefieder. Der alte Diener sah ihn, gekleidet wie zu einer Hochzeit, eben aus der Halle treten, als er selbst ganz atemlos dort anlangte. Noch prächtiger nahm Joseph sich aus in der reichen polnischen Tracht, den Säbel umgeschnallt, zwei Pistolen im Gürtel. Er stand zwischen seinen jüngeren Brüdern, und auch diese Kinder, die sich freilich Jünglinge dünkten, waren gekleidet und bewaffnet wie die Erwachsenen. Einige Dominikalbeamte und ein halbes Dutzend Herren, die Sikorski bisher nie zu Gesicht bekommen hatte, bildeten ihr Gefolge. Der Ortsgeistliche hielt sich neben ihnen.

Eine Menge Schlachtschitzen, kleine Edelleute aus der Umgebung, waren angefahren und geritten gekommen und tänzelten um Jaslo herum. Wenn er feierlich dastand, wie ein Hochzeitsgast, so bebärdeten sie sich, als ging's zu einem Balle.

„Da bin ich!" rief der Kastellan schon von weitem, „hört meine Nachrichten!" Aber den Herren war es nicht um seine Nachrichten zu tun. Sie winkten ihm zu schweigen, schoben ihn hinweg oder verhöhnten die Feigheit und Leichtgläubigkeit, der sie die Warnungen zuschrieben, die er dem und jenem zuflüsterte. Daß er sie vor den Bauern nicht laut ausschreien durfte, das versteht sich von selbst.

Und diese Bauern! Ihr Zuströmen wollte kein Ende nehmen. Ein Schwarm nach dem andern marschierte herein. Das Gedränge wurde immer ärger, der Raum immer beengter. Links vom Schloß begrenzte ihn das Gitter zwischen Garten und Straße, rechts eine steile Böschung. Wie auf Verabredung hatten sich die Leute um drei Männer, die alle andern hoch überragten, in Treffen geschart: in der Mitte des Planes um

den Urlauber Sabata, der in Lemberg, in der zweiten Kompagnie des Grenadierbataillons, als Flügelmann stand. Nächst der Böschung umstanden sie den Geschworenen Iwan, den stärksten Branntweintrinker im Orte, ein harmloser Riese, wenn er sein Räuschlein hatte, ein zornwütiger Krakeeler, wenn er nüchtern war. An der Seite des Gitters drängten sich die Leute um Wisniak, den trockenen Spaßmacher, der nie lachte, und den eine Prügelstrafe noch nie zum Jammern gebracht hatte, ein sechs Schuh langer Kumpan mit einer hohen Schulter und mit einem Gesicht wie aus gebräuntem Eichenholz geschnitten.

Die Edelleute, es mochten ihrer dreißig bis vierzig sein, standen in der Halle, ließen sich durch die Dienerschaft Likör servieren und tranken auf das Wohl des wiedererwachten Polens. Jaslo und die Gräflein aber schritten ganz militärisch die Front der Bauern ab, und diese schmunzelten so freundlich hinter ihnen her, daß Sikorski schon dachte: „Der Himmel sei gepriesen, sie lachen! Die ganze Geschichte läuft bei uns auf einen Scherz hinaus und endet mit einer tüchtigen Beschämung des Herrn Mandatars."

Nun stand dieser still und hielt den Leuten eine Ansprache. Er begrüßte sie als die Bürger eines neuen Reiches, in dem es keine Robot, kein Salz- und Tabaksmonopol geben werde, und forderte sie auf, unter der Führung des jungen Grafen nach Tarnow zu ziehen, um dort die österreichische Obrigkeit abzutun und eine polnische einzusetzen. Seine Rede, welche die Schlachtschitzen zu dem stets erneuten Rufe: „Vivat Polonia" begeisterte, war mit vielen schönen Worten von Freiheit und Vaterlandsliebe verziert, und er trug sie mit Feuer vor. Aber sie zündete doch nur bei denen, die ohnehin schon brannten; auf die Bauern machte sie keinen andern Eindruck als den der Überraschung. Und auch dieser geringe Erfolg wurde zunichte und verwandelte sich in höhnische Heiterkeit, als Wisniak, über die Köpfe seiner Umgebung weg, dem Mandatar die flache Hand

hinstreckte und ihn ernsthaft bat, ihm auf die eben eröffneten schönen und sicheren Aussichten — zwei Gulden zu leihen.

Zornig brauste Jaslo auf; doch der Priester legte ihm beschwichtigend die Hand auf den bereits zum Schlag ausholenden Arm und begann seine Gemeinde selbst anzureden.

Der sanfte und gütige Herr bebte vor Aufregung; seine sonst so fahlen Wangen färbten sich, ein Widerschein längst erloschener Jugend schimmerte auf ihnen, aus den rötlich umränderten Augen leuchtete schwärmerische Begeisterung. Er rief sein Volk in den Streit für die heilige Sache; er verhieß ihren siegreichen Vorkämpfern den Besitz eines irdischen und ihren Märtyrern den eines himmlischen Paradieses. Die übermächtige Empfindung raubte ihm zuletzt die Stimme; er konnte nur segnend die Hände erheben, indes die Bauern sich bekreuzten, die Edelleute einander in die Arme fielen, dann die Säbel zogen und schwangen, und dem Grafen Joseph zuriefen, Befehl zum Aufbruch zu geben. Der junge Herr tat es, ließ sich eine Fahne reichen, die einer der Schloßdiener bereit gehalten hatte, und entfaltete sie ... Der Kastellan meinte, der Schlag müsse ihn treffen — es war die weißrote Fahne, die Joseph emporhob, und der seine Brüder zujauchzten.

Ein schrecklicher und zugleich rührender Anblick, diese drei irregeleiteten Kinder! Guter Gott, wer hätte die Macht ihrer lieblichen Schönheit nicht empfunden, wer nicht Erbarmen mit ihrer unschuldigen Schuld? ...

Die dort! durchschauerte es den alten Diener mit tödlichem Schreck, die gewiß nicht, die jetzt noch dastehen wie eine Herde ängstlicher Schafe und sich jeden Augenblick in ein Rudel Wölfe verwandeln können ... Beginnt es nicht schon unter ihnen zu gären? Was stecken sie die Köpfe zusammen und gestikulieren und scheinen einer den andern in einem gefaßten Entschluß befestigen zu wollen? Der Kastellan vernimmt deutlich in ihren halblauten Reden den Namen Szela.

„Vorwärts!" ruft nun Jaslo, der sich nicht mehr kennt vor Unwillen und Zorn, und die aus seinem Anhang rufen drein: „Wenn euch die jungen Herren führen, habt ihr zu folgen!"

„Indessen ihr hier zögert und euch besinnt, ziehen die anderen Bauern mit ihren Herren nach den Kreisstädten und lassen sich's dort wohl sein."

„Unser Herr ist nicht da," versetzte Iwan und blickte mit einer offenbar gespielten Stumpfsinnigkeit um sich.

Der Priester seufzte und wollte wieder das Wort ergreifen, doch wurde es ihm durch einen Schreiber abgeschnitten, der schon die ganze Zeit hindurch seine Beredsamkeit auf eigene Faust an den Bauern geübt hatte. Er trug einen schäbigen Pelz, die Konfederatka baumelte unsicher auf seinem spitzen Kopfe, und ein alter Hirschfänger hing an fettigem Riemen an seiner Seite. „Euer Herr ist gar kein Herr mehr!" kreischte er in gebrochenem Polnisch, „euer Herr ist kaiserlich — es gibt nur noch polnische Herren!"

„Sehen sie alle so aus wie du, die neuen Herren?" entgegnete Wisniak laut und langsam und setzte den Hut auf, den er bisher in der Hand gehalten hatte.

Ach, — der Beifall, den diese Äußerung und diese Gebärde erweckten, klang nicht harmlos mehr! In der trägen Masse des Volkes war ein unheimliches Leben und Regen erwacht. Haß, Hohn, eine finstere Entschlossenheit zum Widerstand kündete sich plötzlich und allgemein an in der Haltung der armen Froner.

Aber daß ihnen durch die Bauern Gefahr drohen könne, fiel den Edelleuten nicht ein. Sie warnten, sie schrien, sie schickten sich an, die vier- und fünffache Überzahl der Landleute zum Gehorsam zu zwingen. Mit der flachen Klinge schlugen sie drein, einige feuerten ihre Pistolen in die Luft.

„Nehmt euch in acht!" rief Iwan ihnen zu, und im selben Augenblick rann ihm das Blut über die Wangen. Ein Schlachtschitz hatte ihm sein eben leer getrunkenes Glas an die Stirn geworfen.

Iwan mußte heute nüchtern sein, denn dieser Scherz, der ihm in angeheitertem Zustand höchstens, wie man zu sagen pflegt, „einen Lacher gekostet" hätte, versetzte ihn in Wut. Mit Geheul brach er aus seiner Schar wie ein Raubtier aus dem Dickicht und schwang den Dreschflegel. Der geistliche Herr trat ihm entgegen mit erhobenem Kruzifix, parierte den Schlag und — sank lautlos zu Boden, das erste Opfer des wilden Kampfes, der jetzt entbrannte.

Durch das Getümmel drängte sich der Kastellan zu Joseph heran: „Du bist betrogen! Überall unterliegen die Polen, nicht die Kaiserlichen ... Rette dich, rette deine Brüder. Die andern überlaß ihrem verdienten Schicksal ..." Er hatte ihn am Kleide gefaßt: „Komm! Hinein ins Schloß!"

Joseph entriß sich ihm. „Die Polen unterliegen?" stammelte er tonlos und schrie dann laut auf: „Den Polen zu Hilfe! Jaslo! Jaslo!"

Der Mandatar hörte ihn nicht, er befand sich im Handgemenge mit dem rechten Flügel der Bauern; von seinen Getreuen, die ihm Beistand leisteten, wälzte sich schon einer — der Schreiber — von einem Sensenhieb getroffen, im Schnee. Joseph wollte auf seinen Freund zustürzen, die beiden Kleinen folgten ihm auf den Fersen ... Als sie an Sabata vorüberkamen, stellte der sich ihnen in den Weg. Mit einem raschen Griff entriß er dem jungen Grafen die Fahne: „Fort mit dem Fetzen! Ich bin kaiserlicher Soldat und will den Fetzen nicht sehen!"

„Wir sind auch kaiserlich!" tönte es ihm zurück, und ein lauter Jubel erscholl, als Sabata die Fahne mit Füßen trat, ihre Stange in Stücke brach und sie in die Schloßfenster schleuderte.

Wütend zog Joseph den Säbel und stürmte auf die Bauern ein und — Sikorski hätte lachen müssen, wenn ihm das Weinen nicht näher gewesen wäre — die beiden Brüder ihm nach. Die Bauern wehrten ab mit den Stielen der Sensen, wichen etwas zurück. Es bildete sich eine Bucht in der gestauten Menschen-

masse. Plötzlich schloß sie sich hinter den jungen Herren, und sie waren den Augen Sikorskis entschwunden. „Ihr Leute! Ihr Leute!“ rief er, „um Gottes willen ... Was tut ihr ... Auseinander! Platz, ihr Leute, ihr Hunde!“

Er und einige Schloßdiener, die der ganzen Begebenheit bisher stumm und neugierig zugesehen hatten, warfen sich den Bauern entgegen. Sie prallten an wie an eine Mauer. Sie schrien: „Gebt uns die jungen Herren heraus!“ schrien, was sie konnten und hörten ihre eigenen Stimmen nicht in dem herrschenden Tumult. Die Panowies*) schossen, die Bauern gebrauchten ihre Sensen und Dreschflegel mit furchtbarem Erfolg. Das alles sah Sikorski noch ... auf einmal wurde ihm grau vor den Augen und ihm war, als sei ein schwerer Stein auf seinen Kopf gefallen. Er wankte, sank aber nicht, ein starker Arm empfing ihn, hielt ihn, und als er sich mit Gewalt zusammennahm und emporblickte, sah er in das Angesicht dessen, den er so gräßlich fürchtete und doch so heiß ersehnt hatte — in das Angesicht seines Herrn. Ein wahres Totenangesicht! und ein grausiges Wunder schien's, daß diese Lippen sich öffneten und sprachen: „Die Kinder ...“

Er deutete mit ausgestreckter Hand auf die Wirbel, die da und dort im Gedränge entstanden, wie sie sich im Wasser an Stellen bilden, an denen ein schwerer Gegenstand untertaucht. Nie hat ein Mensch einen qualvolleren Kampf gekämpft, als damals dieser Mann, dieser Vater.

Im Begriff vorzudringen, besann er sich, die zu reizen, die seine Kinder in ihrer Gewalt hatten. Und so erhob er eine unvergeßlich schreckliche, keuchende, gepreßte Stimme, deren flehenden Ausdruck die wutsprühenden Augen, die krampfhaft geschlossenen Fäuste, die Haltung des wie zum Sprung vorgebeugten Oberkörpers widersprachen:

---

*) Herren.

„Lieber Sabata! Mein alter Blonski, und du, Sofka — ich bitte euch, gebt mir meine Kinder heraus... Ich werde euch ewig dankbar sein."

Die Angerufenen blickten einander stumm an und rührten sich nicht. Erst nach einer tödlichen Pause begann einer von ihnen: „Deine Kinder sind Polen, wir sind keine Polen. Deine Kinder haben uns zum Hochverrat verleiten wollen, wir aber..."

Die Fortsetzung seiner Rede wurde durch ein ohrenzerreißendes Geschrei übertäubt. Der Kampf Jaslos und seiner Anhänger nahte der Entscheidung zugunsten der Sensenmänner, und der Anblick ihrer überwundenen, blutenden Gegner wirkte berauschend auf die Sieger: „Die Prophezeiung! Die Prophezeiung! Das Blut, das in Strömen fließen muß, ist das Blut der Herren!... Hurra! schlagt die Herren tot!" brüllten sie mit kannibalischem Entzücken und gebrauchten ihre mörderische Waffe. Sikorski sah den Grafen die unbewehrten Hände gegen den Himmel erheben und dann vorstürzen in den sicheren Tod...

Möge ein Mensch versuchen zu schildern, wie dem Kastellan zumute war, als jetzt der Ruf: „Szela kommt! Szela kommt!" wild jauchzend in die Lüfte stieg. Auf der Straße, vor dem offenen Gittertor, hielt ein Zug von Bauernschlitten, beladen mit einer gräßlichen Fracht. Landleute aus der Nachbarschaft führten die Leichen der von ihnen ermordeten Gutsherren auf das Kreisamt nach Tarnow. Dieser haarsträubende Anblick erweckte in der Menge ein Triumphgefühl, das den höchsten Grad erreichte, als Szela raschen Schrittes den Garten betrat. Finster schaute er drein, wies alle, die ihm huldigend nahen wollten, rauh hinweg und fragte: „Was tut ihr?"

„Was du getan hast, Väterchen! Wir erschlagen die Panowies, die gegen den Kaiser sind."

Er richtete seine gebeugte Gestalt empor und griff sich nach dem Kopf: „Ist euer Graf gegen den Kaiser?"

„Er nicht, nein, er nicht..."

„Nun denn, ihr Dummköpfe! Ihr Gottverlassenen! Wie oft habe ich euch schon gesagt: von keinem haben wir etwas Gutes zu erwarten, außer vom Kaiser und von den Beamten und Herren, die ihm treu sind."

„Wir wissen es, Väterchen, wir wissen es."

„Weh euch, wenn ihr es wißt und nicht danach handelt!"

Bestürzt schwiegen die Bauern, scharrten mit den Füßen, neigten sich demütig. Nur der Urlauber Sabata faßte Herz genug, um — den Hut ehrerbietig in der Hand — zu sprechen: „Der Graf ist ein strenger Herr."

„Hol dich der Teufel — streng!... Wenn noch so streng..." Er unterbrach sich, machte eine kurze Pause und fuhr fort: „Wenn er dich zweimal schlägt, so denk: ein polnischer Herr hätte mich viermal geschlagen."

„So denken wir ohnehin, Väterchen."

„Um so besser! dabei bleibt und krümmt mir kein Haar auf dem Haupt eures Herrn! heilig, — versteht ihr mich? — heilig soll jeder österreichische Gesinnte euch sein!"

„Er ist es ja," meinte Sabata in einiger Verlegenheit. „Aber seine Beamten, Väterchen, seine Kinder..."

„Wo sind die Kinder?" fuhr Szela ihn an und wiederholte heftig, als die Antwort auf sich warten ließ: „Wo sind die Kinder eures Herrn?"

— „Ja, wo sind sie?... Wer hat sie zuletzt gesehen? — Der Iwan? Nein, der Wisniak, der balgte sich mit ihnen. Dort, rechts, wo der Bauernrichter steht..." Der Bauernrichter will sie nicht gesehen haben. „Sie werden in den Schwarm geraten sein, der mit den Panowies kämpfte," sagte er. „Und wenn ihnen etwas geschehen ist, Väterchen, je nun — sind Lechi*), Väterchen, und verdienen Strafe."

„Nicht durch euch! Ihr Vater wird sie strafen, dem kommt

*) Polen.

es zu, nicht euch!" rief Szela in schmerzlichem Zorn. Alle verstummten, und durch die lautlose Stille drang nun ein zitternder Hilferuf, ein Schluchzen und Weinen an sein Ohr. Er lauschte, erhob gebieterisch die Hand — die Menge teilte sich und gab Raum ...

— In dem Augenblick, in dem Szela an der Spitze der fremden Bauern erschienen war, hatte der Graf Abrechnung gehalten mit seinem Gott und ein stummes Gebet gesprochen: „Mach's gnädig, Allbarmherziger! Mach's den Kindern gnädig. Was es jetzt zu erdulden gibt, laß mich es allein erdulden ... Schenk den Kindern ein sanftes Ende."

Ein sanftes Ende unter den Händen wilder Bestien, empörungstoller Sklaven? Welch ein Gebet! Muß man nicht selbst toll sein, um auf seine Erhörung zu hoffen? Verzweifelnd hatte sich der Unglückliche der berauschten und blutdürstigen Horde entgegengeworfen und dem ersten, auf den er traf, die Sense entrissen, nicht um sein Leben teuer zu verkaufen, sondern um im Sterben noch seinen Kindern ein furchtbares Totenopfer zu bringen. Er meinte, der Boden unter seinen Füßen schwände, meinte das Bewußtsein der Wirklichkeit zu verlieren, als das Gedränge, in dem er sich eben erst befunden hatte, nachließ, die Leute auseinander stoben und er allein stand, zu seinen Füßen die Leichen Jaslos und des Priesters und, in Schmerzen ringend, die Verwundeten beider Parteien. Auf dem breiten Wege aber, der sich im Gewühl gebildet hatte, kam Szela langsam herangeschritten. An jeder Hand führte er einen der Knaben. Der ältere hinkte kläglich, schmiegte sich an seinen Erretter und preßte das Gesicht in die Falten von dessen Gewand. Der jüngere blickte trotzig drein; er war sehr bemüht, seinen zerrissenen Mantel festzuhalten, um zu verbergen, daß ihm die Czemerka in Fetzen von der nackten Schulter hing. Joseph folgte entwaffnet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt.

Zweifelnd, ungläubig, allmählich auflebend, wie verzückt,

starrte der Graf den Nahenden entgegen. Er wollte auf sie zueilen, aber seine Knie brachen, und nur mit bebender Stimme vermochte er auszurufen: „Du bringst sie mir? ... Du, Szela!"

Er riß seine Kinder an sich, er bedeckte sie mit Küssen, er streckte versöhnend und vergebend seine Hand nach Joseph aus. Sein Erstgeborener jedoch hatte sich auf die Erde geworfen neben den toten Freund und war in seinem maßlosen Schmerz taub und blind für alles, was um ihn vorging.

Als der Graf, sich fassend, die Augen erhob und die Karawane erblickte, die vor seinem Hause Halt gemacht hatte, schauderte er und sprach, unfähig, seinen Abscheu zu bemeistern: „Szela! Entsetzlicher! ... Dein Werk?"

„Ich habe es nicht getan" lautete die Antwort.

Fester drückte der Graf die Köpfe seiner Kinder an seine Brust, um ihnen den schreckensvollen Anblick zu entziehen, von dem er selbst die Augen nicht zu wenden vermochte, und murmelte leise: „Aber auch nicht verhindert!"

Szela zog die Achseln in die Höhe; eine harte und unerschütterliche Ruhe lag auf seinem gefurchten Antlitz: „Ich habe doch die Kinder meines Herrn gerettet," sagte er, wandte sich ab und ging von einer Gruppe der Bauern zur andern. Eindringlich und kurz erteilte er ihnen seine Befehle. Dicht hinter ihm, wie sein Schatten ihn geleitend, schritt ein düsterer Gesell, bösartigen Aussehens, der einzige, der sich unterfing, gegen eine Anordnung des Alten hie und da Einwand zu erheben. Es war sein Sohn, Stanislaus Szela, der ausgediente Soldat.

Sein Vater drohte ihm mit dem Stocke und verwies ihn in die Nachhut des Zuges, der sich jetzt wieder in Marsch setzte, und den man noch lange sehen konnte, sich weiter bewegend zwischen den Pappeln der Kaiserstraße.

Tagsüber gab es im Schlosse Arbeit genug mit dem Aufbahren der Toten und der Pflege der Verwundeten. Die Bauern kampierten auf der Wiese und im Hofe. Am Abend ließ der

Graf ihnen sagen, sie möchten nach Hause gehen. Aber sie antworteten, das dürften sie nicht; es sei Revolution, und Szela habe ihnen geboten, dazubleiben, um das Schloß und den Herrn vor den herumstreichenden Insurgenten und Räuberbanden zu beschützen.

Sein Befehl wurde pünktlich ausgeführt. Die Bauern haben durch volle drei Wochen (ganz so wie die des benachbarten alten Grafen Wiesioloski) einen ruhigen und treuen Wachtpostendienst geleistet, während sich ringsum Greuelszenen ohnegleichen abspielten. Erst nachdem die Ordnung im Lande völlig hergestellt war, begaben sie sich wieder zurück in ihre Hütten und an ihre Arbeit.

Der Graf war von dem Benehmen seiner Untertanen gewaltig gerührt und machte ihnen viele großmütige Versprechungen, die ihm sein von Dankbarkeit überquellendes Herz eingab. In besseren Tagen wurden auch einige davon erfüllt. —

II.

Die zweite Begegnung mit Szela, deren sich Sikorski bis an sein Ende lebhaft erinnerte, fand fünf Monate später statt.

Seit dem Beginn des März herrschte Ruhe im Tarnower Kreise. Einige Züge Kavallerie als Streifkommandos hatten die Ordnung ohne Anwendung von Gewalt hergestellt. Die Bauern, die unter den Befehlen Szelas gestanden, waren die ersten, welche die Waffen niederlegten und sich, auf die Aufforderung des Kreisamtes hin, zur Leistung der Robot wieder bereit finden ließen. In der Nachbarschaft hat es immer geheißen, er hätte ganz gute Mannszucht gehalten und eine Insurgentenschar im offenen Kampfe angegriffen und geschlagen. Sicher ist, daß er Plünderungen verhütete, oder, wo ihm das nicht

möglich war, doch jederzeit die Auslieferung wertvoller Beutestücke an das Kreisamt erzwang. So mancher gefangene Aufrührer verdankte ihm die Erhaltung seines Lebens. Er schützte ihn vor der Wut der Bauern, indem er ihn den Eid künftiger Treue gegen den Kaiser leisten ließ, und ihn dann in seine Schar aufnahm.

So gab es denn großes Erstaunen, als bald nach dem Erlöschen der letzten Flammen der Empörung Gerüchte der schlimmsten Art über Szela auftauchten. Sie bezeichneten ihn als einen Mörderhäuptling, der sengend und brennend, raubend und plündernd von Edelhof zu Edelhof gezogen war. Sie schilderten bis ins Kleinste die bestialische Grausamkeit, mit der er dabei verfuhr und behaupteten endlich, daß er seine langgenährten Rachegelüste gegen die Edelleute um so ungehemmter befriedigen konnte, als er im geheimen Einverständnis mit der Regierung, gehandelt und sogar — in ihrem Solde gestanden habe.

Der empörende und peinliche Eindruck, den diese Verleumdung hervorrief, war so groß, der Haß und die Feindseligkeit, die sie erweckten, äußerte sich so unumwunden, daß endlich zu ihrer Widerlegung geschritten und die strengste Untersuchung angeordnet werden mußte. Szela blieb auf freiem Fuße in Tarnow, verantwortete sich in seiner gewohnten schlagfertigen Weise und benützte die freie Zeit zwischen den Verhören, um einen Brief an den Kaiser aufzusetzen, in dem er um Verminderung der Untertanenlasten bat.

Inzwischen hatte der Kreishauptmann Ritter von Breinl die von ihm angesuchte Versetzung nach Brünn erlangt und unter seinem Nachfolger im Amte, Czecz von Przemysl, kam der Prozeß Szelas zum Abschluß. Das Ergebnis lautete, daß Szela zum Kriminalverfahren nicht qualifiziert, seine Entfernung aus dem Lande jedoch dringend zu befürworten sei. Worauf Jakob Szela, der Grundwirt und ehemalige Gemeindedeputierte,

den Befehl bekam, nach der Bukowina auszuwandern, wo er auf der Kameralherrschaft Glitt ein Bauerngut als Eigentum und Wohnort angewiesen erhielt.

An dem Tage, an dem Szela seine Reise antreten sollte, dachte der Kastellan Sikorski: „Wäre doch neugierig, ihn noch einmal zu sehen — wenn auch nur von weitem, denn davon, sich bis zu ihm durchzudrängen, wird keine Rede sein. Hilf Gott, was werden die Leute treiben beim Abschied von ihrem Väterchen Szela. Von Glück kann man sagen, wenn es nicht zu Exzessen kommt." Der Kastellan malte sich die Sache in seinem Kopfe aus, und immer gefährlicher erschien sie ihm, je länger er darüber nachdachte, und je kürzer der Weg wurde, den er nach dem Ziel seiner Wanderung noch zurückzulegen hatte.

Zu seiner Überraschung fand er im Dorfe alles still. Es sah dort aus wie an jedem Werktagsmorgen. Männer und Weiber waren zur Feldarbeit ausgezogen. Nur in der Wirtshausstube, in die Sikorski beim Vorübergehen hineinblickte, lungerten einige Tagediebe. Der Jude führte seinen Klepper aus dem Stall, um ihn an die Budka zu spannen.

„Wen fährst du?" fragte Sikorski.

„Ich, niemanden. Der Bub führt den Szela nach Sanok."

„So, so, und bald?"

„Sehr bald." Sikorski beschleunigte seine Schritte und hatte in kurzer Zeit die Hütte Szelas erreicht. Sie war reinlicher und größer als alle übrigen; neben der Tür befand sich ein Bänklein, und der Raum davor mußte heute noch sorgfältig gekehrt worden sein. Dort stand Szela, mit herabhängenden Armen und gekreuzten Händen, und sah unverwandten Auges sein Haus an. „Oho, Pan Sikorski!" begrüßte er den Nahenden, „das ist ja schön, daß du mich noch heimsuchst."

„Ich habe dir Lebewohl sagen wollen, Szela."

„Dank dafür, Pan Kastellan. Leb auch du recht wohl."

„Führe mich ein wenig in dein Haus," sagte Sikorski, ohne von dieser Verabschiedung Notiz zu nehmen.

„Das Haus ist leer, meine Habseligkeiten habe ich durch den Sohn schon alle nach Glitt geschickt."

„So will ich auf diesem Bänklein ausruhen, wenn du nichts dagegen hast; der Weg ist weit, und meine Füße sind alt."

„Mach dir's bequem. Wohl dir, wenn du ruhen kannst."

Er konnte nicht ruhen, so erschöpft er schien. Mit offenbarer Mühe schleppte er die schweren Wasserstiefel an seinen mageren Beinen, wandelte aber dennoch unstet umher.

„Es tut mir leid, daß ich nichts habe, womit ich dir aufwarten könnte," begann Szela nach einer Weile. „Außer" — er zog ein Stück Brot aus seiner Tasche — „wenn du meine Wegzehrung mit mir teilen willst."

Sikorski lehnte ab; er beabsichtigte, sich bei der Heimkehr im Wirtshaus zu stärken. Der Appetit, den er schon zu verspüren begonnen, war vergangen. Alles, was er von dem alten Manne, der sich jetzt zum ewigen Abschied von der Heimat rüstete, gehört hatte, flog ihm durch den Sinn. Er würde gern zehn bare Gulden gegeben haben, um zu erfahren, was denn Wahres daran sei. Hatte Szela nur den kleinsten Teil des Unheils verübt, das man ihm zuschrieb, so sollte einen füglich kein Mitleid mit ihm beschleichen. Und doch — was war das Mitleid, das Sikorski vor einigen Monaten mit ihm gehabt hatte, als er schwer gezüchtigt aus den Händen des Grafen gekommen war, im Vergleich zu dem, das der gebrochene Greis ihm in diesem Augenblick einflößte!

„Szela," fragte er, „was denkst du? Was ist denn so merkwürdiges an deiner Haustür, daß du sie immerfort ansiehst?"

Der Alte hatte den Hut vom Kopfe genommen und strich seine langen Haare in den Nacken zurück. „Je nun, die Mühe dauert mich, die ich im vorigen Frühjahr an sie gewendet habe. Siehst du nicht, wie schön breit sie ist? Das habe ich so eingerichtet,

damit die Leute mit dem Sarg nicht anzustoßen brauchen, wenn sie mich einmal hinaustragen."

Er überließ sich wieder der aufmerksamen Betrachtung seines Hauses: „Einen Schornstein hat es auch," hub er dann von neuem an. „Es hat ihnen im Dorf viel Verdruß gemacht, daß ich mir einen Schornstein gebaut habe. Der wird so lange bauen, bis er unter der Erde liegt, haben sie mir mit Kreide auf die Tür geschrieben. Und der Geschworene Budnik hat gesagt: „Bau du dir einen Schornstein, aber bilde dir nur nicht ein, daß wir es dir nachtun werden. Wir wollen unsre Häuser so lassen, wie sie sind. Ja, freilich!" Er verzog den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln und deutete auf die elenden Hütten längs der Dorfstraße: „Das muß alles so bleiben, wie es ist. Je nun! was werd ich mich drum kümmern, dort unten in der Bukowina... Es soll dort viel schöner sein als bei uns." Sein Gesicht verdüsterte sich, und er fügte halblaut und mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Trotzdem wäre ich lieber hier geblieben. Aber — was ist zu tun? Der Kaiser will's! — Gehab dich wohl, Pan Sikorski, da kommt schon meine Gelegenheit."

In der Tat fuhr die Budka eben heran, von einem munter nebenherschreitenden Jüngelchen kutschiert. Zu gleicher Zeit ließ der Trab eines Pferdes sich vernehmen, das kleine Gefährt wurde von einem Reiter eingeholt, überholt. Es war der Graf, der sich von seinem Tiere schwang, dem herbeieilenden Sikorski die Zügel reichte und auf Szela zuschritt: „Szela," sprach er bewegten Tones, „du hast meinen Kindern das Leben gerettet, und ich habe dir noch nicht einmal gedankt."

Er streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte küßte...

Der Alte und — nicht mehr der Alte. Er, den seine Standhaftigkeit in Gegenwart des Grafen nie verlassen hatte, nicht unter dessen Stocke, nicht bei dessen Aufjauchzen, als er ihm die totgeglaubten Kinder wiederbrachte — ihn versetzten die einfachen Worte, die der Graf jetzt zu ihm sprach, ganz außer sich.

Seine Lippen zitterten, seine Augen schwammen in Tränen, er beugte sich, als ob er in die Knie sinken wollte.

„Was fällt dir ein? Was tust du?" rief der Graf, sprang auf ihn zu und faßte ihn an beiden Schultern.

„Herr! Herr!" stammelte Szela und sah ihm mit leidenschaftlicher Ergebenheit ins Angesicht, „ich habe nicht geglaubt, daß mir vor meinem Ende noch ein Mensch sagen wird: ‚Dank dir, Szela!' und jetzt kommst du und sagst es."

Ergriffen von dem Ausbruch einer Weichherzigkeit, die niemand dem Bauernhäuptling zugetraut hätte, entgegnete der Graf: „Es hat auch keiner soviel Grund, dir zu danken, wie ich."

„Doch, gnädiger Herr! — Dir habe ich drei Kinder gerettet; es gibt einen Herrn, dem ich mehr als dreitausend gerettet habe, und der hat mich dafür vor Gericht stellen lassen und schickt mich jetzt in die Fremde."

„Weil er nicht anders kann. Die Ermordung deiner Gutsherren fordert eine Sühne."

„Du weißt, daß ich sie nicht ermordet habe."

„Aber die Bauern haben es getan, die unter deinen Befehlen standen."

„Geruhe zu erwägen, daß ich kein General bin, und daß die Bauern keine abgerichteten Soldaten sind."

Der Graf faßte ihn scharf ins Auge: „Sag aufrichtig, Szela, wenn du deine Gutsherren wieder lebendig machen könntest, würdest du es tun?"

„Nein, Herr, um des Kaisers willen nicht."

„Und um deinetwillen noch weniger?"

Szela besann sich ziemlich lange, bevor er berichtigend versetzte: „Um meinetwillen ebensowenig."

„Siehst du!"

„Was soll ich sehen, gnädigster Graf? Die Herren haben uns Böses getan, so lange wir denken. Der Kaiser hat uns nur Gutes getan. Als die Herren gegen den Kaiser gegangen sind,

und die Bauern zwingen wollten, mit ihnen zu gehen, sind die Bauern rebellisch geworden, und es ist viel Unglück geschehen."

„Es geht die Sage, du hättest so manches davon verhüten können und du hast es nicht verhütet."

Abermals erwiderte Szela erst nach reiflicher Überlegung: „Kann sein, kann auch nicht sein. Dergleichen ist nachträglich schwer zu bestimmen. Die Bauern haben gewußt, daß alles auf sie ankommt; sie haben ja gehört, was der Herr Kreishauptmann mir hat sagen lassen, als ich den Mathias Drewniak zu ihm geschickt habe um Militärassistenz: ‚Unmöglich, Szela, bevor sie mir in Tarnow die Garnison verstärken. Hilf dir selbst, halte Ordnung und sieh zu, daß keine Gewalttätigkeiten verübt werden.' Das war viel auf einmal verlangt."

„Ist auch nicht geleistet worden."

„Wie hat es denn geleistet werden sollen, von solchen Leuten, die auf einmal merken: Jetzt sind wir die Herren? Gnädiger Graf, ich habe froh sein müssen, wenn sie mir die Edelleute geschont haben, die dem Kaiser treu waren."

„Auch das ist nicht durchwegs geschehen."

„Überall habe ich die Augen nicht haben können. Ich habe oft meinen Sohn schicken müssen, und der hat anders gehaust . . ." Er brach ab und schloß mit gelassener Zuversicht: „Der gerechte Gott wird es ihm aufs Kerbholz schreiben; die Menschen schreiben es auf das meine."

„Natürlich. So viele Hunderte gehorchten deinem Augenwink, wer wird dir glauben, daß du es nicht verstanden hast, deinen Sohn im Zaum zu halten?"

Schmerzlich beistimmend neigte Szela den Kopf. „Das wird niemand glauben. Aber wahr ist es . . . Und am Ende, Herr, mein Sohn hat es wenigstens seinen Gesellen recht gemacht, ich — habe es keinem recht gemacht. Sieh dich um . . . Wie sind sie mir sonst von weitem zugelaufen, wo sie mich erblicken konnten — und heute . . . Bursche, die man kaum mit zwei

Pferden zur Arbeit schleppt, sind freiwillig hinausgegangen, damit sie mir nicht zu sagen brauchen: Glück auf den Weg!" Er hatte, während er sprach, nach dem seiner harrenden Gefährt hingesehen, fast schien's, mit einer gewissen Ungeduld, so daß der Graf fragte, ob er es denn nicht erwarten könne, fort zu kommen?

Szela entschuldigte sich: „Verzeih. Auf die Fürsprache des Herrn Ritters von Breinl hat der Herr Kreishauptmann zugegeben, daß ich nicht wie ein Arrestant über die Grenze gebracht werde. Er hat mir das Vertrauen geschenkt, daß ich zur rechten Zeit von selbst gehen werde. Verzeih, gnädiger Herr, es ist jetzt die rechte Zeit."

Der Graf zog eine wohlgefüllte Brieftasche hervor und wollte sie durchaus, mit Zürnen und Bitten, dem Szela aufdringen. Aber der meinte: „Tue dir keinen Schaden. Du weißt mit dem Gelde Besseres anzufangen als ich. Hebe es auf für deine Kinder ... Aber, gnädiger Herr," unterbrach er sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit, „ich habe gehört, daß du den Grafen Joseph als Gemeinen hast assentieren lassen."

„Ja wohl. Er braucht eine strenge Zucht."

„Wenn sie nur nützt."

„Eine strenge Zucht nützt immer."

„Weiß nicht." Er tat einen tiefen Seufzer. „Mein Sohn war vierzehn Jahre Soldat."

Sie traten an die Budka heran, um die sich allmählich eine kleine Versammlung gebildet hatte: Kinder, die den mageren Klepper streichelten oder neckten, ein paar alte Weiblein, von denen eines eben im Begriffe war, ein Laib Brot im Stroh des Wagens zu bergen. Dem Szela traurig zunickend, sprach sie: „Du sollst dich in der Fremde erinnern, wie das Brot der Heimat schmeckt."

Drei alte Zechbrüder waren auch angerückt und hatten ein Branntweinfäßchen von der Größe einer Melone mitgebracht.

Sie weinten bitterlich und wiederholten fortwährend: „Leb wohl, Väterchen! Gott behüte dich! Vergiß uns nicht!" und dabei ging das Fäßchen von einem zum andern, und sie tranken abwechselnd aus dem Spundloch.

Szela schickte sich an, in die Budka zu steigen, als aus einer der nächsten Hütten ein großer und breitschultriger Mensch in zerlumpten Kleidern hervorkam, auf den Alten zustürzte und ihn am Arme packte. Einige Kerle, die ebenso verkommen aussahen wie er, waren ihm gefolgt, hielten sich aber, aus Angst vor dem Grafen und dem Kastellan, in scheuer Entfernung. Nur der erste kannte keine Scheu, den machte die Wut zum vernunftlosen Tier. Er schüttelte Szelas Arm und schrie:

„Bis zum letzten Augenblick habe ich gewartet, um dich zu fragen. So willst du also wirklich fort, ohne deine Schulden bezahlt zu haben, du Schurke?"

„Was wäre ich dir schuldig, Drewniak?" sprach Szela, sich von ihm losmachend.

„Frage du nur, was du mir schuldig bist," rief jener und hielt dem Alten die geballte Faust dicht vors Gesicht. „Nachdem du mich herumgejagt hast, wie einen Hund in Schnee und Wetter, als Bote und Späher und auf dem Marsch, und mir dafür nichts gegeben ..."

Seine Gefährten schrien drein: „Und die Branntweinfässer, wohin wir gekommen sind, versiegeln lassen ..."

„Daß man sich nicht einmal hat warm trinken können —"

„Und uns die ehrliche Kriegsbeute abgenommen ..."

Anklagen häuften sich auf Anklagen, Szelas Gegner wagten sich näher heran; den Weibern wurde angst, die Betrunkenen heulten.

„Die andern Bauern," zeterte Drewniak, „haben Geld und Gut erworben in der Revolution. Wir haben nichts gekriegt ... ich sage dir, Herr," wandte er sich an den Grafen, „nichts von dem Eigentum der Rebellen. Er hat den herrschaftlichen Wald

bewacht, der Alte, als ob er selbst ein Schuft von einem Heger wäre. Keinem armen Teufel hat er auch nur ein Scheit Holz gegönnt. Deshalb, Herr, glauben wir und wissen wir — er hat uns alle zu Narren gehabt. Nimm ihn nicht in Schutz — uns alle zu Narren hat er gehabt und hat es im geheimen mit den Polen gehalten ..." Er konnte nicht weiter, er keuchte nur — und wollte sich heftig auf Szela stürzen.

Der Graf stieß ihn so heftig zurück, daß er wankte, und befahl gebieterisch Ruhe, die denn auch, freilich nur scheinbar, eintrat. Szela lächelte in schwermütigem Triumphe, und sein auf den Grafen gerichteter Blick fragte: „Was sagst du nun?"

„Die Toren! die vermaledeiten Toren!" fuhr dieser auf, und eingeschüchtert stimmte Drewniak einen andern Ton an. Er ließ den Blick mit großer Betrübnis längs seiner Hünengestalt hinabgleiten, streckte einen Fuß von sich, dessen nackte Zehen aus dem geplatzten Stiefel hervorsahen und sagte:

„Die Stiefel waren neu vor der Revolution. Wenn er mir wenigstens die Stiefel ersetzt hätte!"

Seine guten Freunde und die alten Weiblein erhoben ein schadenfrohes Gelächter; Szela jedoch näherte sich dem Grafen und sagte: „Du hast etwas für mich tun wollen, Herr. Sei so gnädig und bezahle ihm die Stiefel, die er in meinem Dienst vertreten hat."

Nachdem seiner Bitte willfahrt worden war, empfahl er sich beim Grafen, schüttelte Sikorskis Hand und grüßte die Frauen und Kinder.

„Ihr aber hört!" rief er seinen Widersachern zu, und wie er sich fest zusammennahm und in die Brust warf, da war jede Spur von Gebrechlichkeit aus seiner Gestalt verschwunden. Ehrwürdig, gebieterisch erschien er jedem, und man sah dem greisen kleinen Bauern wahrlich etwas von einem Feldherrn an. Die rohen Kerle, die sich murrend hatten davonschleichen wollen, blieben stehen und lauschten der letzten Ermahnung ihres

ehemaligen Führers. „Ihr werdet schon noch drauf kommen, wer es ehrlich mit euch gemeint hat. Seht nur zu, wie den andern ihr unrecht Gut gedeiht, und dankt dann Gott und mir für eure leeren Taschen. Und somit lebt auch ihr wohl, ihr dummen Teufel."

Szela warf noch einen langen, traurigen Blick nach seinem Hause und stieg in die Budka. Ihr Leinwanddach war ungewöhnlich niedrig, dennoch konnte er aufrecht darunter sitzen. Einmal im Wagen, erhob er die Augen nicht mehr, es kam auch kein Wort mehr über seine Lippen.

Der Graf geleitete ihn zu Pferde noch ein gutes Stück Weges; aber Szela, ganz versunken in seine Gedanken, blieb unempfindlich für diese Gunst.

Lange Zeit hörte man im Schlosse nichts von ihm, als daß er glücklich in Glitt angelangt war. Erst zwei Jahre später, nach der Aufhebung der Robot, schrieb Szela an den Grafen einen merkwürdigen Brief, den auch der Kastellan Sikorski gelesen hat.

Es hieß unter anderm darin: „Auf mein letztes Schreiben hat mir der Kaiser nicht antworten lassen; aber er hat alles so getan, wie ich es ihm angeraten habe. Gott segne ihn!"

Krambambuli

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Dinge und Wesen. Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt, und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb und unvergeßlich ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshause zum Löwen in Wischau von einem vazierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem geleerten Branntweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem spärlichen Barte. Der Jägerrock, vermutlich ein Überrest aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er trotzdem Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte, und daß er jetzt auch den Hund als solches hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp sagte vorerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbranntwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Vazierenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tiere die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurecht kommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz der schlechten Kondition, in der er sich befand, wundervollen Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauklaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternase; die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten und nicht viel dicker waren, als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! dieses Geschöpf mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht hatte. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vazierenden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?“ — „Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli,“ lautete die Antwort. — „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts!“ — Ja, er konnte lang rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte

ihm nicht, wandte den Kopf dem zu, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!" und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte aber sich immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt, mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor Krambambuli, halb totgeprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache," heißt es von andern intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli", wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessiert einen Jäger im lebendigen Zustande gar nicht und im gebratenen

nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt mit dem Krambambuli sprach er von dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden, und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten hatte, und als die gute, schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen ..." setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk machen, und sind überzeugt, mit nichts anderm soviel Ehre einlegen zu können, wie mit dem Krambambuli." „Ja, ja, lieber Hopp." Die Gräfin errötete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit, und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, tat sehr demütig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei den Versuchen es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr wert."

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tiere. Vergeblich hatte man es durch Liebe zu gewinnen, mit Strenge zu bändigen gesucht. Er biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter, und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch

machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirtshaus. Der Jäger spielte Tarok mit dem Doktor und mit dem Verwalter, Krambambuli lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich mit dem Schwanze auf den Boden zu klopfen, als wollt er melden: „Präsent!" Und wenn Hopp, sich vergessend, recht wie einen Triumphgesang das Liedchen anstimmte: „Was macht denn mein Krambambuli?" richtete der Hund sich würde- und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten:

„Es geht ihm gut!"

Um dieselbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben" nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgend einer übel berüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen waren, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgend

einem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu andrer Zeit geschehen wäre, und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen, und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid" vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andre von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald" grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte, und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Ästen der herrlichen Bäume

herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, ab, und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die schon mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raub gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermeßlicher Wut. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschundenem Gesicht, der andere mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbläute er eigenhändig die beiden Weiber. In einer von ihnen erkannte Hopp die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben" bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — tot. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch Sumpf und Gerölle geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen eben solchen als Bandelier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm, mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüten hineingesteckt. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich,

daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — „Was hat denn der Hund?"

Krambambuli beschnüffelt den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung ...

„Herein," ruft Hopp, „da herein!" Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an, und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegte — sagt ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts?... O lieber Herr, schau doch! riech doch! O Herr, komm! Daher komm!..." Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?" zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt zu lassen und seiner Wege — das heißt in dem Fall recte zu Gericht — zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze

Tag und auch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, ehe er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund," spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja! Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt... Ich, hoho!... Ich werd meinen Hund hineinbringen in die Geschichte... Das könnt mir einfallen!" Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er: „Was macht denn mein Krambambuli?" bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Untat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells herum.

Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas andres gedacht als an seine Rache, und sich im „Grafenwald" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg ein, quer durch den Wald gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig drein-

geschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho! dachte Hopp, wart Kerl, wenn du's bist! trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich, Gottes Wunder! — durch den Zaun der „Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hingen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter, am wohlbekannten Juchtenriemen, der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion gewesen, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!" Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer ... All ihr Heiligen — ein sauberes Feuer! Die Flinte knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lang mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus, denkt der Alte. Doch nein — er ist heil, sein Hut nur fliegt, von Schroten durchlöchert, ins Gras.

Der andre hat auch kein Glück; das war der letzte Schuß in seinem Gewehr, und zum nächsten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche ...

„Pack an!" ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Pack an!" Und:

„Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!" lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme ...

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte

auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht Kehrt, „der Gelbe" pfeift, und der Hund macht wieder Kehrt, und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger, wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt...

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe" hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Schüsse fallen. Der Jäger trifft, der Wildschütz fehlt.

Warum? weil er — vom Hunde mit stürmischer Liebkosung angesprungen — gezuckt hat im Augenblick des Losdrückens. „Bestie!" zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt von neuem. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten eine lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, für wen das Blei gehört?"

„Ich kann es mir denken."

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Kanaille!"

„Ja, Herr, jawohl."

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir."

„Begreiflich, Herr," und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Wer könnte ein Geschöpf niederknallen, das einen so ansieht? Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andre, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben den Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund." „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen," antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus, denn als die Leiche auf den Wagen geladen war und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Totenkammer, in der „der Gelbe" lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: „Geh nach Hause!" — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon, wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelett abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück harten Brotes, an dem es nagte. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend — der Treueste der Treuen, herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bett. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei ... Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, befahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und sputete sich hinweg. Wie er aber aus dem Hause trat, stieß sein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Jäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken intonierte er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam ...“ Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad um den Hund.“

Die Resel

Es war im März zwischen Okuli und Lätare. Der Graf und die Gräfin hatten sich in ihrer neu eingerichteten Wohnung im Forsthause des Reviers Fichtenberg einquartiert, um die Zeit des Schnepfeneinfalls gehörig auszunützen. Da erlagen viele der geflügelten Reisenden, die eine Zuflucht in den feuchten Niederungen der Nadelwälder gesucht hatten. Je blutiger der Tag gewesen, je vergnügter kehrten die Jäger heim, je liebenswürdiger wurde der Herr Oberförster zum Abendessen geladen. Die kleine Gesellschaft nahm das Mahl in einem traulichen holzgetäfelten Zimmer ein, das von einem stark geheizten Kachelofen fast übermäßig erwärmt und von den vier Kerzen eines Hirschweibchenlüsters ziemlich spärlich erhellt wurde.

Die Ereignisse des Tages hatten den Stoff zum Tischgespräch geliefert. Beim schwarzen Kaffee begann der Graf in seiner breiten und äußerst gutmütigen Art den Stand der Waldungen zu loben. „Das ist ein Unterschied," sagte er, „zwischen den meinigen und den fürstlichen, wo wir im Herbst gejagt haben."

Man rauchte; die Gräfin, die sich die größte Zigarre angebrannt hatte, sprang plötzlich auf, lief zum Fenster, öffnete es weit und sprach, dampfend wie ein Schlötchen: „Alles gut bei Ihnen, mein lieber Herr Ruppert, nur Ihre Leute nicht. Die Hausdiener feuern einen aus dem Zimmer und Ihre Jäger — eine Sippschaft ... mein Großvater würde sagen: ‚wie wenn's die Tauben zusammengetragen hätten'."

„Ja, ja, sie hat recht," sagte der Graf, „ich hab mir heut das Jagdpersonal betrachtet. Diese Menschen schauen aus wie die Räuber."

Das Gesicht des Oberförsters zog sich in die Länge. „Das können Hochgräfliche Gnaden gleich anders haben, brauchen nur zu befehlen, nämlich. Wir nehmen uns halt ein Muster an den fürstlichen Jägern drüben: die tragen Uniform mit silberne Knöpf und Borten und waschen sich alle Tag zweimal die Händ."

„Zu was alterieren Sie sich gleich, Ruppert — ich hab nur so gemeint," beschwichtigte der Graf, und seine Frau fiel ein:

„Es handelt sich auch nicht ums Händewaschen, aber daß die Leute gar so merkwürdig sind. Da ist einer den ganzen Tag hinter mir hergegangen, so ein magerer, brauner, ein recht unheimlicher mit trotzigen Augen."

„Der Gruber, Hochgräfliche Gnaden."

„Der kann nicht einmal reden."

„Mit dem Maul, nein, aber ich bitt untertänigst, nur einen Blick auf seine Kulturen am Reiterberg zu werfen, die sprechen nämlich statt seiner."

„Sie haben mir aber keine Antwort gegeben, wie ich gefragt habe," sprach die Gräfin und schlug ihre wundervollen schwarzbraunen Augen schalkhaft zu dem Alten auf.

Er verstand sie nicht. „Was belieben zu meinen?"

„Hören Sie zu. Ich war an einer Stelle im Wald, die ich noch nicht gekannt hab. Es sind dort gar große Fichten und ein schmaler Wiesengrund — kleine Quellen durchrieseln ihn — zieht sich hinunter bis zum Taldorf. Man kann den Kirchturm sehen und das Kreuz darauf. Dort am Waldesrand bemerke ich einen grünen Hügel, lang und schmal, ganz eingefaßt mit Schneeblumen. ‚Sie,' sag ich, ‚Sie, Jäger, was ist denn das?' — ‚Was?' sagt er und knotet eine von den Schnepfen fester, die er sich an die Weidtasche angebunden hat. ‚Ist das nicht ein Grab, ein armes, einsames Grab?' — ‚Kann sein,' brummt er,

so still, daß ich's kaum verstanden habe. Dabei reißt er an seinem dicken Schnurrbart ... grad, wie Sie jetzt tun, lieber Ruppert, Herr Oberförster," brach sie lachend aus.

Er ließ schnell die Hand sinken, und die Gräfin fuhr fort: „Neben dem Grab — als ob sich's nicht näher getraute, ist ein Kreuzerl aus zwei dünnen Latten aufgepflanzt, die ein gebogener Nagel in der Mitte zusammenhält, und es steht ein Name drauf: Resel. Man kann's noch ausnehmen, trotzdem die Buchstaben vom Regen halb verwischt und so krumm sind, wie wenn ein Kind sie geschrieben hätte."

„Kein Kind," versetzte der Förster, „aber einer, der geworden ist wie ein Kind ... Hochgräfliche Gnaden haben ihn noch gekannt," wandte er sich an den Grafen, „den alten Vitalis, den großen, dicken, mit dem rosenfarbigen Gesicht."

„Ja — ja — und ich hab immer ministrieren wollen, wenn er ins Schloß gekommen ist, die Meß' lesen. Was für eine Geduld hat er mit mir gehabt!"

„Aber die Resel, warum ist sie nicht auf dem Friedhof begraben?" fragte die Gräfin, und der Förster erwiderte zögernd:

„Ja, leider, weil sie leider Hand an sich gelegt hat, sich nämlich umgebracht hat."

„Umgebracht!" rief die junge Frau erregt — „gewiß aus unglücklicher Liebe, sie hat ihren Geliebten nicht heiraten dürfen, oder er hat sie sitzen lassen, der Lump ... Ist's so? Sagen Sie's, wenn Sie's wissen."

„Wie sollt ich nicht? Die Resel ist ja die Tochter von meinem Bruder gewesen."

„So — und was war der?"

„Müller im Taldorf."

„Hat er viele Kinder gehabt?"

„Die längste Zeit gar keins, dann ist die Resel gekommen. Der liebe Gott hat sich besonnen. Aber weil sie keine Ruh gegeben haben mit Bitten und Betteln und auf alle Wallfahrts-

orte herumgezogen sind, gibt er endlich nach und schickt ihnen die zitternde Freud."

„Das Kind wird wohl kränklich gewesen sein?"

„Gesund wie ein Fischerl von ihrer Geburt an. — ‚Wenn die zwei Alten ein Kind kriegen, kommt's mit graue Haar auf die Welt,' hat es immer geheißen. Indessen bringt das Mädel einen Kopf voll dunkle Locken mit, und wie ihr die ausgegangen sind, wachsen noch dunklere nach. Die Augen waren schwarzbraun, ich hab mein Lebtag keine so schönen mehr gesehen."

Die Gräfin zuckte die Achseln, erhob sich und sagte mit komisch-naiver Entrüstung zu ihrem Gatten: „Comme il est bête!"

Der Angesprochene erwiderte nur mit einem zustimmenden Laut, denn er befand sich schon im Halbschlafe. Ein wenig verdrossen nahm die junge Dame Platz auf der Ottomane am Fensterpfeiler, stützte den Nacken auf die Polster und fragte: „War die Resel groß, klein, wie hat sie ausgesehen?"

„Sie wird beiläufig eine Person gehabt haben wie Hochgräfliche Gnaden, nur nicht so mager da herum." — Der Förster legte die Zigarre weg und griff mit beiden Händen an seine breite Taille. „Aber ein Feuerteufel. Man hat nämlich nie gewußt, wenn sie weg war, ob sie ihre geraden Glieder heimbringt."

Die Gräfin lächelte: „Ja, ja, so wilde Hummeln gibt's, ich habe auch eine gekannt."

„Die Eltern sind aus der Todesangst um sie nicht herausgekommen, wollten es ihr aber nicht zeigen, daß ihr nicht weh geschieht. Manchmal hat sie's von selbst gemerkt und gesagt: ‚Mutterl, acht Tag geh ich dir nicht von der Seiten,' — hat sich mit ihrer Arbeit hingesetzt und gekniffelt, gekniffelt! An gutem Willen hat's ihr nicht gefehlt, nur war's ganz gegen ihre Natur, und wenn man sie so gesehen hat, ist sie einem vorgekommen wie ein Fink oder ein Kanari, den's eingespannt haben, und

der ein Wagerl hinter sich herziehen muß. Ihr Vater hat den traurigen Anblick nicht vertragen, hat sie immer bald weggeschickt, sich austanzen auf der Wiesen. Da sie ist geflogen ... Hat übrigens nicht nur getanzt, auch den Leuten geholfen beim Mähen und Heumachen und im Winter beim Holzklauben, — wenn sie nur draußen im Freien sein konnte. Und — kurioses Mädel! eine Passion, ihr Leben zu riskieren, als ob sie's nicht früh genug loswerden könnt."

Seine Zuhörerin unterbrach ihn eifrig: „Nein, nein, daran hat sie nicht gedacht, sie hat die Gefahr geliebt, das kommt vor; auch Mädchen haben Heldenblut in den Adern ... Vielleicht war ihr Großvater Soldat wie der meine."

Der Förster nickte zustimmend: „Kann sein ... Die Resel — wenn ich denk, daß sie als ein zwölfjähriges Ding ein Wickelkind aus dem lichterloh brennenden Haus gerettet hat und ein paar Wochen drauf bald ersoffen wär. Ist nämlich ins Wasser gesprungen einem jungen Hund nach, der hätt ertränkt werden sollen."

„Einem Hund — Förster, das hätt ich auch einmal getan bei einem Haar! aber die Gouvernante , die dumme Gans, hat mich am Kleid erwischt und festgehalten ... Erzählen Sie weiter, ich hab sie schon lieb, die Resel."

„Schauen, so ist es jedem Menschen gegangen, nämlich, und nicht anders dem lieben Vieh. Wenn sie zu uns gekommen ist, glauben, daß mein Hund mir zugegangen wär? Keine Idee. Wie verhext um sie herumgesprungen und ihr nicht von den Fersen gewichen. Und mein ältester Bub, der Robert, macht ihm's nach. Oder will wenigstens ... Sie war damals sechzehn, er achtzehn. Ich hab ihn g'haut — es hat nichts genutzt. Fortschicken mußt ich ihn zu einem Bekannten in Sachsen, wo er mehr zu tun und weniger zu essen bekommen hat als zu Haus. Plag und Hunger, Hochgräfliche Gnaden, sind die besten Mittel gegen die Lieb nämlich."

„War der Resel nicht leid um ihn?“

„Nein. Sie ist mit ihrem Toni gegangen und hat sich sonst um niemanden geschert. Das heißt, das will ich nicht gesagt haben: an ihre Eltern nämlich ist sie gehängt, denen sie ja das allerhöchste war, und auch an dem alten geistlichen Herrn, dem Vitalis. — Schauen, an dem konnt man's erleben, wie das ist, wenn ein einschichtiger Mensch sein Herz an ein fremdes Kind hängt. Der treibt's mit ihm mehr als die eigenen Eltern, glauben mir sicher. — ‚Mein Taufkind, mein Beichtkind,‘ ich hör noch den Ausdruck und: ‚Die hat ein Köpferl, die fragt g'scheiter als ich antworten kann. Ja, und was für ein Herz! Nur daß sie's nicht immer zeigen mag. Wie oft kommt es aber von selbst zum Vorschein, zum Beispiel — wißt ihr noch, Förster? — bei dem großen Feuer.‘ — Jehses, Jehses! wenn allemal ein halbes Dorf abbrennen müßt, damit eins sein gutes Herz zeigen kann, hab ich gedacht — gesagt, nein. Den guten, guten Herrn zu kränken, hätt ich mir zur Sünd angerechnet. Die Resel war weniger heiklig in dem Punkt, und der Herr Pater nämlich auch schwer dahinzubringen, daß er ihr eine Ermahnung erteilt. Ihm hat ihre Reu Angst gemacht, die gleich da war, aber nicht viel anders ausgeschaut hat wie die pure Verzweiflung. Da ist sie auf die Knie gefallen vor denen Eltern und hat ihnen Händ und Füß geküßt und mit Jammern und Weinen um Verzeihung gebeten.“

„Warum denn um Verzeihung?“

„Wird ihre Ursachen gehabt haben, wissen. Die Liebschaft mit dem Toni war nämlich im höchsten Flor, und die Alten, so schwach sie sonst waren, davon haben sie doch nichts wissen wollen.“

„Warum denn nichts wissen wollen?“

„Erstens war er kaum zwanzig.“

„Kaum zwanzig!“ Die Gräfin ließ ihren Blick auf den edlen, aber nicht mehr jugendlichen Zügen ihres Gatten ruhen und

auf dem Silberglanz, in dem sein Scheitel unter dem Licht der Lüsterkerzen schimmerte.

„Zweitens," setzte der Förster hinzu, „war mein Bruder ein wohlhabender Mann, der für seine Tochter etwas Besseres verlangen konnt als nämlich einen armen Heger, was der Bursch zu der Zeit gewesen ist. Heger in der Hubertushütten oben. Wahr ist, der Vater hätt früher g'scheit sein und nicht erlauben sollen, daß die Resel und der Toni von Kind auf beständig mitsammen herumrennen. Es hat sich so gemacht, weil das Haus vom Revierjäger, dem Toni seinem Vater, nicht weit von der Mühl war und das einzige in der Nachbarschaft."

„Also Spielkameraden," sprach die Gräfin ernst und nachdenklich, „und beide jung und lustig, da haben sie sich ineinander verlieben müssen."

„Zu dienen, Hochgräfliche Gnaden. Ich habe meinem Bruder oft gesagt, es wär Zeit, daß er auf sie Achtung gebet. Umsonst. Höchstens, daß er's in Übel genommen und mich angefahren hat: ‚Ich kann ihr nicht nachlaufen mit meiner Gicht; wär auch schad um die Müh, alle möglichen Mucken trau ich ihr zu, aber nicht einen unrechten Gedanken. Sie wird die Kinderschuh und die Dummheit mit dem Toni auf einmal ablegen; laß nur den Andreas da sein'."

„Wen?"

„Dem Wirt vom Fichtentann sein Einziger. Ja. — Die Alten haben sich ihn nämlich schon lang zum Schwiegersohn ausgesucht gehabt. Die Wochen drauf nach geleisteter Militärpflicht sollt er eintreffen. Ein prächtiger, braver Mensch."

„Ja," sagte die Gräfin wie im Traum, „brav und gut ... aber er hat graue Haare gehabt."

„Graue Haar? daß ich nicht wüßt."

Die junge Frau wurde über und über rot und wandte die Augen etwas erschrocken ihrem Manne zu, der inzwischen fest eingeschlafen war. „Alles eins," sprach sie rasch, „erzählen Sie weiter."

„Was soll ich noch erzählen? Belieben sich das End zu denken; haben das Grab von dem armen Ding gesehen. Sie ist, versteht sich, mit Erlaubnis des hochseligen Herrn Grafen dort bestattet worden. Solang der Pater Vitalis noch gelebt hat, hat er die Ruhestatt von seinem Taufkind gepflegt. Dann hab ich immer einen von meine Buben hinausgeschickt."

„Gut, gut, das kommt später, jetzt möchte ich wissen, wie die Resel gestorben ist."

Der Förster zögerte. „Verlangen sich's nicht, Hochgräfliche Gnaden, es ist nämlich eine sehr traurige Geschicht."

„Aber ich will sie kennen," sprach die Gräfin gebieterisch und hob sich auf dem eingestemmten Ellbogen ein wenig in die Höhe.

„Jetzt haben grad so geschaut wie die Resel," bemerkte der alte Jäger lächelnd.

„So, — wann?"

„Wann man sie bös gemacht hat, und das ist sie leicht geworden gegen jeden, nur gegen den Toni nicht; was der getan hat, war immer recht — nämlich ihr. Eine Unbändige wie die und getraute sich nicht die Augen anders aufzuschlagen als so, wie es ihm gefällig war."

„Sie hat ihn eben lieb gehabt."

„Beim Tanz konnt es noch so lustig hergehen, konnten's die Burschen mit ihr treiben wie verruckt, die Freud war gleich vorbei, wie der Toni aus Eifersucht oder was, ein Gesicht geschnitten hat. Bei ihm war das fertig im Handumdrehen."

„Das ist merkwürdig," sagte die Gräfin, „daß der Toni auch so gewesen ist."

„Sehr merkwürdig," bestätigte der Förster unbefangen. „Ein lieber, hübscher, lustiger Kerl ist zum Tisch getreten; ein hölzerner Haubenstock mit schiefem Maul hat sich niedergesetzt. Wenn ich ein Mädel wär, ich nehmet keinen, der so ist. Sonst war ihm nichts nachzusagen; er war tüchtig in seinem Fach, voll

Kuraſch und wie der Teufel auf Wildſchützen und Holzdiebe. Davon aber hat eine Geliebte nichts."

„Sie hat davon, daß es ihr gefällt, und das iſt alles."

„Entſchuldigen, man möcht halt wiſſen, was für einen Grund ſie gehabt hat zu ſo einer Lieb."

„Auf den Grund kommt's nicht an, lieber Ruppert." Sie lehnte den Kopf zurück und ſchloß die Augen. „Weiter, weiter. — Nun, ſoll ich Ihnen einſagen? — Der andre wird ſtündlich erwartet und der armen Reſel fürchterlich zugeſetzt: ‚Du nimmſt ihn, du mußt! — Wir wollen, wir beſchwören, der Frieden unſrer alten Tage hängt davon ab. Wie ſanft würden wir ſterben, wenn wir dich wüßten in der Hut eines braven Mannes... Kind, Kind! mach uns den Tod nicht ſchwer.' — Haben ſie ſo zu ihr geſprochen, die Großeltern und der Vitalis?"

„Bitt ſchön, Großeltern waren keine," verſetzte Ruppert nicht ohne Schadenfreude an der Lücke im divinatoriſchen Talent ſeiner Gebieterin. „Der geiſtliche Herr hat ihr im Namen der Eltern zugeredet."

„Und ſie hat nachgegeben, die Ärmſte?"

Der Förſter wiegte bedenklich den Kopf: „Verzeih ihr Gott und geb ihr den ewigen Frieden."

„Wie — — Alſo ſtandhaft geblieben die Reſel und ‚nein' geſagt?"

„Nicht ‚ja' und nicht ‚nein', aber völlig deſperat geweſen, hör ich, den Eltern gute Nacht gewünſcht, und man ſoll für ſie beten. — Aus dem Zimmer gegangen, wieder hereingekommen, paarmal nacheinand, grad als ob ſie etwas ſagen möcht und ſich nicht traut und es nicht herausbringt. Endlich auf das viele Bitten der Mutter geht ſie zur Ruh. ‚Morgen reden wir weiter,' ſagt der Vater, und ſie, mit einer Art Todesangſt: ‚Wenn Zwei bitten kommen, vielleicht erbarmt ihr euch dann.' In einer Viertelſtund hat die Mütter nachgeſehen, da iſt ſie im Bett gelegen und hat geſchlafen — oder dergleichen getan. Am nächſten Morgen war ſie verſchwunden."

„Sie hat sich ins Wasser gestürzt oder in einen Abgrund," erklärte die Gräfin mit großer Bestimmtheit. „Wohl ihr, daß sie es konnte, daß keine Gouvernanten da waren, sie zu hindern."

„Wie meinen — Gubernanten? waren freilich keine da," sprach der Förster treuherzig. „Die ordinären Leut aber haben alle gesagt, wie Hochgräfliche Gnaden: die hat sich umgebracht so oder so, und denen Eltern noch zu Gehör gesprochen: Wenn man einem Kind von jeher seinen Willen gelassen hat, darf man nicht auf einmal Gehorsam von ihm verlangen. Die den Selbstmord am bittersten beweinen, brauchen nicht erst zu fragen, wer ihn verschuldet hat."

„Ganz richtig," warf die Gräfin ein.

„Die Alten sind dagesessen, wie wenn der Blitz sie getroffen hätt. Was ist ihnen am Gered gelegen? Solche Vorwürfe, wie sie sich selber gemacht haben, hätte der ärgste Bosnickel nicht erfunden. Der Herr Kaplan, der auch Trost braucht, spendet ihn, probiert es wenigstens. — Da klopft's ans Fenster und gleich darauf an die Tür. Die Eltern fahren zusammen; sie meinen nicht anders als: Unsre Tote meldet sich. — — Statt dem kommt der Bub vom Bäcker herein, der dem Toni alle Wochen zweimal das Brot bringt. ‚Sie sollen sich nicht abkränken,' sagt er, ‚die Resel lebt, er hat sie gesehen, sie ist oben in der Hubertushütten'."

„Wo?" — die eifrige Zuhörerin schlug in die Hände und rief mit einem Gemisch von Tadel und Bewunderung: „Mordsmädel das!"

„Ich bin just auf Besuch bei meinem Sohn in Sachsen gewesen," fuhr der Erzähler fort, „und erst am Abend zurückgekommen. Das Unglück war schon geschehen — vorher aber ein Wunder. Denken nur, der alte Pater Vitalis hat den Weg zum Heger angetreten und wirklich zurückgelegt. Wie er über die Felsen und über das Geröll gekrochen ist, der schwerfällige Herr mit seine wackligen Beine, laßt sich auf natürliche Art

nicht erklären. Nachgehens habe ich ihn gefragt: ‚Wie waren Sie imstande, die Beschwerlichkeiten von der Wanderung zu überwinden?‘ — Seine Antwort war: ‚Ich habe keine Beschwerlichkeiten verspürt, ich bin hinaufgetragen worden von meinem großen Zorn und meinem großen Schmerz.‘ — Kurz und gut, er tritt in die Hütten. In der Kuchel am Herd steht sein ‚Taufkind, sein Beichtkind,‘ schlagt die Hände vors Gesicht, wie sie ihn erblickt, und weint, daß die Tränen ihr durch die Finger fließen.

Wo war da sein Zorn? Nur sein Schmerz ist übrig geblieben und hat aus ihm geredet: ‚Du Gottverlassene, weißt du, was du getan hast? Weißt du, ob deine Eltern die Schand überleben?... Davongelaufen — du!... Warum davongelaufen? — Sprich! Da ist dein alter Beichtvater, beichte!‘

Nun mein Gott und Herr, es war nicht schon anders als nämlich am allerschlimmsten. Sie hat eingestanden, daß sie es nicht mehr aushalten konnte unter einem Dach mit ihre braven, betrogenen Eltern, nicht mehr hören konnte: ‚Wenn du uns lieb hast, heiratest du den Andreas‘ — daß sie also in ihrer Desperation hierher gerannt ist. Heute oder morgen haben die Eltern doch erfahren müssen, wie es mit ihr steht und —“

Die Gräfin fiel ihm erregt ins Wort: „Die Zucht hat ihr gefehlt, die Führung. Sie ist ganz allein dagestanden, Aug in Aug mit der Versuchung... Arme Resel! — Von einer solchen Gefahr wissen wir freilich nichts; uns wird die Wahl zwischen Recht und Unrecht erspart — die Beschützer laufen uns ja nach auf Schritt und Tritt. Gar oft verdrießt einen die beständige Überwachung und ist am Ende doch Glück und Gnade. Ach, wie wohl tut das reine Gewissen, das wir uns — nein, das man uns bewahrt hat!... Weiter, Oberförster, warum unterbrechen Sie sich alle Augenblicke? Was hat er jetzt gesagt, der gute Pater Vitalis?“

„Je nun, die Botschaft der Eltern hat er ihr ausgerichtet.

Daß ihr verziehen ist nämlich, und die Heirat mit dem Toni erlaubt, aber: aus dem Elternhaus geht's zur Kirchen, ins Elternhaus muß sie gleich mit ihm zurück.

Die Resel war, wie wenn ihr die Sonne beim Untergang feuerrot ins Gesicht geschienen hätte, und dabei soll ein Frost sie geschüttelt haben. ‚Mein Vater,' sagt sie, ‚meine Mutter, meine guten Eltern, meine viel zu guten!' Sie hat die besten Vorsätze gefaßt, ihnen alles zu vergelten und tausendfach zu büßen, was sie an ihnen verschuldet hat, und von nun an die dankbarste Tochter zu sein, die gehorsamste. — ‚Mit Gottes Gnade,' sagte der Herr Kaplan, ‚und jetzt komm.' Noch nicht; sie nötigt ihn, ein Glas Ziegenmilch zu trinken und gibt ihm dann über den halben Berg das Geleit, bis wo der Weg gut wird. Da bleibt sie stehen, nimmt seine Hand und küßt sie. ‚Vergelt's Gott, Hochwürden, und auf baldiges Wiedersehen.' Er erschrickt: ‚Was? gehst nicht gleich mit?' — Also nein! um nichts auf der Welt kann sie kommen ohne den Toni; das wär ja, als ob er nichts mehr von ihr wissen wollt und sie nach Hause schicket. Sie haben beide gefehlt, sie müssen beide um Verzeihung bitten und um den Segen. Die Tage sind jetzt lang, meint sie — nämlich im Anfang Juni — es ist noch hell-licht, und sie möchte so gern warten, bis es dunkel wird. Vor Schlafengehen trifft sie sicher ein, bringt den Toni mit, und wenn der seine Begnadigung hat, soll er nur gleich fort, sie schwört, daß sie sich's dann nicht einmal verlangt, ihn eher wiederzusehen als am Altar bei der Trauung. Noch einmal küßt sie dem Pater die Hand, und eh er sich besinnt, ist sie auf und davon gesprungen. — Nach einer Weile hat die Luft von der Höh herab dem geistlichen Herrn einen Jauchzer zugetragen, da war so ein Jubel drin, als ob eine arme Seel aus dem Fegfeuer gradaus in den Himmel aufflieget."

„Nun hätte ja alles gut werden können, Förster."

„Zu dienen, ja — können, das heißt, wenn nämlich der

Toni ein ganzer Mann gewesen wäre und nicht ein halbeter, der sich einer übeln Angewohnheit aus seiner Bubenzeit noch nicht erwehren kann. Er ist, das hat er mir erzählt, — wenn ich sage, zwanzigmal, sage ich nicht genug, — an dem Abend in seinem schlimmsten Humor gewesen, nämlich. Hat er einen Streit gehabt, hat er einen Waldfrevel entdeckt oder was — genug, wie ihm die Resel von weitem zuruft, tut er schon, als ob er nichts höret noch sehet. Sie kommt ihm entgegen und teilt ihm voller Freuden alles mit, vom Besuch des Pater Vitalis und von der Einwilligung der Alten. Der Toni spielt sich auf den Dummen, macht dergleichen, als ob er nichts verstehet. Einwilligung — zu was? er möcht gern wissen, zu was er Einwilligung brauchet. Geht ins Haus, fangt an, sein Gewehr zu putzen und singt sich dazu recht frech und übermütig das alte Liedel:

‚Ich will dich ja lieben,
aber heiraten nicht.‘

Die Gräfin hatte sich mit einem Ruck aufgerichtet: „Schlechter Kerl! Miserabler Mensch ... Ach, daß sie doch nicht zu ihm gegangen wäre! — Also weiter, Herr Ruppert.“

„So gewöhnt die Resel an seine ungleiche Laun auch war, in dem Augenblick ist ihr's zu viel geworden, und sie hat ihm ein paar ernsthafte Worte gesagt. Gleich ist der Gifthahn beleidigt, der empfindliche Dalken, und das muß natürlich gestraft werden, je grausamer, je besser. — Werden das nicht wissen, weil es dergleichen kaum geben wird bei so hohe Herrschaften nämlich; aber unter uns kommt's vor, daß einer sein Liebstes, ob es jetzt ein Hund ist, ein Pferd oder ein Frauenzimmer, manchmal plagen muß bis aufs Blut ...“

„Ach ja, ich kenne das,“ seufzte die junge Frau, „solche Käuze findet man überall. Und sie gefallen einem noch.“

„Unbegreiflicherweis' nämlich: denn in einem solchen Moment — ich hab das vom Toni — ist denen Sekierern, wie

wenn der Teufel ihr Herz in seine verfluchte Krallen nehmet und zusammendrucket, daß es hart wird wie Stahl ... Aber Hochgräfliche Gnaden sind, scheint mir, schläfrig. Soll ich nicht aufhören?"

„Nur weiter, lieber Herr Oberförster."

„Wie sie ihn so gar bös gesehen hat, ist ihr angst und bang geworden, und sie macht ihm nicht den geringsten Vorwurf, bittet nur demütig: ‚Schau, nimm mich doch. Tu's aus Erbarmen mit meine braven Eltern.' Aber der stutzige Bock beutelt mit dem Kopf wie ein Sonnenkollerer. Es fallet ihm nichts ein vom heiraten, und er sei zu jung nämlich, und er will noch seine Freiheit genießen. Auf das hin wird die Resel still."

„Und was tut sie?"

„Im vorigen Winter, wissen, ist der Toni von drei Kerlen mit berußte Gesichter, wahrscheinlich abgestrafte Holzdiebe, im Schlaf überfallen, gebunden und geknebelt, aus dem Bett gerissen und in den Schnee geworfen worden. Einem puren Zufall, der mich zu ganz ungewohnter Zeit dort vorbeigeführt hat, hat er's zu verdanken, daß er nicht völlig erfroren ist; zu drei Viertel war er's schon. Seit damalen hat er immer eine geladene Pistolen an der Wand beim Bett hängen gehabt. Auf diese geht die Resel zu, nimmt sie vom Nagel und spannt: ‚Toni, ich muß heim, ich hab's dem geistlichen Herrn versprochen, ich kann aber nicht kommen ohne deiner. Kommst mit, Toni — Willst?'

In ihm hat alles gezittert, weil sie einen so entschlossenen Ausdruck gehabt hat, aber er wird sich doch nicht imponieren lassen, er, mit seiner Kurasch. — ‚Kommst mit?' — Das ist kein Bitten mehr, und jetzt droht sie: ‚Willst?' — Er schreit, er weiß nicht was — er fürchtet, daß er: ‚Nein,' daß nämlich der Böse: ‚Nein' aus ihm geschrien hat, und stürzt auf sie zu und will ihr die Pistolen aus der Hand reißen. Das hätt ihm

freilich früher einfallen sollen. Die Resel stürzt zusammen, hat sich in die Brust geschossen, die Kugel sitzt in der Lungen... Jetzt ist dem Teufel seine Arbeit fertig, jetzt laßt er los. Dem Toni geht das Herz auf und gehen die Augen über. Er wirft sich neben ihr hin... Die Welt, wenn sie sein wäre, nämlich, den Himmel, wenn er ihn hätte, alles gebet er, um daß sie gesund werden möchte, seine Geliebte, er spürt es wohl: seine Vielgeliebte. Und holt Decken und einen Polster und legt sie so vorsichtig drauf, als ob sie ein bis zum Rand gefülltes Glas wäre, aus dem um Gottes willen kein Tropfen ausgeschüttet werden darf. Aber sie sagt mit einer großen Müh: ‚Geh, du bist schlecht... Ach Vater, ach Mutter!... Ach, du Schlechter, laß mich wenigstens nicht sterben wie ein Tier — ruf mir den geistlichen Herrn'... Und er fort. — Ein Felsstück, das von der steilen Wand abspringt, wäre nicht früher unten gewesen. Ohne anzuklopfen, stürzt er dem Herrn Kaplan ins Zimmer, findet ihn nicht allein, seine Behörde, der Herr Dechant von Marienhöhe, sitzt bei ihm. Natürlich bringt der Toni trotzdem seine Sache vor. Der Pater Vitalis wird leichenblaß und muß sich an ihn anhalten, daß er nicht umfallt, nämlich. Dennoch sagt er: ‚Stütze mich — komm,' und will in die Kirchen um das Allerheiligste; kann nur nicht, ist zu schwach. Der Herr Dechant führt ihn zu einem Sessel und erkundigt sich genau, was denn sei? Dann meint er: ‚Wie? das Allerheiligste hinauftragen an die Stätte, wo alles Heilige mit Füßen getreten worden? Unmöglich. Bringt erst die Verwundete ins Elternhaus zurück, zu Buße und Entsühnung'... ‚Ja, bringt sie,' sagt auch der Herr Kaplan... ‚Aus dem Elternhaus hat sie als Braut zu mir kommen sollen, sich meinen Priestersegen abholen zu einem neuen Lebensweg; im Elternhaus will ich ihr die Reisezehrung reichen zu ihrem letzten Gang.'

Von da an habe ich alles selber mitgemacht, nämlich, bin neben der Tragbahren hergegangen, auf der sie gelegen ist und

hat nichts als gebetet. Manchmal habe ich mich zu ihr gebückt: Nun, wie fühlst dich? ‚Ach, Herr Onkel, als eine große Sünderin.‘

Wir haben sie also heimgebracht und auf das Bett der Mutter gelegt, weil die es so verlangt hat. Kein Aug hat die Resel von ihr abgewendet, außer um den Vater anzuschauen, und hat die Händ von beide in ihre Händ gehalten und gesagt: ‚Ihr‘ ... und immer wieder: ‚Ihr‘ ... Es war leicht zu verstehen, was das geheißen hat, nämlich: Ihr seid das Gute, das Beste. Niemand hat mich lieb gehabt wie ihr. Ich bereue! ich bereue! Ach, daß ich doch nicht fort müßt, daß ich doch bei euch bleiben könnt. — Mein Bruder hat laut geantwortet auf ihre stummen Reden: ‚Es wird keine lange Trennung sein, wir kommen dir bald nach.‘ — Nun hat der Geistliche sich genähert und ihr zugesprochen mit herrlichen Worten. Dann ihre kurze Beichte gehört, und ist eben im Begriff gewesen, ihr die Absolution zu erteilen, als ein Krakeel vor der Tür entstanden ist. Es will nämlich einer herein, den andre abzuhalten suchen.“

„Der Toni,“ sprach die Gräfin.

„Ja. Man hört ein paar Leute schreien und hinfallen, und die Tür geht auf. Keiner hat sich umgeschaut, nur ich. Da seh ich ihn, wie er kniet ... Hochgräfliche Gnaden, ich habe viel gesehen in meinem langen Leben, so etwas nicht wieder. Der rechte Schächer, wenn man den vom Kreuz abgenommen hätte, bevor der göttliche Erlöser ihm Vergebung verheißen — dem sein Ebenbild war er. Wohl bin ich aufgesprungen, nimm ihn beim Kragen, und will ihn hinauswerfen. Aber er, den ich sonst mit einem Finger an die Wand gedruckt habe, erwehrt sich meiner und rutscht auf seine Knie bis mitten ins Zimmer. Seine Zähne haben ihm geklappert, dicke Schweißtropfen sind ihm über die Wangen gelaufen, seine Augen waren trocken wie Feuer. ‚Resel!‘ sagt er, ‚verzeih mir!‘ Sie horcht. — ‚Verzeih mir!‘ wiederholt er, schleppt sich bis ganz in die Nähe

von ihrem Bett und schlagt mit der Stirn auf den Boden. Der Herr Kaplan wendet sich ab, die beiden Eltern pressen die Gesichter in den Polster, auf dem die Resel liegt. Sie faßt mit der einen Hand die Mutter um den Hals und mit der andern deutet sie auf den Schächer.

Alles Irdische war von ihr abgefallen, sie hat ihn mit einem so sanftmütigen Mitleid angeschaut ... ‚Vater — Mutter — Hochwürden ... das ist ein armer Mensch' ... Und nimmt ihre letzte Kraft zusammen: ‚Vater — Mutter — Hochwürden, erbarmt euch seiner' ...

‚Mein Kind, denke jetzt nur an den Ewigen, vor dem du bald stehen wirst,' beschwört Vitalis — ‚denk an das Heil deiner Seele.'

Aber sie sagt: ‚Mein Lebenlang habe ich um Verzeihung gebeten, jetzt bittet Einer mich, und ich soll sie ihm verweigern?'

‚Dein Heiland, mein Kind, begehrt einzuziehen in dein Herz — empfange deinen Heiland, mein Kind.'

‚Zuerst verzeihen,' antwortet sie und richtet ihre halbgebrochenen Augen auf den armen Sünder: ‚Ich verzeih dir, Toni, und wenn auch Gott mir nicht verzeiht — ich verzeih dir.'

Damit war sie hinüber."

„Tot?"

„Tot, und hat über die Versöhnung mit einem Menschen die Versöhnung mit ihrem Schöpfer versäumt. — Wir stehen vor ihr, ich und die Eltern nämlich, und starren sie voller Entsetzen an, und doch wieder nicht, weil sie daliegt und lächelt, so friedlich wie ein unschuldiges Kind. Der Pater Vitalis ist am frühesten zur Besinnung gekommen, hat sich mit einer wunderbaren Kraft aufgerichtet, die Arme zum Himmel emporgehoben und laut und inbrünstig gebetet:

‚Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.'"

„Arme Resel!" hub die Gräfin nach einer langen Pause

an . . . „und was ist aus ihrem unglückseligen Geliebten geworden, lebt er noch? ich möchte ihn kennen, den Toni."

„Kennen ihn ohnehin," erwiderte der Förster. „Ist derselbe, der Hochgräfliche Gnaden heute geführt hat, auf der Jagd."

„Der war's — der?" — jetzt besann sie sich. Der hartnäckige Schweiger mit dem finstern Blick, in dessen Nähe ihr fast unheimlich zumute gewesen, hatte eine flüchtige, rasch verjagte Erinnerung in ihr geweckt, — die Erinnerung an Einen, den zu vergessen ihre Pflicht war.

Die Poesie des Unbewußten

Novellchen in Korrespondenzkarten

1.

7. Juli.

Liebe Mama!

Das Schloß liegt auf einem Berge, der für unsre Gegend ein Montblanc wäre, hier aber neben diesen Riesen nur ein Kind von einem Berg ist. Gegen Osten hin öffnet sich ein grünes Tal; ein Bächlein durchrennt es, weiß wie gepeitschter Seifenschaum. Wenn ich auf den Balkon trete, rauscht ein Meer von grünen Wipfeln zu meinen Füßen. — Hör ihnen zu, sie begrüßen dich, sagte Albrecht. War das nicht nett? Mein Mann ist überhaupt so gut! Ich mache jetzt erst seine Bekanntschaft. Eigentlich hast Du mich mit einem fremden Herrn in die weite Welt reisen lassen.

Ich küsse Deine Hände, ich möchte Dir tausend zärtliche Dinge sagen, aber Du liebst das nicht, so sage ich denn nur: Lebewohl!

Deine Tochter.

2.

10. Juli.

Dank für Deinen teuren Brief; es ist doch grausam, daß ich, um ihn zu beantworten, nur eines der schönen Kärtchen benützen darf, die Du mir mitgegeben hast. Viel zu tun habe ich allerdings. Ich will auch eine Schloßfrau werden, wie meine Mutter, eine Stütze und ein Hort für meine ganze Umgebung. Freilich, Du bist schon lange die Gebieterin Deines Hauses, und ich muß mich erst an die Herrschaft gewöhnen. Albrecht

mahnt mich oft: Laß doch das Bitten weg! Der Oberst sagt zu seinen Soldaten: Vorwärts! Wenn er sagen würde: Ich bitte vorwärts zu marschieren, bliebe wohl mancher zurück. — Aber das ist doch nicht ganz dasselbe, nicht, meine geliebte Mama? — Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder soll ich sagen, auf diese Karte?

3.

13. Juli.

Mein teures Kind, lasse es nur bei den Kärtchen bewenden, murre nicht gegen meine Anordnungen. Daß ich im ersten Jahre Deiner Ehe durchaus keine langen Briefe von Dir erhalten will, das hat seine guten Gründe, die Dein Mann, der „fremde Herr", der mir ein so gut bekannter ist, sicherlich würdigen wird, Du brauchst ihn nur danach zu fragen. Mit treuer Liebe

Deine Mutter.

4.

17. Juli.

Ich habe Albrecht Deine Karte gezeigt und ihn gefragt: Weißt du sie zu würdigen diese Gründe? — Nun, Mama, er hat mich so ernsthaft angesehen, daß ich ganz bestürzt wurde. — Natürlich, war seine Antwort. O Mutter, ich fürchte, mein Mann versteht Dich besser als ich! Ich wagte nicht, ihn um eine Erklärung zu bitten, ich bin ihm gegenüber noch sehr befangen. Er spricht so wenig, er ist ein verschlossener Mensch; das Kennenlernen geht nicht so rasch, als ich anfangs dachte. Es ist doch etwas außerordentlich Imposantes um solch einen großen, schweigsamen Mann. Haben wir es denn genug erwogen, ob ich nicht zu gering für ihn bin, ich armes Ding, das in der Welt und von der Welt nichts weiß.

5.

22. Juli.

Ich soll trachten, ihn zu unterhalten! Ach, er hat sich mit mir noch nie so gelangweilt, als seitdem ich ihn zu unterhalten trachte. Tagsüber sehe ich ihn nicht, da ist er im Wald oder in der Fabrik. Er kommt erst zu Tisch um sieben Uhr. Nach Tische raucht er und liest Zeitungen, und sodann beginnt das große Schweigen. Ein paarmal befolgte ich Deinen Rat und brachte allerlei vor — von Büchern und solchen Sachen. Er hört mir geduldig zu, aber auf mein Geschwätz zu antworten, ist ihm nicht der Mühe wert. Kein Wunder auch. Ein Mann wie er! Ein Kind wie ich!

6.

26. Juli.

Vor drei Tagen dachte ich: willst doch suchen, ihn ins Gespräch zu ziehen, und fragte ganz direkt: Wallenstein oder Götz, welchen stellst du höher? — Schwer zu bestimmen, sagte er, machte sein strenges Gesicht und sah aus wie einer, der sich mit Gewalt auf etwas besinnen will. Endlich sprach er: Ein Buch, das ich sehr gern habe, ist der siebenjährige Krieg von Schiller. Kennst du's? — Ich nicht, und niemand kennt es. — Warum? — Weil es nicht existiert. — So? ... Seine braunen Wangen wurden noch dunkler; das ist seine Art zu erröten. Hat es ihn verdrossen, daß ich auf seinen Scherz nicht einging? Habe ich eine andre Albernheit begangen? Genug, er stand auf, machte eine Bemerkung über das Wetter und ging sogleich fort. Und seitdem geht er alle Abende fort, und ich sehe ihn fast gar nicht mehr. O hätte ich geschwiegen!

7.

26. Juli.

Liebe Schwester!

Es geht nicht, wie es gehen sollte. Meine Frau ist eine Vollkommenheit an Güte, an Verstand, an Gelehrsamkeit, in allem und jedem — viel zu hoch für mich und ihre Meinung von mir auch viel zu hoch!...

Die Augen werden ihr aufgehen, und dann werde ich alles verloren haben; ihre Liebe, die sie mir auf Treu und Glauben geschenkt hat, ist mir alles.

Es ist jeder zu bedauern, der es mit seiner Frau schlecht getroffen hat; ich habe es zu gut getroffen und bin am allermeisten zu bedauern.

Albrecht.

8.

28. Juli.

Gestern machten Albrecht und ich einen Ritt durch das Tal. Es zieht sich lang schmal hin, breitet sich dann plötzlich aus und umfängt samtne Wiesen und einen kleinen See, den unser Waldbach tränkt; am Ufer des Sees liegt ein Garten, und in diesem ein allerliebstes Schlößchen. — Wem gehört das? Wer wohnt da? fragte ich. — Ein Graf Wiesenburg hat es bewohnt. — Hat? — Ja. Er starb vor kurzem in Ems. — Unverheiratet? — Nein. — Und seine Witwe? — Nimmt ihren Aufenthalt im Auslande. — Und dieser reizende Besitz? — Steht leer; soll verkauft werden. — Steht nicht leer! Die Fahne weht vom Dache, die Gräfin wird angekommen sein... Da sah ich es, wie sehr man sich in acht nehmen muß, ihm zu widersprechen, besonders — — Verzeih, ich lasse mir's heute wohl sein und nehme eine zweite Karte.

9.

(Fortsetzung.)

Besonders wenn er unrecht behält, wie gestern. Denn gar bald bestätigte ein Bäuerlein, das des Weges kam, meine Vermutung: die Gräfin Blanka von Wiesenburg ist zurückgekehrt. — Siehst du? rief ich. Albrecht schwieg, biß seinen Schnurrbart und peinigte sein Pferd. Ich konnte es endlich nicht mehr mit ansehen und sagte: Aber Albrecht, der arme Fuchs!... Wäre diese Gräfin doch dort, wo das bekannteste aller Gewürze wächst.

Er warf mir einen Blick zu — — Mama, hört eine Frau jemals ganz auf, sich vor ihrem Manne zu fürchten?

10.

29. Juli.

Teure Mutter!

Ich habe erfahren, daß mein Vetter Hans wieder in M. ist und nach wie vor in den Fesseln der Frau von F. liegt. Willst Du ihn nicht zu Dir kommen lassen und ihm ins Gewissen reden? Du verstehst das. Du kannst ihm auch sagen, daß wir uns seiner schämen, Albrecht und ich. Albrecht begreift es nicht, wie ein Mann so ehrlos sein kann, der Frau eines andern den Hof zu machen. Du hättest die Entrüstung sehen sollen, mit der er auf meine Frage: Begreifst du's? entgegnete: Was würdest du zu einem Manne sagen, der das getan hätte? Ich konnte mich nicht genug beeilen, ihn zu beruhigen: Verachten würd ich ihn! Er ist ja ein Dieb und Betrüger und in allen Stunden ein Lügner!

So ist es! So ist es! sprach Albrecht mit einem Ausdruck, den ich Dir nicht schildern kann. O Gott, wie edel muß man sein, um solchen Schmerz zu empfinden über die Schlechtigkeit der andern. Ich stand auf, trat zu ihm und drückte einen Kuß auf seine ehrliche Stirn. Er kann aber Zärtlichkeitsausbrüche so wenig leiden wie Du, und auch das gefällt mir im Grunde. — Laß, laß, sagte er und wandte sich ab.

II.

29. Juli.

Liebe Schwester!

Ich kann nicht fort, sonst hätte ich Dir schon meine Frau gebracht, es würde mich sehr freuen, wenn Du sie kennen lernen würdest, aber ich bin jetzt mein eigener Fabriksdirektor, und dabei wird es noch eine Weile bleiben müssen. Schrecklich ist gewirtschaftet worden in den letzten verwünschten Jahren. Das wäre aber alles nichts, damit werde ich allein fertig, es ist etwas andres.

Daß Blanka im Schlößchen eingetroffen ist!!!

So hält die ihr Wort, und so ist alles aus, wenn meine Frau das erfährt, alles aus, und damit werde ich allein nicht fertig.

Liebe Schwester, laß Deinen Reisewagen vorfahren, setz Dich hinein und komm.

Albrecht.

12.

1. August.

Liebe Mama!

Die Schwester Albrechts hat uns mit ihrem Besuch überrascht. Sie ist um zehn Jahre älter als er und ein Fräulein, und wird wohl auch nichts andres mehr werden. Sie ist groß und mager, sehr liebenswürdig, außerordentlich gescheit. Vor Zeiten muß sie wunderschön gewesen sein. Ihre Augen sind es noch, die sehen einen durch und durch. Sie macht gar nichts aus sich, ihre Haltung hat gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber manchmal, plötzlich, scheint sie zum Bewußtsein ihres Selbst zu kommen. Und da richtet sie sich auf... In solchen Augenblicken fühle ich mich neben ihr — eine Mücke. Meinem Albrecht ist wohl in ihrer Nähe. Nun ja, ein Mann wie er kann leicht aufrechtstehen neben jeder Superiorität.

13.

3. August.

Mein Mann spricht jetzt mehr als früher, und Emilie weiß immer, was er gemeint hat, wenn er auch etwas ganz andres sagt. (Denn er ist sehr zerstreut.) Er hat zum Beispiel in eigentümlichem Zusammenhang den Orinoko genannt, oder Karl den Großen. Sie läßt sich dadurch nicht irremachen (wie ich mich neulich durch den Siebenjährigen Krieg), sie nickt zustimmend: Ganz recht, du meinst den Mississippi, oder: Ganz recht, du meinst Karl den Fünften. Und er sagt: Natürlich, und freut sich, daß man ihn so gut verstanden hat.

Ja, so mit ihm umzugehen, das muß ich eben lernen!

14.

4. August.

Meine Schwägerin ist noch am Tage ihrer Ankunft zur Gräfin Wiesenburg gefahren. Es war ihr darum zu tun, ein kleines Versäumnis Albrechts gutzumachen. Er vergaß nämlich, der Gräfin seine Heirat anzuzeigen, was sie übel genommen hat, wie es scheint. Emilie blieb lange aus, und mein Mann erwaretet sie mit außerordentlicher Bangigkeit. Ich möchte mich einmal in Gefahr befinden, damit er sich auch um mich ängstige.

Als Emilie endlich zurückkam, merkte ich ihm viel weniger Freude an, als ich ihm früher Unruhe angemerkt hatte. Er fragte nur: Etwas ausgerichtet? — Eigentlich nein; du mußt hinüber. Albrecht protestierte, und das freute mich; ein so außerordentliches Wesen seine Schwester auch ist, sie hat ihm doch nicht zu sagen: Du mußt!

15.

6. August.

Gräfin Blanka hat uns besucht. Denke Dir ein Schneewittchen mit blauen, melancholischen Augen, mit gewellten,

seidenen, aschblonden Haaren. Mein alter Musiklehrer (ich lasse ihn herzlichst grüßen) würde sagen: Eine harmonische Erscheinung. Ich war beim ersten Blick von ihr bezaubert, und sie, — o Himmel so lang ich lebe, ist mir noch niemand mit solcher Wärme entgegengekommen! Sie ist eine ebenso ausgezeichnete Person wie Emilie, und auch ihr Dasein war reich an Prüfungen. Sie war unglücklich verheiratet, sie sagt es selbst, sie ist zutraulich wie ein Kind, obwohl sie schon dreißig Jahre alt sein soll. Wie traurig, daß ich die kaum gewonnene Freundin so bald wieder verlieren werde! Das Schlößchen ist verkauft, und Blanka nur hergekommen, um ihre Zelte abzubrechen.

16.

8. August.

Es ist merkwürdig bei uns seit der Anwesenheit Blankas. Sie kommt oft zu mir, möchte mit mir allein sprechen. Ja! ob Albrecht und Emilie uns auch nur einen Augenblick verließen! Ich werde bewacht und behütet ... man könnte es nicht anders treiben, wenn Blanka der böse Feind wäre, der auf mein Verderben sinnt. Ich bin nicht mißtrauisch, es geschieht aber alles, um mich dazu zu machen.

17.

10. August.

Blanka muß einmal eine große Enttäuschung erlitten haben, sie spielt oft darauf an. — Es gibt keine Treue in der Welt! sagte sie heute, und Emilie erwiderte: Das Gegenteil zu beweisen, steht jedem frei. Er übe Treue, und sie wird in der Welt sein. Dabei leuchteten ihre Augen. Aber Blanka hielt den Blick aus (der mich blinzeln macht wie ein Blitz) und lächelte nur und sprach: Die Lehre mache ich mir zunutze. Ich führe meine Vorsätze treulich aus. Sie glauben doch nicht, daß ich hergekommen

bin, um Gerümpel einpacken zu lassen? Ich bin gekommen, um Gericht zu halten, und das wird geschehen. — Nun lächelte auch Emilie, aber etwas säuerlich. — Gericht halten, oder denunzieren? — Wie Sie wollen. — Bei derlei Affären erweist der Denunziant sich oft als Mitschuldiger. — Wer weiß, vielleicht ist ihm alles, sogar die Begeisterung der Unschuldigen und Reinen, feil um die Wollust der Rache ...

Das sind kindische Reden, aber die Damen führen sie mit einem Nachdruck, als ob hinter jedem Wort eine Armee von Gedanken versteckt wäre.

18.

12. August.

Habe ich Dir schon erzählt, daß Blanka ein Vergnügen darin findet, meinen Mann zu necken? Mich wundert nur, daß sie den Mut dazu hat. Ja, sie neckt ihn mit seiner ... seiner zeitweiligen, kleinen Gedächtnisschwäche. Sie behauptet auch, er hätte eine neue Orthographie erfunden. Beim Ordnen verschiedener Papiere (vermutlich ihres Mannes) ist sie auf merkwürdige Briefe gekommen, die sie mir zeigen will — wegen der Orthographie. Sie sagt das so sonderbar, ihre Art und Weise war so herausfordernd, schien Albrecht so peinlich zu berühren, daß es mich verdroß, und ich ausrief: Nur her, mit diesen Elaboraten! Ich will sie sehen! Ich habe ohnehin keine Ahnung von dem Stil meines Mannes, wir waren nicht getrennt während unsres kurzen Brautstandes, er schrieb mir also nicht. Nur her also! nur her! — Da fuhr er aber auf mit einer unbegreiflichen Heftigkeit. Und diese Heftigkeit, und seine finstern, lauernden Mienen ... Ich liebe ihn ja unaussprechlich, wenn das aber so fortgeht, werde ich ihn noch mehr fürchten als lieben, und das, Mama, — das wird ein Unglück sein.

19.

15. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Ich bestätige mit ehrerbietigem Dank den richtigen Empfang der Korrespondenzkarten meiner lieben Frau und habe Ihre gute Meinung daraus ersehen. Es ist sehr schlimm, denn ich weiß nicht, was ich tun soll, damit sie nicht so vor mir erschrickt, wenn ich vor ihr erschrecke. Das Gewitter steht über meinem Hause, der Blitz wird gleich einschlagen. Sie wissen alles, ich habe Ihnen pflichtgemäß alles eingestanden, bevor ich um Ihre Tochter, meine liebe Frau, bei Ihnen geworben habe... Meine Situation ist auf das höchste gespannt — soll ich nicht abspannen? — auch ihr alles eingestehen?!

Sie wird mich verachten; raten Sie mir! Es wird alles geschehen, nur mit Worten kann ich meine liebe Frau nicht täuschen, genug schon, zu viel, daß es mit Vertuschen geschieht.

Raten Sie mir!!

20.

18. August.

Lieber Schwiegersohn!

Die Frage, ob Sie alles gestehen sollen, haben Sie wohl nicht im Ernst gestellt, deshalb erspare ich mir die Antwort darauf. Was das Täuschen anbetrifft, so muß ich sagen, wenn Sie es nicht können, so trachten Sie es zu lernen, denn wie wollen Sie regieren, wenn Sie nicht täuschen können? Und eine Frau nehmen, hat doch geheißen regieren wollen, seit die Welt steht.

21.

20. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Verzeihen Sie, Sie irren sich. Ich habe es ernst gemeint, das mit dem Gestehen. Es ist nicht so kurios, wie es aus-

sieht, weil ich weiß, daß „man" nicht ruhen wird, bevor „man" mich verraten hat. Aber weil Sie es so nehmen, werde ich schweigen. Möge ich es nie bereuen, aber ich werde es bereuen.

Die Reue ist etwas Schreckliches.

Ich bin in ihren Krallen zum Feigling geworden. Könnte übrigens auch auf einmal andere Saiten aufziehen; meine Schwester hält mich ab, sonst hätte ich schon energische Maßregeln ergriffen.

22.

22. August.

Lieber Schwiegersohn!

Ihre Schwester hat recht, energische Maßregeln sollen Sie nicht ergreifen, sondern in Gottesnamen, wenn man Sie verrät — sonderbar! ich meine eher sich — zugeben, daß Sie das Unglück gehabt haben, bei einer Kokette Glück zu haben, sogleich jedoch hinzusetzen, daß der Mann Rechenschaft zu verlangen hat von der Vergangenheit seiner Frau, diese aber nicht von der seinen, in bezug auf Herzensangelegenheiten. Auf Argumente lassen Sie sich, wenn ich Ihnen raten darf, nicht ein, das einzige: „Es war von jeher so" ausgenommen, das allerdings schwach ist; aber in dieser Sache gibt es wenig starke, und so lange die schwachen gelten ... Wir wissen von den meisten Münzen, daß sie den Wert, den sie anzeigen, nicht besitzen — da sie jedoch allenthalben für denselben angenommen werden ... Sie verstehen mich.

23.

22. August.

Alles gut, mehr als gut. Wir waren im Schlößchen, um Abschied zu nehmen, Emilie und ich. Albrecht hatte versprochen uns nachzukommen, erschien aber nicht. Er hat wieder furchtbar viel zu tun, dachte ich, und entschuldigte ihn auch damit

bei Blanka. Statt dessen — wir sind noch gar nicht lange auf der Rückfahrt begriffen, und wen erblicke ich?... Niemand anders als meinen Herrn Gemahl, der am Wege steht und nach uns (wäre ich ganz aufrichtig, ich sagte nach mir) auslugt, hoffend und harrend, wie eine männliche „Spinnerin am Kreuz". Wir kommen in seine Nähe, er springt in den Wagen, sieht erst Emilie an, die ihm wie beruhigend zunickt, und dann mich und sagt freudig: Also wieder da! Also glücklich wieder da! als ob ich unversehrt aus der Schlacht, oder von einem Ausflug zu den Menschenfressern, heimgekehrt wäre. Was hast du denn gefürchtet? fragte ich, der Weg ist ja gut, und die Pferde sind sicher.

Da nahm er meine Hände in die seinen und sprach das geflügelte Wort: O mein Herz — lieben heißt fürchten!

24.

23. August.

Sie ist fort, leider fort, wie eine liebliche Erscheinung aufgetaucht und wieder verschwunden. In der zwölften Stunde erwachte Albrechts Gewissen, und er fuhr nach der Eisenbahnstation, um Blanka ins Coupé ein Lebewohl nachzurufen. Er hat einen weiten Weg und kann vor abends nicht zurück sein. Emilie ist zu Hause geblieben.

Ach, liebe Mama, sie glauben, ich merke nichts, während ich mich im stillen königlich ergötze an allen ihren Schlichen! Albrecht ist nicht nach der Station gefahren, weil ihn danach verlangt, sich bei Blanka zu empfehlen, sondern weil er sich überzeugen will, ob sie auch wirklich fortreist. Emilie spaziert nicht zu ihrem Vergnügen längs der Terrasse auf und nieder, sondern um wie eine Schildwache zu patrouillieren. — — — Und während alle diese weisen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, ist das, was sie verhüten sollen, — geschehen. Die

Briefe Albrechts sind in meinen Händen. Ich habe sie! Ich habe sie!

Emilie ruft, ich will zu ihr. Lebewohl für jetzt. Mit der Nachmittagspost schicke ich noch eine Karte.

25.

23. August, nachmittags.

Wie ich zu den Briefen kam, mußt Du hören. Ein kleiner Junge brachte mir ein Körbchen, gefüllt mit herrlichen Rosen. — Wer schickt das? fragte Emilie. — Der geistliche Herr. — Ja so! Nichts einleuchtender. Wir waren neulich vor dem Garten des Pfarrers stehen geblieben und hatten seine Zentifolien bewundert, und lauter Zentifolien waren es, die, nachlässig hineingeworfen, das Körbchen füllten. Ich freue mich, trage die Blumen in mein Zimmer, um sie in Wasser zu setzen, und siehe da, unter ihnen verborgen liegt ein Zettel und ein versiegeltes Päckchen. Den Zettel schreibe ich Dir ab:

Die Auslieferung dieser Papiere an Sie kostet mich viel — Ihre gute Meinung. Je nun — ich bezahle den Preis, heimsen Sie den Vorteil ein. Das Leben überhaupt, die Ehe insbesondere, ist ein Kampf. Hier sind Waffen.

Blanka.

Im Augenblick, in dem sie für immer von uns scheidet, findet sie noch die Stimmung zu einem etwas boshaften Scherz. Er beweist allerdings eine starke Seele, und was sie da schreibt, ist ja recht geistreich; aber ein einfaches warmes Abschiedswort wäre mir doch lieber gewesen.

26.

24. August.

Meine geliebte Mutter!

Heute muß es ein Brief sein, und heute mußt Du es mir verzeihen.

Ich erzähle von Anfang an, obwohl nur das Ende interessant ist.

Albrecht kam gestern erst nach neun Uhr zurück. Er hatte den Wagen vor dem Hoftor halten lassen und war schon ins Haus geeilt, während ich am Fenster stand und mich fürchtete, weil ein schweres Gewitter aufstieg. Da öffnet sich die Tür, und Albrecht stürzt herein. Ich erschrecke, stoße einen Schrei aus, und — er schreit auch: Was ist? Was gibt's? Was hast du!... Sieht sich im Zimmer um, sieht alles mit einem Blick, auch die Rosen, die neben der Lampe auf dem Tische stehen, und ich, weil sein verstörtes Wesen mich ängstlich macht, plumpse sogleich heraus: Blanka hat sie geschickt, deine Briefe lagen dabei.

Er zuckte zusammen wie ein verwundeter Hirsch, sprach kein Wort und fuhr mit beiden geballten Fäusten nach dem Kopf.

Albrecht! Albrecht! rief ich, wie unrecht von dir, wie schrecklich unrecht! — Nicht wahr?... Er stöhnte nur so, und ich weiß selbst nicht wie es kam, daß ich nicht in Tränen ausbrach über seinen Schmerz, sondern — freilich mit sehr beklommener Stimme — sagen konnte: Wie unrecht, daß du Geheimnisse vor mir haben, dich mir nicht zeigen willst, wie du bist, mit deinem guten und braven Charakter und mit deiner mangelhaften Orthographie!

Du spottest, preßte er mühsam hervor, und ich entgegnete: Dich verspotten, weil du nicht Zeit hattest, hinter den Büchern zu hocken? Ein Mann wie du, der Besseres zu tun hat! O Lieber! warum mich täuschen wollen? Was liegt denn mir daran, ob du glaubst, daß die Inster im Nassauischen entspringt, und daß Katharina von Medicis die Frau Peters des Großen war? Wenn du nur das sicher und gewiß weißt und festhältst, und nie vergissest, daß ich deine einzige Freundin und Vertraute bin und sein muß... — Auch sein willst? unterbrach er mich und schnappte nach Luft. — Willst?... Hab ich da noch zu

wollen? Bin ich nicht deine Frau? Und er: Das jetzt? Jetzt — nachdem du gelesen hast — — er deutete nach dem Päckchen und zitterte, wahrlich, der ganze Mann zitterte, und es war sein Glück, sonst wäre ich ernstlich und unbarmherzig böse geworden. Aber weil er gar so beschämt und reuig aussah, sagte ich nur ein wenig vorwurfsvoll: Gelesen?... Albrecht? wie kannst du das glauben?

So hast du nicht?... hast nicht?...

Überzeuge dich, ob das Siegel unversehrt ist, gab ich, und diesmal recht trocken, zur Antwort und steckte ihm die Briefe in seine Brusttasche —. Und in Zukunft halte es nie mehr für möglich, daß ich wissentlich etwas tue, das dir unlieb ist...

Nun kommt das Interessante! und daran werde ich denken, so lang ich lebe. Statt aufzufahren über meine harten Worte, wie ich erwarten mußte, statt dessen — — Liebe Mutter, nie hat er vor mir gekniet, nicht als Bräutigam, nicht in der ersten Flitterwoche... In dem Augenblick aber — bevor ich mich besann, bevor ich's hindern konnte — da lag er zu meinen Füßen, mein bester Mann, mein teurer Herr, und faltete seine Hände wie ein Betender. In seinen Augen glänzten große Tränen, und er rief und er flüsterte mit lautem Jubel, mit stillem Entzücken:

O mein Weib! mein Kind!

Zwei Komteſſen

Komteſſe Muſchi

I.

Schloß Sebenberg,
3. November 1882.

Die Treibjagden ſind vorbei, alle Gäſte abgereiſt. Wir langweilen uns wie die Möpſe, und ich hab Zeit, Dir zu ſchreiben, liebe Neſti.

Der arme Fred iſt auch fort.

Er war wieder furchtbar herzig und amüſant, obwohl er ganz unglücklich iſt.

Mir iſt leid um ihn, aber ich kann ihm nicht helfen. Sein Rahn im Gebirge trägt gar nichts, und man lebt nicht von der Luft, die freilich dort ſehr gut ſein ſoll.

Aber ich hab Dir etwas viel Intereſſanteres zu erzählen und will Dich gleich in milias res verſetzen. Lateiniſch, meine Liebe! kommt von milieu. Wo ich das aufgeſchnappt habe? — Gott weiß es. Ich bin halt ſchrecklich bildungsfähig, wie meine Gouvernante, die arme Nagel, die ich erzogen hab, heute noch behauptet.

Alſo: ſpitz die Ohren!

Wie ich geſtern die Briefmarken einſammle (für eine Million bekommt man wirklich ein chineſiſches Kind, es iſt kein Aufſitzer, Du kannſt Dich drauf verlaſſen und mir ein paar Tauſend ſchicken, wenn Du ſie beiſammen haſt), ſeh ich darunter eine württembergiſche.

Wer ſchreibt uns denn aus Württemberg, Mama? — „Das iſt ein Geheimnis," ſagt die Mama, und ich ſeh ihr an, daß ſie drauf brennt, es auszuſchwatzen. Paar Minuten ſpäter weiß ich alles.

In seiner Jugend hat Papa in einem Regiment mit dem Grafen Aich-Kronburg gedient. Beide haben sich um dieselbe reiche Erbin beworben, und der Schwabe hat sie erobert, und Papa war der erste, der ihm dazu gratuliert hat. So sind sie Freunde geblieben. Und jetzt schickt der Dynast aus Schwabenland seinen Erbgrafen auf Reisen, und der soll sich in Sebenberg aufhalten und sich bemühen, dem Papa und der Mama zu gefallen und am allermeisten ... Wem? hat sie mich erraten lassen und hat mich umarmt, wie die Mütter uns umarmen, wenn sie hoffen, uns bald los zu werden.

Einen Schwaben also, denk Dir! — Wenn ich nur wüßte, wie er ausschaut, ob er nicht gar zu große Füße hat, auf denen er am Nachmittag „zum Bier" geht mit seinen Beamten.

Nach dem Souper aber, mein Kind, da war es bei uns so, daß ich mir gedacht hab: und wenn er Elefantenfüß hat, ich nehm ihn doch.

Ein Abend ohne Gäste, wie er jetzt manchmal vorkommt in Sebenberg, ist rein zum Auswachsen!

Papa redet sich ein, daß er die Sportzeitung liest, schläft aber. Mama strickt ein weißes Umhängetuch mit Dessins, gebildet durch die herabfallende Asche der Exceptionales, die sie immer im Munde führt. Der Onkel spielt Festung mit der Singlehrerin, und die Tante löst Silbenrätsel auf mit Fräulein Nagel. — „Das siebenundfünfzigste Wort, Fräulein?" — „Ein Dorf in Serbien." — „Mein Gott, in Serbien! — Es fängt mit einem K an und endet mit einem E." — „Bitte um den Meyer." — „Ich habe schon nachgesehen, da steht es nicht." — „Ich bitte also um den Ritter." — Und jetzt fallen sie über den Ritter her.

Das ist Tisch Nr. 1.

Am Tisch Nr. 2, am andern Ende des Saales, spielen „die Kleinen" mit dem Erziehungsdepartement Pocherl, und ich sitz auf dem Pouf allein, zwischen dem Alter und der Kindheit,

wie Dido auf Naxos. Da war ich wieder gelehrt, Du mußt verzeihen, die Langweile macht einen dumm.

Meine Dogge streckt sich und gähnt mich an: — Venez! sag ich ihr, gehn wir auf den Balkon, wir zwei. Vielleicht fliegt zu unserer Unterhaltung eine Fledermaus vorüber. Kaum lehn ich am Geländer, wer kommt nachgestiefelt? — Papa. Er lehnt sich auch ans Geländer und sagt erst gar nichts. Auf einmal fängt er an: — „Du Katz!" — „Was, Papa?" — „Was machst denn?" — „Ich verhör Fledermäus, Papa." Er lacht. — „Ich sag Dir was, aber plausch nicht, hörst?" — „Nein, Papa." — „Wirst nicht plauschen?" — „Nein, Papa." Er droht mir mit den Augen: —„Auch nicht mit der Mama, verstehst?" ... Daraufhin erzählt er mir die Geschichte vom Erbgrafen.

Ich hab mich nur erkundigt, ob die Kronburgs Rennpferde halten. Papa weiß es nicht, glaubt aber eher nein als ja. O weh!

Deine

Muschi.

2.

Schloß Sebenberg,
10. November 1882.

Liebste Nesti!

Sei nicht so ungeduldig; ich kann nicht den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen und Dir „berichten", was bei uns vorgeht. Wir sind nicht so weit, wie Du glaubst, von Gratulationen annehmen keine Rede, ich verbitte mir überhaupt alle Sentimentalitäten. Der „Bräutigam" — Du bist lächerlich, meine Liebe! — heißt Karl, wie unser Kammerdiener, der seit seiner Anwesenheit immer beim Familiennamen gerufen wird. Er ist nicht so groß wie Papa, aber doch eher groß als klein, und hätte ganz hübsche Füße, wenn er nur besser chaussiert wär. Aber er trägt Stiefel, an der Spitze so breit wie über den Ballen.

Angekommen ist er in so einer Art Waffenrock aus Tuch, den er sich vermutlich eigens zur Reise hat machen lassen, der Arme! Bei welchem Schneider, muß ich erfahren, um alle meine Bekannten vor ihm zu warnen. Ein Unglück ist, daß er Handschuhe trägt, wie ein Weinreisender oder wie die Elegants in deutschen Romanen ...

Du begreifst, liebes Kind, daß ich noch total unentschlossen bin.

Was köstlich ist, das ist die Liebenswürdigkeit Papas und Mamas. Die machen Geschichten mit ihm — ich sag Dir, zum Platzen. Papa war sogar am Abend ganz aufgekratzt, und er, den sonst an den Leuten nichts interessiert, als ihre Pferde und Hunde, hat eine große Fragerei angefangen und sich nach der Forstwirtschaft erkundigt, und ob sie in Schwaben verpachten und ob sie viel am Land leben, und wie es mit der Jagd ist, et. z. r. a. Das heißt: und so weiter. Aufrichtig gestanden, hab ich mir nie merken können, wie man's schreibt.

Der Graf hat recht nett geantwortet, nur geniert er sich noch und glaubt, daß er immer im Imparfait sprechen muß, was highly affektiert herauskommt. Gegen neun Uhr hat es angefangen, recht fad zu werden, da ist aber zu meiner allerangenehmsten Überraschung Fred gekommen, mit seinem Bruder, und mit die zwei Hochhaus. Sie waren auf dem Weg nach Raigern zum Offiziersrennen und haben um ein Nachtquartier gebeten. Ich hab gleich eine Zirkusproduktion arrangiert, mir eine Viererpeitsche kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dressierten Vollbluthengst Arabi. Es war zum Totlachen, wie er über die Sesseln gesprungen ist und traversiert und gewechselt, und zuletzt mein Sacktuch mit den Zähnen vom Boden aufgehoben hat. Dann hat die Nagel ans Klavier gemußt, und die vier Herren haben die Heroldsquadrille zum besten gegeben. Köstlich waren sie! So liebe Buben! Der kleinere Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinem Bruder auf

den Buckel gesprungen und hat sich präsentiert als Mlle. Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn Du das gesehen hättest!... Die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl, — man kann sich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama. Nur der Graf ist so bocksteif gewesen, daß ich mir gedacht hab: Du kannst mir gestohlen werden, ich laß Dich nicht austrommeln.

Das Schönste an unserer Renzproduktion war, wie der Pips auf einmal genug bekommen hat von der Reitgerte der Pimpernelle und zu Fleiß gestolpert und hingeschlagen ist mit samt seiner Reiterin, daß alles gescheppert hat.

Wir waren ganz echauffiert vor lauter Lachen, und ich hab zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponiert. Die ganze Gesellschaft hat sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenen Zucker gebracht worden, und einer nach dem andern hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, hab ich kommandiert: Eins, zwei, drei! und jetzt hat jeder sich eine Riesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von seinem Nasenspitzl abzulecken... Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen... Nein, mein Kind, was für Grimassen wir da geschnitten haben, und wie die gute Nagel indigniert war und doch hat mitlecken müssen, — das kann sich niemand vorstellen, der nicht dabei gewesen ist.

Im Anfang war der Papa Sieger, dann Kuni Hochhaus, dann ich — und nur Fred ist bis zuletzt durchgefallen, mit seinem hübschen aufgestülpten Naserl. Er war schon ganz fuchtig; der Arme! Er ist so ein guter kleiner Kerl!

Deine

Muschi.

3.

Schloß Sebenberg,
19. November 1882.

Sauf votre respect, meine Beste, Du bist pedantisch wie ein alter Blaustrumpf. Mach nur so fort, und Du wirst total schofel und fangst noch an, Romane zu komponieren in die Zeitungen.

Ich hab Dir keine Personsbeschreibung von ihm gegeben? Na wart, ich will ihn um seinen Paß bitten. Da wirst Du lesen: Blaue Augen, blonde Haare, rötlichen Schnurrbart, Wangen und Kinn rasiert, Mund, Stirn, Nase regelmäßig. Weißt Du jetzt was? Du weißt grad so viel wie früher. Plump? — Nein, plump ist er nicht. Seine größte Schönheit sind seine Ohren, die sind klein, fein eingesäumt, dicht angewachsen. Und die Gemütsart? Über die soll ich auch etwas sagen? Je nun, eine gute Gemütsart, ein bisserl still, mit einem Stich ins Altväterische. Aber ich will ihn schon modernisieren, den Armen. Ich hab ihm neulich gesagt, daß sich die Herren bei uns alle Jahre wenigstens ein paar Anzüge aus England kommen lassen und auch ihre Strümpfe, und daß ein schlecht angezogener Mann in der Welt unmöglich ist. „Wieso?" hat er gefragt, — „erklären Sie mir das." Diese Naivität hat mich geärgert, und ich hab geantwortet: „Das braucht man nicht zu erklären, es versteht sich schon von selbst." — „Himmel," ruft er, „wenn es Kleider sind, die uns in der Welt möglich machen, wie hoch müssen wir den halten, der sie verfertigt! Man sollte eigentlich nie anders erscheinen, als Arm in Arm mit einem berühmten Schneider." —

Hast Du schon einmal etwas so Dummes gehört? sag's aufrichtig.

Gestern haben wir Hasen gehetzt. Ich auf meinem Harras war weit voraus, hab mich übrigens um die ganze Jagd nicht geschoren, bin nur so weiter galoppiert, dem Sturm grad entgegen, was ich so gern tu; da kommt ein kleiner Graben, und

mein Esel von einem Pferd, hang it! macht einen Satz, als ob's über eine Hürde ging, und ich — ich, Nesti — ich — flieg herunter.

Da lieg ich, und der Harras steht und schnauft mich bös und wildfremd an. Er kennt mich nicht, er glaubt nicht, daß ich's bin, er will schon ausreißen, und ich kann nach Haus zotteln zu Fuß ... Nesti, mir hat das Herz geklopft ... Langsam bin ich aufgestanden, daß er nicht erschreckt, und habe immer mit ihm gesprochen: „Harrasserl, bleib da, es war ja nur ein Spaß, Harrasserl," und wie er mich wieder anschnauft, erwisch ich glücklich den Zügel und schau mich um und seh keinen Menschen. Gott sei Dank! denk ich mir, führ den Harras in den Graben und will schon aufsitzen — da bricht er aus und ist nicht zum Stehen zu bringen, denn warum? Er hört den Galopp von einem Pferd, und richtig, muß der Kuckuck den Grafen daherschmettern. — „Was ist geschehen, Gräfin?" fragt er. — „Nichts," antwort ich und wende mich ab, damit er nicht sieht, wie ich rot werd. — „Ich habe mir nur etwas am Sattel gerichtet." — „All right?" — „All right." Er springt vom Pferd, und ohne ein Wort zu sagen, streckt er die Hand aus, und ich stell den Fuß hinein und laß mich in den Sattel heben, laß mir auch die Falten vom Reitkleid richten und hab immer noch keine Idee, ob er weiß, was mir passiert ist. Endlich zieht er sein Sacktuch aus der Tasche und fangt an, mich abzustauben, und jetzt erst bemerk ich, daß ich voll Erde bin, von der Schulter bis zum Rocksaum.

Du kannst Dir denken, wie mir war.

Gut also. — Der Graf steckt sein Sacktuch wieder ein und sitzt auf, und ich geb dem Harras eins hinauf und spring ihn fünfmal nacheinander hin und her über den Graben. Aber nicht da, wo er schmal und trocken ist, sondern weiter, wo er breit ist und ganz voll Wasser.

Dann reiten wir zusammen ganz ruhig dem Papa ent-

gegen. Lang hat's gebraucht, bis ich mich hab entschließen können, zu reden; doch hat's ja sein müssen, sonst wär ich den ganzen Tag nicht aus der Unruh herausgekommen. So hab ich denn gesagt: „Ich bitt Sie, sagen Sie niemandem, daß ich vom Pferd gefallen bin."

Er hat geschmunzelt: „Mein Wort darauf, ich verrate Sie nicht."

Da waren wir einen Moment ganz gute Freunde, und ich hab mir wirklich schon überlegt — ob ich ihn nicht vielleicht doch nehmen soll. Es hat aber nicht lang gedauert, und jetzt ist mir der ganze Mensch zuwider... Liebes Kind, er ist ein alter, pedantischer deutscher Schulmeister... Hör nur zu...

Wir kommen zur Remise, da raschelt's drin, knistert, und unten durch die Sträucher seh ich ein paar kleine bloße Füß. Ein Holzdieb!... Hei! das ist etwas für mich — den erwisch ich!... Ich geb dem Grafen einen Wink, stehn zu bleiben, und spreng hinüber zu dem Durchschlupf, den das Gesindel sich im Holz gemacht hat... Dort paß ich auf... Richtig — nicht lang, und mein lieber Spitzbub kriecht heraus und zieht einen ganzen Pack Reisig hinter sich her... Er guckt, sieht mich, schreit wie ein Has und rennt, was er kann, dem Dorf zu. — Ich ihm nach, hab ihn natürlich gleich, bück mich, reiß ihm sein Mützel herunter und sag ihm, er soll ins Schloß kommen, sich's holen. Jetzt hat er die Geschichten gemacht, die man kennt, geflennt, gebettelt, sich niedergekniet, bis mich's gelangweilt hat und ich ihm endlich sein Mützel ins Gesicht geworfen hab... Und was hat er dann getan? Eine lange Nase hat er mir gemacht, war auch noch so frech, sein Bündel aufzuheben und damit Reißaus zu nehmen. Ich hab ihm wirklich nachsetzen und ihn durchwichsen wollen, aber da ist der Graf daher geritten mit einem ellenlangen Gesicht und hat die Impertinenz gehabt, mir zu sagen: „Sie sind ja ein vortrefflicher Waldhüter." — „Wird bei Ihnen der Wald vielleicht

nicht vor Diebstahl behütet?" hab ich ihn gefragt. — „O ja," hat er geantwortet, „nur überlassen wir diese, doch eigentlich untergeordnete Beschäftigung unsern Hegern."

Wenn ich jetzt darüber nachdenk, find ich die Antwort nicht einmal gar so grob, aber wie er mich dabei angeschaut hat, und daß ich mir so dumm vorgekommen bin — — —

Deine

Muschi.

4.

Schloß Sebenberg,
28. November 1882.

Wir sind wieder gut zusammen. Wir sind gut geworden durch meine jungen Rattler und durch das chinesische Kind. Du mußt wissen, meine Liebe, daß Papa seit der Ankunft des Grafen ganz kurios ist. Er, der mir schon, wie ich sechs Jahr alt war, ein Pony geschenkt und mir erlaubt hat, Hunde zu haben, so viele ich will, rumpelt mich jetzt alle Augenblick an: — „Weißt denn von nix zu reden, als von die Pferd?... Wenn ich nur wüßt, — wo die die Passion für die Hund her hat?"... Und die Mama sagt: — „Die Muschi muß halt alles übertreiben," — und steckt sich eine Zigarre ins Gesicht, die neunte seit dem Frühstück. Ich zähl sie manchmal per Spaß. Das End vom Lied war, daß Papa, wie meine Pinkerl jetzt ins Wochenbett gekommen ist, gedroht hat, er wirft die Jungen beim Fenster hinaus, wenn er sie im Schloß sieht. Da ist mir also nichts übrig geblieben, als die ganze Wirtschaft in der Bibliothek zu etablieren. Dort kommt nie eine Seele hin, und die Hunderln bleiben doch in meiner Nähe.

Sie sind zum Fressen herzig und wohnen exzellent in ihrem Korb unter dem Tisch, der vor dem Kamin steht, und über den der Teppich bis auf den Boden herunterhängt. Dreimal im Tage besuch ich die Alte und bring ihr eine Milch.

Heut früh große Freude. Zwei Hunderln machen schon die Augen auf. Ich gratuliere ihrer Mama und sag: Ist's nicht gefällig, Bewegung zu machen, Sie Faulpelz Sie! Auf, auf! — Aber die Pinkerl reckt steife Haxeln und fangt an zu bellen... Und ich in Todesangst, pack ihre Schnauze und halt sie ihr fest zu und droh ihr: — Sei still, sonst sind deine Jungen hin!

In diesem Moment lacht jemand und wünscht mir einen guten Morgen... Du weißt den Fauteuil im Fenster, der seine große Lehne dem Kamin zukehrt. Auf dem kniet der Graf, stützt die Arme auf die Lehne und schaut heraus wie aus einer Loge.

Hol Dich dieser und jener, Du Polizeispitzl! hab ich mir gedacht, und die folgende Konversation hat sich entsponnen:

Ich: Wie sind denn Sie hereingekommen?

Er: O, ich war lange vor Ihnen da.

Ich: So? und was haben Sie da gemacht?

Er: Ich habe gelesen.

Ich: — Gelesen!... Wenn Sie glauben, daß ich mir solche Bären aufbinden laß, irren Sie sich.

Er: Mich wundert Ihr Zweifel. Warum soll ich nicht gelesen haben?

Ich: An so einem Tag? Wenn man auf die Jagd reiten könnt? — da müßt man doch Tinte gesoffen haben.

Er: (springt vom Fauteuil herab und kommt auf mich zu mit einem zuwidern Gesicht): Ihre Meinung von dem Vergnügen, das man aus Büchern schöpft, scheint sehr gering zu sein.

Ich: Darauf können Sie Gift nehmen.

Er: (sein Gesicht wird immer zuwiderer): Um keinen Preis dazu ist mir mein Leben viel zu lieb.

Ich: Mein Ehrenwort — Sie riskieren nichts.

Er: (wie ein alter Professor, der examiniert): Sie befassen sich wohl nur wenig mit Lesen?

Ich: Just so viel als nötig zur Abbüßung meiner Sünden und zur Übung im Englischen.

Er: (mit einer Art väterlicher Fürsorge, die mir lächerlich vorkommt, und mit einer Strenge, die mich ärgert): Und im Französischen üben Sie sich doch auch?

Ich: Auch.

Liebes Kind, ich bin rot geworden, weil mir das gewisse Buch eingefallen ist, das mir Fred im vorigen Winter verschafft hat, und aus dem ich Dir nicht einmal hab erzählen wollen, so schön du auch gebeten hast.

Er: Sie kennen die neuen Pariser Sittenschilderungen?

Ich (schon recht ungeduldig): Ich könnt sagen nein, und Sie würden mir glauben, aber mich langweilt's, zu lügen, und ich sag ja, weil ich ein ehrlicher Kerl bin.

Er (schaut mich an, eine ganze Weile; gar nicht mehr bös, aber ordentlich traurig, und brummt): Schade!... Ehrlicher Kerl ist übrigens prächtig... Sagen Sie mir, lieber Freund... verzeihen Sie! ich wollte sagen, verehrte Gräfin, lesen Sie nie ein deutsches Buch? es gibt deren wunderschöne.

Ich: Von Goethe und Schiller —, o, ich weiß...

Nesti, eine ungeheure Langeweile hat mich angegähnt — ich hab uns schon sitzen gesehn, wie das junge Ehepaar auf den Vignetten der illustrierten Zeitungen. Er — vorlesend, natürlich aus dem Schiller, ich, „sinnig lauschend," schmiege mich an seine Schulter, und das Bébé auf dem Arm eines „Mädchen für alles", das blättert schon in einem Family-Goethe...

Wenn er sich unsre Häuslichkeit vielleicht so vorstellt, hab ich mir gedacht, das will ich ihm gleich austreiben, und wie er sehr empressiert fragt: „Sie kennen Goethe und Schiller?" antworte ich resolut — „Peuh! mit dem Klassischen lassen Sie mich aus, ich habe immer gehört, daß der Goethe unmoralisch ist, und der Schiller, der ist mir doch gar zu geschwollen."

Énfoncé! ein für allemal! Wir haben dann von andern Sachen gesprochen, hauptsächlich von den Rattlern, die er „reizend" findet, und geschworen hat, nicht zu verraten. Auch war er recht nett, wie ich ihn gebeten hab, Briefmarken für mich zu sammeln. Es hat freilich eine Weile gedauert, bis er begriffen hat, was ich damit will, und daß man sie nach China schickt, wenn man eine Million beisammen hat, und dafür ein Kind kaufen kann. „Und was wollen Sie mit dem Kinde anfangen?" hat er gefragt. Ich hab ihm erzählt, daß ich es taufen lassen werd und erziehen zu einem kleinen Bedienten, der bei Tisch hinter meinem Sessel steht in einem gelben Kleid und mit einem langen Zopf und mir die Teller wechselt.

Der Graf hat sehr gelacht (man muß ihn gern haben, wenn er lacht) und mir die Hand tüchtig geschüttelt und gesagt — gut denn! dabei will ich mithelfen, das ist wenigstens eine ideale Bestrebung. Addio.

Deine

Muschi.

5.

Schloß Sebenberg,
6. Dezember 1882.

Du kannst mir's hoch anrechnen, daß ich Dir heut noch schreibe, es ist zwei Uhr, und ich bin hundsmüd. Ach, meine Liebe, was gibt's bei uns für eine Hetz! Der Fred und die andern Herren sind von Raigern zurückgekommen und haben einige Offiziere mitgebracht. Die alte Aarheim mit ihren vier Töchtern ist auch da, und der Teich ist dick gefroren, und der Schnee liegt klafterhoch.

In der Früh sind wir im Stall und auf der Reitschul, nach dem luncheon kutschieren wir im Schlitten herum und laufen auf dem Eis, am Abend spielen wir kleine Spiele oder tanzen oder ruhen uns auch nur aus. Cloclo kokettiert, was Zeugs

hält, mit dem Grafen (ich lach mir im stillen den Buckel voll). Mitzi hat noch immer ihre unglückliche Liebe für Fred, und die Kitzi und der Pips, die setzen's durch, die kriegen sich. Was sollen die Eltern anfangen, wenn die Kinder nicht nachgeben? Ein Unsinn freilich, so eine Rittmeistersmenage. Mein Gusto wär das nicht, aber die zwei Narren antworten auf jede vernünftige Vorstellung, daß sie sich lieben. Als ob es einen dümmeren Grund geben könnt, einander unglücklich zu machen.

Der Graf sticht von den andern Herren kaum mehr ab. Er macht alles mit, seine Faxen und tiefen Komplimente hat er aufgegeben, er wird noch ganz tschink werden — und Du mußt wissen, meine Liebe, ich habe mich entschlossen — ich nehm ihn.

Fred, der natürlich gleich weg gehabt hat, was der Besuch des Grafen heißen soll, benimmt sich so gescheit, daß man ihn gar nicht genug loben kann. Er ist halt ein braver Mensch. Du erinnerst Dich, wie er im vorigen Fasching für mich montiert war, und doch — damals kein Wort, das mir hätte das Herz schwer machen können, und jetzt auch nicht.

Heut früh longier ich ein Fohlen, Fred führt die Peitsche und sagt: — „Wie gefällt Ihnen der Graf? mir gefällt er. Er hat eine Million Mark alle Jahr." „— Und nicht einmal einen Rennstall," sag ich. Drauf hat er mich angeblinzelt mit seinen pfiffigsten Augen und geantwortet: — „Das wird bald anders werden. — Wenn Sie dann einen Master first rate brauchen, denken Sie an Ihren Freund in Rahn im Gebirge ..."

Ich glaub's, daß ich an ihn denken werde! Er soll der erste sein, den ich nach Schwaben einlade, daß er mir die Leut dort tüchtig aufmischt.

Good night, Nesterl, ich schlaf schon ... den Moment war ich noch munter, aber jetzt hab ich an die vortreffliche Clara Aarheim gedacht, und der Gähnkrampf ist da ... „Meine unelegante Tochter," wie die Alte sie nennt, weil sie sich nicht mehr geniert und schon die Hoffnung aufgegeben hat, sie anzubringen,

„meine unelegante Tochter" ist fader denn je. Die könnt einen Major heiraten, meinetwegen einen von der Infanterie, die lebt von der Gage!... Sie will heuer nicht mehr in die Welt gehn, sie findet dort kein Vergnügen. Das wird wohl heißen: keine Tänzer. Sie ennuyiert ja alle Leute mit ihrer Maulsperre und ihrem ewigen Rotwerden.

Sie ennuyiert auch den Grafen, der mit ihr gar nicht so lustig ist wie mit uns... Übrigens behauptet er, daß sie schön ist. Ja, ein Bild ohne Gnaden; ich mag diesen Genre nicht, er erinnert an die Statuen, bei denen wir mit niedergeschlagenem Blick vorbeizugehen haben, in Gegenwart der Mamas... die armen Mamas! wenn die wüßten, was wir wissen!... Stell Dir vor, daß der Graf auch boshaft sein kann; er hat die Clara steigen lassen vor uns allen und sie unbändig gelobt über ihre Reiterei. Wir haben uns gewunden vor Lachen, und sie hat sich geschämt, ach geschämt!... und ich bin aufgesprungen, hab ein Buch in die Hand genommen und ernsthaft gesagt: „Ich werde die Ehre haben, vorzutragen ein Couplet," und hab gesungen: „Nur langsam voran, nur hübsch langsam voran, daß sie uns nur ja nicht herabplumpsen kann —."

Gute Nacht, ich fall um, mein Abendgebet werd ich erst morgen früh machen... Und, denk Dir, der Graf hat gesagt: „Sie haben eine scharmante Stimme, wie schade, daß Sie nicht singen lernten..."

Über dem „lernten" bin ich gestern eingeschlafen, die Feder ist mir aufs Papier gefallen, und Du bekommst einen Brief mit Schweinderln garniert.

Ich hab Dir etwas Köstliches zu erzählen von der edlen Clara. Sie schwärmt für den Grafen und hat mir gestern eine Predigt gemacht. — „Mit diesem" — ach, ein Schwung war in dem „diesem," und ihre Augen sind in bengalischem Feuer gestanden — „mit diesem Mann solltest Du doch anders umgehen, liebstes Herz! Du solltest doch mit ihm nicht die selben

Gespräche führen wie mit Deinen Snobs. Du gefällst ihm, das sieht man, und wie sollte es auch anders sein? Aber man sieht doch auch wieder, daß er manchmal förmlich erschrickt über Deine Reden und Manieren ..."

Und jetzt ist sie losgegangen gegen die Stallpassion, die Jockei-Ausdrücke und gegen die Frivolität und die Lesescheu und die Denkscheu, und was weiß ich!... Ich bin by Jove! keine Stubenmädelnatur, alles, was der Übelnehmerei gleich sieht, ist mir ekelhaft. Wie sie mir aber die Sachen so heruntergeputzt hat, die mir lieb und teuer sind, da ist meine Geduld — sie war von jeher fadenscheinig — wurzab gerissen. Ich hab ihr zuerst eine Grobheit gesagt, und dann, sie soll sich heimgeigen lassen. Da hat sie genug gehabt und ist abgezogen wie ein begossener Pudel. — Und ich hab mich gleich in der ersten Furie hingesetzt und hab sie gezeichnet, wie sie thront in ihrer Näh- und Strickschule, die sie sich zu Haus eingerichtet hat. Unter jedem Arm hat sie ein Buch und in einer Hand eine Rute und in der andern einen Strumpf — ohne Zwickel. Und auf der Nase, die aussieht wie ein Trampolin, tanzt ihr ein kleinwinziges Schulkind herum. Im Salon hab ich die Karrikatur kursieren lassen, und jeder hat, verstohlen natürlich, gekichert, und die Nagel hat das neue Malheur deploriert, wär aber bei einem Haar herausgeplatzt. Der Clara selbst, der hat das Bild den größten Spaß gemacht, was gar nicht meine Absicht war, und der Graf war ganz erstaunt über mein Talent und hat mich versichert, daß es sehr zu beklagen ist, daß ich nicht zeichnen gelernt habe. Den Rest des Abends hat er sich der Clara gewidmet und mit ihr gesprochen — vermutlich über ihre Nähschule, der Arme!

Deine

Muschi.

Ich mache meinen Brief wieder auf, um Dir anzukündigen, daß mich der Graf um eine „Unterredung" gebeten hat. Jetzt

wird's Ernst. Die Eltern sind selig. Ich telegraphiere Dir, wann die Verlobung deklariert werden darf.

6.

Schloß Sebenberg,
28. Dezember 1882.

Ja, meine Beste, wir kommen bald nach Wien, und ich freu mich damisch, Dich wiederzusehen. Ich freu mich auch auf den Fasching, — schad, daß er heuer so kurz ist, man wird sich nicht einmal austanzen können, und ich hab rechte Lust, mich wahnsinnig zu unterhalten. Leider wird Fred nicht da sein; er bringt den Winter in Old-England zu, hat dem Papa neulich von dort geschrieben und sich entschuldigt, daß er keinen Abschiedsbesuch gemacht hat. Papa ist bös, weil ihn Fred beim letzten Pferdehandel übers Ohr gehaut hat, — als ob das ...

Grad kommt Dein Brief, der dritte, in dem Du mich mit Fragen bombardierst. Begreif doch endlich, daß ich Dich hab anlaufen lassen! Wie kannst Du nur denken, daß ich mich nach Schwaben setzen werd, wo die Herren Hausväter sind aus Beruf und die Frauen Socken flicken aus Überzeugung ... Eine Unterredung haben wir freilich gehabt, der Graf Karl und ich, aber ganz anders war sie, als Du Dir einbildest.

Er hat damit angefangen, daß ihm der Aufenthalt bei uns unvergeßlich sein wird, daß er ganz neue Eindrücke empfangen, eine ganz neue Welt kennen gelernt hat.

„Dafür, daß sie Ihnen ganz neu war, haben Sie sich recht prompt hineingeschickt," hab ich ihm geantwortet.

„Kein Wunder, wenn man einen solchen Führer hat wie Sie, ein solches Vorbild in allen ritterlichen Künsten und Übungen."

„Soll das vielleicht ein Witz sein?"

„Durchaus nicht, ich kehre reicher, als ich kam, zu meinen Penaten zurück."

„Wohin?"

„Zu meinen Hausgöttern."

„Aha!"

Darauf ist die „Unterredung" in eine Stockung geraten, ich hab' sie aber wieder in Gang gebracht mit der Frage, worin der Gewinn besteht, den er bei uns gemacht hat.

„— In einem Freunde!" hat er ausgerufen, „einem jungen, lieben, verläßlichen Freunde, der sich Gräfin Muschi nennt."

„Pardi!" sag ich, und er nicht faul, ergreift meine Hand, wird feuerrot, und seine Stimme wackelt.

„Einen Freund, auf dessen Hilfe und Unterstützung ich zähle in der wichtigsten Stunde meines Lebens."

„Was ist das für eine Stunde?"

„Diejenige, die über das Wohl oder Weh aller, die für mich noch kommen sollen, entscheidet ..., diejenige, in der Sie die Gnade haben wollten, anzufragen bei —," und jetzt ist ihm die wacklige Stimme ganz umgekippt.

„Bei wem soll ich anfragen? Bei mir selbst vielleicht?" rutscht es mir heraus ..., aber zum größten Glück hat er in seiner Agitation von dieser bévue nichts gemerkt, sondern geantwortet:

„Bei Gräfin Clara Aarheim."

Da muß ich riesig verdutzt dreingeschaut haben, weil er gerufen hat:

„Sie sind nicht einverstanden? ... Es ist zu spät? Gräfin Clara ist nicht mehr frei?"

Nesti, jetzt ist mir ein Seifensieder aufgegangen, und ich hab gesagt: „What a sell!" worüber der arme Graf Karl in neue Bestürzung geraten ist und mich beschworen hat, aufrichtig zu sein und ihm nur zu gestehen, daß er sich die Sache aus dem Kopf schlagen muß ... Es wäre ja auch kein Wunder gewesen, wenn ein Kleinod, wie die Clara, nicht schon längst einen Bewerber gefunden hätte, und daß er ein Tor gewesen ist, auf ein soches Wunder zu hoffen.

„Chineser!" denk ich und sag: „Gar kein Tor: Ich kenn die Clara auswendig. Der hat noch nie jemand die Cour gemacht."

„Ist's wahr? Ist's wahr?" ... (Er küßt mir stürmisch die Hand.) „Und sie? Interessiert sie sich nicht etwa für jemand ..."

„Keine Spur! So unpraktisch wird man doch nicht sein, sich für Leut zu interessieren, die sich nicht um einen kümmern. Das gibt's nicht."

Er hat tiefmächtig aufgeseufzt. „Sie ahnen nicht, wessen ein Mädchen fähig ist, das, zu Ihren Kreisen gehörend, den Mut hat, unelegant zu sein."

„Mit dem Mut lassen Sie mich aus, er sieht dem wirklichen so ähnlich wie der Galgenhumor der guten ehrlichen Lustigkeit."

— „Ich weiß doch nicht, es kann ja einen höheren Standpunkt geben, als den Ihrer Welt."

„Das ist der Trost für alle, die aus ihr ausgeschlossen sind."

„Gönnen Sie ihn den Armen, die müßten sonst verzweifeln," sagt er, lacht mich gutmütig an, und auf einmal ist er wieder dasig worden und hat mir nicht genug rekommandieren können, unvermerkt aus der Clara herauszuquetschen, ob er ihr nicht unsympathisch ist.

Ich hab ihm geantwortet, daß ich mir die Müh ersparen kann, und daß keine Red ist von unsympathisch sein.

„Und Sie glauben, ich dürfte hoffen, mit der Zeit ..."

„Mit der Zeit? Heut, wenn Sie heut anfragen."

„Gräfin!"

„Was wundert Sie denn so? Es wird der Clara nicht einfallen, Ihnen einen Korb zu geben. Wann hätte die sich's träumen lassen, daß sie eine Partie machen wird, wie Sie eine sind?"

„Ach — Partie?" wiederholt er ganz breitgeschlagen — „wenn nur darum ... Tiefer konnten Sie mich nicht entmutigen, als Sie es mit dem einen Worte taten."

Aus lauter Entmutigung hat er dann eine Masse geredet von Liebe, Verständnis, Übereinstimmung der Charaktere, und daß in der Ehe gar nichts so wichtig ist wie diese Sachen. — Ein armer Teufel, der nichts Gutes kennt, und der vom Wert des Geldes keine Idee hat, hätte nicht anders sprechen können.

Schrecklich sonderbar! Es ist mir nicht wie ein Unsinn vorgekommen, wenigstens nicht die ganze Zeit; es waren Momente, in denen ich gedacht hab, vielleicht hat er wirklich nicht so unrecht, vielleicht kommt es wirklich mehr darauf an, daß die Menschen, als daß die Verhältnisse zueinander passen. (Freilich färben halt die Verhältnisse gar so ab auf die Menschen, die in ihnen stecken!) Und weiter hab ich mir gedacht: Du bist gut und gescheit, und ich bin nicht bös und nicht dumm, warum sollten wir zwei nicht zueinander passen?... Wer weiß, ob ich recht hab, dir da den Freiwerber bei der Clara zu machen. Aber diese Anwandlung ist gleich vergangen — ich hab mir die Glückseligkeit der Clara vorgestellt, und was für ein Jux es sein wird, sie zu fragen, ob sie den Grafen will. Hab mich auch an alle die Streiche erinnert, die ich ihr schon gespielt hab, und an ihre schlecht belohnte Freundschaft für mich, und hab meine biedere Rechte ausgestreckt und gesagt: „Topp! Schlagen Sie ein. Ich hol Ihnen die Erlaubnis, sich das Jawort zu holen. Alles in allem genommen, die Clara paßt zu Ihnen; sie hat immer gesagt, daß man beim Heiraten mehr auf den Bräutigam schauen soll als auf den unnumerierten Fiaker."

Meine roten Sportshände sind schon oft geküßt worden, aber so brennheiß wie damals vom Grafen doch noch nie.

Genug, Nesti: alles war köstlich. Die Perplexität der Clara ungeheuer, und wie sie zuerst Nein gesagt hat aus Demut und Diskretion; und wie der Graf dann erst recht ins Zeug gegangen ist und geschworen hat, man könne überhaupt nur Eine heiraten, die einen nicht nimmt. Die Wonne der Casa Aarheim mal Du Dir nur selber aus. Weniger heiter waren meine Alten. Die

Mama hat an dem Tag ihrer neunzehn gedampft. Und der Papa hat mich angeschnauzt:

„Du, Katz!"

„Was, Papa?"

„Du bist eine Gans."

„Familiengeheimnis, Papa! Wenn Du's verrätst — Dein eigener Schaden."

Vor drei Tagen ist der Graf nach Haus gereist, um alles zum Empfang der jungen Frau herrichten zu lassen, die er sich im Fasching abholen kommt. Bald nach ihm sind die Aarheims abgefahren ...

Beim Abschied des Brautpaars war, Gott sei Dank, keine Flennerei. Sie sind lang gestanden, Hand in Hand, und er hat sie angeschaut, als ob er sagen möcht: Verlaß Dich nur auf mich, und sie hat in demselben Dialekt geantwortet:

Unbedingt.

Es war ein hübscher, comme-il-faut-er Abschied, und ich hab mir gedacht ..., aber wozu soll ich Dir alles auf die Nase binden, was ich denk. Leb wohl, mein liebes Wesen, und merke Dir: es ist nicht immer so angenehm, als man glaubt, eine Sportskomteß zu sein.

Deine

Muschi.

Komteſſe Paula

Geſtern nach dem Theater kamen eine Menge Leute. Er war da, ſtiller und ſchweigſamer denn je. Er bekommt ſchon ſehr bald einen andern Poſten und muß fort, — wahrſcheinlich nach Serajewo.

Meine Freundinnen meinen, das ſei für ihn gerade die rechte Station. Sie haben kein Herz — für einen Menſchen, den ſie unelegant finden, haben ſie kein Herz.

Gräfin Albertine ſprach lange mit dem franzöſiſchen Sekretär, neben dem er ſtand. Ich hörte den Sekretär ſagen, unſre deutſche Literatur, die ſonſt ſo reich iſt, leide empfindlichen Mangel an Memoiren. Der Gräfin war das alles eins; ſie erwiderte nur: „Ah!“ und lächelte ſo freundlich, als ob man ihr die größte Schmeichelei geſagt hätte. Er aber, der mir ſo gut gefällt, und den ich ſo hoch ſtelle, er, der ſo geſcheit und patriotiſch iſt, ſprach: „Das iſt leider wahr.“

Alſo wahr! dachte ich, der Franzoſe hat recht, — in mir reifte ein Entſchluß.

Wenn ich nicht heirate — und ich heirate nicht, nie! —, ſitz ich da und habe keinen Beruf. Wäre das nicht einer und ein ganz ſchöner, ſich nach beſcheidenen Kräften zu bemühen, einem empfindlichen Mangel abzuhelfen?

Ich will's verſuchen. Mir iſt ordentlich feierlich zumute. Mit Gott!

Meine Memoiren.

Am 15. Mai 1865 bin ich zur Welt und meinen Eltern recht ungelegen gekommen. Meine Schweſter war ſchon Braut; mein Bruder bereitete ſich auf die Maturitätsprüfung vor. Das

ganze erste Jahr soll mich mein guter Papa nicht angeschaut haben. Ich machte mir aber nichts daraus und wurde groß und dick. Groß bin ich auch jetzt, aber dick, Gott sei Lob und Dank, nicht mehr. Und mein guter, alter Papa, wenn er mich wirklich einstmals nicht gemocht hat, jetzt verspürt man davon nichts mehr. Alles tut er mir zu Liebe, und ihn erst um Erlaubnis zu bitten, habe ich mir nachgerade abgewöhnt; ich bekomme ja doch keine andre Antwort als: „Do whatever you like."

In meiner Kindheit war ich fast immer allein, erst mit einer Kinderfrau, dann mit meiner Gouvernante, die ein Engel war und von irdischen Dingen nicht viel mehr gewußt hat als ein Engel. Von der Botanik, unter anderm, wußte sie eigentlich nichts. Fragte man sie, wie der Ritterſporn auf Französisch heißt, gab sie zur Antwort: „C'est le coucou bleu," und die Butterblume war bei ihr „le coucou jaune," und das Blümchen Augentrost war „le coucou blanc." Sie hielt alle Blumen, namentlich die Feld- und Wiesenblumen, für „coucous" von verschiedenen Farben. Übrigens hatte sie ein Recht, bei meinem Unterricht nicht allzugründlich vorzugehen, und berief sich oft darauf, daß mein lieber, teurer Papa sie mit der ausdrücklichen Bedingung engagiert habe, er wünsche für seine Tochter eine gute „oberflächliche" Erziehung. Die ist mir denn auch zuteil geworden.

So habe ich lange Zeit geglaubt, die Weltgeschichte zu kennen, von einem Ende zum andern. Da bemerke ich auf einmal, daß mir Madame Duphot, auf Wunsch Mamas, ein ganzes Zeitalter eskamotiert hat, — das der Reformation. Sie wollten vor mir den Luther geheim halten! Ich habe ihn aber entdeckt, — im elften Bande von Schlossers Weltgeschichte, der zufällig vergessen wurde und liegen blieb, als man sich entschloß, mit den alten Büchern meines Bruders aufzuräumen und alle zum Antiquar spedierte.

Verzeih mir's Gott, wenn ich eine schlechte Katholikin bin, aber ein solches Scheusal scheint mir der Doktor Luther nicht zu sein, daß man von ihm nichts wissen dürfte. Eine so freigeistige Ansicht sprach ich natürlich vor meiner frommen Duphot nicht aus; um ihre Ruhe wär es geschehn gewesen, und sie hätte alle ihre armen Moneten hingegeben, um Messen lesen zu lassen für mein bedrohtes Seelenheil. Dem Herrn Kaplan jedoch, dem hab ich's gestanden in meiner nächsten Beichte. Er hat mir ein Bußgebet mehr aufgegeben als sonst, — das war alles. An seiner gewohnten Ermahnung änderte er nichts, auch nicht den Satz, mit dem er immer schloß: „Und dann sagen Sie: Lieber Gott, ich danke dir für alle Gnaden, die du mir erweisest und meiner hohen Familie."

Ich habe das von jeher sonderbar gefunden und eigentlich nicht passend zu dem Tone, in welchem wir zu Gott sprechen sollen, der von „hohen" Familien nichts weiß, vor dem wir alle gleich sind.

Dieser Punkt war nicht der einzige, in dem der Herr Kaplan mir Gelegenheit gegeben hat, mich über ihn zu wundern. Er hatte in wissenschaftlichen Dingen Ansichten, die niemand mit ihm teilte, außer höchstens Madame Duphot und ich, und selbst wir nur eine Zeitlang.

Ein Beispiel!

Meinen Unterricht in der Geographie erhielt ich von ihm, und wir fingen gleich bei der mathematischen an, weil das die schwerste ist, und, wenn man sie einmal im Kopfe hat, alles übrige einem ganz leicht vorkommt. Da teilte unter anderm der Herr Kaplan uns mit: „Am Nordpol ist es kalt, und am Süd- (freilich sprach er „Sied"), — am Südpol, meinetwegen, — heiß." Im Augenblick leuchtete uns das ein. Nachträglich aber stiegen in mir Zweifel auf, denn ich ersah aus meiner Sprachlehre, daß „Süd" und „Sieden" miteinander gar nichts zu tun haben.

Nun habe ich genug von meinen Studien gesprochen und gehe über zu meinem Familienleben.

Es war das glücklichste. Wenn's Frühjahr ward, zog ich mit meiner Duphot nach Trostburg aufs Land, und zur Jagdzeit kamen meine Eltern auf mehrere Wochen dahin.

Lange bevor die Sonne aufgeht, wird es schon licht, und lange, bevor ich meine Angebeteten da hatte, war mir die Seele hell vor freudiger Erwartung. Nach ihrer Ankunft konnte es natürlich nicht genau so zugehn, wie ich es mir eingebildet hatte. Die vielen Gäste, die fast zugleich mit ihnen einzogen, nahmen sie sehr in Anspruch, und gingen die Gäste, dann gingen auch sie. Wir begleiteten sie zum Wagen, Madame Duphot und ich. Papa umarmte mich mit innigster Zärtlichkeit, und Mama erlaubte mir, ihr das kleinwinzige Hündchen nachzutragen, von dem sie sich niemals trennte. Unter dem Vorwand, es ihr auf den Schoß legen zu müssen, stieg ich in den Wagen, nahm sie um den Hals und küßte sie nach Herzenslust. Man kann sich denken, ob das wenig war!...

Sie fuhren fort, und Mama winkte mir eine Weile noch zurück mit ihrer lieben Hand. Wenn ich sie vom Hofe aus nicht mehr sehen konnte, lief ich ins Turmzimmer und wartete am Fenster, bis die Equipage, nur noch so groß wie ein Würmchen, am Hohlweg erschien, durch den sie fahren mußte, um zur Eisenbahnstation zu gelangen. Und noch eine halbe Stunde, und eine dicke weiße Wolke glitt am Horizont vorbei und löste sich langsam in Flocken und Streifen auf. Und jetzt wußte ich: sie sind fort; diese Wolke hat der heiße Atem der Lokomotive, mit dem mein Liebstes auf Erden davonsaust, in die Luft geblasen.

Nach einem solchen Abschied habe ich immer noch bis zehn Uhr — tief in die Nacht hinein, wie ich damals meinte — in meinem Bette geweint, am nächsten Morgen aber schon angefangen, mich zu freuen auf das Wiedersehn in Wien.

Dort ging es mir noch viel besser. Papa kam sehr oft auf

mein Zimmer, mich zu besuchen; Mama ließ mich in den Salon rufen, wenn fremde Leute da waren, die mich zu sehen wünschten; fast täglich begegneten wir uns im Prater, und — Gott weiß es! — etwas Angenehmeres konnte mir nicht begegnen. Auch Mama freute sich immer, und um so mehr, je hübscher ich angezogen war. Ich bemerkte, daß sie mich am liebsten hatte, wenn ich mein graues, mit Pelz verbrämtes Samtkleidchen trug. Fiel es meiner guten Duphot einmal ein, mir ein andres herrichten zu lassen, machte ich ihr Verzweiflungsszenen.

An einem Frühlingstage, einem sehr warmen — nie vergeß ich ihn, denn es war just an meinem zehnten Geburtstage —, hatte ich denn wieder, ganz gegen Madame Duphots bessere Überzeugung, das Pelzgewändlein durchgesetzt. Ich glühte nur so darin und meinte vor Hitze zu vergehen, aber — mit Entzücken!

Im Wäldchen neben der Allee spielte ich mit andern Kindern und lugte dabei beständig nach Mama aus, an die ich in einem fort dachte ... Endlich kam sie mit einigen Damen und Herren, und ich zeigte sie meinen Freundinnen und rief mit ungeheurem Hochmut: „Seht, — das ist meine Mama, die größte, die schönste von allen Mamas!"

Die Kinder guckten und staunten; nur ein naseweises Ding, mit dem ich überhaupt schon oft Zank gehabt hatte, sprach: „Ja, wenn sie nicht so alt wäre! Meine Mama sagt, daß die Deine alt ist und schon eine Menge Falten hat, bei den Augen."

Das hören und mich auf sie stürzen und ihr einen Puff versetzen, das war bei mir eins. Sie natürlich schlug zurück, und das Duell war fertig. Unsere Gouvernanten trachteten umsonst, uns zu trennen; sie richteten nichts aus, sondern erwischten nur hie und da einen Faustschlag, den eine von uns zweien der andern zugedacht hatte. Plötzlich ruft mich meine Mama, und ich vergesse alles, Zorn, Duell und Gegnerin, und renne in die Allee, wo sie steht, mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

Sie weist mich zurück, mit einem Blick, der mich förmlich festbohrt an meine Stelle, und sagt: „Comme vous voilà faite!“

Da habe ich meine gute Mama zum ersten Mal böse gesehn. Sie stellte Madame Duphot, die im Hintergrund knickste, zur Rede, warum ich meine neue Frühlingstoilette nicht benütze, schritt vorbei, und wir vernahmen die Worte: „Sie sind unglaublich, diese Gouvernanten!“

Und ich, und ich! ich hätte weinen mögen aus Mitleid mit meiner Duphot und aus Beschämung für mich selbst, — weinen, aber Feuerfunken, wie jene Königin Shakespeares, von der ich damals freilich noch nichts wußte.

Drei Tage lang wagten wir uns nicht in den Prater.

So wuchs ich auf.

Von Jahr zu Jahr verlängerten meine Eltern ihren Aufenthalt in Trostburg, und jetzt verlassen sie es den ganzen Sommer nicht mehr. Das Leben meiner geliebten Mutter ist nur noch eine Reihe von guten Werken. Sie behandelt die Kranken im Dorf homöopathisch und hat schon wunderbare Kuren gemacht. Sie hat eine Krippe errichtet und auch ein Korrektionshaus, in dem die Arbeitsscheuen Beschäftigung und die Nichtsnutzigen strenge Zucht finden. Alles sehr praktisch, — schade nur, daß man die Leute nicht zwingen kann, einzutreten und von selbst gehen sie nicht.

Meine Duphot ist nun in ihrem Element. Sie begleitet die Mama täglich zweimal zur Kirche, liest ihr aus frommen Büchern vor und besorgt die homöopathischen Verdünnungen. Und ich leiste derweil dem Papa Gesellschaft. Dieser gute Papa, — er ist so gut.

Wir unternehmen weite Ritte zusammen; in früherer Zeit gingen wir auch zusammen auf die Jagd, und es machte ihm Vergnügen, wenn ich einen Hasen niederknallte, — mehr als mir. Was mich betrifft, so können alle Hasen am Leben bleiben,

auf Kosten der jungen Anpflanzungen und des Kohls. Im vorigen Herbst hat sich jedoch etwas zugetragen, das mir die Jagd für ewige Zeiten verleidete.

Im Tiergarten wurde der Wildbestand vermindert, und es sollten denn auch einige Geißen abgeschossen werden. Papa, der für kurze Zeit verreisen mußte, betraute mich mit der Kommission. Er glaubte, mir eine große Freude zu machen, und ich hatte nicht das Herz, ihm zu gestehen, daß es mir gar keine war.

So wanderte ich denn eines Nachmittags mit dem Förster und mit meinem Stutzen in den Tiergarten hinaus, das heißt, eigentlich hinein, in seine zarte Wildnis, seine grüne Dämmerung. Auf dem moosbewachsenen Pfade, von dem aus ich so oft das Wild belauscht hatte, wenn es zum Wasser kam, erreichten wir den Weiher, umgingen ihn und sahen durch die Lichtung am andern Ufer eine Geiß aus dem Gehölze treten. Sie streckte den schlanken Hals, hob schnuppernd das Haupt und schritt dann langsam vor.

„Das ist die rechte, die Schmalgeiß," raunte mir der Förster zu. „Schießen, gut hinhalten, nicht fehlen!"

Die Wangen zitterten ihm vor Aufregung; seine alten grauen Augen waren voll Mißtrauen gegen mich. Und mich ergriff's mit heißer Hast und überrieselte mich zugleich eiskalt; mein Finger bebte am Stecher; ich wußte nur, daß ich zielte. Plötzlich fiel der Schuß ... „Getroffen!" jauchzte der Förster und rannte mir voraus. Ich ging langsam nach; mein Herz pochte so stark, daß ich nicht laufen konnte.

„Mitten ins Blatt!" rief mir der alte Weidmann von weitem zu. „Ein kapitaler Schuß! Ich gratuliere!"

Er war völlig trunken von meinem Ruhme, schwang seinen Hut und bat sich den meinen aus, um ein Fichtenreis daran zu stecken. Während er damit beschäftigt ist, und ich still da stehe und die weitgeöffneten Augen des schönen, jungen Tieres be-

trachte und sein liebes, kleines Haupt, erscheint am Rande des Gehölzes — ein Kitzlein ...

„Bayer," sag ich, „um Gottes willen!" Und der Förster stiert hin: „Sapperment, hat die schon ein Kitz gehabt! Hätt ich das gewußt!"

Das Kitzlein aber nähert sich uns vertrauensvoll und furchtlos. Die Menschen, vor denen seine Mutter so ruhig im Grase liegen bleibt, die werden ihm nichts tun, meint es und kommt und stößt mit seiner feuchten, glänzenden Nase die Mutter an, und geht dann ruhig hin und trinkt und saugt die letzte Nahrung aus dem gewohnten Quell, und wie er nicht mehr fließen will, durchaus nicht, läßt es endlich ab, wendet sich und schaut fragend und erstaunt die Mutter an und uns ... Schaut so unschuldig, wie nur ein Tier schauen kann ...

Der Förster hat es in seine Arme genommen und nach Hause getragen. Der schönste Platz im Fichtenhain ist für das Kitzlein eingehegt worden; es hat eine Hütte gehabt und darin ein weiches Lager aus Moos und Heu. Ich habe meine Tage bei ihm zugebracht; ich hatte im Leben noch nichts so sehnlich gewünscht, als daß es sich an mich gewöhne, sich nicht mehr vor mir fürchte. Aber, in der Freiheit arglos, scheu und voll Mißtrauen in der Gefangenschaft — hat es sich nicht gewöhnt; es hat sich immer gefürchtet, es ist gestorben.

Als mein guter Papa nach Hause kam, sagte ich ihm, daß ich nie mehr auf die Jagd gehen werde. Er lachte mich aus; ich geriet in Eifer und rief: „Du solltest es gar nicht von mir verlangen! Wenn ich heirate und bekomme eine Tochter, und sie fände Freude daran, auf etwas Lebendiges zu schießen, untröstlich würd ich sein!"

„Red nicht solchen Unsinn! Ich glaube du bist närrisch!" erwiderte Papa und setzte in bittendem Tone hinzu: „Und überhaupt: Speak english!"

Jetzt werde ich von meinem geliebten Papa sprechen.

Ihn so recht deutlich zu beschreiben, daß jeder, der diese Memoiren liest, ihn vor sich zu sehen und zu kennen meint, vermag ich nicht; nur anzudeuten will ich versuchen, wie er ist und wie sein Verhältnis zu mir ist.

Er hat im Grund recht viel an mir auszusetzen, findet mich zu laut und zu lustig und findet doch auch wieder, daß ich zu viel im Zimmer hocke und lese. Eine gelehrte Frau, sagt er, das ist die größte von allen Kalamitäten. Er hält die Gelehrsamkeit für ein zudringliches Wesen, das einem gleich an den Hals springt, wenn man ihm nur die geringsten Avancen macht. Ich muß ihn immer trösten und versichern, daß ich meine Bibliothek von einem Ende zum andern auswendig wissen könnte und doch keine Gelehrte wäre. „Geb's Gott!" pflegt er zu antworten. „Der Kopf der Frau soll in ihrem Herzen sitzen; aus dem Herzen, aus dem Gemüt muß bei der Frau alles kommen."

Weil er das gar zu oft wiederholt, habe ich ihm gestern eingewendet: „Es muß kommen, sagst du, es kommt aber nicht. Es gibt Dinge, die auch eine Frau nicht aus den Tiefen ihres Gemütes schöpfen kann. So hat neulich Baron Schwarzburg von Livland gesprochen, und ich habe nicht gewußt, wo das liegt, und mein Herz hat es mir nicht gesagt."

Aber ich greife den Verhältnissen vor.

In meiner Bibliothek gibt es kein einziges schönes Buch, das mir nicht derselbe Papa geschenkt hätte, der stets gegen die „Bücherpassion" eifert. „Schön," meine ich hier noch mehr in bezug auf das Äußere, als auf das Innere. Heil mir, daß es prachtvolle Einbände gibt und unwiderstehliche Illustrationen! Heil mir, daß du gelebt und gezeichnet hast, Gustave Doré! Dir verdanke ich eine der Perlen meines Schreins, dir auch allein, daß mein geliebter Vater beinahe ein Bücherwurm geworden ist, — in der Art nämlich, in der ich eine Gelehrte bin.

Der edle Junker von der Mancha war's, der es ihm zuerst angetan. Im Anfang hatten die Bilder ihn bestrickt, und ihnen zu Ehren erhielt ich das Buch. Das bißchen Text, obwohl nicht einmal englisch, ging so mit in den Kauf. Die größte Überraschung dabei erlebte ich. Ich hatte mich nur für ein Bilderbuch bedankt, und welcher Schatz war in meinen Besitz gekommen! Ich vermochte meine Wonne darüber nicht für mich allein zu behalten, sondern erzählte Tag für Tag dem Papa, was ich gelesen hatte, und Tag für Tag wuchs sein Interesse an dem Ritter Dulcineas. „Was hat der heut wieder getan, der Esel?" fragte er, und eine Weile ließ ich den „Esel" gelten. Nicht allzulange. Bald lachte ich nicht mehr, sondern zerschmolz vor Mitleid, brannte vor Bewunderung; ich liebte den immer Getäuschten und nie Enttäuschten, den stets Überwundenen und nie Besiegten, und erklärte meinem Vater, daß ich mir kein besseres Glück wünsche, als dereinst einem Don Quixote im Leben zu begegnen und seine Frau zu werden.

Gleich verlangte Papa nach einem andern Buche, weil mich dieses zu sehr exaltiere. Und von nun an legt er sich's auf, über meine Lektüre zu wachen, und tut zu dem Ende, was er sonst nie getan, — er liest; und etwas Liebenswürdigeres, als die Hingebung und Versunkenheit, die sich dabei in den großen Zügen seines edlen Wallensteingesichtes, in jeder Falte seiner Stirn ausspricht, kann man nicht sehen. Manchmal seufzt er und dreht den Zwickelbart mit förmlicher Wut um den Finger; der Zwicker sitzt nach und nach schief, die Augen beginnen zu schielen und werden rot von der ungewohnten Anstrengung. Ich halte es nicht mehr aus; ich stehe auf, nähere mich, küsse ihn so leise auf die Schulter, daß er leicht tun kann, als ob er nichts bemerkt hätte, und sage: „Gehen wir ein wenig spazieren, Papa; man wird ganz steif vor lauter Dasitzen."

„Auf Ehre, ich spür's auch," sagt er, und mir tut's wohl, wie er sich emporrichtet und völlig befreit aufatmet. Doch folgt

er nicht ohne weiteres meiner Einladung; erst wird das Merkzeichen bedächtig eingelegt. „So, bis hierher." Er nimmt die durchlesenen Blätter zwischen seine flachen Hände:

„Wird es Dir nicht zu wenig sein?"

Und ich, indiskret, undankbar, wie ich sein kann, habe mich schon öfters so weit vergessen, zu antworten: „O viel zu wenig; das ist ja beinahe nichts. Du mußt mir erlauben, weiter zu lesen, Papa."

Er schließt das Buch und schüttelt langsam den Kopf, sieht mich an, geht mit sich zu Rate, sieht mich wieder an, und nun ist's entschieden: „Do whatever you like!"

Da flieg ich ihm in die Arme, daß er sich meiner nicht erwehren kann. „Nein, nein, nur was Du likest, nicht was ich like, wird geschehen, heute und nimmer!"

„Du hättest mir das ebenso gut ganz auf Englisch sagen können," erwidert er.

O, mein geliebter Papa!

Im vorigen Jahre brachte meine Schwester, zum erstenmal seit ihrer Verheiratung, den Winter in Wien zu. Wie die Sage ging, hatte ihr Mann schon auf der Hochzeitsreise erklärt, sie dürfe nicht hierher zurückkommen, bevor er ihr die „Komtessenmanieren" ausgetrieben haben würde.

Er ist ein langer, kalter, stolzer Mensch, der kaum zwanzig Worte spricht an seinen geschwätzigen Tagen. Woran er wirklich Freude hat, das möcht ich wissen. Zu zeigen vermag er nur einiges Interesse für sein Palais, seine Equipagen, die Livreen seiner Leute und die Toiletten seiner Frau. Sie macht Witze darüber, recht gute; aber mir scheint, sie sollte das lieber in seiner Gegenwart tun, als hinter seinem Rücken. Kinder haben sie leider nicht, was für mich sehr traurig ist; denn ich wäre so gern eine gute Tante geworden.

Zu den Bällen, die meine Schwester und mein Schwager geben, soll ich erst nach meinem Eintritt in die große Welt geführt werden; zu den Soiréen in der Fastenzeit nahm Papa mich schon im vorigen Jahre öfter mit. Ich lernte viele Menschen kennen, und was mir am meisten auffiel, war bei der Quantität die Gleichartigkeit der Qualität. Mit siebzehn Jahren fängt man doch schon an zu denken, und so dachte ich mir: wenn man die Seelen aller dieser Damen und Herren (besonders der Herren) ihrer Körper entkleiden und frei herumlaufen lassen könnte, so wäre es mir nicht möglich, eine von der andern zu unterscheiden.

Ordentlich komisch waren mir die Konversationen. Ich konnte mir's an den Fingern abzählen, so oft die alten Fragen: „Werden Sie im nächsten Fasching in die Welt gehen?" „Tanzen Sie gern?" an mich gestellt wurden, so viele Herren hatten sich mir vorstellen lassen; keiner war mir auch nur im geringsten anders, als die andern vorgekommen. Da ließen mich eines Vormittags Papa und Mama in den Salon rufen, den kleinen, style Empire, weiß mit Gold. Meine Mama saß auf dem Kanapee, und strickte Pulswärmer für die Sträflinge. Sie trug ein schlohweißes Häubchen und ein Morgenkleid aus weißem Schalstoff und sah aus wie eine Königin und wie eine Heilige. Papa saß neben ihr in einem Fauteuil, kerzengerade und in großer Gemütsbewegung, die man ihm leicht anmerkt, weil er da immer so stark blinzelt. Meine Duphot hatte sich in ihrer unverwüstlichen Bescheidenheit wieder das kleinste Taburett mit den allerdünnsten Beinen ausgesucht, und der Anblick der korpulenten alten Frau auf dem filigranenen Untersatz war geradezu atemraubend.

„Ist's gefällig, sich zu plazieren?" sprach Papa mich an, in gezwungen scherzhaftem Tone, und ich plazierte mich denn möglichst nahe zu meiner Duphot, um ihr gleich beispringen zu können im Falle einer Katastrophe.

Die Mienen meiner Eltern wurden immer feierlicher; mich ergriff eine große Bangigkeit, und in aller Eile erforschte ich mein Gewissen ... Es war rein, gottlob, sonst wäre mir übel zumute gewesen.

Mein Vater blickte meine Mutter erwartungsvoll an:

„Nun Caroline, willst du so gut sein?"

„Ich dachte, du wolltest," ... erwiderte meine Mutter.

„Nicht doch, ich bitte dich," sagt er, — und sie faßt einen Entschluß, läßt die Hände mit dem Pulswärmer in den Schoß sinken und spricht zu mir: „Paula, du bist nun ein erwachsenes Mädchen, — fast achtzehn Jahre ..."

„Und siehst aus wie zwanzig," ergänzt Papa, und meine Duphot flicht eine Bejahung ein, ist scharlachrot und wankt auf ihren Zahnstochern.

Meine Mutter fährt fort: „Im nächsten Jahre, liebes Kind, sollst du in die große Welt eingeführt werden."

„Ich freue mich darauf, liebe Mama."

„Freust dich, weil du nicht weißt, wie karg und nichtig im Grunde die Vergnügungen sind, die dich dort erwarten, und wie teuer man sie erkauft."

„Ja, ja," bestätigte Papa, „und man muß sich fragen, wozu, was ist denn der Zweck?"

Mama fiel ihm ins Wort: „Schließlich kein andrer, als der, durch eigene Erfahrung zu dem Bewußtsein zu gelangen, que le jeu ne vaut pas la chandelle. Man macht das Spiel mit, liebe Paula, weil es so üblich ist."

„Und sehr amüsant, Mama, und weil man jung ist und gern tanzt!"

Sie nickte: „Aber die Erkenntnis der Schalheit bleibt bei denkenden Menschen nicht aus und dann wenden sie sich dem Ernst des Lebens zu und bereuen oft bitter die verlorene Zeit. Ich frage dich nun: Wäre es nicht besser, sich das Spiel ganz zu ersparen und gleich mit dem Ernste zu beginnen?"

„Es ist nur eine Frage," sprach Papa mit unendlicher Güte, und ich las in seinen Worten den stummen Nachsatz: „Do whatever you like!"

„Jawohl, nur eine Frage," bestätigte Mama. Meine Duphot erläuterte: „Une question," und die Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

Ihre Aufregung, ihre Bangigkeit bemächtigten sich auch meiner; ich dachte: Gott im Himmel, was haben sie mit mir vor? Und plötzlich geriet ich in Todesangst und rief: „Soll ich vielleicht ins Kloster?"

Mama lächelte, Papa lachte, und Madame Duphot platzte heraus: „Au contraire!"

Ich wurde noch bestürzter, und es durchzuckte mich wie ein Blitz: da soll ich also heiraten!

Papa klopfte mir freundlich auf die Schulter: „Du mußt wohl bemerkt haben, daß einer der Herren, welche du bei deiner Schwester kennen lerntest, dir besondere Aufmerksamkeit erwiesen hat"

„Nein, Papa, ich versichere dir, ich habe gar nichts bemerkt."

„Er hat doch jeden Abend mit dir gesprochen, das letzte Mal eine halbe Stunde lang."

„Wer?"

„Der junge Graf Toldt."

„Ein großer, brauner Herr?"

„Nicht doch, ein mittelgroßer, hellblonder."

Endlich besann ich mich. Ja, ein mittelgroßer, hellblonder Herr hatte allerdings öfters mit mir gesprochen. Was? Die Folter würde es nicht aus mir herausbringen, so völlig war es mir entschwunden.

Mama und Papa teilten mir nun mit, daß er ein ausgezeichneter Mensch sei, der Augapfel seiner Mutter, die sich nie von ihm getrennt, die ihn in den strengsten Grundsätzen erzogen habe. Meine Eltern überboten sich in Lobeserhebungen des

Grafen, und Madame Duphot vergoß Tränen der Rührung und sagte begeistert: „Quel bonheur, mon enfant!“

Die Glocke des Portiers schlug zweimal an.

„Sie kommen,“ sprach Mama, und mein Vater warf mir einen Blick zu — einen fürchterlich lieben! Ich kann ihn nicht anders bezeichnen; denn mochte er auch eingehüllt sein in ein tyrannisches: „Du sollst, du wirst!“ ich entdeckte in ihm doch wieder das alte, milde, beschämend gütige: „Do whatever you like!“

Und mein gepreßtes Herz klopfte von neuem froh und frei, mein gesunkener Mut hob sich. Mich überkam sogar eine unüberwindliche Lust, zu lachen, weil Madame Duphot, die eilig Anstalten getroffen hatte, von ihrem Taburett — es stammte in Wahrheit aus dem Salon Josephinens — aufzustehen, schwer darauf zurückfiel, und ich sagte ihr: „Nehmen Sie sich in acht! Sie werden noch zusammenbrechen wie das Kaiserreich.“

„Kind! Kind!“ warnte Mama, und: „Nur keine Blaustrümpfeleien!“ setzte Papa noch eilig hinzu, denn schon hatte die Tür sich geöffnet, und die Gräfin Toldt und ihr Sohn traten ein.

Und von dem Tage an traten sie regelmäßig zweimal wöchentlich um drei Uhr nachmittags bei uns ein, und überdies sah ich den Grafen jeden Sonnabend in den Soiréen bei meiner Schwester. Meine Eltern behandelten ihn mit der größten Auszeichnung; Madame Duphot nannte ihn „un jeune homme accompli“; mein Schwager, den ich noch nie zuvorkommend gesehen hatte, war es gegen ihn. Des Grafen Mutter wiederholte mir, so oft sie mit mir sprach, daß ihr Sohn ihr im Leben nie eine trübe Stunde bereitet habe, und daß sie glücklich zu schätzen sei vor allen andern Müttern.

Ich wäre in Widerspruch mit meinen geliebtesten Menschen getreten, und mit solchen, die ich schätze, wenn ich an dem Grafen

auch nur das geringste auszusetzen gefunden hätte. Dazu aber verspürte ich merkwürdig viel Lust, ohne mir Rechenschaft geben zu können, warum.

Eine förmliche Bewerbung hatte nicht stattgefunden; mir war nur mitgeteilt worden, daß sich der Graf für mich interessiere, und daß er durch seine Mutter um Gelegenheit habe bitten lassen, mich kennen zu lernen. Es muß ihm jedoch weniger darum zu tun gewesen sein, kennen zu lernen, als kennen gelernt zu werden; denn er sprach immer von sich, seiner Lebensweise, seinen Gewohnheiten, seinen Liebhabereien. Besonders gern erzählte er von seiner Ordnungsliebe und von der Pünktlichkeit, die er von seiner Umgebung forderte. Er beschrieb uns ausführlich seinen alten Stammsitz, die Einrichtung der Zimmer, die Ausschmückung der Hallen und der Gänge. Weniger erfuhren wir von der Gegend, in der seine Güter lagen; und von den Menschen, die dort lebten, eigentlich nichts.

„Wie ist es denn mit der Nachbarschaft?" fragte einmal meine Schwester, und Bernhard, mein Bruder, der bei uns auf Urlaub war, rief: „In Ihrer Nähe muß ja der Benno Schwarzburg gehaust haben, in seinen guten Tagen."

Da habe ich den Namen, der mir später so teuer geworden ist, zum ersten Mal nennen gehört. Am 13. April 1882.

Sie begannen von ihm zu sprechen, wie von einem halben Narren, und machten sich beide lustig über ihn, Bernhard in gutmütiger Art und stets wiederholend: „Ein Genie ist er aber doch!"

„Ja, ein verrücktes," meinte der Graf. „Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen. Ich habe ihm das gesagt, schon damals, als er seinen dümmsten Streich beging und gegen sich selbst Prozeß führte."

„Wie war denn das?" fragte ich. „Wie kann man gegen sich selbst Prozeß führen?"

„Ja, wie kann man!" antwortete der Graf. „Ich begreife

es nicht, kein vernünftiger Mensch wird es begreifen. Sein Vater, der eine Menge Schulden hinterlassen hatte, ist doch noch so gescheit gewesen, kurz vor seinem Tode eine Schenkung aufsetzen zu lassen, die dem Sohne den unantastbaren Besitz eines kleinen Kapitals gesichert hätte. Der Vater stirbt, die Gläubiger fallen über alles her. Waren meistens elende Wucherer, die sich mehr als bezahlt gemacht hatten. Nur eine Witwe, natürlich mit fünf Kindern ..."

„Pardon," unterbrach ihn Bernhard, „sie hat eine Tochter gehabt, eine blinde."

Der Graf liebt es nicht, daß man ihm widerspricht, und entgegnete ungeduldig: „Ich bitte Sie, das bleibt sich ja gleich! .. Diese Witwe also ist leer ausgegangen," wandte er sich wieder an mich. „Es ist nichts mehr da, hieß es, als sie auftrat mit ihrer Forderung. Wieso, nichts mehr da? Mein Kapital ist noch da! sagte Benno. Auf das haben die Gläubiger keinen Anspruch, erklärte der Advokat, der zugleich der Kurator Bennos war. Einen Kurator hat man ihm nämlich gesetzt, weil er schon früh Anlage gezeigt hat, im Punkte der Verschwendung dem Vater nach zu geraten. Er beweist es auch jetzt, will durchaus zahlen; der Kurator gibt's nicht zu, und das Ende ist dann der Prozeß gewesen, in dem Benno gegen sich selbst plädiert, den er gewonnen und wobei er sein kleines Vermögen verloren hat."

Sie lachten und erzählten noch manches Stücklein von dem sonderbaren Kauz.

Ich aber dachte mir: alle dummen Streiche, die er begangen hat — es gibt deren viele der verschiedensten Art —, stimmen in zwei Punkten überein: samt und sonders liegt ein edles Motiv zu Grunde, samt und sonders sind sie am denkbar schlechtesten für ihn selbst ausgefallen.

So sagte ich denn: „Dieser Baron tut lächerliche Dinge; er hat aber auch viel Unglück."

„Das sehe ich nicht ein," entgegnete der Graf; und damals hatte ich es schon weg, daß diese Worte in seinem Munde so viel bedeuteten wie: es ist nicht einzusehen. „Wenn ich lauter verkehrte Wege einschlage, darf ich es doch nicht Unglück nennen, daß ich ganz wo anders ankomme als am Ziele. Überhaupt, was man so Unglück nennt, — meistens ist es Folge von Unvernunft. Ein vernünftiger Mensch hat selten Unglück."

Mein Bruder murmelte halblaut: „Krankheit, Tod, Hagelschlag." Wieder war an dem Grafen die Ungeduld bemerkbar, die er sogar bei dem bescheidensten Einwurf nicht zu unterdrücken vermochte, und er sprach trocken: „Gegen Hagelschlag bin ich versichert."

Ein Groll stieg in mir auf gegen dieses Kind des Glücks, das so viel Neigung zeigte, sich als Verdienst anzurechnen, was das Geschenk unseres lieben Herrgottes war, und ich versetzte: „Wenn Sie einen Vater gehabt hätten, ebenso verschwenderisch wie der des Baron Schwarzburg, würden Sie diese vernünftige Vorsicht nicht ausüben können, weil Sie nichts besäßen, das zu versichern der Mühe wert wäre."

Seine Mutter wurde dunkelrot, meine Eltern wechselten einen bestürzten Blick, und ich erschrak nachträglich. Die größten Helden dürfen nachträglich erschrecken, heißt es. In mir war aber nichts Heldenhaftes vorhanden, sondern nur Beschämung und Verlegenheit und Angst, und diese grauen Gefühle — wenn man so sagen darf — hoben sich ab, wie Rauch von einem noch dunkleren Hintergrunde: Mißfallen an dem Grafen! Er sprach einige unzusammenhängende Sätze, die scharf und schlagend sein sollten, aber nur gereizt und verdrießlich klangen. Nicht zum erstenmal machte ich die Bemerkung, daß die hohe und noble Bescheidenheit, die meine Eltern an ihm rühmten, in engster Verbindung mit den ihm gezollten Lobsprüchen stand. Sie verwandelte sich in Anmaßung dem leisesten Tadel gegenüber. Diesen trachtete er nicht etwa zu widerlegen; er wies ihn

entrüstet zurück, als etwas Albernes und Verächtliches, mit dem man nichts zu tun haben will.

Nachdem er uns verlassen hatte, machten meine Eltern mir bittere Vorwürfe. „Du benimmst dich höchst ungeschickt; du hast keinen Begriff von der Ehre, die dir widerfährt, indem der Graf sich um dich bewirbt, ein solcher Mann, ein solcher Sohn!"

Ich bestätigte kleinlaut, „der seiner Mutter nie eine trübe Stunde bereitet hat!"

„Das weißt du, und es flößt dir nicht die höchste Achtung ein?"

„Doch, was zu achten ist, achte ich ja an ihm."

„So betätige es denn auch in deiner Art und Weise. Du respektierst den Grafen und hast allen Grund dazu, warum es verbergen?" sagte Mama. „Ich bitte dich, liebes Kind, zeige ihm, daß du ihn respektierst."

Sie blickte Papa auffordernd an, und nun begann er mich zu bitten, meinen Respekt für den Grafen deutlicher an den Tag zu legen, und wollte durchaus wissen, warum ich, so wohlwollend und freundlich gegen alle Menschen — nur zu wohlwollend und freundlich —, gegen diesen ausgezeichneten Mann so zurückhaltend und gleichgültig sei?

Mein Gott, ich wußte keine Antwort darauf. Ich hatte mich selbst schon oft danach gefragt. Die kleinen Fehler, die mir an dem Grafen auffielen, waren ja nichts im Vergleich zu den großen Vorzügen, die er in den Augen meiner Eltern besaß. Und so versprach ich ihnen denn, von nun an viel höflicher und aufmerksamer gegen ihn zu sein als bisher.

Aber auch das war meinen Vielgeliebten nicht ganz recht. „Sieh, Paula," sprach Papa in ernstem und gerührtem Tone, „sieh, Kind, deine Schwester lebt zufrieden und in glänzender Stellung an der Seite Eduards, der so gut gegen sie ist und überhaupt so brav und ein echter grand seigneur. Dein Bruder, nachdem er uns durch seinen Leichtsinn viele Sorgen gemacht

hat, ist endlich auf den rechten Weg gekommen. Über die Zukunft deiner Geschwister können wir beruhigt sein ... Wir haben nichts mehr zu wünschen, als auch über die deine beruhigt sein zu können."

„Wir wären es," begann Mama von neuem, „wenn du dich, liebes Kind, der Bewerbung des Grafen günstig zeigen wolltest."

„Ja," setzte Papa hinzu, „wir wären ruhig und glücklich."

Er reichte mir die Hand; ich ergriff und küßte sie und empfand plötzlich einen stechenden Schmerz in den Augen, und sah das geliebte Gesicht meines Vaters wie durch einen zitternden Schleier immer weicher werden, immer sanfter, — und nun sagte der beste Papa: „Übrigens ..."

Aber der Nachsatz, der diesem Worte zu folgen pflegte, blieb aus. Ich wartete sehnlich, vergeblich — er wurde nicht gesprochen.

An diesem Abend habe ich vor Schlafengehen andächtiger gebetet denn je. Und doch war mein Gebet das eines dummen Kindes. Ich flehte um Kraft zu freudigem Gehorsam gegen meine Eltern; ich hätte um etwas ganz anderes beten sollen, — das lehrte mich schon die allernächste Zukunft.

Am 24. April 1882, einem der schönsten Tage, deren ich mich entsinnen kann, fuhren wir im offenen Wagen in den Prater, Papa und ich. Viele Kastanienbäume begannen schon zu blühen, alles prangte in dem hellen Grün des Frühlings, das so lieblich ist und etwas so unsagbar freudiges hat. Eben erst ans goldene Licht hervorgedrungen, weiß es noch nichts vom Wüten des Sturms und vom Sonnenbrand.

Ganz langsam rollte unser Wagen an der Reitallee dahin; Bekannte und Freunde trabten und galoppierten vorbei, und bald kamen uns auch drei Reiter im Schritt entgegen. Der mittlere war der Graf. Er ritt einen breiten majestätischen Braunen. Mann und Roß machten den Eindruck behäbiger

Selbstzufriedenheit. „Alles in Ordnung in der Welt, uns geht es gut," dachten sie, — wenn sie etwas dachten. Links vom Grafen ritt mein Bruder, schmuck und stattlich in seiner Ulanenmajorsuniform, und rechts ein magerer Herr auf magerem Gaule. Er saß sehr gerade auf seinem Roß, und dieses war wie verzehrt von innerem Feuer, das ihm förmlich aus den wunderbar schönen und wilden Augen herausschlug. Im übrigen eine hochbeinige, knochige Mähre, geradezu häßlich. Und auch der Reiter konnte auf den ersten Blick nicht gefallen. Zum Glück für ihn wird es wohl niemand bei einem Blick in dieses merkwürdige Antlitz bewenden lassen. Es ist länglich und schmal, und eine ganz ungewöhnliche Energie spricht sich darin aus. Die dunklen Brauen, die gebogene Nase, der große, in eine scharfe Spitze auslaufende Knebelbart, der Schnurrbart, dessen Enden kühn geschwungen in die Höhe standen und den Mund frei ließen, mahnten mich an die Porträts der spanischen Edelleute aus dem siebzehnten Jahrhundert. Was aber an nichts mahnte und mit nichts verglichen werden konnte, als mit ihm selbst, das war der lebhafte und sympathische Geist, der aus den Augen funkelte.

Er grüßte feierlich und hielt den Hut noch in der Hand, als der Graf den seinen längst wieder aufgesetzt hatte. Eine edle, freie Stirn kam da zum Vorschein, in deren Mitte die leichtgekräuselten, dichten Haare ein schwarzes Flämmchen bildeten. Das Gehirn, habe ich einmal gelesen, baut sich selbst sein Haus, und das seine hatte sich eine Kuppel gewölbt. Ich weiß so manches, das sich unter einer Plattform bequemt.

Der fremde Herr sah mich mit außerordentlicher Aufmerksamkeit an; ich fühlte, wie rot ich wurde unter seinem Blick und berührte Papa, der mit Bekannten in der Fahrallee Grüße gewechselt hatte, leise am Arm. Er wandte sich zu mir, und meinem Augenwink folgend, gewahrte er eben noch die Reiter.

„Hast du ihn erkannt?" fragte ich.

„Wen?"

„Den von der Mancha," entgegnete ich mit einem sehr unpassenden Scherz, hinter dem die Verlegenheit, die mich ergriffen hatte, sich verbergen sollte.

Papa bemerkte es nicht und sprach obenhin: „Das ist ja der Narr, der Schwarzburg."

Meine Courage war gleich wieder da; ich wagte zu bitten: „Erzähle mir von seinen Narrheiten."

„Ich weiß nichts," antwortete Papa.

„O doch! Bernhard spricht so oft von ihm."

„Um sich lustig über ihn zu machen."

„Nicht immer! Im Grunde liebt und bewundert er ihn und sagt, daß er eine große Zukunft hat."

„Da müßte sich vieles ändern."

„Nicht gar so vieles, lieber Papa. Ein wenig Glück müßte er haben; bis jetzt hat er nur Unglück gehabt, von Kindheit an. Erinnere dich, was Bernhard erst neulich wieder von ihm sagte. Seine Eltern geschieden, die Mutter wieder verheiratet und ausgewandert, und der Vater ein Verschwender, der sich um den Knaben nicht kümmert, und der ist schlimmer daran als eine Waise. Im Institut mißhandeln sie ihn, weil nicht einmal sein Unterhalt regelmäßig bezahlt wird. Er wächst heran, er ringt sich durch, er wird in Jünglingsjahren schon ein Mann und verdient sich sein Brot ..."

„Ja, ja, aber dann die Don Quixoterien mit seinem kleinen Erbe und seine lächerliche Liebesgeschichte."

„Liebesgeschichte? ... Das ist aber sonderbar —."

Eine unangenehme Empfindung ergriff mich, und ich fand es sehr kurios, daß mir Bernhard von dieser Liebesgeschichte nicht gesprochen hatte. Nach einer Weile fragte ich: „Wen liebt er denn, der Baron?"

Papa dachte nicht mehr an unsere frühere Konversation und wußte nicht gleich, wen ich meinte; dann sprach er kurzweg:

„Jetzt kann er nur noch ihr Andenken lieben. Sie ist gestorben."

„Wann?"

„Vor einigen Jahren, als die Frau eines andern, den sie ihm vorgezogen hatte, — zum Dank für eine Treue, die ihn im Mittelalter berühmt gemacht hätte, und durch die man sich in unserer Zeit lächerlich macht."

„Das begreife ich nicht! Wie kann der Besitz einer Tugend lächerlich machen? Und Treue ist doch eine Tugend!"

Papa räusperte sich: „Wenn die Tugend zu weit getrieben wird, dann ist sie keine Tugend mehr, sondern Unvernunft."

Vernunft, Unvernunft, — ich hatte einen Haß gegen diese Worte, die der Graf so oft aussprach. „Ach, geh, Papa," sagte ich, „mir scheint, die Tugend braucht nicht erst hineinzuwachsen in die Unvernunft, sie ist Unvernunft von allem Anfang. Deshalb habe ich auch vor der Vernunft so wenig Hochachtung."

„Das merkt man," versetzte Papa.

„Und deshalb schwärme ich auch für eine Treue, die keinen Lohn findet und dennoch besteht."

„So? Und wie albern das ist von einem Manne, sich geliebt zu wähnen, wenn er nicht geliebt wird? Sich in der Kühlwanne halten zu lassen? Niemand glauben, der ihm sagt: sie macht sich nichts aus dir? Wie albern das ist, das siehst du nicht ein? Oder vielmehr, es gefällt dir ja wohl, weil es gar so albern ist!"

„Hat sie ihn denn wirklich nicht geliebt?"

„In der Kühlwanne hat sie ihn gehalten, sag ich dir. Und er ist schmachtend herumgegangen unter ihren Fenstern, hat jeden, der ihn auslachte, kurz abgetrumpft und sich wegen der Dummheit mehr als einmal schlagen müssen."

Ich jubelte: „Das war recht! Das entzückt mich! Ich seh's von hier, und ich höre, wie er nach dem Kampfe, ob siegend oder besiegt, ausruft: ‚Dulcinea von Toboso ist das edelste

Weib der Welt, und ich bin der treueste Ritter auf Erden!' Herrlich, bester Papa!"

„Zum Kuckuck, wenn du nicht überschnappst ... Aber solche Narrheiten kommen von den vermaledeiten Büchern, und ich werde ... Übrigens, enough of it!"

Nun war's Zeit für mich, zu schweigen; wenn mein lieber, guter Papa englisch kam, — allerhöchste Zeit!

Seit einigen Wochen hatte Mama wieder angefangen, täglich nach dem Theater Leute bei sich zu sehen. Sie wollte dem Grafen Gelegenheit geben, öfter zu uns zu kommen, ohne daß es auffiele. Half aber alles nichts! Obwohl seine Bewerbung so still war, daß selbst ich, Gott sei Lob und Dank, kaum etwas von ihr merkte, neckten meine Freundinnen mich mit ihm. Die meisten — es ist unglaublich! — sagten mir, daß ich ein Glückspilzchen sei, und eine von ihnen — ich will sie Dora nennen — verfehlte nie, hinzuzusetzen: „Ein dummes, ein schrecklich dummes Glückspilzchen!"

Sie ist älter als ich und gilt für sehr gescheit und unterrichtet. Als kleines Mädchen hat sie von einer alten Tante, die eine Gelehrte war, eine Bibliothek geerbt und sie in ihrem Zimmer aufstellen dürfen, weil ihre Eltern alles tun, was sie will. Da studierte sie mit dreizehn Jahren schon den „Kosmos" von Humboldt und das „Leben Jesu" von Strauß. Sie hat mir aus diesem Buche manches expliziert, aber nicht recht deutlich; ich habe es nicht begriffen.

Dora drohte mir oft: „Du, wenn du den Grafen nicht zu schätzen weißt, so fische ich dir ihn weg, das merk dir!" Und ich munterte sie jedesmal auf: „Fische du nur, du kannst mir keinen größeren Gefallen tun."

Sie nahm das die längste Zeit für Spaß. „Weißt du denn," fragte sie, „sie haben die Fürstenkrone, die Toldt?"

„Wie soll ich's nicht wissen?"

„Und denkst nicht, wie sich das machen würde, das Monogramm mit der Fürstenkrone im Taschentuch?"

Ich lachte sie aus. „Was hast du davon, daß du mit dreizehn Jahren den Humboldt und den Strauß gelesen hast, wenn du mit zwanzig noch so kindisch bist?"

„O, das ist eine ganz andre Sache. Ich habe einen Weltblick. Ich verstehe das. Die größten Gelehrten legen Wert auf solche Dinge und wären über die Maßen froh, Aufnahme zu finden im Salon und mit Fürstinnen zu tanzen. Aber weil sie zu langweilig und pedantisch sind ..."

Ich war empört über ihr Geschwätz und rief: „Genier dich doch, so etwas vorzubringen! Was weißt du von Gelehrten? Du hast noch nie einen lebendigen Gelehrten gesehen."

„Du ebensowenig."

„Wir alle zusammen nicht, weil sie in unsere Salons gar nicht kommen, sich's gar nicht verlangen. Aber so etwas kannst du dir nicht vorstellen. Du willst immer einen Weltblick haben und hast einen kleinwinzigen Blick, der nicht über den Salon hinausreicht. Auf den kommt bei dir alles an!"

Sie war pikiert; sie ist es so gewohnt, bewundert zu werden wie der Graf, und verträgt so wenig wie er einen Widerspruch.

Wir hatten den Schluß unserer Unterhaltung laut geführt zum Ergötzen eines Auditoriums von jungen Herren und Damen. Dora stand bei den letzteren nicht in Gunst, und sie kicherten schadenfroh über meinen Ausfall.

„Unterschätze mich nur!" sagte Dora ärgerlich, aber so leise, daß nur ich es hören konnte. „Du wirst sehen, was geschieht, wenn ich nicht mehr deine Freundin bin." Dabei blinzelte sie bedeutungsvoll nach der Tür, durch die der Graf eben eintrat.

Ich verstand sie und entgegnete ebenfalls leise: „Wenn dir das gelingt, was du meinst, dann wirst du erst recht meine Freundin sein."

„Angenommen, die Herausforderung!“ erwiderte sie und ahnte nicht, wie ich im stillen ihren Entschluß segnete und ihm allen möglichen Erfolg wünschte. Der Graf stand da, und mir war, als ob die Luft schwerer und alles um mich her dunkler geworden wäre.

Dora räumte ihm ihren Platz mir gegenüber ein und setzte sich auf die Armlehne meines Fauteuils. Sie sah in ihrem weißen Gazekleide und mit ihrer hübschen Frisur so allerliebst aus wie ein allerliebstes Meißener Porzellanfigürchen, und der Kontrast zwischen ihrer anmutig zierlichen Erscheinung und den Reden, die sie führte, war köstlich.

„Ich wette,“ sagte der Graf, „daß hier wenigstens achtundzwanzig Grade sind.“

„Und wenn ihrer achtunddreißig wären,“ entgegnete sie, „ich spür's nicht, ich habe nie warm; ich bin der steinerne Gast.“

Der Graf sah sie gleichgültig an und sagte: „So?“

„Ich habe aber auch nie kalt.“

„Aha, Sie wollen originell sein. Ich bin gar nicht originell, ich bin ein prosaischer Mensch.“

„O, — ich bin auch sehr prosaisch. Denken Sie nur, — ich schnupfe.“

„So?“

„Ich habe meine Dose immer bei mir.“

„Es ist aber nichts darin.“

Sie zog ein goldenes Döschen aus der Tasche, nicht größer als ein Guldenstück: „Es ist immer etwas darin, nur gerade heute nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Totenkopf auf den Deckel gravieren lassen. Ich habe auch Totenkopfbriefpapier. Ich denke immer an den Tod; ich glaube, daß ich durch Selbstmord sterben werde ...“

Der Graf erhob die Augen zum Himmel.

„Ich trage auch immer einen Dolch bei mir.“

„Ah,“ sagte der Graf.

„Damit ich mich gleich erstechen kann, wenn mir einmal der Tabak, meine einzige Freude, nicht mehr schmeckt."

Er lächelte, er begann sie ergötzlich zu finden, und als sie jetzt von einem alten, eingelegten Kasten erzählte, der in einer Dachkammer ihres Schlosses gefunden worden war, interessierte ihn das wirklich. Ich benützte den Augenblick, in dem ihr Gespräch lebhaft wurde, um aufzustehen und mich auf gute Art von ihnen wegzustehlen. Wie ich mich wende, sehe ich Bernhard vor mir. „Ich suche dich schon die längste Zeit," sagt er. „Man kommt ja nicht vorwärts in dem Gedränge." Und er sieht sich um und ruft: „Schwarzburg!"

Und ich, ganz überrascht und so freudig, als ob es sich um einen lieben, ungeduldig erwarteten Bekannten handelte, frage: „Ist er da?"

Sogar Bernhard hat mich nachträglich wegen dieses: „Ist er da?" recht ernstlich ausgezankt. Ich habe es nie bereuen können. Ich blickte, nachdem es ausgesprochen war, in ein Paar Augen, aus denen eine Glückseligkeit flammte, zu groß, als daß ich je bereuen könnte, sie erweckt zu haben. Schwarzburg verneigte sich tief vor mir, und mir war die Ehrfurcht, die sich in seinem Gruße ausdrückte, fast beschämend. Wie komme ich dazu, Ehrfurcht zu erwecken? ...

Wir redeten lange zusammen, — viel zu lange, wurde mir vorgeworfen. Ich kann darüber keine Auskunft geben; ich dachte nicht daran, daß die Zeit verfloß, und auch nicht, daß noch andre Leute anwesend waren. Schwarzburg sprach mit mir, und was er sagte, und wie er es sagte, war mir wichtig und angenehm, und es kam mir weiser und besser vor als alles, was ich je gehört hatte, und klang mir zugleich lieb und vertraut.

Wenn ich jetzt die Erinnerung an jenen Abend zurückrufe und mich frage: Haben wir uns damals kennen gelernt? muß ich antworten: Nein. Dessen bedurfte es nicht. Wir begrüßten

einander wie Freunde, die ihren Bund längst geschlossen haben, und unser erstes Begegnen war ein Wiedersehen.

Unserm Gespräch wurde ein Ende gemacht durch Papa. Er wollte in einer ihm sehr am Herzen liegenden Angelegenheit unserer Gemeinde auf dem Lande den Rat Schwarzburgs einholen und berief sich auf Bernhard, dessen Meinung sei, der Baron könne die Erledigung der Sache betreiben. Die beiden Herren vertieften sich in eine eifrige Konversation: ich sah, daß sie einander zuletzt die Hände schüttelten, und fühlte mich sehr geschmeichelt. So konnte man doch ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen, mit dem Narren, dem Schwarzburg, — er konnte einem sogar nützlich sein!

Die Soiree war aus, die meisten Gäste waren fort. Unter den letzten, die gingen, befanden sich Dora und ihre Eltern, der Graf und seine Mutter. Die comtesse douairière, wie meine Duphot sie nennt, bewies sich mir beim Abschiede besonders freundlich. „Sie sind so gut, liebes Kind; ich habe Sie bewundert. Wie gut waren Sie heute gegen diesen Beamten, diesen armen Baron. Es ist nur die Frage, ob Ihre Güte nicht mißverstanden wird. Diese Gattung von Menschen ist manchmal übelnehmerisch und fühlt sich unangenehm berührt durch unsere zu deutliche Bemühung, sie à leur aise zu setzen ..."

Ich wußte nicht recht, was ich aus dieser Bemerkung machen sollte, ob sie ein Lob enthielt oder eigentlich ein Tadel war.

Es ist mir nicht möglich, meine bescheidene Herzensgeschichte ausführlich zu erzählen. Daß meine Eltern mich dem kleinen Beamten Baron Schwarzburg zur Frau geben würden, glaubte ich nie; das Bewußtsein meiner Liebe und das ihrer Hoffnungslosigkeit erwachten zugleich in mir, und es wäre ein schweres Unrecht gewesen, mich der ersteren hinzugeben. Ich habe mich ihr aber nicht hingegeben; sie hatte mich ergriffen, ehe ich mich

dessen versah, und sie war damals so mächtig und innig wie heute. Ihm wird es auch nicht anders ergangen sein; seine Neigung zu mir kam wohl ebenso plötzlich wie meine große Liebe zu ihm. Nur weil er nicht eitel ist, hat er es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß er mir ein wärmeres Gefühl als das der Freundschaft einflößen könnte. Aber schon dadurch schien er aufs tiefste beglückt, und was mich betrifft, — mir ist ja ein neues Leben aufgegangen, seitdem er mich zur Vertrauten des seinen gemacht hat, und seitdem ich sein edles und selbstloses Herz ganz kenne. Er hat fast nur Unrecht erfahren, und doch sagt er immer: das Recht muß siegen; er hat zahllose Bitternisse durchgekostet und ist doch unverbittert geblieben. Freilich, mit einem solchen Schatz von Menschenliebe und Kraft in der Brust, wie sollte man da am Guten verzweifeln!

Merkwürdig kommt es mir vor, daß er sich für ganz anders hält, als er ist. Er sagt, das Motiv der meisten seiner Handlungen und der Quell all seiner Stärke sei — der Eigensinn. Als er neulich wieder diese Behauptung tat, fragte ich ihn: „Haben Sie auch damals schon, als junger Jurist, den Prozeß gegen sich selbst aus Eigensinn geführt?"

Er zog die Augenbrauen zusammen: „Ist die alte Geschichte noch nicht vergessen?"

„Noch nicht."

„Da muß ich sie berichtigen. Ich habe nicht in lächerlichem Opfermut gehandelt; ich habe meine Rechtschaffenheit gegen mein Geld verteidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares. Meine Klientin war die Witwe eines braven Mannes und alten Dieners, und die Summe, um die es sich handelte, dessen redlich Erworbenes und Erspartes. Vor wie vielen Jahren es dem gnädigen Herrn in devoter Vertrauensseligkeit zur Verfügung gestellt worden war, wußte die Frau nicht mehr. Sie wußte nur, daß der gnädige Herr ihr gar oft versichert, die beste Hypothek, die er geben könne, solle sie haben. Was für

eine Hypothek das war, — er selbst hatte keine Ahnung davon, und der Witwe seines treuesten und ergebensten Dieners wird es doch nicht einfallen, zu fragen: Bin ich auch wirklich sichergestellt, und in welcher Weise? ... Ja, sprach nachträglich der Advokat, warum war sie so dumm? Hat sie denn nicht gesehen, was vorging, und wie gewirtschaftet wurde? Sie hatte alles gesehen, aber dem Worte ihres Herrn mehr vertraut als dem Augenschein. Und dafür sollte sie bestraft werden, und der Sohn dieses Herrn sollte es zugeben? Konnte er's? Was meinen Sie, Gräfin, und was hätten Sie an seiner Stelle getan?"

Ich antwortete: „Was Sie getan haben."

„Und damit etwas Außerordentliches?"

„Nur einfach das Rechte."

„Gott sei Dank!" erwiderte er, und eine stille, mächtige Freude erhellte sein Gesicht; „einfach das Rechte, so ist es."

Er sah ganz glücklich aus. „Warum denn Gott sei Dank?" fragte ich.

„Dafür, daß ich mich vor Ihnen entschuldigen durfte."

„Entschuldigen? Aber ich bitte Sie!" rief ich wirklich in Verlegenheit.

„Und dafür, daß Sie es mir so leicht gemacht haben, und daß Ihr Blick so hell und Ihr Sinn so gerade ist; dafür vor allem, daß Sie zugeben: wir tun nicht mehr als das einfach Rechte, wenn wir das Recht auch auf Kosten des eigenen Vorteils verteidigen."

„Ist denn das nicht natürlich?"

„Nein, natürlich ist der Egoismus. Und er wird jetzt sehr geschätzt. Sie können in jedem Zeitungsblatt kleine Exkurse zu seinen Gunsten und zu denen seines Verwandten, des ‚gesunden Realismus', lesen. Das Zeitalter der Humanität bekämpft — was unglaublich ergötzlich ist — den Idealismus und nennt jede etwas weit getriebene Selbstverleugnung, diese Basis und Bedingung der Humanität, krankhaft und sentimental ..."

Da wurden wir unterbrochen, und der Graf, Dora und meine Schwester traten zu uns. „Aha, hier wird doziert," sagte der Graf, und Schwarzburg wandte sich förmlich betroffen zu mir: „Ist es wahr, habe ich doziert?"

„Es geschieht Ihnen manchmal," meinte der Graf, der sogleich die hochmütig kühle Weise annahm, in der die eleganten Leute die nicht eleganten zu behandeln pflegen, und die mir immer so engherzig vorgekommen ist, so blöde, so gemein!

„Sie haben gar nicht doziert," rief ich, „Sie haben mir etwas Interessantes erzählt."

„Ein Geheimnis?" fiel Dora kichernd ein.

„Durchaus nicht."

„Dann möchten wir sie auch hören, die interessante Geschichte, besonders wenn sie nicht lang ist. Aber sie ist lang, ebenso lang als interessant. Ich habe euch beobachtet aus der Ferne, — ihr seid immer so köstlich, ihr zwei."

Mir schoß das Blut in die Wangen, und Schwarzburg warf Dora einen Blick zu, der ihr die Lust verdarb, ihren taktlosen Scherz fortzusetzen. Doch hatte er seine Wirkung getan und trug schlimme Früchte für mich. Graf Toldt wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite, und wir führten ein trostloses Gespräch über Waffenhallen und antike Einrichtungen, — eine „Moder- und Schimmelkonversation," wie Elisabeth sagt, wenn ihr Mann, der ja überhaupt so viel Ähnlichkeit mit Toldt hat, anfängt, über dasselbe Thema unerschöpflich zu werden. Sie sah manchmal von ihrem Platz aus mit unverhohlenem Mitleid zu mir herüber.

Am nächsten Tage kam sie zu mir, um mich zur Rechenschaft zu ziehen. Es war noch früh und ich eben erst vom luncheon in mein Zimmer zurückgekehrt. Da trat sie ein. Sie nahm ihren Hut vor dem Spiegel ab und richtete die Stirnlöckchen zurecht, die der Wind in Unordnung gebracht hatte. Scheinbar geschah's mit großer Aufmerksamkeit, allein ich merkte wohl, daß

ihre Gedanken keineswegs mit dem edlen und schönen Bilde beschäftigt waren, das der Spiegel ihr widerstrahlte. Plötzlich sagte sie: „Hör einmal, Kind, was willst du eigentlich mit deinem Schwarzburg-Kultus?"

Die unerwartete Frage brachte mich in Bestürzung, und ich erwiderte leise: „Was soll ich wollen?"

„Ich möchte es wissen; ich möchte wissen, was du denkst, was du dir einbildest! Du bist ganz verändert seit einiger Zeit, weißt du das?"

Mir wurde immer beklommener zumut. „Worin denn verändert, Elisabeth?"

„Ach," sagte sie, „reden wir nicht so unnötigerweise herum! Die Auszeichnung, mit der du Schwarzburg behandelst, fällt jedem auf. Du trägst für ihn eine Art Verehrung zur Schau."

„Ich trage sie nicht zur Schau; ich verberge sie nur nicht."

„Und was soll dabei herauskommen?"

„Es wird nichts dabei herauskommen," antwortete ich kleinlaut; „in ein paar Wochen geht er nach Bosnien, und ich gehe nach Trostburg."

Sie zuckte die Achseln, machte ein paar Schritte und nahm Platz auf dem Sessel vor meinem Schreibtisch. Das Heft, auf dem mit großen Lettern geschrieben steht: „Meine Memoiren," fiel ihr in die Augen; ihr ganzer Ernst war verschwunden, sie lachte auf.

„Da sind sie ja, die Vertrauten! Es schreibt Memoiren, das Kind. Da steht wohl alles drin, man braucht nur aufzuschlagen... Mach kein so erschrockenes Gesicht! Ich bin wohl sehr neugierig, aber nicht indiskret."

Indes ihre Lippen spotteten, sahen ihre großen, blauen Augen so treuherzig, so voll Mitleid und Liebe zu mir empor, daß ich Mut faßte, näher zu ihr trat und sprach: „Du hast mich gefragt, was ich will... Ich gestehe dir, was ich nicht will: ich will den Grafen Toldt nicht heiraten."

Sie entgegnete phlegmatisch: „Bravo, das ist gelungen. Und der Graf, der heute oder morgen förmlich um dich anhalten wird?"

Ich rief tödlich erschrocken: „Woher weißt du das?" Sie antwortete: „Von ihm selbst."

„Merkt er denn nicht, wie gleichgültig er mir ist?"

„Nein, er merkt nicht so leicht etwas."

„Und wie sehr, wie unaussprechlich ich ihm einen andern vorziehe?"

„Das am wenigsten. Ein Graf Toldt hält für unmöglich, daß ein Baron Schwarzburg ihm vorgezogen werden könnte."

„Und Dora, die tausendmal besser für ihn paßt, die mir versprochen hat, ihn wegzufischen, auf die ich gehofft habe, — warum hält mir Dora nicht Wort?"

„Weil sie nicht kann; was an ihr lag, hat sie getan. Alles umsonst. Sie mißfällt dem Grafen. Ein Verwöhnter wittert eine Verwöhnte und weicht ihr aus."

„Was tun, Elisabeth, was tun? Wenn ich den Grafen heiraten muß, — ich verzweifle!"

Sie legte die Arme um mich und zog mich zu sich heran; ich lehnte die Wange an ihren Scheitel. „Glaubst du es wirklich?" fragte sie. „Ich meine, es ließe sich vielleicht doch friedlich mit ihm hausen. Nur ein bißchen klug müßte man sein. Man dürfte ihm nur nicht widersprechen in kleinen Dingen, dann hätte man in großen freie Hand. Man müßte sich sehr hüten, seine Eitelkeit zu verletzen, und es so oft wie möglich zu einem Lobliedlein bringen."

„Schmeichelei!" rief ich, „loben, was ich nicht billige! Schmeichelei, o pfui, Schmach und Schande!"

„Keine großen Worte," sprach sie „Eine schlechte Ehe führen, das allein ist Schmach und Schande. Dagegen wiegen die Demütigungen leicht, die du mit dir selbst abmachen kannst. Und auf das Abwägen eines Übels gegen das andere, auf ein Paktieren mit dem Feinde, dem Elend des Lebens, darauf kommt

es ja überhaupt an. Das volle Glück, das wolkenlose, wem wird das zuteil? Wer bringt's auch nur zu einem rechten Traum von ihm?"

„Ach, wenn man nur zu träumen brauchte, da hätt ich's gleich."

„Wahrhaftig? So fasse Vertrauen und träume laut."

„Darf ich? Soll ich?"

„Du sollst."

„Vergiß aber nicht, daß ich träume."

„Nun, wird's?"

„Ich träume, ich wäre sein — du weißt schon, wen ich meine, — und hätte keinen heißeren Wunsch, als ihm das Leben, das immer so hart gegen ihn gewesen ist, schön und süß zu machen. Und an seiner Seite würde ich gescheit, tüchtig und besser von Tag zu Tag. Jeder meiner Atemzüge wäre ein Loblied auf ihn. Geschäh aber einmal ein Wunder, und täte er etwas, was mir Unrecht schiene, so würde ich es ihm sagen, frank und frei. Und dem Leiden ginge ich nicht aus dem Wege; trüg er's doch mit mir, und zusammen würden wir damit fertig. Was ist denn das Leiden, was kann mich treffen, solang ich sein bin und er mich lieb hat?"

„Jawohl," sagte Elisabeth dumpf und lautlos, „jawohl."

„So sieht mein Traum aus, lautere Seligkeit! Aber die Wirklichkeit ist Entsetzen, — Entsetzen, Elisabeth! Du hast mich völlig vernichtet. Dieses Paktieren, dieses heuchlerische Kleinbeigeben, um den Schein der Einigkeit zu wahren, um den inneren Zwiespalt zu verstecken, — ich könnt es nicht. Und du ..."

Ein schrecklicher Gedanke hatte mich durchblitzt. Ich beugte mich vor, ich sah sie an: ihr Gesicht war tränenüberströmt. „Kannst denn du's?" fragte ich, ließ mich auf die Knie gleiten und umschlang sie. Sie drückte meinen Kopf so heftig an sich, und qualerpreßtes Schluchzen hob ihre Brust: „Ich habe es gelernt!"

Eine Weile verharrten wir in tiefem Schweigen. Als ich endlich den Blick zu ihr erhob, lag wieder die gewohnte Ruhe auf ihren Zügen. Sie stand auf. „Komm mit mir zu den Eltern, Kind," sprach sie. „Zur Verwirklichung deines Traumes kann ich dir nicht verhelfen, aber geopfert sollst du nicht werden."

Mama saß in der Kanapee-Ecke und häkelte; Madame Duphot las ihr vor aus Ozanams „Poëtes Franciscains."

„Dürfen wir eintreten, Mama? Wir hätten mit dir zu sprechen," sagte Elisabeth.

Ohne aufzublicken, antwortete Mama: „Erlaubt nur, daß wir unser Kapitel schließen. Setzt euch."

Wir setzten uns, und Madame Duphot brachte die hübsche Legende vom heiligen Franziskus und vom Wolf von Gubbio zu Ende. Dann legte sie ihr Buch, über das hinweg sie mich mehrmals flüchtig angesehen hatte, auf den Tisch und erhob sich. Ich ergriff ihre Hand. „Bleiben Sie!" flüsterte ich ihr zu, und Elisabeth fiel lebhaft ein: „Bleiben Sie, liebe Duphot, wir rechnen auf Ihre Unterstützung. Wir möchten auch mit Papa sprechen. Darf ich ihn herüber bitten lassen, Mama?"

„Laß ihn bitten."

Meine gute Mama, die so ahnungslos und friedlich ihre Arbeit fortsetzte und den liebenswürdigen Lehren des heiligen Franziskus nachsann, tat mir schmerzlich leid. Wie gern hätte ich ihr den Kummer erspart, den ich im Begriff war, ihr zu verursachen, aber — konnte ich denn?

Die Tür öffnete sich. Papa erschien, aber nicht allein; mein Bruder begleitete ihn. Die Blicke beider richteten sich sogleich auf mich. „Da ist sie ja," sagte Papa streng und drohend.

Ich wollte mich erheben; aber meine Knie zitterten zu sehr, und so streckte ich nur die Hand aus, um die seine zu fassen, als er an mir vorüberging. Er zog sie rasch zurück und nahm Platz

bei Mama auf dem Kanapee. Mein Bruder ließ sich an seiner Seite auf einen Stuhl nieder, und Madame Duphot, an der Seite Mamas, schob, bescheiden wie immer, ihr Taburett ein wenig zurück. Meine Schwester und ich saßen ihnen in einer kleinen Entfernung gegenüber, wie der Schuldige und sein Advokat vor den Richtern.

„Lieber Papa, liebe Mama," begann Elisabeth, „ich möchte euch im Namen Paulas bitten, dem Grafen zu sagen, er möge seine Bewerbung nicht fortsetzen. Paula kann keine Neigung für ihn fassen und ist entschlossen, ihn nicht zu heiraten."

Ich staunte und erschrak über die schroffe Art, in der sie das hervorstieß. Madame Duphot seufzte, Bernhard murmelte: „Oho!" Vater und Mutter schwiegen.

„Paula hofft innigst," nahm Elisabeth wieder das Wort, „daß ihr, liebe Eltern, ihren Entschluß genehmigen werdet."

„Tut es," sprach nun ich, „erweist mir die Gnade, ich werde euch ewig dankbar sein. Ich kann den Grafen Toldt nicht heiraten; ich habe für ihn nicht die geringste Neigung, eher das Gegenteil."

„Soll das heißen, daß du eine Abneigung gegen ihn hast?" rief Papa sehr heftig. „Wer setzt dir solchen Unsinn in den Kopf? Am Ende gar deine ältere Schwester?"

„Um alles in der Welt, das denke nicht! Ich habe sie gebeten, meine Fürsprecherin bei euch zu sein."

„Erstens," sprach Mama, „brauchst du keine Fürsprecherin bei deinen Eltern, sondern solltest dich vertrauensvoll direkt an sie wenden. Zweitens hätte deine Schwester dieses Amt nicht übernehmen, sondern dich darauf aufmerksam machen sollen, wie töricht es ist, eine Abneigung in sich aufkeimen zu lassen und ohne weiteres auszusprechen, für die nicht der geringste Grund vorhanden ist."

„Sie besteht, das ist ihr Grund!" entgegnete Elisabeth.

Ihre Stimme, die eben noch etwas verschleiert geklungen

hatte, war wieder so scharf und hart wie im Anfang unserer Unterredung. Ich rückte näher zu ihr und legte den Arm um sie; ihr ganzer Körper bebte.

„Unsinn! Unsinn!“ wiederholte Papa. „Auf solchen Unsinn nehmen wir keine Rücksicht.“

„Der Graf ist ein rechtschaffener, ehrenhafter Mann, wohlerzogen, von angenehmem Außern und guten Manieren, an dessen Seite du glücklich werden mußt, Paula,“ fiel Mama streng und unerbittlich ein. „Du liebst ihn jetzt noch nicht; du wirst ihn aber gewiß lieben lernen, wenn es erst deine Pflicht sein wird.“

Mich überlief ein Schauer, und ich stammelte: „Nein, Mama, nein! Ich werde ihn nie lieb gewinnen, weil ich ...“

Das Geständnis, das ich hatte tun wollen, erstarb mir auf den Lippen. Hilfeflehend sah ich meine Schwester an. Ihr schönes Gesicht glühte. Sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt und hielt unverwandt einen Blick voll Groll und Vorwurf auf Mama gerichtet. „Erinnere dich,“ sagte sie, „daß du mir vor siebzehn Jahren dieselbe Verheißung machtest, und genau mit demselben Rechte. Auch der Mann, der um mich freite, war rechtschaffen, wohlerzogen und von angenehmen Außern. Nun, liebe Mutter, weil du es nicht gesehen, nicht erraten, so hör es denn endlich einmal: deine Verheißung ist nicht in Erfüllung gegangen ...“

„Elisabeth!“ riefen beide Eltern zugleich. Bernhard, der zuerst ungläubig lächelnd aufgehorcht hatte, senkte plötzlich den Kopf. Madame Duphot hatte sich erhoben und war aus dem Zimmer geglitten wie ein Schatten.

Mit einer Ruhe, die auf mich einen entsetzlichen Eindruck machte, fuhr Elisabeth fort: „Die Liebe, die in der Ehe von selbst hätte kommen und mich hätte einhüllen sollen in selige Blindheit, in glücklichen Trug, sie kam nicht. Mein Herz blieb kalt, meine Augen blieben hell, und mit diesen hellen Augen sah

ich meinen rechtschaffenen, wohlerzogenen Mann durch und durch . . ." Sie lachte kurz und herb: „Es war kein begeisternder Anblick!"

Ich war über die Reden Elisabeths und besonders über die Bestimmtheit, mit der sie dieselben vorbrachte, so betroffen, daß ich nicht wagte, meine Eltern anzusehen. Verstohlen nur warf ich einen Blick auf die Stelle, die Bernhard früher eingenommen hatte; sie war leer. Mein Bruder war aufgestanden und an das Fenster getreten, in dessen Nähe Elisabeth saß. Er sah ernst zu ihr nieder, aber, wie ich dankbar fühlte, ohne Entrüstung.

„Was soll das heißen?" fragte Papa. „Was hast du deinem Manne vorzuwerfen? Er hat nie etwas getan, was nicht anständig gewesen wäre, sich nie ein Unrecht zuschulden kommen lassen."

„Nie! Er hat nie einen Menschen geschädigt an Ehre oder Gut," sagte Elisabeth, „er hat aber auch nie freudig und aus eigenem Antrieb geholfen, nie ein Opfer gebracht, nie sich selbst vergessen um eines andern willen. Er hat keinen Sinn für die Großmut und keinen für das Schöne, außer" — wie ein Blitz schoß ein schalkhaft heiterer Ausdruck über ihr Gesicht, — „außer, wenn es ihm etwa in Gestalt eines alten Schrankes begegnet oder eines Sporns, den ein Ritter, vielleicht bei der Plünderung eines reisenden Kaufmanns, vor vierhundert Jahren verloren hat."

„Aber Elisabeth!" sprach Bernhard, der nun hinter ihr stand und seine Hand auf die Lehne ihres Sessels gelegt hatte.

„Ich weiß, ich sollte so nicht sprechen," entgegnete sie, „doch geschieht es ja heute zum erstenmal, und wäre auch heute nicht geschehen, wenn es sich nicht darum handelte, dieses Kind vor dem Schicksal zu bewahren, das mir bereitet worden ist."

Die gute Mama war in höchster Bestürzung und völlig verwirrt. „Du treibst alles auf die Spitze," klagte sie; du be-

schuldigst deine Eltern, du sprichst ungehörig von deinem Manne!"

Elisabeth nickte zustimmend: „So tue ich! Aber ich habe meiner Schwester versprochen, ihr beizustehen in ihrem schweren Kampf zwischen dem kindlichen Gehorsam, den sie euch gern beweisen möchte, und ihrem Widerwillen gegen den Grafen."

„Widerwillen," murmelte Papa, „lächerlich!"

„Ich halte Wort, ich sage ihr vor euch: gib nicht nach! Du bist meine rechte Schwester, du würdest, in die selben Verhältnisse versetzt wie ich, ebenso elend werden wie ich," sprach Elisabeth, immer mit ihrer furchtbaren Ruhe, und Papa rief ihr zu: „Elend, — was das für ein Ausdruck ist!"

Sie darauf: „Wüßt ich doch einen stärkeren, daß ich ihn gebrauchen könnte! Keiner ist stark genug für die Erniedrigung, in einer Nullität seine höchste Instanz anzuerkennen — anerkennen zu sollen, versteht sich —, und was für eine Heuchelei das ist, sich scheinbar zu beugen vor einem kleineren, als man sich selber fühlt ..."

„Hochmut! Hochmut!" seufzte Mama. Sie hatte die Arbeit sinken lassen, war schrecklich blaß, und in meiner Seele empfand ich es, wie sehr sie litt, als Elisabeth diesen Ausruf nur mit einem leisen Aufwerfen der Lippen beantwortete und eiskalt fortfuhr:

„Und wie man dabei innerlich verkommt, wie man sich verachtet, aber nur, um gleich wieder in schuldiger Demut unterzukriechen unter das ‚geheiligte' Joch! Das versteht sich immer von selbst!... Wer macht denn einen Skandal? Wer läuft davon? Wer wirft sich ins Wasser? So etwas tun ja nur die ordinären Leute, die keine Religion haben, oder die weichlichen Abkömmlinge von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die keine Courage haben und nichts aushalten können. Unsereins ist fromm, ist stark, hat Heldenblut in den Adern, unsereins desertiert nicht von seinem Posten! Darum, Paula, überleg's, eh du dich hinstellen lässest; es ist ein verteufelt heikler Posten ..."

Sie wandte sich zu unsern Eltern.

„Lieber Vater, liebe Mutter, — wenn ihr dem Kinde sagt: tu's, weil du eine schöne Stellung in der Welt haben, weil du in schönen Schlössern wohnen, ein großes Haus führen und herrliche Equipagen haben wirst, so mögt ihr nach eurer Ansicht wohl recht haben; aber sagt ihm nicht: tu's, weil du glücklich werden wirst. Das dürft ihr dem Kinde nicht sagen, — das, glaubt mir, wäre eine Vermessenheit."

Wer diese Worte nicht gehört hat, kann sich nicht vorstellen, welchen Eindruck sie machten, als Elisabeth sie sprach, ohne die Stimme zu erheben, ohne sie mit der geringsten Gebärde zu begleiten. Langsam und leise quollen sie hervor, wie Blutstropfen aus einer tiefen Wunde, und indem ich zuhörte, erwachte in mir die Sehnsucht, es möchte doch etwas auf Erden geben, etwas ganz Ungeheures und fast Unmögliches, das ich vollbringen könnte für meine Schwester.

Mama war wie versteinert, und Papa hatte die Arme auf seine Knie gelegt und sah auf seine verschränkten Finger herab. Seine Stirn war voll Falten, und zum erstenmal kam mir der Gedanke, daß er doch schon ein alter Mann sei. Bernhard unterbrach die Stille: „Liebe Eltern, ich bitte euch, wenn die Sachen so sind, wäre ich dafür ... ihr versteht mich schon ..."

Ach, eine wahre Wohltat für uns alle, die herzliche Art, in der er das vorbrachte! Papa erhob den Kopf und dankte dem guten Bernhard mit einem Nicken der Zustimmung. Dann blickte er Mama fragend an: „Was meinst du?"

Sie wollte antworten und konnte nicht; sie seufzte nur: „Mein Gott, mein Gott!"

„Was meinst du?" wiederholte Papa. „Meinst du nicht auch ..."

„Ich weiß es nicht," brachte sie mühsam heraus. „Es ist sehr schwer ..."

„Nichts ist schwer, alles ganz einfach," versetzte Bernhard.

„Ihr sagt dem Grafen: Unsere Tochter fühlt sich geschmeichelt und so weiter, aber sie kann sich noch nicht entschließen, zu heiraten; sie wünscht noch bei uns zu bleiben. Punktum!"

Es folgte eine lange, peinliche Pause. Papa machte ihr ein Ende, indem er sprach: „Ja, wenn sie durchaus bei uns bleiben will ..."

Zögernd fügte Mama hinzu: „Paula ist freilich noch sehr jung!"

„Viel zu jung!" rief ich; dieses Auskunftsmittel war mir noch gar nicht eingefallen. „O, meine geliebtesten Eltern!" ... Ich wollte auf sie zustürzen; aber Mama winkte Elisabeth zu sich heran, und meine Schwester stand auf und trat vor sie hin.

„Du hast uns heute weh getan, Elisabeth," sagte Papa, aber er reichte ihr die Hand. Sie küßte sie nicht. Wie muß es in ihr ausgesehen haben in diesem Augenblick! Der beste Papa hatte ihr voll Versöhnung die Hand gereicht, und Elisabeth hatte sie ihm nicht geküßt.

In dem Moment ließ der Graf sich anmelden, und auf dem Fuße folgte ihm mein Schwager, der seine Frau zu einer Spazierfahrt abzuholen kam. Beide Herren befanden sich in übler Laune, weil allerlei Reitzeug, das sie, ich weiß nicht woher, bestellt hatten, nicht nach ihrem Geschmack ausgefallen war. Bernhard bedauerte sie recht ironisch, aber sie nahmen es für puren Ernst.

Als Elisabeth und ihr Mann das Zimmer verließen, lief ich ihnen nach, und draußen, im Salon, warf ich mich an die Brust meiner Schwester und dankte ihr und kümmerte mich nicht um die Mißbilligung, mit der mein Schwager uns betrachtete. „Was sind das wieder für Exaltationen und Geschichten?" fragte er.

Bernhard, der meinem Beispiel gefolgt war und sich auch davon gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ja, mein Lieber,

wenn du erst hören wirst, was diese Person" — er zwinkerte mir zu — „für Mucken hat! Denke dir, diese Person will den Toldt nicht. Ein so amüsanter Mann, ein so nobler Mann, ein so hübscher Mann, und — sie will ihn nicht!"

Mein Schwager hielt das gewiß nur für einen schlechten Spaß, entgegnete aber doch: „Da seid ja ihr da, um ihr den Kopf zurecht zu setzen." Er wandte sich zum Gehen und Elisabeth mit ihm. Wir sahen ihr nach, wie sie so gleichmütig an seiner Seite dahinschritt — die arme Frau.

„Mir hat schon lange vor dem gegruselt, was herauskommen wird, wenn die uns einmal reinen Wein einschenkt über ihr häusliches Glück," sprach Bernhard.

„Auch mir hat schon lange gebangt," erwiderte ich und konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten. „Ich habe mich nur gewundert, daß sie niemals klagt."

„Darüber hast du dich nicht zu wundern!" rief er. „So etwas ist kein Konversationsstoff; von so etwas spricht eine anständige Frau, wenn's sein muß, einmal und nicht wieder. Merk dir das zur Beachtung ihr gegenüber." Freundlich klopfte er mir auf die Wange: „Der da drinnen kriegt jetzt seinen Abschied. Bist zufrieden, Kleine?"

Ich wollte ihm danken für seine Güte gegen mich; er erlaubte es nicht, sondern sagte ungeduldig: „Ich bitte dich um Gottes willen, sei nur nicht fad!"

Meine Eltern sprachen nicht wieder vom Grafen mit mir, und daß ich von ihm nicht sprach, ist natürlich.

Vor einigen Tagen, in der Soirée, nach der ich den Entschluß gefaßt habe, meine Memoiren zu schreiben, war auch seine Mutter erschienen und behandelte mich mit großer Freundlichkeit. Dieser Edelmut ergriff und beschämte mich, und ich brauchte viel Selbstüberwindung, um die Gräfin nicht inständigst zu bitten, mir zu verzeihen und mir wohlwollend gesinnt zu bleiben. Doch wäre das vielleicht taktlos gewesen.

Als sie sich abwandte, kicherte Pierre Coucy, der so boshaft ist, hinter ihr her und sagte: „Sie ist heute mehr Crême, denn je, — aber saure!“

„Kein Wunder,“ meinte sein Bruder und sah mich verstohlen an, indes er Elisabeth fragte: „Wissen Sie schon? Der Lord ist zu Schiff nach — Böhmen.“

„Nein,“ versetzte Pierre, „zu Luftballon, in einem Korb.“

Ich war betroffen über diesen schlechten Witz; Elisabeth jedoch sprach mit ihrer herrlichen Gelassenheit: „Sie dichten — nun ist's heraus! Im Verdacht, daß Sie insgeheim fabulieren, habe ich Sie längst gehabt.“

„Mit Unrecht! Ich bin mehr als ein Fabulist, ich bin ein Seher.“

„Was man auch sein muß, um eine Sphinx, wie den guten Toldt, zu durchschauen.“

Sie fuhren fort, abgedroschene Späße zu machen, und da hat mir der Graf leid getan, der diese Coucys für seine Freunde hält. Sie müssen auch gegen andere Leute geschwatzt haben, denn als Baron Schwarzburg sich bei mir empfahl, — es geschah mittelst einer stummen Verbeugung — stand es ihm auf der Stirn geschrieben und lachte es ihm aus den Augen, wie er so von ganzem Herzen dem Grafen eine glückliche Reise wünschte.

Bei uns ist es jetzt merkwürdig und nicht gerade sehr angenehm. Meine Duphot grollt zum erstenmal im Leben mit mir — in ihrer sanften Weise, versteht sich, und ebenso sehr zu ihrer eigenen Pönitenz, als zu der meinen. Mein vielgeliebter Papa ist verstimmt und sagt überaus oft zu mir: „Do whatever you like.“ Und die Worte, über die ich sonst gejubelt habe, machen mich jetzt traurig. Ich fürchte immer, aus ihnen herauszuhören: „An unsern Wünschen liegt dir ja nichts.“

Mama scheint auch verstimmt; sie bringt noch mehr Zeit in

der Kirche zu als sonst. Gewiß betet sie dort für Elisabeth, und sie hat auch mir aufgetragen, Gott täglich zu bitten, er möge das Herz meiner armen Schwester wandeln und in ihr die gebührende und pflichtgemäße Liebe zu ihrem Manne erwecken. So bete ich denn, muß aber aufrichtig gestehn, ich weiß nicht, ob der Allmächtige sich gerade in dem Punkte etwas dreinreden läßt. Die Liebe, die wahre, die einen solchen Feuereifer für alles Gute in uns entflammt und sich nur mit heißer Andacht vergleichen läßt, die schickt unser Herrgott, wenn er sie überhaupt schicken will, von allem Anfang an. Eine armselige, nachträglich zusammengebettelte Liebe, wen soll die beglücken?

Am 25. Mai.

Gestern habe ich diese Blätter überlesen und mich gefragt, ob ich da auch wirklich Memoiren schreibe? Memoiren handeln von interessanten Menschen, und ich spreche immer nur von mir; sie handeln von interessanten Zeiten, und ich spreche von unserer Zeit gar nicht, die ja sehr interessant ist. „Eine eminent politische Zeit!" hörte ich neulich einen alten Herrn sagen. Nun beschränkt sich aber meine ganze Meinung in der Politik auf eine entschiedene Vorliebe für die Statthalterei; die Gelegenheit, von ihr zu sprechen, ist mir stets willkommen, bietet sich auch oft, weil Papa dort seine Angelegenheit betreibt. Er will eine seiner Gemeinden hindern, gegen bessere Einsicht und eigenen Nutzen, den Wald auszuroden. Bisher klagte er oft über die Energielosigkeit der Behörde; auf einmal haben seine Klagen aufgehört. Ich hätte schon längst gern gewußt, warum, habe aber nicht gewagt, mich zu erkundigen, eben wegen des Zusammenhangs unserer ländlichen Übelstände mit der Statthalterei. Heute bei Tisch endlich fasse ich Mut und frage: „Was ist's denn mit dem Gemeindewald, Papa? Wird er ausgerodet?"

„Wird nicht ausgerodet."

„So hast du es glücklich durchgesetzt? Das ist gescheit!"

„Papa hat es durchgesetzt, weil er sich endlich an den rechten Mann gewendet hat," fiel Bernhard ein und ließ sich nicht hindern, fortzufahren, obwohl Papa abwinkte, „an den Mann des Rechts, der doch einmal nicht Unrecht gehabt hat, zu behaupten: das Recht muß siegen."

Mama und Madame Duphot haben immerfort versucht, den Übergang zu einem andern Thema zu finden, und immerfort ist Bernhard auf das seine zurückgekommen und hat nicht nachgelassen, bis es ihm gelungen ist, dem guten Papa das Geständnis abzuzwingen, daß Baron Schwarzburg ein Mann von Talent ist und von sehr bravem Charakter.

Nachmittags wurde beschlossen, daß wir in acht Tagen aufs Land fahren. Elisabeth kommt zu langem Aufenthalt zu uns — ohne ihren Mann. Der hat eine neue Besitzung in der Marmaros gekauft und baut dort ein Jagdschloß. Meine Schwester ist eine andre Person seit der Abreise ihres Mannes, viel lebhafter, viel lustiger, ordentlich übermütig und den Eltern gegenüber zärtlich und voll Aufmerksamkeiten. Mit mir treibt sie es oft wie mit einem Baby. „Wenn du doch ein wirkliches Baby hättest!" sagte ich zu ihr.

Da rief sie: „Schweig! Es ist mein größtes Glück, daß mir der Himmel keines schenkt! Ich könnte es ebensowenig lieb haben wie ..."

Sie ließ das weitere unausgesprochen; ich aber verstand sie gar wohl und hatte mit ihr ein unendlich tiefes Mitleid.

Wenn ich sie so aufatmen sehe in ihrer Freiheit, erinnere ich mich noch immer jener schönen Esche bei uns daheim im Walde. Ein furchtbarer Sturm hatte gerast und den jungen Baum derart niedergedrückt, daß sein Wipfel sich im Geäst einer zausigen krummen Kiefer verfing, die viel kleiner war als er. Und nun konnte die Esche nicht mehr loskommen. Ihr junger Stamm war gekrümmt wie ein Bogen; ihre zarten Zweige, die gewohnt gewesen waren, nur den Himmel über

sich zu haben, sich zu regen und zu strecken, wie es ihnen gefiel, hingen welk und freudlos und zur Erde gezerrt in den dünnen Krallen des Bedrängers. Zum Glück kamen wir vorbei, mein Vater und ich. Er ließ die Kiefer abhauen. Die Esche war befreit, welche Seligkeit! Der elastische Baum richtete sich sogleich wieder auf; wonnig bebten seine Zweige, jedes einzelne Blatt erhob ein Freudengeflatter, und der schlanke Wipfel grüßte seinen Nachbarn und Gefährten, grüßte den Himmel, der ihm, wie zur Erwiderung, einen mild leuchtenden Sonnenstrahl zusandte.

Die Esche ist für immer gerettet, meine arme Schwester muß zurück in die Gefangenschaft, wenn der Sommer vorbei ist. Sie läßt sich durch diesen Gedanken die Freude nicht stören, die Tapfere! Sie sagt, man genießt das Gute, so lange man's hat. Das sind die vom Schicksal Verzärtelten, die für ein Glück nicht danken, weil es nur ein vorübergehendes ist. Krösus hat keine ruhige Stunde, wenn er nicht darauf zählen kann, daß er bis an sein Ende in Reichtum schwelgen wird; der Bettler läßt sich den Appetit an dem Brot, das du ihm schenkst, nicht verderben durch die Furcht vor dem morgigen Hunger.

Ich muß sie immer mehr bewundern und bedauern und mein Los im Vergleich zu dem ihren immer mehr preisen. Wie gnädig ist Gott gegen mich! Die selige Freiheit, die meiner Schwester nur für kurze Zeit gegönnt ist, ich werde sie beständig genießen und außerdem noch die große, stille Wonne, recht von Herzen an ihn denken zu dürfen, der mir so unaussprechlich teuer ist. Obwohl von ihm getrennt, werde ich wandeln, wie unter seinen Augen, und bei all meinem Tun und Lassen mich fragen: wäre ihm das recht, dem „rechten Mann", dem „Mann des Rechts"?

Merkwürdige Dinge müssen im Werk sein. Es finden geheimnisvolle Zusammenkünfte im kleinen Salon statt, lange

Besprechungen in Papas Schreibzimmer. Konfusion herrscht in allen Ecken. Mama hat die letzten Soiréen, die bei uns noch stattfinden sollten, absagen lassen. Dennoch erschien nach einigen Tagen Baron Schwarzburg und war sehr verwundert, uns allein zu finden; er hatte keine Absage erhalten. Ich bemerkte, wie Papa und Bernhard, als er eintrat, einen raschen Blick wechselten, und dann nicht ganz ohne Besorgnis zu Mama hinübergucken. Sie verhielt sich kühl, bei weitem aber nicht so kühl, wie meine Duphot. Die hat gegen Schwarzburg eine unbegreifliche Antipathie und vertraute mir schon mehrmals unter allen Symptomen des Abscheus, daß sie ihn für einen „esprit fort" hält.

Er blieb eine Stunde, und mir war das Glück, ihn zu sehen und sprechen zu hören, sehr getrübt durch die Furcht, die ich immer hatte: jetzt wird er aufstehen und sich empfehlen, und ich werde ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören, jahrelang vielleicht, — wer weiß? — vielleicht nie mehr! ... Eine namenlose Überraschung war es für mich, als ihm Papa beim Abschied die Hand schüttelte und sagte: „Auf Wiedersehen also, noch einmal vor Ihrer Abreise."

Da konnte ich mir nicht helfen, — ich stürzte auf Papa zu und küßte ihm die Hand. Er sah mich streng an und brummte: „Was hast du? Ich glaube, du bist wieder einmal närrisch."

Am 30. Mai.

Ich will aufschreiben, was ich erlebt habe, — wenn ich kann, wenn meine Hand nicht zu sehr zittert, wenn mir die Gedanken nicht zu arg durcheinander schwirren. Ich war schon ruhig den ganzen Abend, habe unbefangen von gleichgültigen Dingen gesprochen, — warum jetzt wieder diese peinliche Bangigkeit? Es ist mir freilich vorgekommen, als ob meine Eltern und meine Geschwister die verkehrten Antworten, die ich ihnen anfangs gab, absichtlich unbemerkt gelassen hätten ... Täuschte

ich mich? Sie machten alle so wichtige Mienen, und mir flogen die wunderlichsten Vermutungen durch den Kopf. Aber das war nachträglich und, was sich vorher begeben hatte, folgendes:

Heute nachmittag befand ich mich allein im großen Salon und wartete auf die Rückkehr Mamas und Madame Duphots aus der Kirche. Da geht die Tür auf, und ohne daß er gemeldet worden, tritt Baron Schwarzburg ins Zimmer und sagt: „Ich komme, mich zu verabschieden, Gräfin; ich reise morgen."

Und ich, in meiner Überraschung, bringe nichts andres heraus als: „Die Mama ist nicht zu Hause."

„Ich weiß es," antwortete er.

„Sie wird wohl gleich kommen," sagte ich. Darauf verneigte er sich schweigend.

Bei seinem Erscheinen war ich aufgestanden und wußte nicht, ob ich ihn bitten dürfe, Platz zu nehmen, und ihn dastehen zu lassen, war doch zu unhöflich. Das gab ein unangenehmes Dilemma, und der schöne Moment unseres ersten Alleinseins war recht peinlich. Er ging ans Fenster und sah eine Weile aufmerksam auf die Straße hinunter. Dann wandte er sich wieder zu mir. Er hielt seinen Hut in einer Hand und seine Handschuhe in der andern und klopfte mit den Handschuhen auf den Rand des Hutes. Um nur etwas zu sagen, bemerkte ich: „Es ist heute recht staubig draußen."

Ein sehr liebes Lächeln spielte um seinen Mund. „Ach, nein," sprach er, „es hat ja geregnet."

Nun entstand abermals eine Pause, und es dauerte lange, bis der Baron ihr ein Ende machte und begann: „Sie wissen, daß ich sehr gern nach Bosnien gehe."

Ich erwiderte: „Ich weiß es und weiß auch warum, — weil Sie dort eine große Aufgabe zu erfüllen haben."

„In dem kleinen Bereich meiner Stellung," beeilte er sich zu berichtigen. „Und eben die Kleinheit dieses Bereichs läßt die Aufgabe groß erscheinen. Jedenfalls wird es lange dauern,

ehe sie bewältigt werden kann, und früher will ich an die Heimkehr nicht einmal denken."

„Aber einen Urlaub werden Sie doch hie und da nehmen?"

„Das gewiß!"

„Und uns besuchen?"

„O, — natürlich!"

„Das wird viele Menschen freuen, besonders mich."

Diese so selbstverständlichen Worte machten auf ihn einen unglaublich starken Eindruck. Er wiederholte gerührt und warm: „Besonders Sie? Besonders Sie?" schien noch etwas hinzufügen zu wollen, tat einen Schritt auf mich zu, besann sich aber, hielt inne und warf nur plötzlich und heftig seine Handschuhe in seinen Hut, den er auf das Fensterbrett gestellt hatte.

Nun faßte ich mir ein Herz und sagte: „Setzen Sie sich doch, Baron Schwarzburg."

Er folgte meiner Einladung, und wir setzten uns einander gegenüber, auf die zwei kleinen Fauteuils vor dem Blumentisch, in der Nähe der offenstehenden Balkontür.

„Wie schwer und schwül ist diese Stadtluft!" rief er, und ich meinte, auf dem Lande würde es jetzt wohl bei weitem angenehmer sein, und in Bosnien auch.

„O, — bei weitem! Und Sie gehen ebensogern aufs Land, wie ich nach Bosnien gehe?"

Ich bejahte es; er verlangte eine Beschreibung meines Lebens in Trostburg, und ich gab ihm genaue Rechenschaft meiner Tageseinteilung. Er dankte mir herzlich dafür; es sei prächtig, zu wissen, wo seine Gedanken mich zu jeder Stunde zu suchen hätten, im Wald, im Garten, in meinem Zimmer oder in der Bibliothek, in die Lektüre eines schönen Buches vertieft... „Und meine Gedanken werden Sie oft suchen," schloß er.

„Darauf zähl' ich," war meine Antwort.

„Werden auch Sie an mich denken?" fragte er und sah mir fest in die Augen.

Ebenso fest sah ich ihn an und sagte: „Immer."

Da ergriff er meine Hand und hielt sie in der seinen, ängstlich, fast wie ein Kleinod: „Das sollen Sie ja nicht tun! Auch an seinen besten Freund, und ich bin der Ihre, denkt man nicht immer. Er muß sich glücklich preisen, wenn Sie sich seiner manchwohl wohlwollend erinnern."

Diese Genügsamkeit befremdete mich, mißfiel mir, und ich hatte den Mut, es auszusprechen. Wie von ganzem Herzen lieb er mir ist — sagte ich mir — muß er ja wissen, und wenn ich so kühn bin, an seine Neigung für mich zu glauben, kann er doch von der meinen für ihn überzeugt sein. So blieb ich denn dabei: was mich beträfe, würde ich immer an ihn denken und darin mein höchstes Glück finden. Daß ich mich verheiraten solle, verlangten meine guten Eltern von mir nicht mehr; mit der Gefahr sei es vorbei ein- für allemal. Ich bliebe bei ihnen, würde sie lieben und pflegen, so lange sie leben, und dereinst, wenn ich sie nicht mehr habe, ihr Andenken ehren, ihre guten Werke fortsetzen und das Dasein einer alten Jungfer führen, einer ehrsamen und glücklichen, vielleicht sogar einer hilfreichen und nützlichen.

Geduldig hörte er mir zu und entgegnete: „Gut, gut. Sie haben mich von allem unterrichtet, von Ihrer Tagesordnung zuerst und jetzt von Ihren Zukunftsplänen. Gut, gut; so wollen wir es halten. Sie eine freiwillige und zufriedene alte Jungfer, ich" — er zuckte die Achseln — „durch die Notwendigkeit gezwungen, ein alter Junggeselle."

„Durch die Notwendigkeit?"

„Ja!" rief er. „Wo fände ich eine Frau, die sich herbeiließe, die harte Existenz zu teilen, die ich ihr, vorläufig wenigstens, anzubieten habe?"

„Ach, deswegen! Die harte Existenz, das ist doch kein Hindernis?"

„Und was sonst?"

„Der Wunsch der Eltern."

„Da stehen wir auf dem alten Fleck. Dieser Wunsch entspringt der Erkenntnis: die Töchter, die wir erzogen haben, dürfen eine schlechte Partie nicht machen. Sie würden durch eine schlechte Partie höchst unglücklich und elend; sie kämen sich gesunken vor und gar nicht mehr anständig."

Er ereiferte sich immer mehr und sagte in der Heftigkeit Dinge, die nicht ganz logisch waren. Er spottete über die Vorurteile der großen Welt und zwang sich doch mit peinlicher Selbstüberwindung, zu versichern, der Brauch habe diese Vorurteile geheiligt, und wer dem Kreise angehöre, in dem sie gelten, tue gut, sie zu ehren.

„Dann tun also Sie nicht gut," wandte ich ein.

„Ich, ach Gott, ich! Sprechen wir nicht von mir! Ich bin ja, wie Sie von jedem hören können, ein Narr. Ich tue nicht gut, freilich nicht, und tue nicht gut aus Überzeugung, und deswegen bin ich ja eben ein Narr. Aber doch nicht Narr genug, Gräfin, nicht Narr genug, um einem Wesen, das ich liebe, zuzumuten," — er preßte meine Hand, daß ich Mühe hatte, nicht aufzuschreien, — „meinem Beispiel zu folgen und mich zu begleiten auf meinem einsamen Wege."

Er biß die Zähne zusammen, seine Augen rollten, seine gewohnte Selbstbeherrschung verließ ihn, er sah entsetzlich aufgeregt aus, und ich würde mich gefürchtet haben, wenn ich ihn nicht so lieb gehabt hätte; aber weil ich ihn so lieb habe, tat er mir nur ungeheuer leid, und ich sagte: „Ich weiß Eine, der Sie das gar nicht zuzumuten brauchten, die es gern von selbst täte, wenn sie nur dürfte!"

Statt ihn zu beschwichtigen, brachten meine Worte ihn nur noch mehr auf.

„Heil dieser Törin, daß sie nicht darf! Es ist ihr Glück; sie ahnt nicht, was sie unternähme, wie auch ich es unbewußt unternahm, und den Namen nicht kannte, der mir zukommt,

und den ich erst erfuhr, als der Hohn der andern mich taufte: ‚Idealist'. Sei du es nur! sagen die Klugen. Vergeude deine Kraft im erfolglosesten Kampfe!... Ringe dich los von allen, die deinesgleichen, deine Genossen, deine Brüder waren, und deren Widersacher du geworden bist, deren Interessen du bestreitest, deren Überzeugungen du verleugnest, und — an denen du doch mit allen Fibern deines Herzens hängst!"

Er schwieg nun. Auch ich vermochte nicht zu sprechen. Desto lauter jedoch, desto deutlicher rief es in mir: Törin? Ja! weil du meintest, es sei genug, ihm aus der Ferne zu folgen. Bei ihm mußt du stehen, da ist dein Platz! Alle meine andern Pflichten erschienen mir plötzlich als die geringeren, meine Angst vor meinem geliebten Vater kindisch... Ich glaube, daß ich dann, wenn auch leise, doch nachdrücklich gesagt habe:

„Wäre es nicht besser, wenn man in einem solchen Kampf einen Gefährten an seiner Seite hätte?"

„Einen Gefährten?"

„Der ebenso gesinnt ist, wie man selbst, es nur nicht ebenso offen eingesteht, oder bisher eingestanden hat, weil er sich nicht getraute, sich noch nicht selbst ganz klar gewesen ist..."

Ich stockte, ich wagte nicht, ihn anzusehen; aber ich wußte, daß seine Augen auf mir ruhten, und er fragte sehr sanft und sehr liebevoll: „Ist er sich denn jetzt auch wirklich völlig klar geworden?"

„Ja, er weiß jetzt, daß er dasselbe ist, wie Sie, — ein Idealist."

„Zeichen und Wunder!" sagte er mit, ach, so gütigem Scherz und vergeblich unterdrücktem Jubel. „Soll mir der wirklich begegnen, ein Idealist in Ihrem Kreise? Heutzutage!... Es ist unmöglich!"

„Nehmen Sie's doch an."

„Soll ich? Darf ich?... Würde der Idealist, den Sie meinen, es aushalten bei mir unbekanntem und obskurem Manne?"

„Natürlich, und ich wünsche es sogar von Herzen, daß Sie

unbekannt bleiben und obskur, damit ich Ihnen um so mehr beweisen kann ..."

Ich kann nicht weiter, denn jauchzend unterbrach er mich: „Sie! Sie! ... Sie sind also der treue, hingebende Gefährte? Sie wollen es sein, und mir wäre beschieden, was das höchste Glück ist, — in dem Weibe seiner Seele den Gesinnungsgenossen zu finden, den Vertrauten aller Gedanken, den Berater im Zweifel, im Schmerz den süßesten Tröster und im Gelingen den innigsten Teilnehmer? Das alles wollen Sie mir sein? Alles, — trotz allen?"

„Es wird wohl nicht trotz allen sein müssen," antwortete ich, verwirrt durch das leidenschaftliche Entzücken, mit dem er mich an sich zog, — „ich werde meinen guten Vater bitten ..."

Da schrie er auf: „Ihr Vater!" und sprang empor und griff sich an die Stirn wie ein Verzweifelter. Und ich, zu meiner größten Überraschung, sah, daß Papa und Bernhard dastanden. „Nun," sagte Papa, „Wort gehalten?"

„Fragen Sie mich nicht! Fragen Sie mich nicht!" rief Schwarzenburg ganz außer sich.

Bernhard lachte laut und rief: „Hast du ihr den Baron Schwarzburg nicht ausgeredet? Das freut mich!"

„Mich nicht," versetzte Papa, „aber ich habe es so erwartet; ich bin kein Idealist, ich kenne die Menschen."

Bernhard platzte wieder heraus: „Wenn er wirklich ein solcher Don Quixote gewesen wäre, daß er ..."

„Gib Ruh!" befahl Papa, doch Bernhard rief: „Ich hätte meine Hand von ihm abgezogen."

Ein Diener kam und meldete, daß Mama die Herren erwarte. Diese folgten sogleich dem Rufe, und mich schickte Papa auf mein Zimmer.

Epilog.

Teurer Leser, wenn du mir bis hierher gefolgt bist, hab Dank für deine Treue. Wir nehmen nun Abschied. Die Me-

moiren, die zu schreiben ich mich vermaß, sind ohnehin in ein Tagebuch ausgeartet, und jetzt wird das Tagebuch sich in eine Korrespondenz verwandeln, deren Inhalt das ewige Geheimnis zweier Menschen bleiben muß.

Willst du wissen, wie das gekommen ist, so höre mich noch einmal freundlich an.

Schrecklich lange haben sie mich neulich allein gelassen. Es war dunkel geworden, und eine Stille herrschte wie im Grabe. Sogar der unermüdlichste Sänger unter meinen Vögeln war verstummt und schlief zusammengeduckt auf seinem Sprießlein. Beneidenswert fand ich den Frieden des winzigen Geschöpfes ...

Endlich näherten Schritte sich der Tür, die kleinen Schritte meiner Duphot. Sie trat ein, sagte traurig und vorwurfsvoll: „Ah, ma chère!" und hieß mich, ihr zu meinen Eltern folgen. Ein Herzklopfen wie das, mit dem ich gehorchte, sollte es nicht geben in der guten und schönen Welt — es ist zu schlimm, zu arg ...

Bei meinen Eltern befanden sich meine Geschwister und Schwarzburg. Er stand auf, als ich kam, und auch ich blieb stehen. Papa nahm augenblicklich das Wort:

„Paula, deine Mutter und ich wollen uns nicht zum zweitenmal vorwerfen lassen, daß uns das Glück eines Kindes ..."

Mama warf ein: „Oder das, was es dafür hält."

„Nicht so wichtig ist," fuhr Papa fort, „wie es guten Eltern sein soll. Darum haben wir dem Baron Schwarzburg erlaubt, vor seiner Abreise mit dir zu sprechen. Es ist geschehen ..."

„Anders, als wir erwartet hatten," bemerkte Mama.

„Und wie ich höre, habt ihr euch geeinigt in der Idee ..."

„Oder der Einbildung," meinte Mama.

„Daß ihr für einander geschaffen seid," sprach Papa, und ich sagte:

„Ja."

„Ja," wiederholte Schwarzburg tief bewegt.

„Also, — wenn also zwei Menschen wirklich für einander geschaffen sind — kommt übrigens selten vor —, da ist nichts zu machen. Aber erweisen muß es sich, und der Beweis braucht Zeit. Die Dauer ist der Beweis, also wartet."

„Wir werden warten," sagte Schwarzburg, und Papa sagte: „Zwei Jahre."

Mir schwindelte; ich konnte mein Glück nicht fassen. So hieß es denn nicht, wie ich zitternd und bebend mit Bestimmtheit erwartet hatte: „Tu's, aber auf unsere Einwilligung verzichte!"

„Nur zwei Jahre?" fragte ich.

„Keinen Tag weniger," versetzte Mama.

Und ich: „Das ist gar nichts! Zehn Jahre warten wir mit Freuden, wenn ihr es befehlt, beste Eltern ... Wir sind selig und wünschen nichts mehr, als nur hoffen zu dürfen ..."

„Sprich für dich!" fiel mir Bernhard ins Wort.

Schwarzburg machte auf einmal ein sehr erschrockenes Gesicht, und ich fragte ihn: „Finden Sie nicht auch? Warten, auf einander warten, — ist das nicht himmlisch?"

„Je kürzer, um so himmlischer," entgegnete er.

Elisabeth war auf mich zugekommen und hatte mich in ihre Arme geschlossen: „Seht, wie klug, wie vorsichtig! Zwei Jahre der Prüfung sind ihr zu wenig, sie will zehn. O, die weiß es: Sterben ist nichts, aber Heiraten ist gewagt!"

„Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bitte Sie," sprach Schwarzburg; „zwei Jahre, keinen Tag weniger, aber auch keinen mehr." Seine Stimme schwankte, aus seinen Augen jedoch blitzte eine kühne und unerschütterliche Entschlossenheit. „Es ist ausgemacht und muß dabei bleiben. Vor wenigen Stunden noch," wandte er sich zu mir, „hätte ich das Glück, das ich jetzt erfahre, unerreichbar genannt. Aber ich habe es erfahren, es ist mein, und ich halte daran fest, wie ich gewohnt bin, festzuhalten an meinen hohen Gütern, und Sie, Paula, Sie sind mir das höchste und zugleich, ich weiß es, das sicherste."

Er reichte mir die Hand: „In zwei Jahren, — aber dann fürs Leben!"

„Jetzt schon fürs Leben ..." Mehr vermochte ich nicht zu sagen.

Er nahm Abschied von allen. Wie herzlich war dabei Elisabeth mit ihm ... O, meine Schwester, dir kann ich nicht genug danken!

Nachdem die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, fiel das Bewußtsein der Trennung mir bleischwer aufs Herz ... So war er fort, und wir hatten uns kaum, eigentlich gar nicht Lebewohl gesagt. Eine namenlose Sehnsucht ergriff mich, ich kämpfte mit den Tränen, die mich ersticken wollten. Niemand sprach. Plötzlich lachte Bernhard: „Da geht er jetzt, der Mensch, und hat nicht einmal einen Hut."

Sogleich fiel mir ein, wo der stehen geblieben war, und ich lief in den Salon, um ihn zu holen. Und in den Salon kamen sie mir nach, Schwarzburg und Papa, und wie es geschah, weiß ich nicht, aber im nächsten Augenblick lag ich an der Brust meines Verlobten, und er küßte mich innig und zärtlich. Papa stand neben uns, nicht mehr der strenge Papa von vorhin, der milde, nachsichtsvolle von je und immer. Ich brauchte nur in sein liebes Gesicht zu sehen, um mein ganzes grenzenloses Vertrauen wiederzugewinnen und ihm mit dem Mut dieses Vertrauens zuzurufen:

„Papa, darf ich ihm schreiben?"

„Und ich ihr?" fragte Schwarzburg.

Papa zögerte. „Warum? Zu was ... Schaut —"

Er seufzte, hielt inne, sah uns gerührt an, und sagte dann mit dem vollen Tone seiner unendlichen Güte das alte, hochgepriesene:

„Well, do whatever you like."

Neue Dorf- und Schloßgeschichten

Die Unverstandene auf dem Dorfe

I.

Die rüstige Waschfrau Josepha Lakomy dankte alle Morgen dem lieben Herrgott andächtig für zwei Dinge: erstens, daß er ihren Mann zu sich in die himmlischen Gefilde genommen, und zweitens, daß er ihr Töchterlein Marie in diesem irdischen Jammertal belassen hatte.

Dem lieben Herrgott war es in seiner Allmacht gewiß möglich, mit dem wüsten Gesellen Lakomy fertig zu werden, während das keinem Menschen, am wenigsten der guten Josepha gelungen war. Der jetzt selige Ehemann hätte gewiß seine Frau erschlagen und ihr Töchterchen zur Waise und Bettlerin gemacht, wenn er nur noch ein paar Wochen im Säuferwahnsinn weiter gelebt hätte. Nach seinem plötzlichen und schrecklichen Ende blühte seine Witwe förmlich auf und kam jetzt erst zu dem vollen Gefühl ihrer Mutterfreude.

Der Frau, die so hart hatte schaffen müssen, um bei der liederlichen Wirtschaft des Hausvaters den Hunger von ihrem Herde fern zu halten, war das Dasein des Kindes beinahe eine Last, oder doch eine Quelle beständigen Herzeleids gewesen. Als aber die mühsam erworbenen Groschen und Gulden ihren Flug nicht mehr in den Branntweinladen nahmen und Mariechen, gut genährt und reinlich gekleidet, allmählich rundere Wangen und rötere Lippen bekam, empfand Josepha bei ihrem Anblick nichts anderes, als Freude und Stolz. Und dieser Stolz beruhte nicht auf mütterlicher Verblendung, er war vollkommen berechtigt.

Mariechen entwickelte sich zu einem bildsauberen und grund-

braven Jüngferlein. Etwas Eigenes hatte sie schon als Kind gehabt, einen Ausdruck von großer Traurigkeit in ihren dunkeln Augen, und den einer gewissen anmutigen Würde in ihrem ganzen Wesen. Ihrem Lachen, wenn es je erklang, merkte man deutlich an, daß es nicht aus dem Herzen kam, sondern nur ein Zugeständnis an die Fröhlichkeit anderer war. Sie selbst, welchen Grund hätte sie zur Fröhlichkeit gehabt in dieser rauhen Welt, deren Berührung für ein zartes Gebilde wie sie fast immer eine Verwundung bedeutete? Das zierliche, von schweren, schwarzen Zöpfen umflochtene Haupt leicht vorgebeugt, wandelte sie gleichsam in einer Atmosphäre von mildem, wehmütigem Selbstgefühl. Es verließ sie nie, es adelte all ihr Tun und Lassen. Hoheitsvoll stand sie neben ihrer Mutter am Waschtrog, sah melancholisch in den Seifenschaum, schien die Arme kaum zu rühren, und rascher als das ganze übrige herrschaftliche Waschküchenpersonal förderte dabei sie in der Stille die Arbeit. Und mit dem Plätteisen mußte man sie hantieren, die Ruhe und Versunkenheit mußte man sehen, mit der sie den glühenden Stahl über die feuchten Linnen führte, daß es zischte und der Dampf aufstieg, die Waschstücke aber schlohweiß und eines nach dem andern kunstgerecht gefaltet, sich in unglaublicher Geschwindigkeit neben der kleinen Meisterin zum Berge türmten.

Wenn eine der Gehilfinnen sich einmal einen unzeitigen Scherz mit ihr erlaubte, erhob sie die Augen vorwurfsvoll zu der Frevlerin und gab keine oder eine kurze Antwort, deren Sinn, sie mochte nun lauten wie sie wollte, doch immer nur der eine war: wie kann man so töricht sein!

Freilich, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht plagt man sich nicht beständig; es gibt Erholungs-, es gibt Sonn- und Feiertage. An solchen ging Marie, wie die andern Mädchen, im höchsten Staat zur Kirche und nahm sich dort in ihrer tiefen Andacht aus wie eine Heilige. Ewig schade nur! nicht wie eine Heilige auf Goldgrund.

Ersparnisse zu einer Mitgift für die Tochter hatte die fleißige Josepha nicht zurücklegen können. Man hatte sich seit dem Tode des Vaters wieder eingerichtet, lebte anständig, litt keine Entbehrungen, das war aber auch alles. Frau Lakomy beklagte sich oft sehr ausführlich darüber und bedauerte ihre Marie, die trotz ihrer in der ganzen Welt, das heißt auf wenigstens drei Meilen in der Runde, bekannten Bravheit und Schönheit doch nicht unter die Haube zu bringen sein werde. „Wer nimmt heutzutage ein Mädchen ohne Mitgift?" fragte Josepha, wie schon im gleichen Falle die Mütter vor hundert Jahren gefragt haben mochten.

So war Marie siebzehn Jahre alt geworden, ohne daß auch nur der Schatten eines annehmbaren Freiers über den Horizont geglitten wäre, als sich plötzlich die Aussicht auf eine wahrhaft glänzende Versorgung eröffnete.

Der einzige Sohn eines reichen Bauers begann dem hübschen Wäschermädchen schüchterne Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er war in seiner Art, was sie in der ihren: ein Gegenstand des Lobes und der Bewunderung. Sein Vater erzählte so oft, der Bub sei aufgewachsen, ohne Prügel gekriegt zu haben; daß man sich's endlich merken mußte. Doch ermangelte der Alte nie, in weiser Voraussicht dessen, was allenfalls noch kommen könnte, hinzuzusetzen: „Hat's auch nicht nötig gehabt — bisher."

Josepha, die ihr Leben lang wacker und klug gegen das Mißgeschick gerungen hatte, verlor einer ersten unerwarteten Glücksverheißung gegenüber alle Haltung. Die Angstlichkeit, mit der sie in die Zukunft geblickt hatte, verwandelte sich in freudige Zuversicht vom ersten Augenblick an, in dem sie die Neigung des Dorf-Majoratsherrn zu ihrer Tochter aufkeimen sah. — „Er hat dich lieb, er wird dich heiraten," versicherte sie. Marie jedoch senkte die langbewimperten Augen und erwiderte seufzend: „Mutter, das versteht Ihr nicht. Er hat mich lieb, er möchte mich heiraten; aber was werden seine Leute dazu sagen?" —

„Im Anfang vielleicht nein, am Ende gewiß ja, wenn der Alois nur auf seinem Willen beharrt," meinte die Mutter.

Marie schwieg und erwog bei sich, ob der Alois der Mann danach sei, auf seinem Willen zu beharren.

Der Hochsommer war gekommen, der letzte mit Garben beladene Wagen in die herrschaftlichen Scheunen eingefahren worden, der Tag des Erntefestes erschien. Da wurde im Schloßhof getanzt bis zur sinkenden Nacht, und der ländliche Ball machte für Mariechen den ganzen Fasching aus. Die Tanzlust, der sie bei dieser Gelegenheit nicht Genüge tat, blieb ihr zwölf Monate hindurch in den Beinen stecken. Und wenn sie auch melancholisch, fein und höchst edel war, tanzte sie doch ebenso gern, wie irgend ein gewöhnliches Mädchen, nur — viel schöner. Anmutig wie der Wipfel einer jungen Tanne wiegte sie sich in den Armen ihres glücklichen Tänzers, und keiner durfte es lange bleiben; denn ungeduldig warteten schon ein paar andre auf das Glück, die lieblichste und gefeiertste von allen Dorfjungfrauen im Reigen zu schwingen.

Im dichtgedrängten Schwarm der Zuseher stand auch Alois.

Für ihn, den Bauernsohn, schickte es sich natürlich nicht, an der Unterhaltung der Knechte und Mägde und der Bediensteten des Schlosses teilzunehmen. Doch verfolgte er, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die verschränkten Arme an die Brust gepreßt, jede Bewegung Mariens mit leidenschaftlicher Spannung. So oft ein neuer Tänzer sich ihr nahte, schoß es unter den finster zusammengezogenen Brauen des Burschen feurig hervor; niemand hätte seinen sanften, blauen Augen zugetraut, daß sie so wilde Blicke zu schleudern vermöchten. Plötzlich schüttelte er sich wie ergriffen von einem fieberhaften Trotz, und — sprang mit beiden Füßen mitten in den Tanzplatz hinein. Mit der linken Hand schob er den Hut tief zurück ins Genick, die rechte erhob er einen Augenblick gen Himmel, als rufe er ihn zum Zeugen des Ungeheuren an, das er im

Begriff stand zu vollbringen. Dann stieß er ein lautes Jauchzen aus, stampfte den Boden und winkte Mariechen zu sich heran. Die, eine Pause benützend, um ein wenig zu verschnaufen, war soeben zu den andern gleichfalls rastenden Mädchen getreten und wischte sich mit dem gestickten Tüchlein den Schweiß von der Stirn. Wonnig überrascht schauerte sie zusammen, als der Wink des Alois an sie erging und wartete nur, daß er ihn wiederhole. Dann aber schritt oder flog sie vielmehr auf den Burschen zu, der sie in seinen Armen empfing und im Takte der gerade von neuem anhebenden Musik zu schwenken begann. Weltvergessen in unaussprechlicher Lebens- und Liebesfreudigkeit drehte sich das glückliche Menschenpaar auf beschwingten Füßen, taub und blind für alle Rufe und Zeichen des Mißfallens, das sein eigenmächtiges Verletzen altherkömmlichen Brauches erregte.

Nicht lange, und es wurde aus seinem Taumel geweckt. Ein kleiner, derb gebauter Mann wackelte mit weit ausgespreizten Knien auf Alois zu; eine Hand, unter deren Wucht des Jünglings kräftige Gestalt fast zusammenknickte, legte sich auf seine Schulter, und eine vor Zorn erstickte Stimme raunte ihm: „Komm nach Hause!"

Er stand sogleich still und ließ Mariechen fahren, die erschrocken, in peinlicher Verwirrung an ihren vorigen Platz zurückeilte. Ihre Wangen flammten, und eine schmerzlich bittere Entrüstung sprach aus ihren Zügen; doch verlor sie auch jetzt nicht das stolze Bewußtsein ihres Wertes. Unterschätzt konnte sie werden, aber nicht gedemütigt. Hätte Alois die Kühnheit gehabt, sie anzusehen, vielleicht würde er aus ihrem Anblick die Kraft geschöpft haben, einen Kampf aufzunehmen um einen köstlichen Besitz.

Aber er besaß diese Kühnheit nicht.

Sanft wie ein Lamm zog, der eben erst ein Löwe geschienen, hinter dem voranschreitenden Alten vom Schauplatz seines Triumphs und seiner Niederlage ab.

II.

Schon seit geraumer Zeit hatte der Weg, den Alois am Morgen nach dem Felde nahm, richtig immer an dem von Josepha und ihrer Tochter bewohnten Hause vorbeigeführt. Der Bursche machte sich diesen Zufall nicht zu nutze; im Gegenteil, sobald er in die Nähe der Fenster kam, hinter denen es das hübsche Mädchen hätte erspähen können, wandte er den Blick ab und schnalzte dann wütend mit der Peitsche über die Köpfe seiner Pferde hin. Mariechen hielt sich ruhig an ihre Arbeit, während er draußen vorüberzog, und nickte nur gnädig bejahend der Mutter zu, die regelmäßig mit gespieltem Mißvergnügen sprach: „Der schnalzt heute wieder, der! daß einem die Ohren gellen."

Am Morgen nach dem Erntefest ging Mariechen zeitiger denn je an ihr Tagewerk und begann zu plätten, hurtig und gediegen wie immer, aber mit einem ganz besonderen Eifer. Die Mutter ließ die eigene Arbeit fast ruhen, um der Tochter bewundernd zuzusehen. Doch wagte sie nicht, ihren Gefühlen Worte zu leihen; eine gar zu finstere Wolke verdüsterte Mariechens Stirn, ein gar zu tiefer Groll umlagerte ihre festgeschlossenen Lippen.

Josepha horchte schon lange aufmerksam nach der Straße hin, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Wanduhr und murmelte: „Die rennt wie närrisch! die rennt!" — Und nach einer halben Stunde beharrlichen Schweigens begann die Alte wieder: „Ich weiß nicht, mir scheint, ich werd' taub. Jetzt hör' ich nicht einmal mehr, wenn einer schnalzt."

„Mutter," entgegnete Marie, ohne die Augen zu erheben, „ich bin nicht taub, aber ich höre auch nichts und möchte auch nichts mehr hören. Denn, Mutter, wenn der dumme Bub jetzt daher käm' und mich himmelhoch bitten tät', daß ich ihn nehmen soll — ich nähm' ihn nicht mehr. Ihr versteht das nicht, Mutter aber ich schwöre es Euch, bei Gott!"

Josepha schwieg und staunte. Es war ausgemacht, sie verstand das und überhaupt noch vieles andere nicht an ihrem wunderbaren Kinde. Dennoch konnte sie sich nicht so schnell von ihrem liebsten Traume trennen. Warum gleich verzagen, was war im Grunde geschehen? Daß Alois sich von seinem Vater vom Tanze hatte wegbefehlen lassen? Was hätte er denn anfangen sollen? — Dem Vater vor allen Leuten Trotz bieten? Einen lärmenden Auftritt herbeiführen? — War es nicht gut und klug getan, sich in einer Kleinigkeit schweigend zu fügen, und seine ganze Widerstandskraft für die entscheidende Stunde zu sparen? —

Mit diesen Gedanken wußte Josepha sich so ziemlich zu trösten, bis eine seltsame Kunde, die das Dorf durchlief, auch zu ihr drang.

Der schöne Alois war von seinem Vater so gedroschen worden, daß einer Weizengarbe, die eine derartige Behandlung erfahren hätte, der Weg zur Tenne erspart geblieben wäre.

Eine ganze Woche lang ließ der große Junge sich nicht sehen; der kleine Alte jedoch stolzierte selbstbewußter denn je umher und sprach mit durchsichtig geheimnisvoller Anspielung zu seinen Vertrauten: „Ja, ja — am Kind muß man die Prügel sparen, dann geben sie am Erwachsenen was aus!" — Und noch eine Woche, und der Dechant verkündigte von der Kanzel den Bauernsohn Alois und die Bauerntochter Ludmilla als Verlobte.

Eines sonnigen Spätherbstmorgens bewegte sich ein lärmender Hochzeitszug, in vierzehn Gefährten, durch die lange Gasse des Dorfes. Voran ein Leiterwagen größter Qualität, beladen mit der Aussteuer der Braut: bunt bemalte Kasten und Truhen, deren prunkvolles Äußere auf den entsprechenden Inhalt an Linnen, Gewändern und Hausgerät schließen ließ. Unzählige hochaufgeschichtete Kisten und Federbetten, eine zitternde Pyramide, auf der zwischen Himmel und Erde das Wahrzeichen

einer unbefangen ausgesprochenen Hoffnung, die wuchtige, derb geschnitzte Wiege schwankte. Drei Musikbanden folgten, und jede von ihnen war beflissen, die beiden andern in Grund und Boden zu schmettern und zu pauken. Dann kam der Brautwagen, von vier glänzend geschirrten, glockenbehangenen Pferden gezogen. Sie wurden vom Sattelgaule aus von einem Burschen gelenkt, der kaum unter der Fülle von Bändern und Flittern, die ihm über die Augen niederhingen, hervorzugucken vermochte.

In der Mitte des Wagens saß, prächtig angetan, die Braut auf einem hohen Schemel und schluchzte, nach dörflicher Sitte aus Leibeskräften. Ein stolzes Gebäude, wie eine geschlossene Krone geformt, schmückte ihr Haupt. Die breite, in Falten gelegte Krause stieg gleich einem Pfauenrad im Nacken empor und bildete um den Hals ein Halbrund, auf dem das Gesicht wie auf einer großen Schüssel ruhte. Das kurze Leibchen aus grünem Damast starrte von Goldborten, und von den acht, die bäuerliche Erbtochter umbauschenden Röcken, waren drei aus schwerem Seidenstoff. Neben sie hatte man ihr Spinnrad hingestellt, und sie war von einem Hofstaat von jungen Mädchen umgeben, die pflichtgemäß dafür sorgten, daß die Tränen der Braut auf dem Wege zur Kirche nicht versiegen konnten. Zu diesem Zwecke sangen sie herzzerreißend traurige Lieder von der entschwundenen Jugendzeit, von dem Scheiden der Tochter aus dem Elternhause, und von den Mühen und Kümmernissen des Ehestandes.

An das Gefährte der Braut schloß sich das des Bräutigams, der schön und stattlich aussah in seiner schmucken Tracht. Ein Vergnügen war's, wie die Bänder an seinem Hut so lustig flatterten, wie die grüne Jacke so trefflich auf seinen Schultern saß, wie der Gürtel, der die rote Lederhose festhielt, die Geschmeidigkeit der jugendlich schlanken Gestalt so gut hervorhob. Hätte er sich nur gerade aufrichten wollen, er würde alle seine Kameraden überragt haben. Aber er stand gebeugt, den Kopf

auf die Brust gesenkt, und die besten Witze des offiziellen Spaßmachers vermochten nicht, ihn zum Lachen zu bringen. Einmal nur nickte er zustimmend, als jener rief: „Der Bräutigam wäre lieber eine Braut, da könnte er heulen nach Herzenslust."

In der Karriole, die zunächst folgte, erhob sich ein vierschrötiges Männlein, ballte die Faust gegen Alois und rief mit grausamem Humor: „He du! — Mach keinen solchen Spektakel, hörst?" Gelächter erscholl, Alois tat einen kräftigen Zug aus der Branntweinflasche, die ein Kamerad ihm reichte, jauchzte, biß die Zähne zusammen und versank wieder in sein früheres Schweigen.

Der Alte ließ ihn nicht aus den Augen während der ganzen Fahrt. Als Alois die Schwelle der Kirche überschritt, fühlte er die eiserne väterliche Hand auf seiner Schulter. Der spöttisch drohende Blick, unter dessen Bann er stand, wandte sich erst von ihm ab, nachdem das bindende „Ja" gesprochen war. Dann jedoch löste sich alle Strenge, alle Besorgnis in Liebe und Jubel auf.

Jetzt war der Herr Vater zufrieden, und da er es mit den andern war, sollten auch die andern es mit ihm sein.

Das halbe Dorf war zur Feier des Hochzeitsfestes in das Wirtshaus geladen. Was drin nicht mehr Platz fand, tafelte draußen; den ganzen Tag über, die Nacht hindurch wurde gegessen, getrunken, getanzt. Die drei Musikbanden taten ihre Schuldigkeit; weithin dröhnte der Schall ihrer lustigen Weisen, er drang noch deutlich vernehmbar zur Mansarde im Waschhaus, und sang dort die Hoffnungen zweier Herzen in den Todesschlaf.

Josepha und Marie waren um die gewohnte Stunde zur Ruhe gegangen, und die erste war auch bald eingeschlummert, doch nur für kurze Zeit. Der Winkel, in dem ihr Bett stand, befand sich im tiefsten Schatten; auf das gegenüberstehende Bett Mariens hingegen fiel helles Mondenlicht. Das Mädchen

lag vollkommen regungslos, aber mit weit geöffneten Augen. Ihre weißen Zähnchen schimmerten zwischen den Lippen hervor. Die Mutter hatte sich im Bette aufgesetzt, betrachtete ihre Marie und wartete mit Bangen, daß sie sich doch nur bewege. Aber das Warten blieb vergeblich, und die Mutter sprach endlich:

„Bist wach oder schlafst? Wenn'st schon schlafst, so mach doch die Augen zu."

„Ja, ja, Mutter," antwortete Marie und tat, wie ihr geheißen worden.

Josepha seufzte und band die Schleifen ihrer Nachtmütze fester, um das Gefiedel und Gedudel im Wirtshaus, das ihr das Herz zerriß, etwas weniger gut zu hören. Es half nicht viel! die arme Frau, die so oft über beginnende Schwerhörigkeit klagte, hätte heute etwas darum gegeben, taub zu sein. Ihr Unmut mußte sich zuletzt Luft machen.

„Die verdammten Musikanten!" brach sie los. „So lang ich auf der Welt bin, hab' ich noch nicht so miserabel schlecht spielen gehört."

Den entrüsteten Ausruf beantwortete ein leises, nicht sehr munter klingendes Lachen. „Ihr seid nicht gescheit, Mutter; die Musik ist schön, und bei meiner Hochzeit will ich keine andere haben!" sagte Marie.

Auf diese Worte fand die Mutter keine Erwiderung. Woran hatte ihre Tochter in dem Augenblick gedacht? In welchen Träumen hatte das Kind sich gewiegt, jetzt, wo die Wirklichkeit so herb und enttäuschend in ihr junges Leben griff? — Ja, sie war eben das allermerkwürdigste und außerordentlichste Wesen! Josepha legte sich wieder hin, um gemächlicher staunen zu können, und murmelte so oft: „Die Marie! wie die is — nein, wie die is!" bis sie einschlief.

Als sie am Morgen erwachte, stand die Kleine, so nett gekleidet wie eine Docke, schon am Herd und kochte den Kaffee.

III.

Der Winter verging ganz still. Es wurde viel gearbeitet, viel gebetet, und von dem lieben Nächsten weniger Übles gesagt, als sich hätte sagen lassen. Am Weihnachtsabend machte Mariechen ihrer Mutter eine Überraschung. Das letzte der Einrichtungsstücke, die zu Lebzeiten des Vaters hatten verpfändet werden müssen, Josephas Brauttruhe, kam wieder nach Hause. Von Marie aus eigenen Ersparnissen eingelöst, stand sie nun frisch lackiert, mit Tannenreisern umwunden, in der Stube, und die Mutter vergoß bei ihrem Anblick Tränen der Freude und — des Entsetzens. Die Truhe glich in ihrem dunkeln Schmuck und mit den vier an ihren Ecken angebrachten Kerzen ganz und gar einem Sarge. Der Gedanke an den Tod trat der alten Frau lebhafter denn je entgegen, und in seinem Gefolge kam der allerbitterste: „Was geschieht, wenn ich nicht mehr bin, mit meinem Kleinod, meinem Kinde?" Sie hatte soviel ausgestanden in ihrer Ehe und ersehnte doch nichts heißer, als Marie zu verheiraten. Dem Mädchen einen „Ernährer" zu verschaffen, war der höchste Wunsch der Frau, die sich selbst erst satt aß, nachdem ihr Ernährer gestorben war.

Eines sonnigen Nachmittags im März war Marie in die Kirche gegangen, dem „Segen" beizuwohnen. Josepha befand sich allein und war eifrigst damit geschäftigt — was ihr jetzt gar oft geschah — der gütigen Vorsehung in das Handwerk zu pfuschen. Möge die gütige Vorsehung es ihr verzeihen, aber vieles hätte Josepha besser einzurichten verstanden als diese. Da hatte zum Beispiel vor kurzem ein erschütternder Trauerfall das ganze Dorf in Aufregung versetzt: der Vater des schönen Alois war gestorben.

Wahrlich, Josepha wünschte keinem Menschen den Tod, am wenigsten einem, gegen den sie in der Tiefe ihres Herzens einen Groll gehegt hatte. Wenn aber der Dorfkrösus dem Ziel seiner

Tage schon so nahe stand, warum durfte er es nicht um einige Wochen früher erreichen? Alles wäre besser geworden für alle und zumeist für seinen eigenen Sohn. Der hätte sich mit Marie glücklicher gefühlt als mit seiner hoffärtigen und geizigen Frau, die ihn schlechter hielt, wie es hieß, als dereinst die Knechte seines Vaters gehalten wurden. Was hatte der Alois jetzt von seinem Reichtum, und wieviel mehr hätte er davon haben können, wenn ihm erlaubt worden wäre, sich mit weniger zu begnügen?

Josephas Phantasie begann zu spielen, umwob die Alte mit so lieblichen Bildern, daß sie, ganz in ihnen versunken, ein lautes, hartes Klopfen an der Tür überhörte und verdutzt zusammenfuhr, als sie plötzlich dicht unter ihrem gesenkten Blick eine große Hand gewahrte, die sich ihr entgegenstreckte. Sie sah empor — vor ihr stand ein untersetzter Mensch, etwas kahlköpfig, mit runden Glotzaugen und aufgerissenen Nasenlöchern. Er war sehr elegant gekleidet, im schwarzen Leibrock, in weißen Lederbeinkleidern und hohen lackierten Reitstiefeln mit prächtig funkelnden Sporen.

„Nun, Frau Tant'! Wie schauen Sie mich denn an?" — sagte er, nachdem er sich eine Weile an der Überraschung geweidet, mit der sie ihn betrachtete. „Mir scheint, Sie kennen mich nicht mehr."

„Herr Jesus! das ist ja der Walter," sprach Josepha zögernd.

„Na endlich! — der Walter, ich glaub' es auch," lachte er, nahm einen Stuhl, setzte sich der alten Waschfrau gegenüber, und sie begannen zu plaudern.

Er war der Sohn einer Muhme Josephas hatte in seiner Jugend „kein gut" getan, war zum Militär gekommen in ein Kavallerieregiment und hatte dort sein Talent entdeckt: das Pferdebändigen. Der Rittmeister, Fürst L., der einen Rennstall hielt, hatte ihn in seinen Dienst genommen und sandte ihn zur Ausbildung nach England auf die hohe Schule eines Trainers. Von dort war er als ein ganzer Engländer zurückgekommen,

konnte sich aber mit seinem früheren Herrn nicht mehr befreunden und verließ ihn infolge einer Meinungsdifferenz, wie Herr Walter sagte. Die Wahrheit war, daß er entlassen wurde, weil ein Lieblingspferd des Fürsten seiner rohen Behandlung erlegen. Nun war er als Head-groom in den Dienst der Herrschaft seiner Tante getreten, war gestern angelangt mit sechs Exercisesjungen und sechs Pferden, und hatte die Aufgabe, die letzteren zu den Herbstrennen „fit" zu machen.

„So, so — fit," wiederholte die Alte, ohne eine Erklärung dieser Tätigkeit zu verlangen, „was kriegt Er denn für sein Fitmachen?"

„Na, es macht halt, alles in allem gerechnet, etwas wie zweihundert Livres jährlich, das heißt ungefähr soviel wie zweitausend Gulden. "

„Zweitausend Gulden?" schrie Josepha und setzte entrüstet hinzu — „zweitausend Narren. Ich sehe schon, Er ist noch derselbe Hanswurst, der Er immer gewesen ist."

Beinahe eine Viertelstunde brauchte der durch ihren Eifer belustigte Neffe, um sie zu überzeugen, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Dann aber rückte Josepha von ihm weg und betrachtete ihn aus einiger Entfernung, um so einen Totaleindruck von dem Mann zu gewinnen, der „Sie" zu ihr und zu dem sie „Er" sagte, der als kleiner Junge mehr als einen Puff von ihr empfangen und nun dasaß in ihrem bescheidenen Stübchen und zweitausend Gulden Rente hatte.

Schön war er durch das viele Geld freilich nicht geworden; aber was liegt daran, ob ein Mann schön oder häßlich ist, eine Frau kriegt er doch ... Dieser Walter hatte vielleicht schon eine? Ein gewisses Unbehagen bemächtigte sich Josephas zugleich mit der Vermutung, und sie war eben im Begriff, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, als die Tür abermals geöffnet wurde und auch geöffnet blieb. Ihre dunkle Einfassung schloß ein ungemein liebliches Bild ein.

Mariechen stand auf der Schwelle, vom hellen Sonnenschein, der die Mansardentreppe überflutete, wie von einer Glorie umflossen. In ihrem Erstaunen über die Anwesenheit eines Fremden hatte sie den Schritt gehemmt und sah mit dem leicht vorgestreckten Hals und mit dem neugierig scheuen Blick der braunen Rehaugen ganz einfach — zum Entzücken aus. Walter war aufgesprungen und betrachtete sie völlig bezaubert.

Josephas mütterlicher Stolz schwelgte im Anblick des Eindrucks, den die Erscheinung ihrer Tochter hervorrief. Mariechen war eher unangenehm davon berührt und verhielt sich dem Herrn Vetter gegenüber, der sie während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit nicht aus den Augen ließ, ablehnend und kühl. Aber gerade dieses Benehmen schien einen besonderen Reiz für den Groom zu haben. Er schlug vergnügt in die Hände, so oft er auf eine seiner kernigen Schmeicheleien eine trotzige Antwort erhielt, und rief: „Das ist mir Eine! So recht! Schon recht, so gefallt's mir. Ja, wenn ich einmal eine Frau nehm', nehm' ich nur eine stolze!"

Josepha schmunzelte: „So hat Er noch keine?"

„Noch keine! Bis jetzt keine." Er legte einen besonderen Nachdruck auf das „jetzt" und sah dabei Marien mit einem langen bedeutungsvollen Blick an.

Allmählich ging er aus seiner unternehmenden Stimmung in eine gemütliche über. Er rührte sich selbst durch all das Vortreffliche, das er dem Walter nachzusagen wußte, dem armen Kerl, dem viel Unrecht geschehen war in der Welt, aus dessen Knaben- und Jünglingsstreichen so viel Wesen gemacht worden war, und der im Grunde doch etwas besser hatte, als die Leute, die sich berechtigt hielten, ihn zu richten: sein Herz!

„Wissen Sie noch, Frau Tant', wie oft unser Herr Pfarrer gesagt hat: ‚der Bub ist wild, aber sein Herz ist gut; über sein Herz laß ich nichts kommen!'"

Josepha wußte sich dessen nicht gleich zu besinnen. Walter

kam jedoch ihrem Gedächtnis so geschickt zu Hilfe, daß die alte Frau, als ihr Neffe sie nach einer mehr als zweistündigen Anwesenheit verließ, darauf schwor, den Ausspruch, auf den er sich berief, dereinst wirklich von dem hochwürdigen Herrn Pfarrer selig vernommen zu haben.

Nach und nach wurde der Einfluß Walters auf seine alte Verwandte so groß, daß es überhaupt nichts mehr gäb, was er ihr nicht hätte weis machen können. Für seine Berufstätigkeit faßte sie ein lebhaftes Interesse und ließ sich seine belehrende Unterhaltung von dem Einbrechen der Fohlen, und von der ersten, zweiten und dritten Präparation des Rennpferdes gefallen. Verstand sie auch nicht alles, was der Neffe erzählte, so nickte sie doch zustimmend dazu und machte das überzeugte und gekränkte Gesicht, das die meisten Frauen annehmen, in deren Gegenwart verehrte Männer Dinge besprechen, die den weiblichen Horizont übersteigen. Sie lernte die Namen von Walters vierbeinigen Zöglingen kennen und war bald imstande, den Goldfuchs Holiday von dem Rappen Whatergage zu unterscheiden. Sie begann sich sogar ein Urteil anzumaßen in Trainingsachen; und als der Groom eines Tages erklärte: „Ich bleib' dabei, beim Rennpferd geht nix über die Knebeltrensen," ließ Josepha sich zu dem Ausruf hinreißen:

„Sieht Er, das sag' ich auch!"

IV.

Mit der Eroberung Mariens hingegen wollte es nicht vorwärts gehen. Walter wurde von ihr nach zwei Monaten eifrigster und heißester Bewerbung mit derselben Gleichgültigkeit behandelt, wie am ersten Tage.

Er ließ sich dadurch nicht abschrecken. „Denn," sprach er tröstend zu Josepha, wenn diese ihn beschwor, nicht die Geduld

mit ihrem törichten Mädel zu verlieren, „ich brauch' sechs Monate, um ein dreijähriges Fohlen herzurichten. So viel Zeit muß einer auch an seine Zukünftige wenden können."

Diese Langmut steigerte die Liebe Josephas zu ihm bis zur Schwärmerei, und sie leistete an Überredungskünsten, was eine Mutter, die ihre Tochter unter die Haube zu bringen wünscht, nur irgend leisten kann.

„Heirate ihn, glaube mir!" wurde sie nicht müde, Marien zu wiederholen. „Er hat dich gern, er ist brav und reich und, Gott sei Dank! nicht mehr jung. Was man an einem Jungen hat, davon kann ich erzählen."

Sie äußerte einen solchen Abscheu gegen jeden andern als einen „gesetzten" Mann, daß es nicht ihre Schuld war, wenn Marie nicht endlich überzeugt wurde, daß jung und liederlich eins und dasselbe sei.

Alles umsonst! Die Tochter blieb auch nach drei Monaten festgesetzter Bemühungen von Seite Walters und Zuredens von Seite der Mutter standhaft dabei: „Ich mag ihn nicht! ich nehm' ihn nicht."

Josepha verzweifelte und führte in ihrer Verzweiflung ein neues System ein: das des Schweigens. Sie richtete an ihre Tochter nur noch gezwungen das Wort. Ein kurzes Ja, ein kurzes Nein war alles, was Mariechen der Tiefgekränkten und Empörten abzuringen vermochte, und auch das nur in dem Fall, als die dringendste Bitte oder Frage des einst verwöhnten Kindes sich durchaus nicht mit einem verächtlichen Achselzucken, einem mürrischen Nicken abtun ließ. Mariechen litt vermutlich sehr unter dieser grausamen Behandlung, aber sie verriet es nicht, beklagte sich nicht, sie war liebevoller denn je mit ihrer Mutter und dabei würdevoller denn je. In ihrem Auftreten lag etwas wie die gehaltene hohe Ruhe einer gottergebenen Märtyrerin.

Eines Morgens, es war am 29. Juni, — die alte Wasch-

frau vergaß das Datum nie wieder — sie und ihre Tochter waren vom schweigend eingenommenen Frühstück aufgestanden, da stürzte atemlos eine Nachbarin ins Zimmer. „Jesus Maria! habt ihr schon gehört — die Bäuerin, die Ludmilla — tot!"

„Wer?" schrie Josepha — „wer?" und die Nachbarin begann von neuem ihren Bericht. Es war, wie sie gesagt; die Bäuerin Ludmilla hatte das Leben verloren, indem sie es einem Zwillingspaar, zwei schönen kräftigen Knaben gab.

„Arme Frau — so jung — so glücklich . . .," Josepha griff mechanisch nach der Strickerei auf dem Tische und zog hastig, ohne zu wissen, was sie tat, eine Nadel nach der andern heraus. Ihr schwindelte, sie ließ sich auf ihren Sessel zurücksinken, indes die Nachbarin forteilte, um auch bei anderen die erste Überbringerin der Schreckenskunde zu sein.

Eine Weile blieb Josepha wie erstarrt und blickte nur manchmal zu ihrer Tochter hinüber, die zum Fenster getreten war und die Maschen an der Strickerei wieder auffing.

„Marie," begann die Mutter klagenden Tones. „Was sagst, Marie? — Sag doch was, Marie!"

Diese wandte sich und war so ruhig wie der Mond am Himmel.

„Was soll ich sagen? Daß mir recht leid ist um den Alois. Zuerst der Vater, dann die Frau. Jetzt hat er zwei Begräbniss' in einem Jahr."

„Ja, ja," bestätigte die Mutter fast demütig. Sie hätte jetzt so vieles mit ihrer Tochter besprechen mögen. Aber womit denn anfangen? womit, ohne ihr Kind — ihr weises, rätselhaftes — so sichtbar von höheren Eingebungen geleitetes Kind zu verletzen?

Josepha begnügte sich zuletzt mit einer zärtlichen und feierlichen Umarmung, und man ging an das Tagewerk.

Abends erschien wie gewöhnlich Herr Walter.

Er hatte dem Whatergage einen „kurzen Spritzer" gegeben und war beim Nachhausekommen durch den Headcap von dem

Todesfall unterrichtet worden, der Alois zum freien Mann und vielleicht zu einem für Walter gefährlichen Nebenbuhler machte. Der Head-cap, der allen Dorfklatsch kannte und seinem Vorgesetzten alles mögliche Üble gönnte, teilte diesem die große Nachricht voll aufrichtiger Schadenfreude mit.

Der Botenlohn, den er erhielt, war ein so kräftiger Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase lief. Auch die Exercisesjungen wurden unter dem Vorwand von allerlei Dienstversäumnissen tüchtig durchgewichst, und erst nachdem Walter seinen Gefühlen auf diese Weise ein wenig Luft gemacht, begab er sich zu seiner Tante.

Die getreue Bundesgenossin begrüßte ihn zerstreut; seine Bitte um Entschuldigung seines späten Kommens erregte ihre Verwunderung. Von seinen Späßen wollte keiner verfangen. Die „Tant'," die sonst über den schlechtesten von ihnen aus vollem Halse gelacht, lächelte heute über den besten nur oberflächlich, gleichsam nebenher mit einem Mundwinkel. Der Groom gab sein heiligstes Geheimnis preis, um ihre Teilnahme zu erregen und gestand, daß er beim Holiday Zeichen von „Overmarking" wahrzunehmen glaube, — Josepha zuckte geringschätzig die Achseln und entgegnete, er möge verzeihen, wenn sie sich heute weder um den Over noch um den Marking bekümmern könne — der Tod der Bäuerin Ludmilla ginge ihr gar nicht aus dem Kopf.

Walter erhob und empfahl sich und blieb ein paar Tage ganz fort. Erst am dritten erschien er wieder, furchtbar gedrückt und gelb wie eine Zitrone. Josepha war gegen ihn womöglich noch kühler als letzthin, Mariechen aber — freundlich, wie sie es niemals gewesen. Ein sanftes, gütiges Mitleid äußerte sich in ihren Blicken; und sie sagte tadelnd: „Aber Mutter!" als diese auf Walters gereizte Frage, ob er vielleicht ungelegen komme? mit einem halben, gedehnten und gezierten Nein antwortete, das ein ganzes Ja enthielt.

Der Head-groom und ehemalige Jockei und Sieger in ungezählten Trials und Rennen bemeisterte sich nicht länger. Wie eine Rakete ging er los und sprühte einen Regen von feurigen Zornesfunken.

„Donner und Wetter!" rief er, „spucken Sie's nur heraus, genieren Sie sich nicht, ich bin Ihnen ungelegen, ich kann gehen und mich aufhenken. Der Alois ist wieder an der Tour. Hat er sich bereits gemeldet? Ich trau ihm's zu, dem Kerl. Der Vater steht nicht mehr hinter ihm mit der Fuchtel, und sein Weib haben's ja schon gestern hinausgetragen!"

Damit trat er auf die Tante zu, die aus lauter Schrecken nicht einmal die Kraft aufzubieten vermochte, vor ihm zu fliehen. Mariechen warf sich zwischen ihre Mutter und den Wütenden, der allsogleich zurückwich und die drohend geballte Faust in die Tasche steckte.

„Was fällt Ihm ein?" sprach das Mädchen; ihre Augen funkelten, und sie vermochte nur mühsam die Worte hervorzustoßen, doch kämpfte sie wacker und starkmütig um Ruhe. „Wer erlaubt Ihm, sich so etwas einzubilden? Ich möcht' mich schämen an seiner Stell' ... Der Alois und ich — ich und der Alois ... Ich kenn' keinen Alois mehr, die Mutter da weiß es am besten, ob wir noch etwas miteinander zu tun haben, der Alois und ich."

Walter stand vor ihr mit gesenktem Kopf und zu ihr aufwärts gerichteten Augen; er stieß einige unartikulierte Laute aus und schritt ein paar Male auf und ab. Ein Löwe im Käfig schreitet nicht grimmiger. Doch besänftigte er sich nach und nach und brummte sogar eine Art von Entschuldigung.

„Nix für ungut. Ich will gern Unrecht haben ... Aber wenn man den Menschen zum Narren macht, muß man sich nicht wundern, wenn er einer wird. Und jetzt, Adje. In vierzehn Tagen komm' ich wieder, eher nicht. Ich brauch' Zeit zum Aufpassen ... Wegwerfen tu ich mich nicht!"

Die vierzehn Tage waren noch nicht verstrichen, und schon kam eine Verwandte des Alois, die sich früher niemals bei Josepha hatte blicken lassen, zu dieser in „Visit." Katzenfreundlich kam sie hereingekrochen, die alte Barbara, und lächelte mit hundert Grübchen im verwitterten Gesicht. — Sobald sie erschien, machte sich Marie in der Küche zu schaffen und betrat die Stube erst wieder, nachdem die Besucherin abgezogen war.

„Ich hab' schon glaubt, sie wird hier übernachten," sprach das Mädchen erregt. „Was hat sie denn wollen?"

Ja, was sollte sie gewollt haben? Josepha brachte es zögernd und recht vorsichtig heraus. Vom Alois war die Rede gewesen, von seinem Unglück; von den zwei Kindern und dem großen Haushalt, und daß der Alois nicht lang ein Witwer bleiben könne. „Es steht ihm jetzt frei, sich auszusuchen, wen er will; er braucht nicht aufs Geld zu schauen, nur auf die Bravheit schaut er," schloß Josepha. „Und so meint die Barbara, und so meint auch der Alois, daß für ihn keine so passen möcht', wie halt — du."

„Mutter!" rief Marie unbeschreiblich gekränkt, unbeschreiblich entrüstet. „Das hat sie gesagt, und das haben Sie angehört — Mutter? Wissen Sie denn nicht mehr? Was ist denn meine beständige Red'? Was hab' ich Ihnen vor Gott geschworen?"

Marie hätte ihre Stimme gedämpft, wenn sie in ihrer Aufregung fähig gewesen wäre, die Schritte zu vernehmen, welche die Treppe herauf kamen. Es waren die eines Mannes, eines Beobachters, der das Haus scharf bewachte, der jede Minute gezählt hatte, die Barbara darin zugebracht und nun auch fragen kam: „Was hat sie gewollt?"

Aber Marie ahnte nichts von seiner Nähe und fuhr in erhobenem Ton fort:

„Wenn Sie alles vergessen haben, Mutter, so merken Sie sich wenigstens, was ich Ihnen jetzt sag' und mehr kann ich

nimmer sagen: Eh' ich den Alois heirat', eh' spring' ich ins Wasser, oder werd' dem alten Walter seine Frau!"

Ein Ausbruch des Entzückens schlug an ihr Ohr, und sie fuhr entsetzt zurück, als ihr Vetter hereinstürzte, sie in seine Arme schloß, sein Weib nannte, und sie nicht zu Atem und zu Worte kommen ließ, vor Beteuerungen seines Jubels und seiner Glückseligkeit.

Ihr Sträuben, ihr beängstigtes Bitten wurde so wenig beachtet wie das Flattern und Rauschen eines Blattes im Wirbelsturm. Vergeblich wandte sie sich beschwörend an ihre Mutter. Bei der fand sie keine Zuflucht, die hatte für sie nur die Antwort: „Du nimmst den Alois oder den Walter, oder bringst mich ins Grab."

Als Mariechen einsah, daß ihr Widerstand ohnmächtig sei, gab sie ihn plötzlich auf und überließ gleichsam ihrem Freier die Entscheidung, indem sie sprach:

„Hör Er zu. Den Alois hab' ich gern gehabt, Ihn hab' ich nicht gern; möcht' Er denn eine Frau nehmen, die Ihn nicht mag?"

Dazu lachte er nur. Ihre Erklärung machte ihn nicht „ein bissel" bang. Hatte sie ihn jetzt nicht lieb, sie werde ihn schon lieb bekommen, dafür steh' er gut. Er streckte ihr seine Hände entgegen. „Sieht Sie? das sind keine Hände für einen Groom — ich habe nie gewußt, wozu der liebe Herrgott sie mir so übernatürlich groß hat wachsen lassen. Jetzt weiß ich's. Damit ich Sie recht kommod auf ihnen tragen kann. Und das wird geschehen!"

Die Mutter schluchzte laut vor Rührung über diese Worte und ernannte ihn zum Ehrenmann, soweit er warm war, vom Scheitel bis zur Sohle! und auch er brach in Tränen aus, begann sogleich seine Versicherung von neuem und bekräftigte sie mit den heiligsten Eiden.

Trotz alledem erlangte er Mariens bindendes Jawort an

diesem Tage noch nicht. Erst einige Wochen später gab sie es ihm — „Um Ruh' zu haben," wie sie unumwunden erklärte, vor ihm, vor der Mutter, und besonders vor der Barbara, die ihr das Haus einlief mit Botschaften und Bewerbungen des Jammermanns, des Alois.

V.

Die drei Musikbanden, die bei der Hochzeit des Alois aufgespielt hatten, wurden auch zur Hochzeit Walters in das dörfliche Hotel entboten und übertrafen sich selbst an Getöse und Dissonanzen.

Mariechen tanzte in den Ehestand hinein, tanzte die ganze Nacht hindurch. Ihr Mann saß da, breit und geduldig, und bewunderte sie. Mit Liebesblicken verfolgte er ihre weiße Gestalt, die anmutig, melancholisch, unermüdlich dahin schwebte, und die ein leiser Schauer zu durchrieseln schien, sobald der Reigen sie in seine Nähe führte. Dann beugte ihr Gesicht sich tiefer auf die Brust, und ihre gesenkten Augen schlossen sich.

Der Morgen kam und machte dem Fest eine Ende. Am Arme des Gemahls wanderte Marie nach ihrer neuen Behausung.

Walter hatte während des Brautstandes sich oft der Sorgfalt berühmt, mit der er seine geräumige Junggesellenwohnung zum Empfang der holden Frau würdig hergestellt. Damit die Überraschung für Marie und ihre Mutter eine völlige sei, hatte keine von ihnen dem Verlobten bei der Besorgung seiner häuslichen Einrichtung hilfreiche Hand leisten, überhaupt keine seine Schwelle betreten dürfen.

Und nun kam Marie und sah ihre Wunder.

Vor allem ein Kanapee, mit rotem Sammet überzogen, und ein Spiegel im Goldrahmen an der Wand. Ein grüner

Vorhang an einem Fenster, und am andern ein gelber, etwas verschossen beide, aber — einst waren sie prächtig gewesen, wie der Zimmerwärter sagte, der sie dem Walter geschenkt.

Die Sessel und den Tisch hatte dieser dem Mann abgekauft. Es waren „Ausmusterer" aus dem fürstlichen Schlosse, und sehr abgenützte, aber — durch lauter hohe und erlauchte Personen. An dem Tisch, an dem er jetzt mit seinem „Weiberl" frühstücken wollte, hatte Walter vor zwanzig Jahren die hochselige Durchlaucht, die Mutter seines Herrn, sitzen sehen; er bestand aus einer runden, nach der Seite geneigten Platte, die von einem auf dem Kopf stehenden grünen Delphin getragen wurde.

Mariechen betrachtete die zusammengewürfelte Möblierung des Prunkgemachs etwas verächtlich und verlangte Bekanntschaft mit dem Wohnzimmer und der Küche zu machen. Walter kratzte sich hinter dem Ohr.

Das Wohnzimmer — das war da ... das war eben sein eigenes, in dem er gar gern seine Marie aufnehmen und auch dulden wolle, daß sie darin ein wenig Ordnung mache. Nur die Hunde dürften nicht hinausgeschafft werden, mit denen müsse sie sich vertragen. Und die Küche — was die Küche betraf ... Er wollte es nur lieber gleich eingestehen — an die habe er nicht gedacht. Die einzurichten bleibe seiner Marie überlassen. Geld dazu und überhaupt zu allem, was sie freute, stellte er ihr zur Verfügung. Er selbst brauchte so viel wie nichts, sie konnte nach Willkür über seine Einnahmen schalten und walten. Damit legte er seine gestern erhobene halbjährliche Besoldung in Gestalt von zehn „Hunderten" in Mariens Hände, die sich in deren Besitz reicher dünkte als die Kaiserin und sich erstaunt fragte, auf welche Weise man es fertig bringen könne, eine so mörderlich große Summe auszugeben?

Nur zu bald wurde sie darüber belehrt und machte auch zugleich die Erfahrung, daß Kaufen und Bezahlen für ihren

Mann bisher zwei Dinge gewesen, die miteinander nichts zu tun hatten. Täglich erschienen Leute mit Geldforderungen alten oder neuen Datums bei Frau Marie Walter. „Ihr Herr schickt uns," hieß es. „Geht zu meiner Frau," hat er gesagt, „meine Frau führt die Kasse."

Schon nach einigen Wochen mußte Marie ihm bekennen, daß diese Kasse nur noch in seiner Einbildung bestand. Er wurde sehr unwirsch; gleich darauf jedoch warf er sich seiner Frau an die Brust, flehte um ihre Verzeihung, klagte und wimmerte und verfluchte seinen Leichtsinn. Am Abend gab er, um sich ein wenig von seinen Sorgen zu zerstreuen, im Wirtshaus ein Gelage, zu dem er die besten Trinker des Ortes lud. Er kam freilich heiter und vergnügt nach Hause, aber im Laufe des nächsten Tages fand der Wirt sich ein und teilte Marien mit, daß die Kosten des großen Aufwands, den Walter seit seiner Ankunft trieb, ja sogar die seines Hochzeitsfestes, bis zur Stunde noch unberichtigt geblieben waren. Der Wirt hatte oft und stets vergeblich gemahnt und erklärte sich nun entschlossen, seine Forderungen mit Hilfe des Gerichtes einzubringen.

Zitternd und zagend bestellte Marie die leidige Botschaft. Sie wußte die Angst, die sie dabei empfand, zu verbergen, vergoß keine Träne und begegnete dem Wutausbruch Walters mit Gelassenheit. Er wetterte gegen seine Feinde, die ihn haßten, ihn verfolgten, die ihm das Leben vergällten, und rannte in das Wirtshaus, wo er wie ein Rasender tobte. Nach einem Kampfe, bei dem es blutige Köpfe absetzte, wurde er auf die Straße hinausgeworfen. Der Skandal war groß, kam der Herrschaft zu Ohren und sollte die Entlassung des Head-groom zur Folge haben. Da begab sich Marie auf das Schloß, erbat Audienz bei der Fürstin und erlangte die Begnadigung ihres Mannes. Dem aber sollte bedeutet werden, er habe diese einzig und allein der Fürbitte seiner braven Frau zu verdanken.

Der Überbringer dieses milden Urteils war der Kanzleirat.

Er fand Walter und Marie in einer sehr rein gefegten, aber kahlen Stube. Das rote Kanapee, die Vorhänge, der Spiegel waren verschwunden; der ehrwürdige Delphintisch, ein paar Holzsessel und ein elender Schrank — daraus bestand die ganze Einrichtung.

Beim Eintreten des greisen Würdenträgers erhoben sich Mann und Frau. Er legte die Pfeife, sie ihre Flickarbeit aus der Hand, und stehend nahmen beide die Verkündigung der fürstlichen Resolution entgegen. Als der Kanzleirat mit der Wiederholung der Worte schloß: „Nur der Fürbitte seiner braven Frau," erhob Walter ein tolles Triumphgeschrei.

„Ich hab' halt ein Weiberl!" jubilierte er und schlug in seine Hände. „Ein Mann, der ein solches Weiberl hat — an dem is was! Nicht wahr, gnädiger Herr? Nicht wahr? Jedem, der nein sagt, schlag' ich die Knochen entzwei!"

Er schwor, daß er seine schöne, gute, prächtige Frau liebe und vergöttere, und nie aufhören werde, ihren Ruhm zu verkündigen.

Über Mariens abgehärmtes Gesicht war bei den Worten des Kanzleirats, die ihrer in so ehrenvoller Weise erwähnten, ein Lichtstrahl geflogen: er erlosch und verwandelte sich in düsteres Entsetzen bei den stürmischen Ausrufungen Walters. Mit einer Gebärde tiefinnersten Grauens wandte sie sich von ihm ab.

Da schlug er ein lautes Gelächter auf, faßte sie in seine Arme, hielt die machtlos Widerstrebende fest an sich gedrückt und rief: „So is sie! Jetzt können Sie's sehen! Loben soll man sie nicht, lieb haben auch nicht ... Sie is gar zu bescheiden, sie is ein ganzer Engel, und eine Zweite gibt es nicht auf der Welt!"

Der Kanzleirat betrachtete das Ehepaar mit einer unbehaglichen Empfindung. Was war es denn, das ihn, beim Anblick eines rohen, aber gegen die Frau, die ihn zu beherrschen schien, liebreichen Gesellen an das — vielleicht halb, vielleicht

ganz unbewußt — grausame Spiel der Katze mit der Maus erinnerte?

Er erhob den Finger drohend gegen Walter: „Sekkier Er seine Frau nicht!“ und zu dieser sagte er: „Frauchen, Frauchen, es ist gut zu wissen, daß Sie bei Ihrem Manne so viel gilt. In der Zukunft wird Sie responsabel gemacht für seine Brutalitäten und bösen Streiche. Eine Frau vermag viel über einen Mann, der sie gern hat, bring Sie den Ihren unter den Pantoffel, das wird gut für ihn sein.“

Walter war entzückt von diesem Rat und stimmte frohlockend ein. Ja, der Pantoffel, dafür war er der rechte Mann! Dem Pantoffelregiment wollte er sich von nun an noch gehorsamer fügen, als es bisher geschehen war. Sein geliebtes Weib wisse recht gut, wer ihn an einem Faden lenken könne, wem er sich unbedingt unterwerfe, wer von ihm noch nie ein böses Wort bekommen habe.

„Red doch, Marie! sag's dem Herrn Kanzleirat, ob du mit mir nicht tust, was du willst, ob ich's an Lieb' dir fehlen lass'.“

„Nein! nein! nein!“ stieß Marie mit hastiger Beteuerung hervor und machte sich von Walter los, der ganz gerührt worden war, sie anglotzte und plötzlich zu schluchzen begann.

Der Kanzleirat suchte nach einem eindringlichen Abschiedswort.

„Walter,“ sprach er, „seine Frau ist jedenfalls seine bessere Hälfte. Es freut mich, daß Er das erkennt in Liebe und Hochachtung. Suche Er sich diese seine Liebe zu erhalten, sie adelt Ihn, den übrigens Tiefgesunkenen, und beschützt Ihn vor dem totalen Untergang. Also, hört Er?... Seine Liebe für seine Frau...“

Ein verstohlener flehender Wink Mariens, den der alte Herr mißverstand, ermunterte ihn, mit noch größerem Nachdruck fortzufahren.

„Das ist an ihm das Beste; die lasse Er nie erlöschen in seinem

übrigens nichts-taugenden Herzen. Merke Er sich das! Wird Er sich's merken?"

„Dreitausend Juramente leg' ich darauf ab!" schluchzte Walter und streckte die Arme nach seinem Weibe aus. Doch Marie mußte jetzt dem Kanzleirat das Geleite geben, der sich zur Tür gewendet hatte.

Im Flur blieb der Alte stehen, klopfte der kleinen Frau freundlich die Wange und sagte: „Nun, hab' ich's gut gemacht, hab' ich —" Der Ausdruck von Verzweiflung in ihrem Gesicht ließ ihn betroffen innehalten.

„Gut gemeint haben Sie's, aber Sie haben nichts Gutes getan," sprach sie sanft zwar, aber mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch, ja sogar jede Frage im voraus abwies.

Der Alte ging seiner Wege.

„Nichts Gutes?" fragte er sich. „Was will sie denn?... Eine feine Frau, eine respektable, vortreffliche Frau... Allein aber — im Gegensatz zu anderem kopflosen und in ewigem Gezappel befindlichen Weibervolk wünschte man ihr ein Endchen Leichtsinn und etwas von der Bewegung, die laut neuester Resultate wissenschaftlicher Forschung — Wärme ist."

VI.

Die Freude des Head-grooms über seine Begnadigung war so groß, daß er, um sie zu bewältigen, einige Freunde zu Hilfe rufen mußte; allein wäre er nie und nimmer mit ihr fertig geworden. Die Gesellschaft begab sich in das zweite, geringere Dorfwirtshaus — dem ersten hatte Walter seine Kundschaft entzogen — und trank dort bis zum hellen Morgen, und zwar ohne Unterlaß auf die Gesundheit der Frau Marie Walter. Diese Huldigung glaubte ihr Mann ihr schuldig zu sein, der

goldenen Säule seines Hauses, und er hielt sich und seine Gäste so eifrig dazu an, daß ihnen in jener Nacht nicht einmal Zeit zu einem Spielchen übrig blieb. Das Versäumte konnte erst am folgenden Abend nachgeholt werden, und dabei erging es dem armen Walter schlecht. Er verlor alles Geld, das er bei sich hatte, bis zum letzten Kreuzer. Der ganze Vorschuß auf die nächstjährige Besoldung, den die Güte des Kanzleirats ihm erwirkt hatte, befand sich bald in den Taschen seiner guten Kameraden.

„Übergebe Er das sogleich seiner Frau!" hatte sein menschenfreundlicher Gönner ihn gemahnt, als er ihm die Summe einhändigte. Hoch und heilig hatte Walter es gelobt und auch Wort halten wollen — dessen rief er Gott und alle himmlischen Heerscharen zu Zeugen auf, als er, ein reuevoller und zerknirschter Sünder, zu seiner Frau heimkehrte. Aber wenn das Unglück einen Menschen einmal beim Schopf hat, läßt es ihn nicht mehr los. Sein Unglück war es gewesen, sein verwünschtes! das ihn den guten Vorsatz vergessen ließ. Walter raufte sich die Haare und schlug an seine Brust und zerfloß in Mitleid mit sich selbst, dem jetzt nichts mehr übrig geblieben war, als die Liebe seines Weibes, das er leidenschaftlich herzte und küßte.

Marie bemühte sich, ihn zu beschwichtigen, ging, nachdem es ihr halbwegs gelungen, zu ihrer Mutter, und bat, ihre frühere Beschäftigung an deren Seite, in der Waschküche, wieder aufnehmen zu dürfen. Der halbe Gulden, den sie auf diese Weise täglich verdiente, war der Frau des Mannes, der zweitausend Gulden Jahreslohn bezog, unentbehrlich geworden. Nun gab es zweifache Plage, die mit ihrem elenden Hausstande, und die mit ihrem Dienst.

Walter änderte sich weder im Schlimmen noch im Guten. Zahllose Male wegen stets erneuter Exzesse entlassen, verdankte er seine Begnadigung immer wieder der Fürsprache Mariens. Daß er ein vorzüglicher, wenn auch rüder Trainer war, und

bei seinem Herrn für unersetzlich galt, brachte er gar nicht in Anschlag, es freute ihn, seiner Frau alles zu verdanken, er wollte gern ihr Schuldner sein und es auch bleiben. — Schulden hatten überhaupt nichts Drückendes für ihn. So ließ er deren Last wachsen und wachsen, vertrank, verspielte, versetzte das letzte Hausgerät, das letzte Kleidungsstück. Er konnte es noch so arg treiben, sein Weib schwieg; sogar wenn er es darauf anlegte, bekam er keinen Vorwurf zu hören. Ein Wort, eine Klage von ihr hätte sogleich einen Wildstrom entfesselt: die maßlose Reue des Unverbesserlichen, und unfehlbar eine jener Versöhnungsszenen herbeigeführt, vor denen ihr mehr graute als vor dem Tode.

Sie hüllte sich immer enger und fester in die Schleier ihrer Makellosigkeit; sie verdoppelte, verzehnfachte ihren Fleiß. Nachdem sie den ganzen Tag bei der Arbeit zugebracht hatte, wachte sie nun die halben Nächte hindurch und nähte und stickte schöne Gewänder für die reichen Bäuerinnen.

Ihre Mutter, die alte Josepha, verzehrte sich in Groll und Gram über den nichtsnutzigen Schwiegersohn. Aber sie durfte ihre Empörung in Gegenwart seiner Frau nicht aussprechen. Unbegreiflicherweise nahm ihn diese gegen ihre Mutter in Schutz.

„Ihr hättet," sprach sie, „Euch besser nach ihm erkundigen und ich hätte Euch nicht nachgeben sollen. Jetzt hab' ich ihn, jetzt muß ich schauen, mit ihm auszukommen. Es ist einmal nicht anders."

Viel herber als die Mutter wurden die doppelzüngigen Bekannten abgefertigt, die sich Marien mit heuchlerischen Mitleidsbezeigungen näherten, in der so vielen Leuten angenehmen Erwartung, eine Frau über ihren Mann klagen hören.

Die verschmähte Teilnahme verwandelte sich in Schadenfreude und Hohn: Im Grunde hatte ja Marie Walter keine Ursache zur Unzufriedenheit. Mochte man ihrem „Herrn" noch

so übel nachreden, daß er ein guter Ehemann war, das mußte man ihm lassen. Er hielt seinem Weibe die Treue, und was verzeiht ein Weib in solchem Falle nicht? Sein tolles Wesen trieb er außer dem Hause, Marie hatte darunter nicht zu leiden, sie wurde von ihm verhätschelt, ihr konnte er recht sein, der Lump!

Marie lächelte wehmütig über solche Faseleien. Sie wußte am besten, wie recht er ihr war. Die andern erduldeten seine Gewalttätigkeiten, sie erduldete seine Zärtlichkeiten und — beneidete die andern.

Aber das sind Dinge, von denen man nicht spricht.

Und wovon spricht man überhaupt, wenn man sich den Menschen gegenüber so fremd fühlt wie Marie? Die Ahnung, die stets in ihr gedämmert hatte, daß es einem Wesen von ihrem Werte nicht wohl ergehen könne in dieser argen Welt, klärte sich allmählich zur Überzeugung und machte ihren Schmerz, aber auch ihre Erhebung aus.

Zwei Jahre schlichen so dahin.

Im Herbste des dritten versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Sportsfreunden im fürstlichen Schlosse. Es wurden Privat-Trials abgehalten, als Vorbereitung zu den öffentlichen Rennen. Die von Walter trainierten Fohlen trugen regelmäßig den Sieg davon, und eines Tages ließ sich der Fürst, berauscht durch diese Triumphe, zu der Behauptung hinreißen, daß sogar sein alter Holiday noch vermöchte, alle anwesenden Pferde zu schlagen. Vorausgesetzt, fügte er hinzu daß Walter ihn steuere.

Seiner Gewohnheit entgegen, zeigte sich der Head-groom, der sonst jede Großtuerei seines Herrn überbot, etwas bedenklich. Vor zehn Jahren war er zum letztenmal als Jockei geritten, war damals schon um etliche Pfund zu schwer gewesen. Und dann der Holiday! — So ausgemacht, wie seinem Fürsten, wollte dem Groom der Erfolg des einst Unüberwindlichen doch nicht scheinen. Aber Walters Ehrgeiz war aufs höchste ge-

stachel.; nach langem Erwägen warf er plötzlich die Mütze in die Luft und rief in einer jugendlichen Anwandlung von Tollkühnheit:

„Hol's der Geier, ich tu's! Es wird den Hals nicht kosten, Durchlaucht, und wenn's ihn kostet, so sorgen Durchlaucht für meine Wittib!"

Am folgenden Tage fand ein unvergeßlich schönes Rennen statt. Walter lachte bei den Zurufen, die ihn bei seiner Ankunft auf der Bahn von der Tribüne aus begrüßten, und auch Holiday fletschte die langen gelben Zähne und sah verächtlich drein. Wer weiß, was er dachte, der hagere Vollblut, doch zu denken schien er: Fordert ihr mich noch einmal heraus? Und könntet doch wissen, was es auch koste: ich bestehe!

Von Anfang an nahm er die Führung und war nicht einen Augenblick in Gefahr, sie zu verlieren. Die andern Pferde kämpften mit ihm, er — nur mit sich, mit der Atemnot, die den Alten würgte, während er von seinem Reiter wütend aufgerieben den Weg verschlang. Er gab seine letzte Kraft, aber die ganze. Das Maul trocken wie Feuer, die Augen starr und herausgequollen, schoß er am Ziel vorbei und schlug zehn Schritte weiter in den Boden wie ein Projektil. Das Pferd blieb tot, den Reiter zog man noch lebendig unter ihm hervor. Aber er sagte gleich:

„Mit mir is vorbei!"

Der Arzt, der Chirurg eilten hinzu, der Fürst wollte durchaus seinen schwer verwundeten Diener im Schlosse verpflegen lassen, Walter wies alles von sich, er verlangte nach Hause, zu seinem Weibe, so rasch als möglich zu ihr. Keine Minute von den wenigen, die ihm zugezählt waren, mochte er anders zubringen als Auge in Auge, Hand in Hand mit der Vielgeliebten. „Aus dem Weg," winkte er jedem, der sich seinem Lager nahte, dem Arzt, den Kameraden, dem hohen Gebieter, dem trostsprechenden Priester.

„Aus dem Weg! laßt's mich nur noch in Ruh' mein schönes Weib anschauen!" keuchte der Sterbende. Unablässig flüsterte er ihr zu oder lachte leise vor sich hin, wie umgaukelt von süßen Erinnerungen.

„Ich war so glücklich mit dir! — Ich hab' dich aber auch glücklich gemacht... Du hast deinen Walter rechtschaffen lieb gehabt, nicht wahr, mein Schatz?" Sein Blick suchte den ihren: „Nicht wahr?" wiederholte er.

Marie schloß die Augen — erzitternd neigte sie sich über ihn.

Er sah es noch und legte die stumme Gebärde als Bejahung aus.

„Ich weiß, ich weiß — so stirbt sich's gut," hauchte er im letzten Atemzuge.

VII.

Wie ein Familienunglück wurde der Tod des Grooms, der das Opfer einer übermütigen Laune seines Herrn geworden war, im Schlosse betrauert. Man ehrte sein Andenken in jeder Weise. Der Fürst ließ ihm ein Monument auf das Grab setzen mit der Inschrift: „Der Treue," und zu gleicher Zeit ergingen aus der Kabinettskanzlei zwei Befehle. Der eine an das Rennamt: „Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassenen Schulden sind sofort zu bezahlen." Der andere an die Hausverwaltung: „Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassene Witwe ist sofort in die jetzo vakante Stelle der hochfürstlichen Wäschmeisterin zu übernehmen."

Die letzte Entschließung erregte im Orte eine Gärung, die sogar von dem sonst unerschrockenen Herrn Kanzleirat als an das Bedenkliche streifend bezeichnet wurde. In den Augen fast aller Frauen schrumpfte die respekteinflößende Frau Marie

Walter plötzlich zum kleinen Mariechen Lakomy zusammen. Sie wurde mit einem Rucke in die Kinderschuhe zurückgestellt und nahm sich in dieser Verfassung nicht besser als eine Karikatur dessen aus, wofür sie gelten sollte: die Vertreterin eines der wichtigsten und bestbesoldeten Ämter im fürstlichen Haushalte.

Es gehörte damals viel Charakterstärke dazu, um ihr nicht aus dem Wege zu gehen, so tief war sie durch ihre Erhöhung in der Meinung ihrer Mitbürger gesunken. Der Neid hatte über Nacht die wunderlichsten Verleumdungen ausgebrütet, und sie durchzogen die Luft in dichten Schwärmen. Jeder Argwöhnische schwor auf eine andere; die Wohlwollenden aber, die sich nicht entschließen konnten, an eine von ihnen zu glauben — glaubten an alle. Man erinnerte sich, wie oft es geheißen, wie oft Josepha triumphierend verkündet hatte, Walter verdanke sein Verbleiben im Dienste einzig und allein den Fürbitten seiner Frau. Über die Natur dieser Fürbitten war man nun im reinen. Nur über die Person, an die sie gerichtet gewesen, blieb man eine Zeitlang im Zweifel. Nach einigem Hin- und Herschwanken schoß plötzlich der Verdacht gleich einem Geier auf das unschuldigste Haupt nieder und krallte sich daran fest. Ach, es war das edle, greise, perückengeschmückte Haupt des Herrn Kanzleirats!

Der Kanzleirat hatte den Vortrag beim Fürsten, sein Einfluß war unbegrenzt. Wenn er ihn bisher nie zugunsten seiner eigenen Interessen ausgebeutet hatte, wußte er sich jetzt mit einem Mal schadlos dafür zu halten, der alte Fuchs. So lautete im großen ganzen das Urteil der Menge, und die guten Freunde, die dazu da sind, um den Leuten zu sagen, was ihre Feinde von ihnen denken, brachten es den Opfern der öffentlichen Meinung zur Kenntnis. Die alte Josepha verlor beinahe den Verstand darüber. Sie, die Friedfertige, erklärte der ganzen Welt den Krieg und meinte die Rechtfertigung ihrer Marie

durch fanatische Lobpreisungen der einzigen bewerkstelligen zu können.

Sie machte auf diese Art das Schlimme noch schlimmer.

Ihrerseits trug die Frau Wäschmeisterin nichts dazu bei, die allgemeine Mißgunst zu vermindern und wenigstens einzelne aus dem großen Publikum zu gewinnen. Sie vereiste immer mehr, zog die Oberlippe immer verächtlicher in die Höhe und bemitleidete schweigend „die liebe, gute Mutter", die sich vermaß, die Verleumdung nieder reden zu wollen.

Ihres Amtes waltete sie mit großartiger Umsicht. Sie ging langsam durch die Waschküche und die Plättstuben; der Schlüsselbund an ihrem Gürtel klirrte und begleitete ihre Schritte, wie die eines antiken Feldherrn, mit Erzesklang. Ihre Augen waren falkenscharf für das kleinste Versehen der Mägde. Wenn sie lobte, geschah es wehmütig und nie, ohne sich selbst mitzuloben.

„Hast du mir endlich etwas abgelernt, Ursula? — Folgst du endlich meinem Beispiel, Cordula?"

Wenn sie tadelte, geschah es schmerzlich, mit einem schwermütigen Ausdruck in den wundervollen Augen:

„Wie kann man ein Tischtuch so zusammenlegen, Veronika? — Gott im Himmel! Ein Riß in einer der neuen Servietten, Katerzenka!"

Sie ging von hinnen, gekränkt in den besten Empfindungen, bestärkt in ihrer schmerzlichen Geringschätzung der Menschen, und betrauerte in der Nachlässigkeit einer ihrer Mägde den Mangel an Pflichtgefühl der gesamten heutigen Jugend.

Die leichtsinnigen Wäschermädchen kicherten hinter ihr her. Echte Kinder der Neuzeit, trugen sie Köpfe auf ihren Schultern, denen das Organ der Ehrerbietung fehlte.

„Die treibt's heute wieder!"

„Wegen einer dummen Serviette!"

„Als ob die Herrschaft sich keine neue kaufen könnt'!"

„Nein, die Kränkung! Sie hätte bald geweint," sagte Veronika, ein derbes, übermütiges Ding mit breitem Gesicht und Wangen so rot und glänzend wie Himbeeräpfel.

„Ach was!" entgegnete die kleine Ursula, die Seniorin der Gesellschaft, „sie wird sich schon trösten, ein Küßchen des Herrn Kanzleirats wird sie trösten." Alle lachten und alle erklärten und beteuerten, daß sie viel lieber ihr Leben lang einfache Taglöhnerinnen bleiben, als sich den Reichtum einer Prinzessin erkaufen wollten um den Preis eines Küßchens vom Herrn Kanzleirat.

Die gedankenlosen Kinder ahnten nicht, welches Unheil ihre Reden stifteten. Ihre frevelhaften Reden, die, einmal hinausgestoßen in das unendliche Bereich des Schalles, immer weitere Ringe bildeten, einen immer größeren Kreis umspannten, bis sie endlich in den des Mannes gelangten, dem sie eine unheilbare Wunde schlagen sollten — des Kanzleirats.

Er feierte eben eine Weihestunde. Er falzte mit eigenen tabakgebräunten Fingern die Foliobogen seiner, auf dem Wege der Lithographie in fünfundzwanzig Exemplaren reproduzierten „Darstellung der Rechtsverhältnisse des vormals reichsständischen Hauses Herburg".

„Es scheint eine kleine Arbeit, Folteneck," sagte er zu seinem Schreiber, „aber es ist eine große. Welche Mühe es mich gekostet hat, aktenmäßig festzustellen, daß Wilhelm Franz Johann nicht, wie bisher ausgemacht schien, Anno 1483, sondern schon 1481 die allodiale Grafschaft Scheer Kaiser und Reich zu Lehen auftrug und solches in ein Kunkel-Lehen verwandelte — das kann ein Gründling, wie Sie, sich nicht vorstellen."

Der „Gründling", der dreißig Jahre alt war und infolge seiner sitzenden Lebensweise an chronischer Gelbsucht litt, entgegnete bissig, daß er sehr wohl imstande sei, die beregte Mühe zu ermessen, um so mehr, als er an derselben partizipiert habe. Übrigens stelle er, mit Rücksicht auf das Recht, das er durch

diese Mühe sich erworben zu haben glaube, den Antrag: ein Exemplar der „Darstellung" usw. dem Wäschedepot zuzuteilen, aber nicht als Lehen, sondern als ewige Inhabung.

Der Kanzleirat nickte freundlich mit dem Kopfe: „Nicht unfein! nicht unfein! Ins Wäschedepot, zu dem jene Kunkelherrschaft den Grund gelegt haben dürfte. Als Huldigung überdies, dargebracht den Manen der Beschützerin der Spinnerei und Weberei, der hochseligen, auch in der „Darstellung" erwähnten Augusta Maria ..."

„Und! Und! Und!..." fiel ihm der Schreiber ins Wort, der beide Beine mit einer unnachahmlichen Kunst um die Füße seines Sessels geflochten hatte, und sich vor Bosheit zuckend hin und her wiegte.

„Und — was?" fragte der Kanzleirat.

„Und der anderen Maria," entgegnete mit nervösem Gelächter Herr Folteneck. Sein Vorgesetzter verlangte eine Erklärung, ein Wort gab das andere, und so erfuhr der alte, höchst empfindliche Ehrenmann die schamlosen Gerüchte, die seinen reinen Namen befleckten.

Er sank zusammen unter ihrer erdrückenden Wucht, und es dauerte lange, bevor er die Kraft aufbrachte, mit gebrochener Stimme zu sagen:

„Gehen Sie, Folteneck — Zulukaffer! Sie haben ein vergiftetes Messer in die Brust Ihres Freundes, ich darf sagen, Ihres Wohltäters gestoßen. Gehen Sie, rufen Sie mir meine Frau."

Folteneck ging und fühlte sich zerfallener denn je mit sich selbst. Er wäre vielleicht ein guter Mensch geworden, wenn er täglich drei Stunden Bewegung hätte machen können.

Der Kanzleirat verließ das Amt, gestützt auf seine Gemahlin, und begab sich, von ihr begleitet, zum Fürsten.

„Durchlaucht," sprach er, „man hat meiner oft gespottet, weil ich viel eifriger beflissen war, einem seit Jahrhunderten

in Gott ruhenden Herburg Ansehen zu verschaffen, als meiner eigenen, geringen, aber lebendigen Person. Ich habe mich darüber hinweggesetzt. Jetzt jedoch geht man weiter, als ich mich setzen kann. Man bringt meinen Namen in Verbindung mit dem einer hübschen Frau; das ist schändlich, und das lasse ich mir nicht gefallen. Daß ich nie nach einer hübschen Frau gefragt, mich nie nach einer solchen umgesehen habe, dafür bürgt meine hier anwesende Gemahlin."

Der Fürst, eine hohe Gestalt, noch jugendlich und schon etwas kahl, stemmte beide Hände in die Seiten, suchte ein gar zu heiteres Lächeln zu verbeißen, sah über den Kopf des Kanzleirats zum Fenster hinaus und fragte, was dieser eigentlich wolle?

„Meine Unbescholtenheit, Durchlaucht! geben mir Durchlaucht meine Unbescholtenheit wieder!" entgegnete der Alte zitternd vor Schmerz und Grimm.

Er wurde mit einer ausweichenden Antwort entlassen. Im Laufe des Tages jedoch beschied der Fürst den Herrn Dechant zu sich und warf ihm die Verwahrlosung seiner Gemeinde vor. Ein Vergnügen mache es den Leuten, dem Besten — „ohne Frage Besten!" — unter ihnen durch ganz elende und unbegründete Nachreden das Leben zu vergällen.

Die Nähe des geistlichen Herrn hatte immer etwas Aufregendes für den Fürsten. Der Dechant war ein Mann wie ein Baum und der einzige auf dem Gute, der den Kopf nicht tiefer vor Sr. Durchlaucht senkte, als die strenge Höflichkeit erforderte. Wenn das Gespräch auch noch so friedlich begonnen hatte, es endete von seiten des Fürsten immer in gereiztem Tone. So sagte er denn auch dieses Mal lauter und schärfer als ihm selbst lieb war, einiges von „lauer Seelsorge" und von „unchristlicher Gesinnung in der christlichen Gemeinde".

Der Dechant sah ihm dabei unverwandt in die Augen und half mit einem oder dem anderen Worte aus, wenn Se. Durch-

laucht stockten. Als diese schwiegen, erwiderte der Priester ruhig, er halte die Demütigung, die den gelehrten und freigeistlichen Kanzleirat betroffen habe, für eine Zulassung Gottes.

„Ich will ihn ermahnen, sie in Ergebung zu tragen," schloß er. „Die verleumderische Gemeinde aber verdient ebenfalls eine kernige Zurechtweisung, und diese werde ich ihr in der nächsten Sonntagspredigt erteilen."

VIII.

Sonnabend war's, ein gar feiner Dezembermorgen, acht Wochen nach dem Tode Walters und eine vor dem holden Christfest, dem Tag Adam und Evas, der über das Wetter für den Rest des Jahres entscheidet.

Vor Tagesanbruch hatte Marie sich aufgemacht, um zu einer Kranken zu wandern. Es war dies eine alte, einst als Hexe verschrieene, jetzt bald blöde Bettlerin. Die Abwartung des verwahrlosten Weibes kostete der Reinlichkeitsschwärmerin Marie nicht wenig Selbstüberwindung. Aber sie hatte sich die Last aufgebürdet und trug sie wacker und treu. Nicht aus Christenliebe, sondern aus Christenpflicht, wohl auch ein wenig aus Widerspruchsgeist und Trotz gegen die Dummheit und den Aberglauben, die sich in der allgemeinen Verfemung eines hilflosen und armseligen Geschöpfes äußerten.

Froh, ihre Aufgabe wieder für einen Tag gelöst zu haben, begab sich Marie auf den Heimweg. Sie trat rasch aus der dunkeln Hütte, mußte aber plötzlich stehen bleiben und die Hände an die geblendeten Augen drücken.

Während sie da drinnen geweilt, hatte sich das unendliche Grau, das noch kurz zuvor die Welt umhüllte, in ein schimmerndes Weiß verwandelt. Die Sonne war aufgegangen am Rand

der schneebedeckten Ebene, gar nicht so weit schien's vom Ende der langen und breiten Dorfgasse. Marie besann sich, wie oft sie als Kind an dieser selben Stelle, in dieser selben Weihnachtszeit gedacht hatte: Ach, wenn eines nur recht laufen dürft'! jetzt, wo der Schnee eine Brücke spannt über Berg und Tal, gleich wäre es dort, und spränge mitten in die Sonne hinein, und stände da von ihrem Purpur umwallt, und mit einem Strahlenkranz, schöner als der der Muttergottes.

Warst ein hoffärtiges Kind — flog es ihr durch den Sinn, strafbar hoffärtig. Aber so arg treibt es eben nur ein Kind. Später wird man bescheidener.

— Wird man?

Mariens Kopf senkte sich in verworrenen Gedanken, die einem Gefühl der Anbetung entsprangen, vor jener Lichtspenderin, die beide verklärte: den reinen Himmel und die unlautere Erde, so wunderbar verklärte, daß es keine sichtbare Grenze mehr zwischen ihnen gab. Die Sonne gehört wohl nicht zu den Wesen, die immer nur scheiden und unterscheiden wollen; sie gleicht die Unterschiede aus. Wer könnte sagen, ob der goldige Streifen, auf den Mariens Blick sich heftet, noch den Schnee der Ebene oder schon das Gewölk des Himmels säumt?

Ja, — so tut die Sonne, der wir alles Licht verdanken, neben das freilich auch, ihr zu Hohn und Tort, der tiefste Schatten fällt ... wie eben jetzt zum Beispiel in den glitzernden Schnee der schwarze Schatten, in den Marie die Spitze des Fußes gesetzt.

Sie erhob die Augen und erblickte den Alois im schweren Schafpelz, in Schneestiefeln, die Pfeife im Mund, das Gesicht, soviel Marie davon sehen konnte, hoch gerötet. Vor Kälte konnte es nicht sein, denn er kam ja eben erst aus seinem Hause. Und nach dem Hause wandte er sich auch und rief zurück: „Nicht von der Stelle! Keinen Schritt! — Moni! Franzi! wollt ihr gehorchen, Rangen?"

Nein, die Rangen wollten nicht. Sie humpelten dem Vater nach, so gut es ging, auf ihren noch unverläßlichen Beinen, sanken auch nicht allzu tief in den Schnee, die Däumlinge, aber so kurz der Weg, den sie zurückgelegt hatten, waren ihre Strümpfe doch schon pudelnaß, und Schuhe hatte man vergessen ihnen anzuziehen. Sie antworteten auf alle Befehle, die ihnen erteilt wurden, nur mit dem Rufe: „Vater! Vater!" Einer suchte dem andern zuvor zu kommen und Moni, dem das gelang, bezahlte den Sieg teuer, denn plötzlich purzelte er nieder, und zwar ziemlich derb. Alois sprang hinzu, hob den schreienden Jungen vom Boden, nahm ihn auf den Arm und deckte seinen weiten Pelz über ihn, so daß er eben noch atmen und mit seinen hellen Äuglein in die Welt hinaus gucken konnte. Sein Brüderchen aber, das ihn da oben thronen sah, stimmte ein lautes Gekreisch an und verlangte ungestüm zu ihm.

Ja — wie sollte der Alois da helfen? Er bückte sich zwar und streckte seinen freien Arm einladend nach dem Bübchen aus; aber das vermochte nicht, sich auf den dargebotenen zu schwingen, versuchte es auch gar nicht, sondern schrie nur immer.

„Sei still! sei still!" befahl der Vater und bückte sich von neuem, und streckte von neuem den Arm aus, und war sehr drollig mit seinen ungelenken Bewegungen in den schweren Stiefeln, mit der Pfeife zwischen den Zähnen, dem Kind in seinem Pelze und dem bekümmerten und ratlosen Ausdruck in seinem Gesicht.

„Wartet," sagte Marie plötzlich, „bleibt nur stehen." Und sie näherte sich, um Alois das Kind zu reichen.

Das verstand ihre Absicht sofort und hüpfte frohlockend an ihr empor. Ach, wie federleicht das kleine Ding, das, vor Hast und Aufregung bebend, Marien anlachte mit strahlendem Gesicht und lieblich und liebreich das halboffene Mündchen an ihre Wange drückte. Jetzt aber, nachdem der Fahrlohn bezahlt war, wollte er auch befördert sein und strebte mit Händen und

Füßen von ihr weg zum Vater und zum Bruder hin. Einen Augenblick hielt Marie es noch fest, zum ersten Mal ein Wesen fest, das fort von ihr verlangte. Eine unbekannte Empfindung erfüllte und — beklemmte ihre Brust, scheu und zärtlich, geheimnisvoll und süß: die Liebe des kinderlosen Weibes zu einem Kinde.

— Gib's nicht her! wandelte es sie an. Aber schon hatte sie dem Knäblein seinen Willen erfüllt, schon saß es wie im warmen Neste dem Moni gegenüber.

Gern hätte Alois Marien für den geleisteten Dienst gedankt, er brachte jedoch nur ein elendes Gestotter heraus. In zorniger Verlegenheit blickte er den Leuten nach, die des Weges kamen und mit Stichelreden nicht sparten, als sie ihn und die junge Witfrau nebeneinander stehen sahen. Er tat, als bemerke er es nicht und sprach überlaut, damit jeder hören könne, daß er kein Geheimnis mit Marie verhandle. Bitter klagte er über Barbara, die sich um nichts kümmere. Seine Buben hätten erst den Scharlach durchgemacht, und sie lasse sie da im Schnee herumlaufen.

Ein altes Mütterchen mischte sich unberufen ins Gespräch: „Geschieht ihm recht! warum bleibt er so lange ledig."

„Ja," entgegnete ein kecker Bursche, „er fürcht't sich. Es is ihm gar zu schlecht gegangen in seiner ersten Eh'."

„Ach was!" meinte das Mütterchen und schielte nach Marie hinüber, „jetzt könnt er's ja besser haben."

„Wenn's nur dem Herrn Kanzleirat recht ist!" sprach der Bursche, wartete aber die Wirkung seines Spaßes nicht ab, sondern machte sich eilends davon.

Die Alte und Barbara, die inzwischen auch herangekommen war, taten entrüstet und schmunzelten einander dabei vergnüglich zu.

Alois hatte eine zerstreute Miene angenommen und sich mit seinen Jungen beschäftigt; jetzt bemerkte er die Barbara,

fuhr sie heftig an und wandte sich, von ihr begleitet und immerfort scheltend, nach seinem Hause zurück.

Marie hatte die ganze Zeit über nicht mit einer Wimper gezuckt. Die neugierigen Augen, die auf ihrem Gesichte ruhten, suchten vergeblich eine Spur dessen, was in ihr vorging, zu entdecken.

Sie schritt weiter mit gewohnter Gelassenheit und sah kalt zum Alois hin, der eben jetzt seine Kinder auf der Schwelle absetzte.

„Der wird nie frei!" dachte sie, „der wird immer einen Herrn haben. Weil's sein Vater nicht mehr ist, muß es der erste beste Narr sein, der an ihm vorbei geht."

IX.

Die Kirche war überfüllt, wie immer an den Sonntagen, an denen der Herr Dechant selbst die Predigt hielt. Männer und Weiber drängten sich heran, um kein Wort des Priesters zu verlieren, der nur selten zu seiner Gemeinde sprach.

Durch den schwülen Raum zog ein dumpfes Wogen, als er hinter dem Altar hervortrat und mit gesenkten Augen an dem Oratorium vorbeischritt, in dem sich die Herrschaften vollzählig eingefunden hatten. Die Honoratioren in den Chorstühlen standen zu stummer Begrüßung auf, zuerst der schmächtige Kanzleirat samt stattlicher Gattin und Tochter, denn nie mehr anders, als durch die Bande der Eintracht mit seiner Familie verbunden, ließ der alte Herr sich öffentlich sehen. Steif und starr wandte er sich nach der Altarseite und ab vom Kirchenschiffe, in dessen erster Bank er die unheilvolle Nähe der Frau Wäschmeisterin ahnte.

Der Dechant ging auf die Kanzel zu, eine Gasse öffnete sich vor ihm, ehrfurchtsvoll war die Menge zurückgewichen.

Nun stand er oben, sprach ein kurzes Gebet und verlas sodann das Evangelium des Tages: Johannes am 1. 19. bis 28. Vers: „Die Juden sandten Priester und Leviten zu Johannes, daß sie ihn fragten, wer bist du?"

Zu Ende gekommen, legte der Dechant beide Hände auf die Brüstung der Kanzel, neigte sich ein wenig vor und hob mit klangvoller Stimme an, im Tone eines ruhig Sprechenden und Erklärenden:

„Der Apostel, der dem Herrn die Wege bereitet hat, wandelt nicht mehr auf Erden; ihn können die Abgesandten der Heuchler und Pharisäer nicht mehr zur Rede stellen und fragen: Wer bist du?

„Aber seine Nachfolger sind unter uns, treue Arbeiter im Weinberge des Herrn und dem Ungerechten ein Dorn im Auge. Wie dereinst den Täufer treten die Ruchlosen heute noch die Kinder Gottes an und fragen: Wer seid ihr, die ihr anders seid als wir?

„Und wahrlich, auch diese Reinen könnten antworten: Wir sind die Stimme des Rufenden in der Wüste, denn unser Beispiel predigt euch umsonst. Ihr solltet es lieben, aber ihr haßt es. Unser Wandel erweckt nicht eure Lobsprüche und eure Verehrung, erweckt euren Verdacht, und dieser die schwarzzüngige, die giftige Schlange: die Verleumdung."

„Die Verleumdung gleicht dem Diebe, sagt der heilige Johannes Chrysostomus, dem Diebe, der sich in ein Haus einschleicht, erspäht, was zu entwenden ist, und sich verbirgt. Was der Dieb am fremden Eigentum, tut der Verleumder am guten Ruf des Nächsten. — Die Verleumdung ist eine Art Mord, sagt der heilige Franziskus von Sales. Wir haben drei Leben: das geistige, das körperliche, das bürgerliche. Das letzte ist es, das durch die Verleumdung getötet wird."

Der Redner machte eine Pause, richtete sich auf, Zornes-

flammen leuchteten aus seinen Augen; er erhob die Arme und schleuderte in alle zu ihm emporbangenden Gesichter eine furchtbare Anklage:

„Diebe und Mörder!"

Ein Schauder lief durch die Schar der Anwesenden, viele Wangen erbleichten.

„Ihr seid es!" fuhr die machtvolle Stimme fort, „Verleumder und Ehrabschneider! — Es gibt eurer aus Neid, das sind die Schlimmsten; es gibt eurer aus Torheit, das sind die Gefährlichsten, es gibt eurer aus Bosheit, das sind die Verworfensten. Verleumder und Ehrabschneider, glaubt nicht, daß es Mitleid mit euren Opfern ist, das mir das Wort der Verdammnis auf die Lippen zwingt. Sie bemitleide ich nicht! Auf ihrer Stirn erglänzt schon hier auf Erden der Widerschein der Märtyrerkrone, die sie einst im Himmel tragen sollen."

War es Zufall, daß die ausgestreckte Hand des Predigers mit segnender Gebärde auf ein junges Weib hinwies, das verklärten Angesichts, marmorweiß, wie unter dem Einfluß eines Wunders entgeistert und verzückt in der ersten Reihe der Kirchenbänke stand und nun wie überwältigt in ihre Knie sank? Eine Sekunde nur streifte sie sein Blick, dann richtete er sich wieder auf die Menge.

„Ihr seid's, die ich bedaure, und ich bin's, ich, von dem der ewige Richter einst eure Seelen fordern wird."

Und nun, nachdem er die Herzen erschüttert, suchte er sie zu rühren, und es gelang ihm, und er wußte, daß es ihm gelingen müsse. Die Stumpfsten horchten mit dem Gefühl, daß es ihr eigenes Gewissen war, das aus diesem Apostelmunde zu ihnen sprach. Ein paar hundert Köpfe neigten sich zustimmend, als er sagte: „Die Lüge, die ihr verbreitet, ihr selbst glaubt nicht an sie!" Und die Hände falteten sich wie gelobend, als er seine Gemeinde aufrief zur Reue und Buße, zur lebendigen, tatkräftigen Reue und Buße.

Als der Dechant die Kanzel verließ, drängte ein Weib sich zu derselben hin und preßte die faltenreiche Wange an die Stufen, die sein Fuß betreten hatte. Es war die alte Josepha.

Marie blieb auf den Knien, hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und konnte sich nicht entschließen, aufzublicken. Sie hatte im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit dem Verdacht ruhig die Stirn geboten, er hatte sie empört, aber nicht verwundet. Dazu besaßen die ihr gleichgültigen Menschen, die ihn hegten, nicht die Kraft. Jetzt aber, nach der öffentlichen Lossprechung, die ihr zuteil geworden, nach einem Augenblick erdrückender Seligkeit, fühlte sie ihre Stärke und ihren Stolz entschwinden. Ihr verschlossenes Herz hatte sich plötzlich geöffnet, und der Zweifel an sich selbst brach mit seinem Gefolge von Bangen und Zagen herein.

Die unerhörte Verherrlichung, die sie erfahren hatte, war die verdient? Konnte sie ihrer wert sein, die den Preis jeglichen Erdenglücks noch schuldig war, die ihn noch nicht bezahlt hatte in Liebe und Leid?

Da lag sie nun, die vor allem Volk Gepriesene, und hätte gern nachgedacht: wie fängst du es an, demütiger und liebreicher zu werden? und hätte gern gebetet und vermochte es nicht und stieß überall an die Grenzen ihres Wesens.

Allmählich jedoch — wie wurde ihr? Wie kam es so beschwichtigend über sie, die Ringende erlösend, weil es sie weit fort von dem Schauplatz ihres Kampfes trug. In wortloser Sprache und doch so verständlich rief es ihr zu, lieh ihrer Andacht Flügel und ihrem unbestimmten Sehnen einen Ausdruck. Und mehr, weit mehr, als sie fassen und begreifen konnte, erweckte es in ihrer Seele die Ahnung einer Anbetung ohne Ende, eines Friedens ohnegleichen. Lange blieb sie dem wunderbaren Eindruck ganz hingegeben; endlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß es die alte Orgel war, die sang, und was sie sang, war das alte Kirchenlied. Und dennoch meinte Marie, es heute

zum ersten Mal zu hören; und nicht sie allein, auch andere lauschten voll Erstaunen den Fluten von Wohlklang, die die Kirche durchbrausten.

„Der neue Schullehrer spielt," flüsterte eines dem andern zu, und nach der Messe hieß es: „Das ist ein Meister! Kommt aber auch von weit her, gar von Wien!"

Viele Leute wollten wissen, was denn Frau Walter zu der herrlichen Musik sage, ob es nicht eine Freude sei, daß man es jetzt immer so gut und schön haben solle? Sie war gezwungen, stehen zu bleiben, um all den Fragern und Fragerinnen Bescheid zu geben, die sie umringten; einige ängstlich, andere zutraulich, die meisten in Verlegenheit, und in der offenbarsten — der Alois. Er hielt sich in schüchterner Entfernung, stopfte seine Pfeife, sah die Leute mit verstohlenen Blicken an und schien sich bei jedem erkundigen zu wollen: Was meinst du nun?

Auf der Schwelle der Kirche erschien jetzt der Kanzleirat, heiter lächelnd, verjüngt, vergnügt. Statt, wie es in letzter Zeit bei ihm Brauch geworden war, der Frau Wäschmeisterin von weitem im großen Bogen auszuweichen, ging er, wie auf Springfedern, leichten Schrittes auf sie zu und sprach sie vor aller Welt mit freundlicher Stimme an. „Guten Morgen, Frau Walter!... Das war heute ein Gottesdienst, Frau Walter! Und die Musik! Sehr brav der Schullehrer! Was mich betrifft, meine Andacht wurde nicht wie sonst durch die Musik gestört, sondern erhöht."

Er lüftete den Zylinder von Anno siebenundvierzig. „Adieu, Frau Walter!"

Seine Gemahlin aber neigte mehrmals in herablassender Weise das Haupt und sagte huldvollst:

„Auf Wiedersehen, Frau Walter, auf recht baldiges Wiedersehen."

Josepha machte tiefe Bücklinge vor der Honoratiorenfamilie, nahm aber bereits den Gleichgestellten gegenüber wegwerfende

Mienen an. Während des Heimwanderns legte das strenge Schweigen der Tochter auch der Mutter Schweigen auf; jedoch, kaum zu Hause angelangt, öffnete sie die Schleusen ihrer Beredsamkeit.

Sie stellte sich mitten ins Zimmer, die Hände aneinander gepreßt, und hörte nicht auf zu fragen, ob es denn eine Frau gebe — Kaiserin oder Prinzessin, alles eins! der eine so große Ehre wie ihrer Marie widerfahren sei?

Nachmittags betete sie eine Litanei und sprach, nachdem sie damit zu Ende gekommen:

„Wenn unser Herr Dechant nicht auch einmal dasteht bei den Heiligen, will ich selber nicht in den Himmel kommen. Was meinst, Marie?"

Marie saß am Fenster, das Gebetbuch im Schoße. Bei der Ansprache der Mutter fuhr sie ein wenig zusammen, wie aus einem Traum geweckt, und gab die verkehrte Antwort.

„In den Himmel? Heute früh hab' ich gemeint ich bin schon dort und hör' einen Engel Orgel spielen."

X.

Das Waschküchenpersonal war sehr besorgt, daß es von nun an schwerer denn je sein würde, unter Mariens Befehlen zu dienen. Indessen hatte man sich, wie gewöhnlich, in der unberechenbaren Frau geirrt. Die Mägde mußten bald zugeben, daß sie weniger herb als früher war. Allerdings blieb ihr Scharfblick für jegliches Versehen, das in ihrem Bereiche begangen wurde, der gleiche; allerdings blieb nach wie vor keines ungerügt, doch verletzte ihre Rüge nicht mehr, und die Getadelten kamen auf dem Wege der Besserung rascher vorwärts, weil sie ihn jetzt freudiger betraten.

Gegen ihresgleichen benahm sich Marie seit jener Sonntagspredigt viel eher wie jemand, der etwas abzubitten, als zu verzeihen hat. Die Stimmung wurde für sie immer günstiger, so günstig, daß Herr Folteneck, in dem die Galle nicht aufhören konnte zu kochen, die giftige Bemerkung machte:

„Wenn die Wählbarkeit der Frauen einmal durchgesetzt sein wird, was gewiß geschieht, nicht weil sie so klug, sondern weil wir so dumm sind, sehen wir noch Frau Walter im Parlament als Abgeordnete für Herburg."

Einige Wochen nach Neujahr begab sich etwas, das Marie nicht erwartet hatte. Der Alois erschien, städtisch gekleidet, ohne Strauß im Knopfloch, aber doch als Bewerber, und hielt um ihre Hand an.

Sie hatte ihm einen Platz angeboten, er saß ihr gegenüber mit gekrümmtem Rücken und ausgespreizten Knien und drehte den Hut in seinen Händen. Er war noch hübscher als in seinen Jünglingsjahren, befand sich ja auch erst im Beginn des Mannesalters. Und wie von Herzen gutmütig sah er aus, dieser Mensch! Und ehrlich überdies, und so solid und ordentlich.

Die Augen Mariens ruhten lange fest und nachdenklich auf seinem Gesichte, dann sagte sie traurig:

„Ach, Alois, wie viel wäre an dir, wenn du nur ein bissel anders wärst!"

Er erwiderte, er sei eben, wie er sei, und davon wäre jetzt nicht die Rede, sondern von seiner Bewerbung, und auf diese erwarte er Antwort.

Sie seufzte: „Was willst also? Mich zum Weibe? — Denk doch an so was nit."

„Warum denn nit? Wer kann denn was dagegen sagen?" versetzte er. „Im ganzen Ort is niemand, der was dagegen sagt."

„Hast um Erlaubnis gefragt?"

Alois überhörte diese spöttische Rede und fuhr fort: „Bin

ich nit lang genug allein? Bist du nit schon bald ein halbes Jahr eine Wittib?"

„Wenn's auch sechs Jahre wären," antwortete sie. „Für mich is ein solches Glück nit mehr. Der mich lieb gehabt hat, is tot, und der, den ich lieb gehabt hab', ist auch tot." Sie zögerte ein wenig, und setzte, zum Fenster hinausblickend, hinzu: „Der ist an deinem Hochzeitstag gestorben."

Er verstand sie nicht gleich, schmunzelte aber geschmeichelt, als die Bedeutung ihrer Worte ihm klar wurde, und versicherte, der, den sie meine, lebe noch:

Marie schüttelte den Kopf: „Das muß ich wissen, darüber kann kein anderer mir Auskunft geben."

Nun begann er ihr Vorstellungen zu machen und fragte, als sie nutzlos blieben: „Warum willst mich denn nit nehmen, sag's?"

„Weil ich dich nit mehr so lieb hab', wie dazu gehört."

Da schmunzelte er wieder und meinte, wenn nur er sich's genügen lasse an der wenigen Lieb', die sie ihm noch spenden wolle, sei alles in Ordnung, um das Übrige brauche sie sich nicht zu kümmern.

Jetzt hatte er seine Sache verdorben; er fühlte es gleich. Nachdem er das gesagt, war es, als ob plötzlich ein eisernes Gitter zwischen ihnen niedergefallen wäre.

Marie wurde feuerrot: „Ohne Lieb' oder mit wenig Lieb', es kommt auf eins hinaus. Und" — sie zog die Augenbrauen zusammen und schoß einen so finstern Blick nach ihm, daß der seine sich erschrocken senkte. — „Und ohne Lieb' heiraten, ich hab's früher nit gewußt, aber jetzt weiß ich's — is eine Sünd' und eine Schand'."

Alois war verblüfft. Die Sünde und Schande luden alljährlich ein Dutzend sehr achtbarer Leute im Orte auf sich. Aber zu widersprechen wagte er nicht, Marie sah gar zu böse aus, und Recht geben konnte er ihr doch wahrlich auch nicht; so schwieg er und dachte still bei sich:

„Mit der wird's am Ende doch wieder nichts sein!"

Sie schien sich ein wenig ihrer Heftigkeit zu schämen und begann in sanfterem Tone, sogar mit einem Anflug von Herzlichkeit:

„Schau, Alois, wenn du mich am Samstag vor vier Wochen, wo wir einander im Schnee begegnet sind, kouragiert gefragt hättest: Willst meine Frau werden? Vielleicht hätte ich Ja gesagt."

Er sah sie groß an und murmelte: „So? So?"

„Ja, so," wiederholte sie. „Wenn du mich damals in Schutz genommen hättest gegen das Gerede der Leute, und treu zu mir gestanden wärst, wie die gespottet haben — dann — ja, wer weiß, was dann geschehen wär'! — Aber so was kannst du halt nit, und darum, Alois, wenn ich dich heiraten tät', müßt' es mir vorkommen, als hätte ich drei Kinder, zwei kleine und ein großes."

Er hatte sich beleidigt erhoben und verließ das Zimmer nach kurzem Abschiedsgruß. Marie geleitete ihn bis zur Tür und rief ihm nach: „Nix für ungut, Alois!" Er sah sich aber nicht mehr um.

Als Josepha erfuhr, was vorgegangen, entstand ein großer Zwiespalt in ihr. Sie wußte nicht, ob sie der Marie Recht oder Unrecht geben solle. Einerseits fand sie jetzt den Alois zu gering für ihre Tochter, denn ein besseres Leben als das war, das sie schon hatte, konnte er ihr nicht bieten; andererseits erschien es ihr doch unmöglich, daß Marie immer Witwe bleibe. Darin widersprach diese und fragte melancholisch: „Was geht mir denn ab?"

Hatte sie nicht einen großen Wirkungskreis; hatte sie nicht ihr teures Mütterchen, und am Sonntag den erhebenden Gottesdienst mit der göttlichen Musik?

Wie bald indessen, und sie geriet in Gefahr, eines der Güter zu verlieren, die ihr Dasein erfüllten.

Ihre Mutter erkrankte.

Zum ersten Mal, seit die alte Frau zurückdachte, kam ein Siechtum über sie, und kam vom ersten Augenblick an schwer und bedrohlich. Monate lang rang ihre kräftige Natur mit einer Reihenfolge von Übeln, Josepha fiel von einer Krankheit in die andere. Hatte der Arzt heute gesagt: Wenn nur das nicht geschieht! Wenn wir nur vor jenem bewahrt bleiben — morgen war das Gefürchtete schon eingetreten.

Was sie selbst betraf, leidensmüde und ruhelechzend, sie wünschte nichts als erlöst zu werden. Sie wäre hinübergegangen bei vollem Bewußtsein freudig, und hätte einmal wieder gezeigt, wie kleine Leute oft so groß sterben können. Aber die Marie zu verlassen, das kam ihr hart an. O Gott, wenn sie schon am offenen Himmelstor gestanden und dort der Herzensschrei sie erreicht hätte, den sie jetzt manchmal in dem Wirrsal ihrer Fieberträume zu hören bekam: „Mutter, stirb mir nicht!" — sie wäre umgekehrt.

So verging der Winter, und wie Marie es anstellte, um in jener Zeit nichts zu versäumen, weder in ihrem Dienste noch in der Abwartung ihrer kranken Mutter, ja nicht einmal an einem einzigen Sonn- oder Feiertag den Gottesdienst — die gescheitesten Leute konnten es nicht begreifen. Daß sie, obwohl am Ende schwach zum Umsinken, sich doch aufrecht hielt und jeder Pflicht genügte, das grenzte nicht an das Wunder, es war eines.

Endlich, an einem milden Frühlingstag, die Schwalben waren schon angelangt, der Kastanienbaum im Hofe blühte, da führte Marie ihre Genesende in den lieben Sonnenschein, zu der Bank vor dem Hause.

Sie hatte die Mutter zur Feier ihres ersten Ausganges bestens geschmückt, ihr die weiß gewordenen Haare sorgsam gescheitelt, ihr eine fein garnierte Haube aufgesetzt und ein Musselintüchlein um den Hals geknüpft. Das kleine, blutlose

Gesicht des alten Weibchens hatte etwas Geisterhaftes, die sonst so lebhaften Augen waren wie erloschen und sahen zu den Händen nieder, die auf der Decke lagen, mit der Marie die Knie ihrer Mutter umhüllt hatte. Josepha schien sich zu fragen, ob diese abgemagerten Finger mit der dünnen schlottrigen Haut auch wirklich die ihren wären, und bewegte einen nach dem andern, um zu sehen, ob sie noch Herrschaft über ihn besäße.

Marie legte den Arm um sie und beantwortete ihre Gedanken: „'s is schon alles richtig. Ihr seid nach wie eh' die ganze teure Mutter."

Die Alte zog die Achseln in die Höhe und wandte den Kopf: „Schau dich um," sprach sie, „wer kommt denn da? Hab' noch gar kein Verlangen nach fremden Leuten."

Aber es rief bereits von weitem: „Wir gratulieren zur Genesung!" Herr und Frau Kanzleirat waren es, und in ihrer Begleitung befanden sich eine ältliche Dame und ein junger Mann.

Man hatte vollauf Zeit, sie zu betrachten, während sie sich langsam näher bewegten.

Die Dame — denn als solche erschien sie Marien sogleich — trat feierlich auf und hielt sich ungemein gerade. Ein Strohhut mit weit vorspringendem Schirm beschattete ihr Gesicht. Dieses mußte einst gar lieblich gewesen sein, jetzt erschienen seine Züge matt und verwelkt. Aber lauteres Wohlwollen glänzte aus den hellgrauen Augen, über denen die Brauen wie verwischt waren. Den blassen Mund umspielte ein schöner Ausdruck von unerschöpflicher Geduld und Leidensfreudigkeit. Die Fremde trug ein schwarzes, fadenscheiniges Kleid und einen kleinen alten türkischen Schal. Ihre Hände staken in grauen, gewirkten Handschuhen und hielten mit besonderer Zierlichkeit ein winziges Parasölchen.

Der junge Mann an ihrer Seite sah ihr ähnlich, nur hatte er schöne dichte Augenbrauen und dunkelrote Lippen. Im

übrigen war sein glattrasiertes, rundes Gesicht ganz farblos. Lange, schlichte, aschblonde Haare umgaben es und verdeckten zur Hälfte eine mächtige Stirn. Den breitkrempigen Hut hatte er ins Genick geschoben, ein weiter zurückgeschlagener Überrock, der ihm bis an die Ferse reichte, umwallte ihn. Die ganze Erscheinung, das sanfte Antlitz und besonders der Blick der klaren blauen Augen, hatte etwas priesterlich Stilles und in sich Gesammeltes.

Marie war aufgestanden und verneigte sich vor der Gesellschaft, die nun herangetreten war. Sie fühlte sich seltsam bewegt, und ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte sie, als der Kanzleirat mit bedeutender Gebärde auf das ihr unbekannte Paar wies, und in einem Tone, der von Hochachtung ganz durchdrungen war, sprach „Der Herr Schullehrer und seine Mutter."

XI.

Man wechselte herzliche Glückwünsche einerseits und Danksagungen andererseits für die Beweise von Teilnahme, die Herr und Frau Kanzleirat während der Zeit von Josephas Erkrankung gespendet hatten. Der Schullehrer und seine Mutter verhielten sich stumm, er sah vor sich nieder, sie ließ ihre Blicke mit gütigem Ausdruck von Marie zu Josepha und von dieser wieder zu jener wandern. Sie wandte nachdem man sich verabschiedet hatte, wiederholt den Kopf, und Marie vernahm Ausrufungen, die für sie keinen oder nur einen dunkeln Sinn hatten: „Verkörpertes Idyll! Poetisch! Rührend! Moderne Nausikaa!"

Sie setzte sich zu ihrer Mutter und sprach nach langem Schweigen: „Also — so ist er?"

„Wer denn?" fragte Josepha, im Begriff, zu einem kleinen Schläfchen einzunicken.

„So ist er!"

„Wie hätte er denn sein sollen?" murmelte die Alte schon halb im Traume, ohne sich weiter zu erkundigen, von wem die Rede war.

„Wie der Erzengel Michael auf dem Altarblatt," lautete die Antwort.

Auch am nächsten Vormittag und alle folgenden brachte die Rekonvaleszentin auf der sonnenbeschienenen Bank vor dem Hause zu, und jeder Bekannte, der am Tore des Hofes vorüberkam, trat ein, um einige Worte mit ihr zu wechseln.

Es plauderte sich so gut in dem freundlichen Raum. Er war gegen die Dorfstraße und gegen die übrigen Wirtschaftsgebäude zu beiden Seiten mit Mauern abgeschlossen, die von Wein- und Pfirsichspalieren überdeckt waren und bis zu einer steilen grünen Böschung liefen, vor der sich ein Wiesenplatz befand. In der Mitte, zwischen zwei Blumenbeeten, stand ein Kastanienbaum von unvergleichlicher Schönheit. Einen weiten Kreis umspannend, reichten seine ausgespreizten Äste bis an die Erde, und hoch gen Himmel ragte die Spitze seines prachtvollen Wipfels. Eine Welt für unzählige fliegende und kriechende, singende, summende Existenzen, dieser Baum, der strotzend in Gesundheit und Kraft so stolz die Last und den Schmuck seines üppigen dunkeln Laubes und seiner überreichen Blüten trug.

Josepha war alt geworden, ohne sich mit Naturbeobachtungen befaßt zu haben; aber nun, als sie dem grünen Riesenjüngling in gebotener Untätigkeit gegenüber saß, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß allerlei verschiedene Dinge vorgehen können auf einem und demselben Baum. Es gab dort immer etwas zu sehen und zu hören. Ein paar Finkennester mußten im Gezweig verborgen sein, denn täglich konnte man auf einen Sängerkrieg zwischen den Herren und Rittern der brütenden

Weibchen zählen. Hoch oben im Wipfel hatte ein Stieglitzpaar sich angesiedelt. Die Gemahlin eine phlegmatische Natur, der Gatte unstet und neugierig, immer in Bewegung, unter dem Vorwand, für seine Familie die Nahrung herbeischaffen zu müssen. Er flog aus und ein, genoß sein Leben und kümmerte sich um die Streitigkeiten der Nachbarn nur, um sich über sie lustig zu machen. Wenn die einander am Kragen packten und wirbelnd zur Erde niederstürzten, schwang er sich auf einen hohen Zweig und rief spöttisch: Stieglit! Stieglit!

Und über ihn und über sein buntes Gefieder und über sein zierliches Liedchen zuckte wieder ein alter Spatz verächtlich die Flügel. Er hatte sein zerzaustes Nest im niedern Gezweig des Baumes stehen, brütete und klatschte abwechselnd mit seinem Weibchen, verzärtelte mit ihr zur Wette seine ungezogene Nachkommenschaft, machte Jagd auf ehrwürdige Hummelmütter und paddelte oft dicht vor Josephas Füßen im feinen Sand des Hofes.

Die Genesende dankte es den Menschen nicht, die sie stören kamen in ihren bequemen traumseligen Betrachtungen. So recht eigentlich Freude hatte die Müde doch nur an dem Beisammensein mit ihrer Marie. Diese wurde von der Mutter nie ohne die vorwurfsvolle Frage entlassen: „Gehst schon?" und wenn sie wiederkam, um Josepha ins Haus abzuholen, da hieß es regelmäßig: „Na — endlich!"

„War niemand bei Euch, Mutter?" fragte dann Marie, und erhielt sehr oft zur Antwort: „Der Herr Dechant, der Herr Vikar, die Frau Kanzleirätin" — und so weiter. Fast täglich jedoch war der Besuch der Frau Judica Wellner zu melden. Marie hätte gern gewußt, wovon denn die beiden Frauen sprachen; aber eine Scheu, die ihr selbst sonderbar vorkam, hielt sie ab zu fragen, und Josepha verlangte nach all den erteilten Audienzen nichts Besseres, als den Rest des Tages schweigen zu können.

Eines Sonntags, am Nachmittage, Josepha war schon nach Hause zurückgekehrt und saß ganz klein zusammengebückt in einem würdigen Lehnstuhl, der auf expressen Befehl der Fürstin aus der Rumpelkammer des Schlosses herbeigeschafft worden war. Da faßte sich Marie ein Herz und machte eine bedauernde Bemerkung über das heutige Ausbleiben Frau Wellners.

Aber der undankbaren Alten war dieses Ausbleiben gerade recht. Die gute Wellner langweilte sie am Ende, sie brachte immer dieselben Geschichten vor, und alle drehten sich um ihren Sohn.

Marie schob der Mutter den Schemel unter die Füße, glättete die Decke auf ihren Knien, richtete eine Schleife des Haubenbandes, die umgekippt war, wieder auf und sagte langsam und bittend: „Geht, Mutter, laßt mich auch einmal eine solche Geschichte hören."

Ihr Wunsch blieb unerfüllt. Es fiel Josepha nicht ein, von „dem Zeug" zu sprechen. Sie pries sich glücklich, einmal einen ganzen Tag lang nichts davon hören zu müssen.

Das Wort war kaum ausgesprochen, als sich ein leises, äußerst rücksichtsvolles Pochen an der Tür vernehmen ließ und gleich darauf Dame Judica eintrat.

Sie entschuldigte sich sehr, daß sie heute vormittag nicht habe kommen können; aber die Messe hatte so lange gedauert, und nach dem Gottesdienste mußte das Haus bestellt werden. Wie freute sie sich jetzt, daß ihr das seltene Glück widerfuhr, die beiden Frauen zugleich anzutreffen. Sie wollte in ihrer Höflichkeit auf einem Holzsessel Platz nehmen, und es kostete Marie viel Mühe, sie endlich doch auf das Sofa zu nötigen. Dieses war kürzlich mit gleißendem schwarzen Wachstuche überzogen worden, weil das, wie der Sattler versicherte, jetzt so modern sei. Judica konnte nicht umhin, es zu bewundern, obwohl sie in ihrem seidenen Fähnchen auf dem glatten, wie das Fell einer Trommel gespannten Sitze gar keinen festen Halt zu gewinnen vermochte.

Sie erteilte auch dem spiegelhellen und spiegelblanken Zimmer großes Lob, nicht minder der Hochzeitstruhe, dem Kasten am Pfeiler zwischen den Fenstern, und den Tassen, die auf dem Kasten standen. Aber nun — was entdeckte sie nun? ach, wie hübsch war das! — Eine dieser Tassen bekundete sich als Zwillingsschwester derjenigen, die Anton seiner Mutter zum letzten, dem fünfzigsten Geburtstag verehrt hatte.

Er war ihren Lippen entflohen, der geliebte Name, und Josepha hatte alsbald die Bosheit, dergleichen zu tun, als ob sie ein Gähnen unterdrücke, und schloß die Augen, während Marie die ihren weit öffnete, und die Rednerin fortfuhr: „An Aufmerksamkeit läßt mein Anton es nicht fehlen. Überhaupt habe ich alle Ursache, Gott zu danken, der ihn werden ließ, wie er ist, wenn ich bedenke, was für ein wilder Junge er war."

„Wild? der Herr Schullehrer waren ein wilder Junge?" fragte Marie etwas ungläubig.

Judica erhob ihre Augen und ihre Hände gegen den Himmel: „Ach, liebe Frau! der hat mir etwas aufzulösen gegeben, Sie würden staunen, wenn Sie hörten ... Aber," unterbrach sie sich mit einem schüchternen Blick auf Josepha, „Ihre Frau Mutter kennt diese Geschichten."

„Meine Mutter schlaft, sie schlaft sich jetzt gesund," bemerkte Marie entschuldigend, und dabei äußerte sich in ihren Mienen eine deutliche Bitte, die Judica alsbald erfüllte.

Einem so aufmerksamen Auditorium gegenüber verfährt man jedoch gründlich: dem erzählt man nicht Geschichten, sondern Geschichte, und nicht erst bei der ihres Sohnes, schon bei ihrer eigenen begann Judica.

Sie war die jüngste von sechs Töchtern des Direktors einer Volksschule in Wien. Zu fünfzehn Jahren hatte sie sich mit dem damaligen Lehrer Wellner verlobt, und zehn Jahre hatte ihr Brautstand gedauert. Im elften war es dem geliebten Mann endlich gelungen, die lang ersehnte und erhoffte Stelle

eines Gymnasial-Professors gleichfalls in Wien zu erlangen, die es ihm möglich machte, einen Hausstand zu gründen und seine Verlobte heimzuführen.

Judica wußte, daß Marie in ihrer Ehe kein Glück gefunden hatte; so sprach sie denn von dem Glücke nicht, das ihr in der ihren erblüht war. Rücksichtsvoll glitt sie über diese Lebensperiode hinweg und kam gleich bei den Schmerzenstagen an, die dem Tode ihres Mannes folgten. Anton stand im neunten Jahre und war ein Wildfang, wie es je einen gab. Unabhängig von klein auf, lief er am Sonntag von einer Kirche zur andern — nicht aus purer Andacht, leider; der Gesang, das Orgelspiel, die übten Zaubermacht auf ihn. Er wußte genau Bescheid über jedes Graduale, jede Motette, die er gehört hatte, und niemand ahnte, wie er dazu gelangt war — es flog ihn so an. Einmal kam er nach Hause gestürmt und schrie: „Mutter, ich will Regens chori werden!" Die Mutter hatte davon einen Todesschreck.

Eines stand ihr fest — sein Beruf war der des Lehrers und Erziehers. Von frühester Jugend an hatte er sich bei ihm geäußert. Er schnitt Puppen aus Papier — das waren seine Schüler, stellte sie in eine umgekehrte Fußbank — das war der Schulsaal, und hielt ihnen Vorträge, sprach ihnen zu Gemüt, und belohnte oder bestrafte sie. Zu vierzehn Jahren hatte er schon Unterricht gegeben, die Kinder liebten und fürchteten ihn und liefen ihm zu, ohne daß er sich besonders um ihre Gunst bemühte. Sein Weg war ihm deutlich vorgezeichnet, da fiel es ihm ein, plötzlich einen andern einzuschlagen! — Mit Leidenschaft warf er sich denn auch auf die Musik, und es war nur ein Glück, daß er seine anderen Studien darüber nicht vernachlässigte. Die Gefahr, vor der Judica gezittert hatte, ging vorbei. Dafür freilich kam mehr als eine andere, und wenn sie nicht gekommen wäre, hätte Anton sie aufgesucht. Wie ward seiner armen Mutter eines Tages, als sie, durch dumpf dröhnende Feuersignale ans Fenster gerufen, gerade noch den letzten im

Galopp hinsausenden Wasserwagen gewahrte, und in einem der Feuermänner, die an dem Gefährte hingen, wie Bienen am Stock, ihren Sohn erkannte!

„Und das alles," sprach Judica, „war noch immer nicht das Schlimmste. Das Schlimmste für mich war die Zeit, in welcher er sein Freiwilligenjahr abdiente ... Da schien er dem Militärleben und -wesen ordentlich Geschmack abzugewinnen, und ich wartete nur auf den Augenblick, in dem es heißen würde: „Mutter, ich will Soldat werden!"

Sie drückte die Hand an ihre Brust, nachträglich noch erschaudernd: „Mußte ich doch einmal das furchtbare Wort von ihm hören: „Der schönste Tod ist der auf dem Schlachtfelde!" — Da wies ich ihn aber zurecht: „Mir wäre nur leid," sagte ich, „um den, der pflichtgemäß an mir zum Mörder hätte werden müssen!" ... Nun — auch die soldatische Neigung verflog, wie früher die musikalische, doch gab es immer noch so manches zu bekämpfen ... Ja, liebes Kind, ein Jüngling, ein werdender Mann! was nicht alles in dem kocht und gärt, welcher Tatendrang, welche Genußsucht ... Was die Letztere betrifft, zum Beispiel, so fehlte nicht viel, und er hätte die Gewohnheit angenommen, zu rauchen und Wein zu trinken ..."

„Das scheint mir aber nichts so Unrechtes," wandte Marie ein.

„An sich nicht, und gegen Zahnschmerzen oder öden Magen halte ich auch immer ein paar Zigarren und eine Flasche Weines im Hause; aber erstens kenne ich niemand, den der Wein so entsetzlich aufregt wie meinen Sohn, und zweitens steht es einem Dorfschullehrer nicht wohl an, sich Überflüssiges zu gestatten. Warum? weil er so viel mit Menschen verkehrt, denen es am notwendigen gebricht. Man schämt sich ja ohnehin seines Behagens," fügte die Professorin im Flüstertone hinzu, „gegenüber der großen Armut, die hier herrscht, und möchte jeden Mühseligen und Beladenen um Verzeihung bitten, daß man so

mit schlenkernden Armen an ihm vorübergeht. Wir Städter meinen immer, bei uns wohne das wahre Elend. Ich finde es auch hier: aber hier leiden die Menschen stumm und brechen klaglos zusammen, als ob sich das von selbst verstände."

Die Professorin senkte die Augen auf ihre gewirkten Handschuhe und zog den Schal fester um die Schulter. „Es sieht übermütig aus, ich weiß es, Seide zu tragen und türkisch Zeug; doch glauben Sie mir, es sieht nur so aus, im Grunde geht es sehr ökonomisch zu bei der Beschaffung meiner Toilette, und eine Müßiggängerin wie jetzt war ich nicht immer. Wenn ich mich auch nicht rühmen darf, mich ernstlich geplagt zu haben, eine Zeitlang wenigstens hatte ich das Glück, meinen kleinen Haushalt von dem Erlös meiner Arbeit erhalten zu können. Ich trieb sie eigentlich nur zu meinem Vergnügen — ich verfertigte künstliche Blumen, die mir merkwürdig gut bezahlt wurden."

Marie warf einen Blick der liebevollsten Ehrfurcht auf zwei langgestielte Mohnblumen, die von dem Hute Judicas niederschwankten. Gewiß stammten sie aus ihrer zur Kurzweil betriebenen Fabrik.

Nachdem man eine Stunde verplaudert, erinnerte sich die Professorin, daß sie ihrem Sohn den Auftrag erteilt hatte, sie abzuholen, und daß er sie vielleicht schon im Hofe erwarten dürfte. Marie trat sogleich ans Fenster, sah hinaus — wandte sich rasch und sagte über und über errötend: „Der Herr Schullehrer sind bereits da."

Jawohl. Der Herr Schullehrer stand vor dem Hause und schaute empor, und als Marie am Fenster erschienen war, hatte sein Gesicht sich verklärt wie beim Anblick einer lieblichen Vision.

XII.

Der Verkehr zwischen Judica und Marie wurde sehr rege, doch blieb anfangs der Herr Schullehrer von ihm ausgeschlossen. Mit unverkennbarer Absicht wählte die junge Frau zu ihren Besuchen bei seiner Mutter die Stunden, in denen sie ihn auswärts beschäftigt wußte.

Später, als das Wetter immer schöner und wärmer wurde, und Josepha auch die Nachmittage im Freien zubrachte, fand die Professorin sich gegen Abend im Hofe ein, und eine halbe Stunde danach kam ihr Sohn, um sie abzuholen. Meistens hatte die alte Josepha schon früher einen Vorwand ergriffen, um sich aus der Gesellschaft, in der es ihr nicht behagte, zurückzuziehen. Marie blieb allein mit Anton und Judica, und das Gefühl einer großen, aber bänglichen Wonne, das sie dabei empfand, stumpfte sich auch mit der Zeit nicht ab, im Gegenteil, es nahm zu.

Bisher, wenn sie sich falsch beurteilt gesehen hatte, war alles Bedauern darüber mit einem Achselzucken erledigt worden. — Du lieber Gott — diese Menschen, was wissen die? Was kann man von ihnen verlangen?

Aber jetzt?

So oft Judica ihre lebhaften, grauen Augen höchst angeregt und wißbegierig auf Marie richtete und fragte: „Wie meinen Sie das, liebe Frau?“ — So oft der Schullehrer über eine Äußerung ihres naiven Pessimismus staunte und nicht begreifen zu können schien, wie ein rasch verdammendes Urteil, eine schlimme Voraussetzung so unbefangen von ihr ausgesprochen werden konnte, hätte sie vor Beschämung weinen mögen.

Ihre Überlegenheit war es ja gewesen, die sie den andern rätselhaft gemacht hatte. Diesen beiden gegenüber konnte aber von Überlegenheit keine Rede sein. Wenn dieſe Menſchen ſie

nicht verstanden, dann lag die Schuld an ihr, dann war es traurig für sie selbst.

Sie wurde von einer heißen Sehnsucht erfaßt, sich zu den so hoch über ihr Stehenden zu erheben. Mit ungeschickten Worten, mit beklommener Stimme bekannte sie in einer stillen und vertrauten Stunde der Frau Professorin ihren kühnen — ach, unerreichbaren Wunsch, und klagte der Verehrten ihr Leid.

Sogleich öffnete Judica ihre Arme, preßte Mariens Kopf an den türkischen Schal und spendete die Fülle des Trostes.

„Ein Unterschied zwischen Ihnen und uns? O, liebe Frau, wenn er besteht, so ist's zu Ihren Gunsten. Daß wir etwas gelernt haben, das macht uns zu Ihren Schuldnern. Ja — gewiß! denn Sie plagten sich, indessen wir Muße hatten, uns in aller Bequemlichkeit, unterstützt auf alle erdenkliche Weise, Bildung anzueignen. O, liebe Frau, wenn wir Ihnen einiges davon mitteilen dürften, wir würden uns glücklich schätzen!"

Der Sohn dachte in der Beziehung genau so wie seine Mutter und war von tiefstem Dank gegen die Frau Wäschmeisterin erfüllt, die ihm gestatten wollte, ihr Tag für Tag zu berichten, womit er heute seine Schulkinder beschäftigt hatte. Er brachte, um es ganz deutlich demonstrieren zu können, und dem Gedächtnis Mariens, die sich alle diese Sachen merken wollte, zu Hilfe zu kommen, dünne Büchlein in lichtgrauen und lichtbraunen Umschlägen herbei. Die grauen führten den Namen „Deutsche Sprachschule" und die braunen den Namen „Lesebuch". Die besonders wichtigen Stellen, diejenigen, die seine Schüler auswendig zu lernen hatten, waren durch den Herrn Schullehrer mit blauen Strichen bezeichnet worden.

Mariens Neugier wuchs von einem Vortrage zum andern, sie konnte nicht müde werden, Herrn Anton zuzuhören. Als er einst das Wort Weltgeschichte aussprach, bat sie schüchtern und dringend: „O, haben Sie die Gnade — erzählen Sie mir die!"

Der junge Lehrer lächelte, und Judica, die neben den Stu-

dierenden saß und ein Taschentuch säumte, richtete plötzlich die Augen auf den Holunderbusch in der rechten Ecke des Hofes.

Marie verstummte in Bestürzung. Sie war sich sogleich bewußt geworden, daß sie eine ungehörige Bitte gestellt habe.

Anton brach für heute den Unterricht ab. Seine Gedanken hatten eine ganz andere Richtung genommen, und wie die beschaffen war, das erhellte aus der Art, in welcher er das Gespräch wieder anknüpfte.

„Sie haben sich jetzt erholt, Frau Wäschmeisterin. Vor sechs Wochen aber, da waren Sie blaß wie eine Lilie."

„Es war gerade nach der Krankheit meiner Mutter."

„Sie hatten viel ausgestanden, man sah es Ihnen an."

Er hielt ihre Büchlein in seinen Händen, hielt sie ordentlich liebkosend. Sie begleiteten ihre Eigentümerin, wie es schien, sogar ins Wäschedepot und ruhten dort wohl stundenlang, denn sie dufteten gar lieblich nach Veilchen und Lavendel.

„Wie hätte es denn anders sein können?" entgegnete Marie.

„Freilich — nach allem, was Sie gelitten haben."

„So mutig gelitten," fiel Judica ein. „Wir wußten davon, bevor wir Sie kennen lernten."

„Mutig?" sprach Marie, „das weiß ich doch nicht recht. Mir kommt eher vor, ich hab' in der Zeit den Mut oft verloren. Aber alle Wochen einmal ist er mir gewiß wieder gekommen ... am Sonntag, wenn ich in der Kirche Ihr Orgelspiel gehört habe."

„Am Sonntag in der Kirche?" wiederholte Anton beseligt und preßte mit begeisterter Zärtlichkeit sein Gesicht in die kleinen Bücher.

„Ich bin gekommen im Sturm, heißt es in der Schrift, und so ist auch Ihre Musik gekommen und hat mich getragen, wenn ich schon gemeint habe: jetzt kannst nicht mehr, jetzt sinkst du um. Und wenn ich nicht mehr imstande war zu beten, da hat Ihre Musik für mich gebetet."

Sie schwieg — er schwieg auch, und Judica warf verstohlen

einen schwärmerischen Blick auf die gesenkten Häupter der Beiden und gedachte ihrer eigenen Jugend.

Beim Nachhausegehen begann Anton, nachdem er eine Weile stumm neben seiner Mutter gewandert war: „Wie schade, Mutter, daß sie schon eine Witwe ist!"

„In meinen Augen schadet ihr das nicht," entgegnete Judica.

„In den meinen auch nicht!" beteuerte Anton. „Aber besser wäre es doch gewesen, besonders für sie, wenn ich ihr früher hätte begegnen dürfen — bevor sie noch, zu ihrer Qual und ihrem Unglück, verheiratet war."

„Das ist so eine Sache," sprach Judica nachdenklich. „In der Jugend gelitten zu haben, scheint mir im Grunde für jeden Menschen gut. Und was ihre Ehe betrifft ... Ich frage mich, ob eine Frau, die ihren Mann nicht geliebt hat, auch weiß, was das heißt, verheiratet sein."

„Es fehlte noch, Mutter, daß sie den geliebt hätte!" grollte Anton und war dann eine Weile ganz still. Auf einmal rief er: „Ich bin froh, daß ich ihn nicht gekannt habe! An dem Elenden hätte ich mich vergriffen!"

Judica unterdrückte kaum einen Schrei des Entsetzens. Sie erfaßte den Arm ihres Sohnes: „Wirst du deine Wildheit nie bezähmen, Unglücklicher? Wirst du dich immer von deinem leidenschaftlichen Temperament hinreißen lassen? Du, dem das wichtige Amt anvertraut worden, das ein Mensch bekleiden kann, du, der du ein Lehrer sein willst und ein Führer der Jugend!"

XIII.

Während Judica ihren Sohn so energisch zurechtwies, gab es auch eine lebhafte Erörterung zwischen Josepha und Marie.

Seitdem die Letztere „nicht" statt „nit," „ist" statt „is" sagte, von den Umlauten manchmal Notiz nahm und sogar in Büchern

las, die keine Gebetbücher waren, nährte die Alte einen bittern Groll gegen sie.

„Sprich, wie sich's für unsereins schickt!" fuhr sie heraus, und als Marie erwiderte, schlecht und fehlerhaft sprechen schicke sich für gar niemanden, geriet Josepha in Zorn. Sie, die sich bisher um die Sprachen- und Nationalitätenfrage blutwenig gekümmert, sie, eine geborene Unterösterreicherin, die heute noch das Idiom ihres seligen Lakomy auf das kläglichste radebrechte, fand es ungehörig, daß derselbe Lehrer, der den Unterricht in der Schule in böhmischer Sprache zu erteilen hatte, außerhalb der Schule deutsch redete. Ganz empörend aber erschien es ihr, daß er sich vermaß, Marie in dieser Sprache zu unterweisen, die sie doch schon als Kind von ihrer Mutter gelernt hatte. Josepha sprudelte alles heraus, was ihr seit langem auf dem Herzen lag: ihre Mißbilligung des Umgangs mit den Schullehrersleuten, ihren Hohn über die Bildungsbestrebungen ihrer Tochter und über ihre Verehrung für Judica. Sie warf ihr in einem Atem ihr Alter und ihre Jugend vor.

„Wenn man schon alt is, lernt man nix mehr! ... Wenn man noch so jung is, sitzt man nit stundenlang mit einem Manne vorm Haus und plauscht!"

Je mehr Eindruck ihre Rede hervorbrachte, je mehr suchte sie ihn zu verschärfen. Mit Grausamkeit fiel sie über die zarten, kaum erwachten Hoffnungen und Träume Mariens her und richtete unter ihnen einen bethlehemitischen Kindermord an. „Was bild'st dir ein?" fragte sie, „glaubst vielleicht, der wird dich heiraten?"

„Aber Mutter, wer denkt daran?"

„Wer seine fünf Sinne beieinander hat, freilich nit! ... Ein Mann wie der! Hoch in die Zwanzig, einer, der aus Wien kommt, der hat seinen Schatz, darauf darfst Gift nehmen."

Marien war zumut, als ob sie das Gift bereits genommen hätte. Sie weinte viel und schlief wenig in dieser Nacht. Zum

Glück war es just die kürzeste, die es im Jahre gibt. Noch hatte die vierte Morgenstunde nicht geschlagen, noch schwebte die blasse Mondsichel wie ein Wolkenflöckchen am Himmel, und schon erhob sich in Herrlichkeit die Sonne über dem Horizont.

Die junge Frau stand auf, kleidete sich an, schlüpfte an dem Zimmer ihrer Mutter vorbei und hinunter in den Hof.

Sie sah nach ihren Blumen. Das Rosenbeet, von dunklem Rittersporn eingefaßt, duftete ihr entgegen; eine Feuerlilie hatte über Nacht den Kelch erschlossen, die blühenden Gräser trugen schwer an den großen glitzernden Tautropfen in ihren feinen Federbüschen. Marie streckte rasch die Hand aus, um die schönste der Rosen zu brechen — und zog sie wieder zurück.

Wie lautete das Verslein, das sie jüngst von dem Herrn Lehrer gehört hatte?

„O, Herr in deinen Hulden ... Laß mich durch diese Welt ..." Sie wußte nicht weiter, sie wußte nur noch den Schluß:

... „Das Kreuz auf meinem Rücken
Getrost des Weges gehn,
Kein Blümlein vorschnell pflücken
Und keines übersehn."

Er hat recht! Blühe du dich nur aus, du Blumenkönigin. Wer wird auch Rosen pflücken, wenn er nicht weiß, wem er sie schenken soll?

Marie ging auf den Kastanienbaum zu, schob zwei seiner Äste auseinander, und wie in einen Dom trat sie unter seine hochragende Kuppel. Auf eine schmale Bank, die den Stamm des Baumes umgab, ließ sie sich nieder und blieb eine Weile regungslos, die Arme um die Knie gespannt, die Hände verschränkt.

Plötzlich raffte sie sich auf.

Nein! Die Gedanken, die ihr jetzt im Sinn lagen, die mußten fort! Die durften sie nicht begleiten durchs lange Tagewerk. Sie zog ein Buch aus ihrer Tasche, und trotzig, als gelte

es einen recht festen Entschluß durchzusetzen, in einer Hand das Buch, die andere zur Faust geballt, begann sie:

„Das tiefe Tal, des tiefen Tales, dem tiefen Tale, das tiefe Tal." Eine kleine Pause — Wiederholung, und nun auswendig: „Das tiefe Tal ... dem tiefen — das ... dem ..."

„Des tiefen Tales," klang es bescheiden berichtigend von der anderen Seite des Stammes herüber, und Marie erbebte.

„Mein Gott! — Sie sind da, Herr Schullehrer?"

Sie hatte sich in großer Verwirrung erhoben, und in nicht geringerer stand er vor ihr, den Hut in der Hand.

„Ich bin da, verzeihen Sie, Frau Wäschmeisterin, ich bin schon lange da. Ich habe Sie aus dem Hause treten, Sie hierher kommen sehen, und studiere die ganze Zeit, wie ich es anfange, Ihnen ein Zeichen meiner Anwesenheit zu geben, ohne Sie zu erschrecken."

Er sprach leise und ungewöhnlich schnell. „Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, ich hatte schwere Träume, und weil der Morgen gar so schön war, lockte es mich hinaus, und als ich am Tor des Hofes vorbeikam, und es nur eingeklinkt fand, da lockte es mich herein ... Und dann hörte ich einen Finken so merkwürdig schlagen, so ganz merkwürdig schön ... ‚Harzer Gutjahr' nennt man diesen Schlag. Hören Sie nur — jetzt hebt er wieder an."

Er schien erfreut, dem kunstreichen Sänger das Weiterführen der Unterhaltung überlassen zu können. Marie aber befand sich selbst in viel zu großer Verlegenheit, um die seine zu bemerken. Es verdroß sie, daß sie von ihm belauscht worden war beim Auswendiglernen einer Lektion. Ihn mit Resultaten zu überraschen, machte ihr Vergnügen, aber wozu brauchte er zu wissen, wie mühselig diese Resultate errungen wurden? Jetzt schämte sie sich vor ihm, schämte sich ihrer Lernbegier, die ihr mit einem Male läppisch und lächerlich vorkam, und als er nach einer langen Pause zögernd begann:

„Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten — ich habe Sie in Ihrem Fleiße gestört —" fiel sie errötend ein:

„Ach, mit meinem Fleiß! ... Was kommt dabei heraus? ... Ich bin zu alt, um noch etwas zu lernen."

Da widersprach er mit solcher Überzeugung, daß sie, schon weniger kleinlaut, sagte: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie wir aufwachsen, wir Frauen auf dem Land. In der Stadt wird es gewiß ganz anders sein, dort ..." sie hielt inne und dachte: dort wo er seinen Schatz hat!

„Die Mädchen in der Stadt lernen allerdings mehr; die aus dem Volke nämlich. Die vornehmen Fräulein aber, die lernen entweder sehr viel oder nichts ... Eine kenne ich, die sehr viel gelernt hat."

Die war's!

Marie zweifelte keinen Augenblick, die besaß sein Herz. In wie verhüllter Weise, wie scheinbar unbewegt er auch von ihr gesprochen hatte, Marie wußte es: Die war's!

„Wie heißt sie?" fragte sie und erschrak über die Kühnheit, mit der sie ihn zur Rede stellte, und über den scharfen Klang der eigenen Stimme.

Er blickte nicht ohne Bestürzung zu ihr nieder und antwortete: „Sie heißt Aglaja."

„Ein schöner Name; aber mir scheint, er steht nicht im Kalender."

„Er ist griechischen Ursprungs und bedeutet: die Glänzende, ihn führte eine der drei ..."

„Aber ich bitte," unterbrach ihn Marie und war ungemein traurig. „Setzen Sie sich doch, wenn Sie so gut sein wollen, und wenn Sie Zeit haben, Herr Schullehrer."

Der Einladung wurde ohne Zögern Folge geleistet. Anton sah seine liebliche Nachbarin von der Seite an und sprach:

„Ich wünschte so sehr, daß Sie mein ganzes Leben kennten, daß Sie alles von mir wüßten, Frau Wäschmeisterin."

„Und von dem Fräulein Aglaja," fügte sie leise hinzu und horchte gespannt, was nun kommen werde.

„Meine Mutter," begann er, „will es nicht Wort haben, doch ist es so — wir darbten meine ganze Kindheit hindurch. Trotz des beispiellosen Eifers mit dem sie sich an ihre Blumenarbeit hielt, darbten wir. Ich mußte vierzehn Jahre alt und ein großer Bursche werden, bevor ich ihr eine Stütze sein und meinerseits durch Unterricht, den ich jüngeren Schülern gab, etwas verdienen konnte. Später dann ging es besser, ich verschaffte mir gute Lektionen, und zu zwanzig Jahren traf mich ein Glücksfall, ich wurde durch einen meiner Professoren in ein reiches Haus, als Lehrer des Kontrapunktes empfohlen — das ist die Kunst des Tonsatzes, das heißt gleichsam ..."

Wieder unterbrach sie ihn mit respektvoller, aber entschiedener Ungeduld: „Sprechen Sie von dem reichen Haus, Herr Schullehrer."

„Reich und — arm. Der Herr dieses Hauses hatte eine geliebte Frau und drei Kinder besessen, und alle verloren, bis auf eine einzige Tochter. Die machte nun sein ganzes Leben aus ... Sie war auch schön und hochbegabt."

„Und die nahm bei Ihnen Unterricht in dieser Kunst des — — wie haben Sie gesagt?"

„Des Tonsatzes — der Kunst, mehrere Stimmen ..."

„Hat sie gut gelernt und wie alt war sie?" fiel die unermüdliche Fragerin hastig ein, und ihre Wangen brannten.

„Siebzehn Jahre."

Marie seufzte: „Jetzt weiß ich schon — sie hat sich halt in Sie verliebt."

„Und ich mich in sie, und ich war sehr unglücklich."

„Warum denn unglücklich?"

„Weil ja nicht die geringste Hoffnung für mich vorhanden schien ... Die Tochter eines reichen Mannes und ein armer Lehrer! ... Ich schwieg, nahm mich zusammen — bis ich mit

einem Schrecken, der halb dem Himmel und halb der Hölle angehörte, entdeckte, daß auch sie mir gut war."

„Und was haben Sie ihr dann gesagt?"

„Ihr nichts, meiner Mutter — alles, und die tat, worauf ich gefaßt war, sie sprach: „Du betrittst das Haus nicht mehr."

„Haben Sie das übers Herz gebracht?"

Er nickte: „Ich schrieb, ich log. Ist Ihnen noch nicht aufgefallen, daß Lügen manchmal Pflicht ist? Man kann sich nicht anders helfen, man muß die Lüge anwenden wie eine ekelhafte Medizin... Ich log, daß Mangel an Zeit mich zwinge, die Lektionen aufzugeben. Nachdem der Brief abgeschickt war, meinte ich: Jetzt ist das Leben aus! Jetzt kann nichts Wichtiges sich mehr ereignen... und, denken Sie, ein paar Wochen danach geschah — ein Wunder. Der Vater des Fräulein Aglaja kam zu uns. Sie war nicht getäuscht worden durch meinen Brief, sie hatte die Wahrheit erraten, ihrem Vater alles gestanden, und — heute noch weiß ich nicht, wie es ihr gelang, — seine Einwilligung errungen. Er gab sie, ich vernahm es wie im Taumel, ich hielt mich für toll und wahnsinnig, während er sprach — ich lachte nur, als er einige Bedingungen stellte, so geringfügig, so außer allem Verhältnis zu dem, was er dafür verhieß, erschienen sie mir. Meinen Beruf sollte ich aufgeben — ich hatte ja keinen mehr als den, sie zu lieben und anzubeten. Ins Kontor sollte ich und mich dort allmählich zum Geschäftsmanne qualifizieren — das kam mir sehr leicht vor, ein Hohlkopf, der es nicht träfe! — Endlich hatte ich tiefstes Schweigen über mein Glück zu bewahren."

„Ich sage nicht mehr nein, aber ich habe noch nicht ja gesagt," sprach der Bankier, „Sie sind so jung an eine Verbindung kann erst in Jahren gedacht werden, ich will vorher keine Glossen über die Sache hören!"

„Hatte er nicht recht? konnte ich anders als auch darin seinen Willen freudig ehren?... In seiner Gegenwart sah ich Aglaja

täglich, vor Fremden waren wir einander fremd, und eigentlich wäre ich von allem Anfang an gern aus ihren Gesellschaften fortgeblieben. Aber sie duldete es nicht. Das Fest war ihr kein Fest, wenn sie mich nicht anwesend wußte. Wie ein Krösus, der außer dem Reichtum, den er zur Schau trägt und um den er beneidet wird, im geheimen ein Gut verbirgt, echter, sicherer als all sein übriger Besitz, so wollte sie mich da wissen, versteckt im Gewühl mit meinem Herzen voll unendlicher Liebe für sie. Gefeiert und umringt, lachend und scherzend rauschte sie in ihrer Pracht an mir vorbei und warf mir einen verstohlenen Blick zu, und ich bildete mir ein, daß ich glücklich war ... Und später, als ich mir das nicht mehr einbilden konnte, dann freute ich mich, daß ich litt, um sie leiden durfte!"

„Meine Mutter besuchte das Haus nicht. Anfangs war dort nicht die Rede von ihr, und das fiel mir nicht auf ... So verblendet war ich, so verzaubert und ein solcher Narr, daß mir das nicht auffiel ... Einmal aber — ganz überraschend, kam Aglaja mit ihrem Vater zu uns ... Sie war wunderschön; einfach gekleidet, wie ich sie nie gesehen, die Wangen von der Winterkälte gerötet. Sie, die sonst die Straße nicht betrat, war zu Fuß in unsere entlegene Vorstadt gekommen."

Marie zuckte die Achseln, sah trotzig vor sich hin und sprach mit aufgeworfenen Lippen:

„Die große Gnade!"

„Und wie liebenswürdig benahm sie sich gegen meine Mutter! ... Ich hätte vor sie hinknien und ihr göttliche Ehren erweisen mögen ... Es schnittt mir in die Seele, daß meine Mutter, meine gütige Mutter, kein liebreiches Wort für sie hatte — und kein Wort des Lobes, nachdem der holde Besuch uns verlassen. Es schnitt mir in die Seele, daß ich mir denken mußte — was ich nicht begriff —: Die Geliebte hatte meiner Mutter mißfallen!"

„Ganz mein Geschmack! Mir hätte sie auch nicht gefallen," rief Marie.

„Warum? Sie wissen ja noch nicht, was kommt, und wozu ich, um es zu erfahren, zwei Jahre gebraucht habe; daß sie mich im Grunde nicht liebte, sich's nur eingebildet hatte. Überspannt und als das verwöhnte Kind, das sie war, wollte sie, statt unter ihren vielen Bewerbern zu wählen, einen haben, den sie dem väterlichen Widerstand erst abringen mußte und der Werte sank, nachdem der Widerstand aufgegeben war."

„Wissen Sie was?" sagte Marie munter und zwinkerte mit den Augen: „Der alte Herr war gescheit."

„Sehr gescheit," bestätigte Anton, „aber mich ist seine Klugheit hoch zu stehen gekommen ... Sie sollen alles von mir wissen, habe ich gesagt, und halte Wort. Als ich meine Sache schon für verloren ansah, gab ich doch den Kampf nicht auf ... Die Arbeit in der großen Geldfabrik war mir ein Greuel, ein Greuel auch das Zusammenleben mit Rechenmaschinen, die sich für Menschen hielten. Ich vertiefte mich in diese Arbeit und vertrug mich mit diesen Menschen ... In den seidenen Gemächern des Bankiers schmachtete ich nach den kahlen Wänden im Stübchen meiner Mutter. Unter den hohlen und leichtfertigen Puppen, mit denen Aglaja umging, hatte ich das brennende Heimweh nach meinen armen Kameraden, nach meinen Schülern. Es gab rohe und borstige Gesellen unter ihnen, aber sie lebten, sie rangen; sie kämpften mit der Not des Daseins, sie standen an den Quellen, aus denen das allgemeine Menschenschicksal strömt ... Die andern — ja, die kennen von diesen Quellen nur den verfälschten Tropfen, der ihnen aus zehnter Hand im goldenen Becher gereicht wird ... Alles das wußte ich schon — es war mir so klar wie heute, und dennoch klammerte ich mich an meine Liebe ... Sie ist kalt, sie ist nichtig, sie hat nicht mehr Empfindung als ein Schmetterling, und dennoch — dennoch! ... Zuletzt sagte ich: „Wählen Sie! — Die Armut mit mir, oder den Reichtum ohne mich." — Sie entschloß sich nicht gleich; ich glaube, daß sie einige Tage lang mit

dem Gedanken gespielt hat, die Frau eines Schullehrers auf dem Lande zu werden — aber sie entschloß sich doch und gab mich frei."

Wie von einem Alp erlöst, atmete Marie tief und selig auf, und er fuhr fort:

„Sie gab mich frei, deshalb war ich es aber noch nicht. — Noch in Jahren nicht — ich habe sie lange geliebt, noch geliebt, nachdem sie schon verheiratet war ..."

„Und noch gesehen?"

„Aus der Ferne, manchmal, aber nie wieder gesprochen, mich nur im stillen gekränkt und gesehnt. Der Schmerz um sie wollte nicht weichen. Er war noch nicht ganz überwunden, als ich hierherkam ..."

„Und — jetzt?"

Er breitete seine Arme aus und blickte mit ganz verklärten Augen in das grüne Gezweig. „Vorbei! — ich bin genesen! ... Und niemand anderer hat mich geheilt als Sie!"

Kühn wie ein Held und zuversichtlich wie ein Mann ergriff er ihre Hand. „Vollenden Sie Ihr Werk ... heiraten Sie mich — ich brauche eine Frau, die mich nimmt, wie ich bin, mit meinen vielen Schwächen, mit meinem wenigen Guten. Eine Frau, die meinen Schülern eine Mutter, meiner Mutter eine liebe Tochter sein will ... Wollen Sie? darf ich hoffen? ..."

„Gott im Himmel!" rief Marie.

Er sprang auf, sie hatte den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt und blickte unter Tränen zu ihm empor ...

Unnennbare Glückseligkeit, unbegreifliche! — Sie war wieder sechzehn Jahre alt, sie hatte nichts erlebt, nichts erlitten, die Zukunft lag vor ihr wie vor einem Kinde — im Morgenschein. Die Welt war ein Paradies, bewohnt von guten Menschen, und der beste unter ihnen stand vor ihr, glühend vor Wonne und Begeisterung, und nannte sie seine Braut.

XIV.

Der Schullehrer, der sich bisher nicht hatte rühmen dürfen, in Josephas Gnaden zu stehen, genoß von der Stunde der Verlobung an ihre ausbündige Hochachtung. Sie entdeckte plötzlich, er sei das Muster eines Mannes, dem gerade nur sein Recht geschehe, wenn man ihm den Rang neben den höchsten Persönlichkeiten im Ort anweise.

Sie verbrauchte an einem Tage mehr Worte des Lobes für Anton, als seine eigene Mutter im ganzen Jahre. Diese war nur bemüht, die Auslagen an Wohlwollen, die sich die Schwiegermutter zugunsten des Bräutigams verursachte, durch eben solche zugunsten der Braut zu decken, und so entstand ein Austausch von Komplimenten, deren Anzahl und Temperatur nichts zu wünschen übrig ließ.

Bei der Bevölkerung des Dorfes erregte die bevorstehende Verbindung des Herrn Schullehrers mit der Frau Wäschmeisterin lebhafte und nicht unsympathische Teilnahme.

„Daß die Marie immer etwas Apartes haben will, das weiß man ja!"

„Der muß von weit herkommen, der ihr recht sein soll."

„Das erste Mal ist's freilich nicht gut ausgefallen."

„Na, vielleicht wird's dieses Mal besser geraten."

„Ich wünsch' ihr's, denn ein braves Weib ist und bleibt sie!"

Diese Reden wurden von den verschiedensten Leuten geführt, ein einziger äußerte sich gar nicht über das Ereignis des Tages — das war der Alois. Meistens schlich er trübselig umher, brachte die Pfeife nicht aus dem Munde und rauchte wie ein Schlot. Dann wieder lachte er laut auf ohne Grund. Am dritten Tage erschien er, um der Frau Walter seine Gratulation darzubringen, und am vierten erfuhr man, daß er einen längst geplanten Schritt ausgeführt und mit der Schwester seiner Verstorbenen Verspruch gehalten habe. Barbara trug diese

Nachricht ins Waschhaus und machte dazu die wegwerfende Bemerkung: „Jetzt wird ihm erst wieder wohl sein, jetzt hat er wieder einen Teufel, vor dem er sich fürchten kann."

Marien tat er leid, dieser Tausendkünstler seines Unglücks; das Unbehagen, das sie bei dem Gedanken an ihn empfand, minderte sich nicht durch die Überzeugung, daß sie ihm nicht zu helfen vermocht hätte.

Das Bewußtsein, andere ihrem Mißgeschick überlassen zu müssen, bildet das Pförtlein, durch das die Trauer in die Herzen der Glückseligen schleicht. Ach, und eine Glückselige war sie ja! Der Mann, der ihr Ehrfurcht einflößte, erwies ihr Ehrfurcht, schenkte ihr sein Vertrauen und zog sie zu Rat, und wie in ein höheres, ein lichteres Leben, führte er sie in das Leben seiner Seele ein.

Er hatte keinen Ehrgeiz, oder den größten, den — keinen zu haben. Auf dem Dorfe wollte er seine Laufbahn beginnen und enden, und sie für eine siegreich zurückgelegte halten, wenn er einst die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbänken saßen, um einen Schritt vorwärts gebracht sähe.

„Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflichttreue führt, zur Strenge gegen sich selbst und zur Verachtung der feigen trägen Schläfrigkeit im Denken und im Tun," rief er, und in seinen blauen Augen glomm ein Lichtschein auf.

„Es gibt eine Entwicklung des Menschen, einen Fortschritt im Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich kämpfen."

Wenn er so sprach, trat Marien das Priesterliche seines Wesens, Verehrung erzwingend, entgegen. Sie empfand seine feste, geduldvolle Hoffnungsfreudigkeit wie die Nähe von etwas Heiligem.

In seiner Gegenwart war sie ruhig, verließ er sie, bemächtigte sich ihrer eine unerträgliche Bangigkeit.

„Ihr werdet sehen," sagte sie zu ihrer Mutter, „ich werde mein Glück nicht erreichen. Es kommt nicht dazu."

Die Alte lachte: „Bist närrisch? In ein paar Tagen wirst zum ersten Mal aufgeboten."

— „Und wenn ich zum dritten Male aufgeboten wäre, und wenn ich neben ihm am Altar stände — noch im letzten Augenblick wird etwas geschehen, das mich von ihm wegreißt. Es kann nicht anders sein — für ein solches Glück bin ich nicht bestimmt, mir kann ein solches Glück nicht blühen."

„Geh weg!" rief die Mutter. „Du red'st recht wie eine, die verliebt is! Ein Mädel könnst sein, ein junges, dummes, deinen Reden nach."

Marie antwortete nicht und behielt von nun an ihre selbstquälerischen Gedanken für sich.

So kam der Tag herbei, an welchem die Verlobung in einem kleinen Kreise von Gönnern und Freunden in der Wohnung der Frau Wäschmeisterin gefeiert wurde.

Ein festlich geschmückter Tisch stand, für zehn Personen gedeckt, in der großen Stube. Die beiden Mütter hatten einander gegenüber an den schmalen Seiten der Tafel Platz genommen, an den breiten saßen rechts von Josepha der Herr Vikar, der in Vertretung des Herrn Dechants erschienen war, der Schulgehilfe, die Tochter des Kanzleirats und Herr Folteneck; links aber das Brautpaar, zwischen Herrn und Frau Kanzleirat. Die Letztere hatte sich um keinen Preis entschließen wollen, ihren Hut abzunehmen. Da er ein sehr stattliches Gebäude war, auf dem, wie Gestrüppe auf einem alten Turme, drei zusammengebogene Straußfedern (allerdings mit mehr Kiel als Bart) ragten, machte sich die Sache sehr imposant.

Im Anfang herrschte spanische Etikette.

Die Braut war still und bleich, ein hoher Ernst ruhte auf ihrer Stirn. Der Bräutigam, nicht weniger schweigsam als sie, vergaß Essen und Trinken über der holderen Beschäftigung,

sie anzusehen. Der kleine muntere Vikar hatte noch keinen einzigen Witz zum besten gegeben, und Josepha sich auf dringende Einladungen und Bitten beschränkt, den aufgesetzten Schüsseln doch Ehre zu machen, als die Tür geöffnet wurde und ein Diener aus dem Schlosse eintrat, der zwei Körbe trug, von denen einer zwölf Flaschen Champagner und der andere zwölf Flaschen Bordeaux enthielt.

Seine Durchlaucht, der Fürst, hatten dem Kellermeister Befehl gegeben, die reiche Spende auf den Speisetisch des Waschhauses stellen zu lassen.

Judica geriet in Bestürzung, als sie zusehen mußte, wie der Auftrag pünktlich erfüllt wurde.

Sie winkte Marie zu sich.

„Gestatten Sie nicht, daß mehr als zwei dieser Flaschen geöffnet werden," flüsterte sie ihr zu. „Das ist Vorrat an Wein für euer ganzes Leben; bei eurer goldenen Hochzeit darf er noch nicht erschöpft sein ... Zwei Flaschen, liebes Kind, zwei Flaschen höchstens! ... Bringen Sie das übrige beiseite ..."

Marie hätte diesem Wunsche gern Folge geleistet, aber es war nicht mehr möglich. In übereilter Dienstfertigkeit hatten Folteneck und der Schulgehilfe sich mit Messer und Korkzieher über eine Anzahl Champagner-Bouteillen hergemacht und die enthülsten vor Anton hingestellt, der mit souveräner Gleichgültigkeit die Korke gegen die Decke fliegen ließ und das perlende Getränk in die Gläser schüttete, unbekümmert darum, ob einer oder der andere der Herren sich in der Eile vergriff und statt des Weinglases das Wasserglas hinreichte.

Judica räusperte sich laut und fragte: „Was tust du, mein Sohn?" Josepha sagte: „Aber — ich bitt'!" Die Kanzleirätin sagte nichts. Sie hatte bereits an dem bis zum Rand gefüllten Glas genippt, das Folteneck galant vor sie hingestellt. Champagner war einmal ihre Leidenschaft, sie vermochte nicht zu widerstehen und ließ nun ihre Blicke, um den strengen Augen,

die Judica machte, zu entgehen, wie zerstreut im Zimmer herumschweifen. Der Kanzleirat und der Vikar nickten einander über den Tisch zu und lachten herzlich.

Jetzt hob der erste sein Glas:

„Meine Herren und Damen, ich bitte um Permission, ein untertänigstes Hoch ausbringen zu dürfen auf das Wohl der Edlen, die das unsere im Auge hatten, als sie uns dieses köstliche Naß großmütig zuwiesen. Es lebe Seine Durchlaucht, unser gnädigster Fürst, und hoch dessen durchlauchtigste Gemahlin!"

Alle taten Bescheid, und Anton wurde ausgelacht, weil er es mit Wasser tat. Der eifrige Schenke, der die andern so großmütig beteilt, hatte für sich selbst zu sorgen vergessen.

Rasch wurde noch eine Flasche geöffnet, Antons Glas daraus gefüllt, und er mußte es auf einen Zug leeren, denn der zweite Toast, zu dem der Kanzleirat die Gesellschaft aufforderte, galt der Braut. Dann kam ein dritter auf den Bräutigam, ein vierter auf die Brautmütter, und ein fünfter auf die Schuljugend, den Anton ausbrachte.

Seine selige Befangenheit hatte sich in eine noch seligere Heiterkeit verwandelt, und statt eines sanften Lichtes wie sonst, glühte in seinen Augen ein lebhaftes Feuer.

„Der Jugend!" rief er. „Ich bring's der Jugend, meinen Schulkindern, denen ich mein Leben widmen will, im Verein mit meiner geliebten Frau, meiner Herzensgebieterin."

Judica stand auf, umarmte ihren Sohn und sagte ihm dabei ins Ohr: „Trink nicht mehr!" Josepha warf ihm eine Kußhand zu, die Kanzleirätin brach in Tränen aus und knüpfte die Schleifen ihres Hutes auf; ihre Tochter eilte herbei, um ihr die Bänder mittels eines Knotens im Nacken zu befestigen.

Endlich ertönte vom Hofe herauf eine rauschende Musik. Mit schrillen Mißklängen ging es an, und Fräulein Kanzleirat klagte etwas affektiert: „O weh! o weh!" Aber der Schulgehilfe ersuchte nachdrücklich, der Melodie doch nur Zeit zu

lassen, sich durchzubeißen. „Sie beißt schon, — hören Sie? das gibt einen Rejdovák!" sprach der junge Mann — und „O — sehen Sie, im Hofe wird bereits getanzt!" setzte er, ganz begeistert aufspringend, hinzu.

Richtig, vor dem Hause hatte sich bei den Klängen des Ständchens, das die Dorfmusikanten dem Brautpaar brachten, ein Ball improvisiert.

„Tanzen wir auch!" riefen Mutter und Tochter Kanzleirat, und Folteneck, der sogleich bemerkte, daß Judica und Marie mit dem Vorschlag nicht einverstanden waren, beeilte sich, ihn lebhaft zu unterstützen, denn sein liebenswürdiger Charakter verleugnete sich nie.

Im Nu hatten die Herren den Tisch in die Ecke und die Sessel an die Wand gestellt.

Da näherte Judica sich der Brautmutter und flüsterte ihr zu: „Es ist schon zu viel getrunken worden. Ich brächte so gern den Rest des Weines in Sicherheit. Aber wohin?"

Josepha nickte und deutete nach der Hochzeitstruhe. „Dort wär' Platz."

Anton war jetzt mit Marie an eines der Fenster getreten, hatte es geöffnet, und hielt eine kleine Anrede an die Musikanten. Die übrige Gesellschaft drängte sich um ihn, seine Worte mit Beifallsgemurmel begleitend.

Den Augenblick benützten die Verschworenen.

Josepha hob den Deckel der Truhe in die Höhe, und auf die in derselben säuberlich geordnete Wäsche legte Judica rasch die noch verkorkten Flaschen, vierzehn an der Zahl, vorsichtig hin, daß sie nebeneinander lagen wie schlafende Kindlein.

Glücklich war das Werk vollbracht, und Josepha steckte den Schlüssel der Truhe triumphierend zu sich, während die Musik den Schluß der schulmeisterlichen Rede mit einem Tusche verherrlichte. Nun aber gingen die schmetternden Fanfarenklänge in die eines gemütlichen Walzers über, und schon sah man die

Frau Kanzleirätin sich behend ihres monumentalen Hutes entledigen, und von dem Arme Foltenecks, so weit dies möglich war, umspannt, durch den Saal rollen. Das Paar bot einen ungemein erheiternden Anblick. Der Vikar, der neben Josepha auf dem Kanapee Platz genommen hatte, rief: „Bravo!" Der Kanzleirat wiegte sich schmunzelnd hin und her:

„Schaut meine Alte an! Die ist heute wie ausgewechselt. Dem Exempel, so bedenklich es ist, muß der Gatte folgen. Frau Marie Walter, demnächst Wellner, darf ich bitten?"

Sie konnte nicht anders, als die Einladung ihres vornehmsten Gastes annehmen, aber es fiel ihr schwer. Ihr war feierlich und ernst und durchaus nicht tanzlustig zumute. Und völlig traurig wurde sie, da sie den schmerzlichen Blick gewahrte, den Anton ihr zuwarf, als sie mit einem andern zum Tanze antrat. Er schien Einsprache tun zu wollen, und sie erwartete es auch, und hätte sich dessen gefreut. Doch meinte der Schullehrer, sogar an solch einem einzigen und nie wiederkehrenden Festtage sei er schuldig, für fremdes Vergnügen mehr als für sein eigenes zu sorgen, bemeisterte seinen Ärger und schwieg.

Auf dem Tisch, an welchem er, Marien traurig mit den Augen verfolgend, lehnte, stand noch ihr mit Champagner halb gefülltes Glas. Ihre Lippen hatten es berührt; er nahm es und leerte es auf einen Zug.

Sogleich wurde ihm wohl und leicht, ja sogar fröhlich ums Herz. Das kommt davon, wenn man sich männlich bezwingt! Und nun gilt's auch ein übriges tun. Die Höflichkeit, die seiner Braut durch den Kanzleirat erwiesen wurde, beschloß er an einem Familienmitgliede desselben zu vergelten. Er ging auf das Fräulein zu, verbeugte sich kurz und unternehmend, und die Beiden flogen durch das Zimmer.

Nun wagte auch der Schulgehilfe Frau Judica ehrfurchtsvoll zu einem Tourchen aufzufordern, das ihm unter der Bedingung zugestanden wurde, daß es bei dem einen verbleibe.

Inzwischen hatte Folteneck seine Dame ohne Unfall bis zum Kanapee gesteuert, auf dem sie sich, sehr erhitzt, zwischen Josepha und dem Vikar niederließ. Es war aber keineswegs ihre Absicht, sich schon Ruhe zu gönnen. Vielmehr wartete sie nur den Moment ab, in dem Anton aufhörte, mit ihrer Tochter zu tanzen, um ihn sehr gnädig herbei zu winken und zu sprechen:

„Herr Schullehrer, nun wir Zwei!" Er war im Begriff, auf Marie zuzueilen, die der Kanzleirat soeben sittiglich zu einem Sessel geleitete, als dieser Ruf an ihn erging. Wie vom Donner gerührt, blieb er stehen. Eine große Empörung gegen das Geschick bemächtigte sich seiner. Dennoch leistete er Gehorsam stumm und grimmig.

Seine Mutter bemerkte ängstlich, wie die Zornesader auf seiner Stirn schwoll, während er seine schwere Bürde durch das Gemach schleifte.

Er hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Folteneck sich Marien näherte und sie zum Tanze einlud. Sie erhob sich — sehr langsam allerdings, und nickte nur mit zögerndem Gewähren dem Schreiber zu, der sein Gesicht zum süßesten Lächeln verzog, das ihm zu Gebote stand, und die zierlich gerundete Rechte nach ihr ausstreckte.

Anton sah es — wie durch eine Wolke. Der Champagner begann bei dem seiner Ungewohnten zu wirken und jagte ihm eine Flut von unheimlichen Gedanken durch den Kopf... Immer wird es so fortgehen, raunten sie... Immer wird sie mit anderen an dir vorbeischweben, und du wirst immer wie Sisyphus einen Stein wälzen den Berg hinan... Einen Stein? nicht doch! Der Berg selbst war es, den Anton vorwärts bewegen sollte. Und das wurde ihm schwerer von Sekunde zu Sekunde... und während er sich an der unlösbaren Aufgabe mühte, entführte ein gelber Unhold die Geliebte. Eine unsagbare Bangigkeit erfüllte seine Brust: „Marie!" schrie er plötzlich

auf. Die wuchtige Dame in seinen Armen zerfloß für ihn in Luft und stand auf einmal allein da, sie wußte selbst nicht wie.

„Welche Unart!" sprach sie und errötete für ihn, oder eigentlich mit ihm, denn sein Gesicht hatte sich beunruhigend dunkel gefärbt.

„Tanzen Sie nicht mehr! Ich bitte Sie! Ich beschwöre Sie!" rief er seiner Braut zu.

Marie wandte sich betroffen, Judica erschrak und stammelte verweisend: „Mein Sohn! mein Sohn!" Folteneck kicherte giftig: „Oho — was ist denn das?"

Die Gesellschaft drängte sich zu einem Knäuel in der Mitte des Zimmers zusammen. Anton war allein an einem, Marie mit Folteneck am andern Ende desselben geblieben. Josepha und Judica kondolierten der Kanzleirätin, die sich für beleidigt erklärte. Der Kanzleirat tröstete seine Frau.

„Geh, Alte, komm! tanzen wir die unterbrochene Tour zusammen fertig, und Sie, folgen Sie uns nach mit Ihrer Braut, Herr Schullehrer. Sie stilles Wasser, Sie feuerspeiender Vesuv, Sie!"

„Flammen sind's, Herr Kanzleirat, Flammen der Eifersucht, die er speit!" höhnte Folteneck, und mit bebender Stimme erwiderte Anton:

„Scherzen Sie nicht, Herr!"

„Es ist das Beste, das man hier tun kann," fiel der Vikar mit Strenge ein.

Diese Zurechtweisung hatte das Mißgeschick — nicht zurecht zu kommen. Sie erweckte die Entrüstung dessen, dem sie zuteil wurde. Ihn erfaßte das beklemmende Gefühl, daß er von Feinden umringt sei und kämpfen müsse, ein einzelner gegen alle.

„Was will ich denn? Einen Tanz mit meiner Braut will ich! Mein Recht fordere ich!... Aus dem Wege!" rief er und drängte vorwärts wie ein Löwe. Alle wichen aus.

„Sapperment, jetzt wird's Ernst! Rette sich wer kann!" scherzte der Kanzleirat mit unzerstörbar guter Laune, ergriff in gespielter Angst die Flucht und stieg auf die Hochzeitstruhe um von dieser Warte aus die Situation zu beobachten.

Anton sah nicht rechts und nicht links, sondern stürmte geraden Wegs auf Marie zu.

Diese hatte sich wieder auf ihren Sessel sinken lassen, einen Arm im Schoße, den Ellbogen des andern auf der Lehne des Stuhls. Sie stützte ihr Gesicht mit ihrer Hand und blickte den herantretenden Bräutigam aus weit geöffneten Augen finster und grollend an.

Was ging nicht alles in ihr vor in diesem schrecklichen Augenblick! Da kam er heran, der Mann ihres Herzens, ihrer Verehrung, ihrer Anbetung — und erweckte eine fürchterliche Erinnerung, einen entwürdigenden Vergleich ... Ein Bild stieg vor ihr auf, das an Jahre des Elends mahnte und der Erniedrigung ...

„Marie, kommen Sie, Marie!" rief er, und sie schüttelte den Kopf und antwortete leise:

„Nein — nein."

„Wie? was sagen Sie? ... Nein?"

„Ich tanze nicht mehr!"

„Nicht mehr?" wiederholte er bestürzt. — „Mit keinem andern mehr, aber mit mir tanzen Sie!"

Sie besann sich, zog die Stirn zusammen und — „auch nicht mit Ihnen," gab sie trotzig zurück.

Dicht hinter Anton erscholl Foltenecks spöttisches Lachen: „Einen großen Anlauf haben Sie genommen, um sich einen Korb zu holen. Haha!"

„Einen Korb? ... Marie, das tun Sie mir nicht an — das können Sie nicht! ..." stammelte der Verhöhnte.

Der andere aber erhob von neuem sein teuflisches Gelächter und mahnte eifrig:

„Bleiben Sie dabei, Frau Walter! lassen Sie sich nicht jetzt schon tyrannisieren!"

Aus der Brust Antons brach ein dumpfer Schrei des Schmerzes und der Wut:

„Marie! Wenn alle wider mich sind — Sie müssen zu mir stehen. Beweisen Sie's! Tanzen Sie mit mir!... Geben Sie mir die Hand und mehr noch — vor diesen allen, Marie, geben Sie mir einen Kuß!"

Marie sprang auf.

„Jetzt einen Kuß?" rief sie. Der böse Geist, der von ihr gewichen war, seitdem sie diesen Mann kennen gelernt, der Geist der Hoffart bemächtigte sich ihrer, dräute von ihrem Antlitz... Anton sah das unheilverkündende Zeichen nicht oder mißachtete es; in kühner Vertrauensseligkeit beugte er sich zur Geliebten nieder, da erhob sie die Hand...

Ein in der Weltgeschichte berühmt gewordener Vorgang, das Gericht, das eine große Königin einst an ihrem stolzesten Günstling vollzog, wiederholte sich hier...

Man vernahm einen leichten Schlag, dann ward es totenstill. Diejenige, die den Streich geführt, und er, der ihn empfangen, blickten einander an — starr und schreckgelähmt in wortlosem Entsetzen.

Die übrige Gesellschaft blieb gleichfalls stumm. Den Verbrecher Folteneck würgten bereits die Furien der Reue. Was im Busen Judicas und Josephas vorging, entzieht sich der Beschreibung.

Fast empfand man es wie eine Erlösung, als aus der Gegend der Hochzeitstruhe her ein lautes Krachen ertönte und zugleich Hilferufe sich erhoben.

Es war der Kanzleirat, der sie ausstieß. Er hatte das Mißgeschick gehabt, in den morschen Deckel der alten Truhe einzubrechen, und mit jeder Anstrengung, die er machte, seine bedenklich gewordene höhere Stellung aufzugeben, sank er tiefer

ins Verderben und richtete neues Unheil an. So oft er einen Fuß fest aufsetzte, um den andern heben zu können, klirrte und ziſchte es und brauſte es empor wie aus einer heißen Quelle.

Der Vikar, Folteneck und der Schulgehilfe eilten hinzu, und als es ihnen gelungen war, den Kanzleirat aus seiner Bedrängnis zu befreien und ihm auf den Boden zu helfen, waren seine Stiefel naß bis an die Knöchel und mit kleinen Bläschen bedeckt.

Der Schullehrer und seine tiefgebeugte Mutter hatten in aller Stille das Zimmer verlaſſen. Der Vikar und der Schulgehilfe folgten ihrem Beiſpiel, nachdem sie sich ſummariſch bei den noch Zurückbleibenden empfohlen. Folteneck harrte aus bei seinem Chef und deſſen Familie.

Verbindlich eilte der Kanzleirat auf die Damen des Hauſes zu!

„Ich entſchuldige mich tauſend Mal, und wir bedanken uns für alle genoſſene Ehre. Es war ſehr ſchön ... Der kleine Zwiſchenfall am Schluſſe, immerhin — intereſſant ... Eine ganz eigentümliche Handhabung der Gerechtigkeitspflege — ich glaube nicht, daß die moderne Wiſſenſchaft eine Bezeichnung dafür beſitzt ... Was der Walter verdient hätte, hat der Wellner bekommen ... Wir empfehlen uns hochachtend und wünſchen recht guten Abend!“

XV.

Mutter und Tochter waren allein. Joſepha machte ſich an der Hochzeitstruhe zu ſchaffen. Sie hatte das Schloß geöffnet, die Reſte des Deckels gehoben und entfernte nun deſſen Trümmer und die Scherben der Flaſchen. Jammernd betrachtete die Alte die in Champagner und Bordeaux getränkte Wäſche, jammernd nahm ſie Stück für Stück heraus und legte ſie nebeneinander auf den Tiſch.

Marie aber rang die Hände und biß die Zähne in Schmerz zusammen. „Mutter! Mutter!“ schrie sie plötzlich auf, und Josepha wandte sich, erschüttert durch den Klang der Verzweiflung in der Stimme, die zu ihr rief.

„Jetzt ist's aus mit mir! O Mutter! was hab' ich getan?“

Die Mutter hatte keinen Trost für sie.

„Aus is, das glaub' ich selber. Wenn er dir heut noch den Abschiedsbrief schreibt — mich wundert's nit. Es g'schieht dir aber recht. Vom Walter hast dir alles g'fallen lassen und hast aus Stolz nit g'muckst, und den kreuzbraven Mann traktierst wie einen Schulbuben wegen ein bissel Übermut ... Was hat er denn von dir wollen? Einen Tanz, einen Kuß! Hätt'st nachgeben, er hätt' dir noch abgebeten, wie ich ihn kenn' ... Man hat's ja gesehen, er is den Wein nit g'wohnt, war gleich weg von den paar Tropfen. Der Bursch, der G'hilf' hat sechsmal mehr getrunken, und hat ausg'schaut wie ein Käs'.“

Marie nickte stumm bejahend zu allem, was die Mutter sprach. Sie weinte und schluchzte, und so oft die Haustür ging, so oft Schritte auf der Treppe vernehmbar wurden, so oft horchte sie, ob nicht ein Bote kam mit dem von ihrer Mutter angekündigten Abschiedsbrief.

Bis tief in die Nacht wachte sie in Todesbangigkeit, aber es kam nichts.

„Mutter, er hat nicht geschrieben,“ sagte Marie am Morgen, und Josepha antwortete:

„Er meint halt, zu was denn schreiben, was sich das andere auch so denken kann.“

Den Tag über wandelte Marie im Waschhause umher und versah ihr Amt wie im Traume. Gleich nachdem Anton ihr Jawort erhalten, hatte sie ihre Entlassung genommen; ihre Nachfolgerin sollte demnächst eintreffen. Gestern noch, in ihrem Glücke, dachte sie nicht ohne Bedauern an den bevorstehenden Abschied von dem Schauplatz ihrer langjährigen Tätigkeit —

jetzt hätte sie ihn lieber heute als morgen verlassen. Ach, und am liebsten hätte sie sich in tiefe Einsamkeit vergraben. Sie hatte eine Handlung begangen, durch welche sie in eine Reihe gestellt wurde mit den Gemeinen, sie fühlte sich gesunken, tiefer noch als ins Unglück — in die Schmach.

Zwei Tage verflossen — aus dem Schulhause kam keine Botschaft.

In der Nacht zum dritten erwachte Josepha und sah durch den Türspalt einen Lichtschein aus dem Zimmer ihrer Tochter dringen. Beunruhigt erhob sie sich, und bei Marie eintretend, fand sie diese ganz angekleidet am Tische sitzen.

„Was tust denn?" fragte sie.

„Ich möcht' gern schreiben, aber es geht nicht," antwortete eine von Tränen erstickte Stimme, und ein blasses, zerquältes Gesicht erhob sich zu der Alten:

„Seht nur — drei Bögerl hab' ich schon verwüstet. Kaum hab' ich ein paar Zeilen aufs Papier gebracht, so löscht mein dummes Weinen die Hälfte wieder aus ... O Gott!" stöhnte sie, „ich hab's ja gewußt, daß mein Glück in Trümmer geht; aber daß ich selbst es zerschlagen muß — das hätte ich nicht geglaubt!"

„Warum du g'rad g'mußt hast, das weiß ich nit," sagte die Mutter.

„Jetzt ist's geschehen, und das Schrecklichste ist — jetzt muß es auch dabei bleiben," entgegnete Marie. „Ich weiß, wie gut er ist. Wenn ich hingehe und sage: Verstoße mich nicht, nimm mich in Gnaden wieder auf! — er tut's."

Ein menschlich Rühren und ein menschlich Hoffen war bei diesen Worten in Josepha erwacht:

„Na, wenn'st das denkst," sagte sie, „dann probier's, geh hin."

„Weil ich's denke, darf ich nicht hingehen. Es gehört sich nicht für ihn, daß er mir verzeiht. Ich habe ihn so lieb, daß ich

ihm eine bessere Frau vergönn' und wünsche, als ich bin. Und mich selbst hab' ich doch auch noch so lieb, um einem Menschen zu sagen: Ich verdien' dich nicht, ich seh' es ein, aber ich bitte dich — nimm mich doch!"

Josepha versuchte es, die Tochter zu einem versöhnenden Schritte zu bewegen, aber sie fand kein Gehör. Marie blieb unerschütterlich und sagte zuletzt:

„In dem Brief da habe ich ihm seinen Ring hineinlegen wollen und dazu schreiben: Lebewohl, wir passen nicht für einander, und sonst nichts ... Aber so gern ich möchte — ich bring es nicht zustande. Ihr müßt den Ring selbst hintragen, Mutter, und dürft kein einziges Wort dazu sprechen. Ich hätte freilich gern, daß er den meinen behielte, denn ich brauche gewiß und wahrhaftig keinen Verlobungsring mehr. Aber, man darf nicht drum bitten, wenn er es nicht von selber tut."

Traurig schlich am folgenden Morgen Josepha durch das Dorf nach dem Schulhause, Mariens Treugut in der zitternden Hand.

Von weitem schon hatte Judica sie herankommen sehen und eilte ihr bis auf die Schwelle entgegen.

„Ach, liebe Frau, was bringen Sie mir Gutes?"

„Gutes nit," sagte Josepha in tiefster Niedergeschlagenheit, und Judica stieß einen kläglichen Seufzer aus:

„Sie kann kein Vertrauen mehr zu ihm haben — wer sieht das besser ein als ich?... Sich so zu benehmen, einen solchen Exzeß zu machen an seinem eigenen Verlobungsfeste ... Viel habe ich mit ihm durchgemacht, aber das hätte ich ihm doch nicht zugetraut, einer solchen — es wird mir schwer, das Wort zu gebrauchen, und mein Herz blutet dabei — einer solchen Roheit hätte ich ihn unfähig gehalten."

Die kleine Josepha blickte in unendlichem Erstaunen zu der Professorin empor. Daß der unselige Vorgang auch in solcher Weise aufgefaßt werden konnte, überraschte sie; doch nahm sie

augenblicklich den Vorteil wahr, der aus dieser neuen Beleuchtung der Sache für ihre Tochter entsprang.

Sie veränderte sogleich ihre Haltung.

„Es war freilich nicht schön von ihm und hat die Marie sehr gekränkt," sprach sie in traurigem, vorwurfsvollem Tone. Hätte ihr nicht der Mut zum direkten Ungehorsam gegen ihre Tochter gefehlt, die Rückgabe des Ringes wäre unterblieben. Aber unter allen Umständen mußte Mariens Wille geschehen.

Judica steckte den Ring, den die Alte ihr überreichte, mit ebenso großer Betrübnis an ihren Finger, als sie ihn freudig von demselben gezogen hatte, um ihn dem Sohn für seine Braut zu geben. Es war ja ihr eigener Verlobungsring, das Wahrzeichen eines Bundes, den kein Zwiespalt je gelockert, kein Mißverständnis je getrübt hatte; der in starkmütiger Geduld erhofft, in Treue und Liebe bestanden hatte, dessen Erinnerungen noch alles Tun und Denken der alternden Matrone verklärte.

„Unsre Kinder!" sprach sie — „das ist ein ungestümes Geschlecht. Das will alle seine Ziele erstürmen, erjagen. Daß auch etwas erduldet werden kann, davon wissen sie nicht... Wie oft hätten wir uns getäuscht sehen müssen, bevor wir uns enttäuscht gefühlt und" — sie streckte die Hand aus, an der ihr alter Ring wieder stak — „diese Enttäuschung so streng, so unwiderruflich geahndet hätten!... Ach, Ihre Tochter, liebe Frau, und ach, mein Sohn — der schweigt und schweigt — und verzweifelt still, nachdem er sich um sein Lebensglück getobt hat."

Marie ließ sich umständlich über jedes Wort der Unterredung zwischen ihrer Mutter und Judica Bericht erstatten. Und daß auch nicht eines des Tadels gegen sie gesprochen worden war — das steigerte ihre Beschämung auf das Höchste.

Am Sonnabend dann, zu einer Stunde, in der die Frau Professorin Josepha allein wußte, erschien sie bei ihr und war sehr aufgeregt.

„Mein Sohn schickt mich, liebe Frau, um Sie und Ihre Tochter für morgen nachmittag zu uns zu laden. Was er vorhat, weiß ich nicht. Wird Ihre Tochter kommen wollen? O möge sie! Wenn mein Sohn für mich auch dieses Mal ganz undurchdringlich und ein Rätsel ist, dafür steh' ich gut — eine unedle Handlung mit Bedacht zu vollziehen, dessen ist er nicht fähig."

Sie eilte hinweg, denn sie wußte wohl, daß Anton jede Minute ihres Ausbleibens zählte, und nicht erwarten könne, zu hören:

„Dein Auftrag ist bestellt."

Als Marie erfuhr, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen, jubelte sie auf: „Er ruft mich, er will mich noch sehen!"

Doch erlosch gar bald der leuchtende Hoffnungsstrahl.

Was stand ihr bevor? — Eine Demütigung nicht. Die wollte der vortrefflichste aller Menschen ihr auch jetzt nicht bereiten. Und sich selbst vor ihr demütigen, das konnte und durfte er ebensowenig wollen. Was also? — Wozu lud er sie? — Galt's einen Abschied, wie er seiner würdig war, und sollte sie einschneidender noch, als sie es ohnehin fühlte, empfinden, welch ein Herz sie gekränkt und verloren hatte? War es das? — Von welchen Zweifelsqualen würde sie erlöst haben, der ihr die Fragen beantwortet hätte!

Und am folgenden Tage, auf dem Wege ins Schulhaus, sagte sie:

„Ich glaube, Mutter, daß ich jetzt weiß, wie den armen Sündern sein wird beim letzten Gericht."

Dieselbe Gesellschaft, die in der vorigen Woche bei Josepha und Marie zusammengetroffen war, hatte sich bei Judica versammelt. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch für zehn Personen gedeckt. Die Frau Professorin erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für ihre Gäste, war sehr echauffiert, höflicher denn je, und dabei nicht imstande, ihre Zerstreutheit und innere Unruhe zu verbergen.

Und jetzt öffnete sich die Tür, und Marie wußte, obwohl sie die Augen nicht erhob: Er war eingetreten. In ihrer Nähe stand eine Frau, mit der wechselte er einige Worte und küßte ihr die Hand. Und diese Frau war die Kanzleirätin, und dieser Handkuß eine Abbitte, und keine vergebliche, wie es schien. Die gute Dame, deren Züge bisher nur Majestät ausgedrückt hatten, lächelte jetzt voll Huld.

Man setzte sich zu Tische in derselben Rangordnung, die beim Verlobungsmahle beobachtet worden war, mit dem einzigen Unterschied, daß Marie ihren Platz nicht neben Anton, sondern ihm gegenüber erhielt.

Sie hatte noch nicht gewagt, ihn anzusehen; erst als er sich erhob und zu sprechen begann, richtete sie verstohlen einen Blick auf ihn. Es ging ihr wie ein Schwert durch das Herz; denn sie las auf seinem Gesicht die Sprache eines Schmerzes, der dem ihren nichts nachgab.

„Meine verehrten Gönner und Freunde," begann er mit leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme. „Sie waren Zeugen meiner Verlobung mit Frau Marie Walter; wir haben Sie hierher gebeten, um Zeugen der Lösung dieses Verlöbnisses zu sein."

Ein Gemurmel der Mißbilligung und des Bedauerns durchlief die Reihen der Anwesenden, der Vikar wollte sprechen, aber Anton kam ihm zuvor.

Er schöpfte tief Atem und fuhr fort:

„Frau Marie Walter hat sich entschlossen, mir mein Wort zurückzugeben."

„Sie also, Frauchen?" rief der Kanzleirat; doch wurde auch er von Anton unterbrochen:

„Frau Marie Walter straft mich für ein strafwürdiges Vergehen, die Strafe ist gerecht, und ich nehme sie an. Vor Ihnen allen habe ich die Ehrfurcht außer acht gelassen, die ich meiner Braut schuldig war, vor Ihnen allen leiste ich ihr Abbitte. Sind Sie mit dieser Genugtuung zufrieden, Frau Walter?"

Alle wandten die Augen nach ihr; die ihren schwammen in Tränen: sie bemühte sich, „Ja" zu sagen, doch entrang sich ihrem Munde nur ein dumpfer Wehelaut.

„Wenn ich nicht irre, ist meine Entschuldigung angenommen worden," sprach Anton. „Dennoch sind wir nicht fertig miteinander. Wir scheiden, aber wir wollen nicht in Groll scheiden; deshalb muß zuvor zwischen uns alles ausgeglichen sein. Wie ich Genugtuung gegeben habe, so fordere ich sie auch. Geben Sie mir jetzt Genugtuung, Frau Walter."

Er blickte sie ernst und fest und voll gespannter Erwartung an.

Marie rang im Zweifel mit sich selbst, von Todesbangigkeit vor einem Mißverstehen ergriffen. Plötzlich jedoch schien sie erraten zu haben und erhob sich. Anton stand regungslos; sie schritt auf ihn zu, schlang den Arm um seinen Hals und drückte ihre Lippen an seine Wange. Sie tat es demütig, aber zugleich würdevoll; und dieser Kuß, den das blühende Weib dem angebeteten Mann spendete, war kein beglückender Kuß der Liebe, es war ein Kuß feierlicher Sühne. Und als solcher wurde er von Anton empfangen — ohne Dank, wie ein ihm gebührendes Recht.

Den Anwesenden war zumute, als wohnten sie einer heiligen Handlung bei; sogar der Herren bemächtigte sich eine leise Rührung. Der Kanzleirat wollte ein Scherzwort wagen, um die seine zu verbergen; aber seine Gattin und seine Tochter bedräuten ihn mit so eisigen Mienen, daß sein unschuldiges Späßchen ihm auf der Zunge erfror.

Unter allgemeiner Stille ließ die Stimme Antons sich wieder vernehmen:

„Jetzt sind wir quitt, Frau Walter, und jedem von uns steht frei, seinen einsamen Weg weiter zu gehen."

Marie sah ihn lang und innig an, als wolle sie sich sein Bild einprägen für alle folgende Zeit, dann sprach sie:

„Komm, Mutter.“

„Halt!“ rief Anton, und seine stolz bewahrte Ruhe verließ ihn. „Wir sind quitt, jedem ist sein Recht geworden; aber — wollen wir Zwei einander denn nicht mehr gewähren, als nur das Recht?...“

Marie, die sich schon zum Gehen angeschickt hatte, wandte sich ihm wieder zu. Sie zitterte am ganzen Leibe, und aus dem tiefsten Leid ins höchste Glück versetzt fühlte sie sich, als Anton ihre Hand erfaßte und sprach:

„Ich will ein Leiter und ein Lenker sein und bin nur ein fehlbarer Mensch. Was wäre mir, dem Soldaten im Dienste der Menschheit, der Besitz eines tapferen Weibes! Eines Weibes, das im Fall der Not sogar dem abgeirrten Herrn und Meister eine Zurechtweisung zu erteilen versteht.“

„O Herr Schullehrer!“ flehte Marie in Zerknirschung.

Er hatte schon ihre zweite Hand erobert und zog die vielgeliebte Frau an sich.

„Und so werb' ich denn noch einmal, Marie!“ sagte er.

Sie sank in seine Arme, überwältigt, lautlos.

Eine Weile herrschte tiefste Stille, dann sagte der Kanzleirat:

„Frauchen! just noch im letzten Moment haben Sie eingelenkt. Er hätte Ernst gemacht, der eiserne Ritter da, wenn Sie ihm Satisfaktion verweigert hätten.“

„Und wäre sich's schuldig gewesen,“ sprach Marie.

Anton preßte ihren Kopf mit unsäglicher Zärtlichkeit an seine Brust: „Auch — dir. Aber wie ich's vermocht hätte, das weiß ich jetzt nicht mehr.“

Er laßt die Hand küssen

„So reden Sie denn in Gottes Namen," sprach die Gräfin, „ich werde Ihnen zuhören; glauben aber nicht ein Wort."

Der Graf lehnte sich behaglich zurück in seinen großen Lehnsessel: „Und warum nicht?" fragte er.

Sie zuckte leise mit den Achseln: „Vermutlich erfinden Sie nicht überzeugend genug."

„Ich erfinde gar nicht, ich erinnere mich. Das Gedächtnis ist meine Muse."

„Eine einseitige, wohldienerische Muse! Sie erinnert sich nur der Dinge, die Ihnen in den Kram passen. Und doch gibt es auf Erden noch manches Interessante und Schöne außer dem — Nihilismus." Sie hatte ihre Häkelnadel erhoben und das letzte Wort wie einen Schuß gegen ihren alten Verehrer abgefeuert.

Er vernahm es ohne Zucken, strich behaglich seinen weißen Bart und sah die Gräfin beinahe dankbar aus seinen klugen Augen an. „Ich wollte Ihnen etwas von meiner Großmutter erzählen," sprach er. „Auf dem Wege hierher, mitten im Walde ist es mir eingefallen."

Die Gräfin beugte den Kopf über ihre Arbeit und murmelte: „Wird eine Räubergeschichte sein."

„O nichts weniger! So friedlich wie das Wesen, durch dessen Anblick jene Erinnerung in mir wachgerufen wurde, Mischka IV. nämlich, ein Urenkel des ersten Mischka, der meiner Großmutter Anlaß zu einer kleinen Übereilung gab, die ihr später leid getan haben soll," sagte der Graf mit etwas affektierter Nachlässigkeit, und fuhr dann wieder eifrig fort: „Ein

sauberer Heger, mein Mischka, das muß man ihm lassen! er kriegte aber auch keinen geringen Schrecken, als ich ihm unvermutet in den Weg trat — hatte ihn vorher schon eine Weile beobachtet... Wie ein Käfersammler schlich er umher, die Augen auf den Boden geheftet, und was hatte er im Laufe seines Gewehres stecken? Denken Sie: — ein Büschel Erdbeeren!"

„Sehr hübsch!" versetzte die Gräfin. „Machen Sie sich darauf gefaßt — in Bälde wandern Sie zu mir herüber durch die Steppe, weil man Ihnen den Wald fortgetragen haben wird."

„Der Mischka wenigstens verhindert's nicht."

„Und Sie sehen zu?"

„Und ich sehe zu. Ja, ja, es ist schrecklich. Die Schwäche liegt mir im Blut — von meinen Vorfahren her." Er seufzte ironisch und sah die Gräfin mit einer gewissen Tücke von der Seite an.

Sie verschluckte ihre Ungeduld, zwang sich, zu lächeln und suchte ihrer Stimme einen möglichst gleichgültigen Ton zu geben, indem sie sprach: „Wie wär's, wenn Sie noch eine Tasse Tee trinken und die Schatten Ihrer Ahnen heute einmal unbeschworen lassen würden? Ich hätte mit Ihnen vor meiner Abreise noch etwas zu besprechen."

„Ihren Prozeß mit der Gemeinde? — Sie werden ihn gewinnen."

„Weil ich recht habe."

„Weil Sie vollkommen recht haben."

„Machen Sie das den Bauern begreiflich. Raten Sie ihnen, die Klage zurückzuziehen."

„Das tun sie nicht."

„Verbluten sich lieber, tragen lieber den letzten Gulden zum Advokaten. Und zu welchem Advokaten, guter Gott!... ein ruchloser Rabulist. Dem glauben sie, mir nicht, und wie mir scheint, Ihnen auch nicht, trotz all Ihrer Popularitätshascherei!"

Die Gräfin richtete die hohe Gestalt empor und holte tief Atem. „Gestehen Sie, daß es für diese Leute, die so töricht vertrauen und mißtrauen, besser wäre, wenn ihnen die Wahl ihrer Ratgeber nicht frei stände."

„Besser wär's natürlich! Ein bestellter Ratgeber, und — auch bestellt — der Glaube an ihn."

„Torheit!" zürnte die Gräfin.

„Wie so? Sie meinen vielleicht, der Glaube lasse sich nicht bestellen?... Ich sage Ihnen, wenn ich vor vierzig Jahren meinem Diener eine Anweisung auf ein Dutzend Stockprügel gab und dann den Rat, aufs Amt zu gehen, um sie einzukassieren, nicht einmal im Rausch wäre es ihm eingefallen, daß er etwas Besseres tun könnte, als diesen meinen Rat befolgen."

„Ach, Ihre alten Schnurren! — Und ich, die gehofft hatte, Sie heute ausnahmsweise zu einem vernünftigen Gespräch zu bringen!"

Der alte Herr ergötzte sich eine Weile an ihrem Ärger und sprach dann: „Verzeihen Sie, liebe Freundin. Ich bekenne Unsinn geschwatzt zu haben. Nein, der Glaube läßt sich nicht bestellen, aber leider der Gehorsam ohne Glauben. Das eben war das Unglück des armen Mischka und so mancher anderer, und deshalb bestehen heutzutage die Leute darauf, wenigstens auf ihre eigene Fasson ins Elend zu kommen."

Die Gräfin erhob ihre nachtschwarzen, noch immer schönen Augen gegen den Himmel, bevor sie dieselben wieder auf ihre Arbeit senkte und mit einem Seufzer der Resignation sagte: „Die Geschichte Mischkas also!"

„Ich will sie so kurz machen als möglich," versetzte der Graf, „und mit dem Augenblick beginnen, in dem meine Großmutter zum ersten Mal auf ihn aufmerksam wurde. Ein hübscher Bursche muß er gewesen sein; ich besinne mich eines Bildes von ihm, das ein Künstler, der sich einst im Schlosse aufhielt, gezeichnet hatte. Zu meinem Bedauern fand ich es nicht im

Nachlaß meines Vaters und weiß doch, daß er es lange aufbewahrt hat, zum Andenken an die Zeiten, in denen wir noch das jus gladii ausübten."

„O Gott!" unterbrach ihn die Gräfin, „spielt das jus gladii eine Rolle in Ihrer Geschichte?"

Der Erzähler machte eine Bewegung der höflichen Abwehr und fuhr fort: „Es war bei einem Erntefest und Mischka einer der Kranzträger, und er überreichte den seinen schweigend, aber nicht mit gesenkten Augen, sah vielmehr die hohe Gebieterin ernsthaft und unbefangen an, während ein Aufseher im Namen der Feldarbeiter die übliche Ansprache herunterleierte.

„Meine Großmutter erkundigte sich nach dem Jungen und hörte, er sei ein Häuslersohn, zwanzig Jahre alt, ziemlich brav, ziemlich fleißig und so still, daß er als Kind für stumm gegolten hatte, für dummlich galt er noch jetzt. — Warum? wollte die Herrin wissen; warum galt er für dummlich?... Die befragten Dorfweisen senkten die Köpfe, blinzelten einander verstohlen zu und mehr als: ‚So, — ja eben so', und — ‚je nun, wie's schon ist', war aus ihnen nicht herauszubringen.

„Nun hatte meine Großmutter einen Kammerdiener, eine wahre Perle von einem Menschen. Wenn er mit einem Vornehmen sprach, verklärte sich sein Gesicht dergestalt vor Freude, daß er beinahe leuchtete. Den schickte meine Großmutter anderen Tages zu den Eltern Mischkas mit der Botschaft, ihr Sohn sei vom Feldarbeiter zum Gartenarbeiter avanciert und habe morgen den neuen Dienst anzutreten.

„Der eifrigste von allen Dienern flog hin und her und stand bald wieder vor seiner Gebieterin. ‚Nun', fragte diese — ‚was sagen die Alten?' Der Kammerdiener schob das rechte, auswärts gedrehte Bein weit vor..."

„Waren Sie dabei?" fiel die Gräfin ihrem Gaste ins Wort.

„Bei dieser Referenz gerade nicht, aber bei späteren des

edlen Fritz," erwiderte der Graf, ohne sich irre machen zu lassen. „Er schob das Bein vor, sank aus Ehrfurcht völlig in sich zusammen und meldete, die Alten schwämmen in Tränen der Dankbarkeit.

„‚Und der Mischka?'

„‚O, der' — lautete die devote Antwort, und nun rutschte das linke Bein mit anmutigem Schwunge vor — ‚o, der — der laßt die Hand küssen.'

„Daß es einer Tracht väterlicher Prügel bedurft hatte, um den Burschen zu diesem Handkuß im Gedanken zu bewegen, verschwieg Fritz. Die Darlegung der Gründe, die Mischka hatte, die Arbeit im freien Felde der im Garten vorzuziehen, würde sich für Damenohren nicht geschickt haben. — Genug, Mischka trat die neue Beschäftigung an und versah sie schlecht und recht. ‚Wenn er fleißiger wäre, könnt's nicht schaden,' sagte der Gärtner. Dieselbe Bemerkung machte meine Großmutter, als sie einmal vom Balkon aus zusah, wie die Wiese vor dem Schlosse gemäht wurde. Was ihr noch auffiel, war, daß alle anderen Mäher von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einem Fläschchen taten, das sie unter einem Haufen abgelegter Kleider hervorzogen und wieder darin verbargen. Mischka war der einzige, der diesen Quell der Labung verschmähend sich aus einem irdenen, im Schatten des Gebüsches aufgestellten Krüglein erquickte. Meine Großmutter rief den Kammerdiener. ‚Was haben die Mäher in der Flasche?' fragte sie. — ‚Branntwein, hochgräfliche Gnaden.' — ‚Und was hat Mischka in dem Krug?'

„Fritz verdrehte die runden Augen, neigte den Kopf auf die Seite, ganz wie unser alter Papagei, dem er ähnlich sah wie ein Bruder dem anderen, und antwortete schmelzenden Tones: ‚Mein Gott, hochgräfliche Gnaden — Wasser!'

„Meine Großmutter wurde sogleich von einer mitleidigen Regung ergriffen und befahl, allen Gartenarbeitern nach vollbrachtem Tagewerk Branntwein zu reichen. ‚Dem Mischka auch,' setzte sie noch eigens hinzu.

„Diese Anordnung erregte Jubel. Daß Mischka keinen Branntwein trinken wollte, war einer der Gründe, warum man ihn für dummlich hielt. Jetzt freilich, nachdem die Einladung der Frau Gräfin an ihn ergangen, war's aus mit Wollen und Nichtwollen. Als er in seiner Einfalt sich zu wehren versuchte, ward er mores gelehrt, zur höchsten Belustigung der Alten und der Jungen. Einige rissen ihn auf den Boden nieder, ein handfester Bursche schob ihm einen Keil zwischen die vor Grimm zusammengebissenen Zähne, ein zweiter setzte ihm das Knie auf die Brust und goß ihm so lange Branntwein ein, bis sein Gesicht so rot und der Ausdruck desselben so furchtbar wurde, daß die übermütigen Quäler sich selbst davor entsetzten. Sie gaben ihm etwas Luft, und gleich hatte er sie mit einer wütenden Anstrengung abgeschüttelt, sprang auf und ballte die Fäuste ... aber plötzlich sanken seine Arme, er taumelte und fiel zu Boden. Da fluchte, stöhnte er, suchte mehrmals vergeblich sich aufzuraffen und schlief endlich auf dem Fleck ein, auf den er hingestürzt war, im Hofe, vor der Scheune, schlief bis zum nächsten Morgen, und als er erwachte, weil ihm die aufgehende Sonne auf die Nase schien, kam just der Knecht vorbei, welcher ihm gestern den Branntwein eingeschüttet hatte. Der wollte schon die Flucht ergreifen, nichts anderes erwartend, als daß Mischka für die gestrige Mißhandlung Rache üben werde. Statt dessen reckt sich der Bursche, sieht den andern traumselig an und lallt: ‚Noch einen Schluck!'

Sein Abscheu vor dem Branntwein war überwunden.

„Bald darauf, an einem Sonntag Nachmittag, begab es sich, daß meine Großmutter auf ihrer Spazierfahrt, von einem hübschen Feldweg gelockt, ausstieg und bei Gelegenheit dieser Wanderung eine idyllische Szene belauschte Sie sah Mischka unter einem Apfelbaum am Feldrain sitzen, ein Kindlein in seinen Armen. Wie er selbst, hatte auch das Kind den Kopf voll dunkelbrauner Löckchen, der wohlgebildete kleine Körper

hingegen war von lichtbrauner Farbe und das armselige Hemdchen, das denselben notdürftig bedeckte, hielt die Mitte zwischen den beiden Schattierungen. Der kleine Balg krähte förmlich vor Vergnügen, so oft ihn Mischka in die Höhe schnellte, stieß mit den Füßchen gegen dessen Brust, und suchte ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Augen zu fahren. Und Mischka lachte und schien sich mindestens ebensogut zu unterhalten wie das Bübchen. Dem Treiben der Beiden sah ein junges Mädchen zu, auch ein braunes Ding und so zart und zierlich, als ob ihre Wiege am Ganges gestanden hätte. Sie trug über dem geflickten kurzen Rocke eine ebenfalls geflickte Schürze und darin einen kleinen Vorrat aufgelesener Ähren. Nun brach sie eine derselben vom Stiele, schlich sich an Mischka heran und ließ ihm die Ähre zwischen der Haut und dem Hemd ins Genick gleiten. Er schüttelte sich, setzte das Kind auf den Boden und sprang dem Mädchen nach, das leicht und hurtig und ordentlich wie im Tanze vor ihm floh; einmal pfeilgerade, dann wieder einen Garbenschober umkreisend, voll Ängstlichkeit und dabei doch neckend und immer höchst anmutig. Allerdings ist bei unseren Landleuten eine gewisse angeborene Grazie nichts Seltenes, aber diese beiden jungen Geschöpfe gewährten in ihrer harmlosen Lustigkeit ein so angenehmes Schauspiel, daß meine Großmutter es mit wahrem Wohlgefallen genoß. Einen anderen Eindruck brachte hingegen ihr Erscheinen auf Mischka und das Mädchen hervor. Wie versteinert standen beide beim Anblick der Gutsherrin. Er, zuerst gefaßt, neigte sich beinahe bis zur Erde, sie ließ die Schürze samt den Ähren sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Beim Souper, an welchem, wie an jeder Mahlzeit, der Hofstaat, bestehend aus einigen armen Verwandten und aus den Spitzen der gräflichen Behörden, teilnahm, sagte meine Großmutter zum Herrn Direktor, der neben ihr saß: ‚Die Schwester des Mischka, des neuen Gartenarbeiters, scheint mir

ein nettes, flinkes Mädchen zu sein, und ich wünsche, es möge für die Kleine ein Posten ausgemittelt werden, an dem sie sich etwas verdienen kann.' Der Direktor erwiderte: ‚Zu Befehl, hochgräfliche Gnaden, sogleich ... obwohl der Mischka meines Wissens eine Schwester eigentlich gar nicht hat.'

„‚Ihres Wissens,' versetzte meine Großmutter, ‚das ist auch etwas, Ihr Wissen! ... Eine Schwester hat Mischka und ein Brüderchen. Ich habe heute alle drei auf dem Felde gesehen.'

„‚Hm, hm,' lautete die ehrerbietige Entgegnung, und der Direktor hielt die Serviette vor den Mund, um den Ton seiner Stimme zu dämpfen, ‚es wird wohl — ich bitte um Verzeihung des obszönen Ausdrucks, die Geliebte Mischkas und, mit Respekt zu sagen, ihr Kind gewesen sein.'"

Der unwilligen Zuhörerin dieser Erzählung wurde es immer schwerer, an sich zu halten, und sie rief nun: „Sie behaupten, daß Sie nicht dabei waren, als diese denkwürdigen Reden gewechselt wurden? Woher wissen Sie denn nicht nur über jedes Wort, sondern auch über jede Miene und Gebärde zu berichten?"

„Ich habe die meisten der Beteiligten gekannt, und weiß — ein bißchen Maler, ein bißchen Dichter, wie ich, nun einmal bin — weiß aufs Haar genau, wie sie sich in einer bestimmten Lage benommen und ausgedrückt haben müssen. Glauben Sie Ihrem treuen Berichterstatter, daß meine Großmutter nach der Mitteilung, welche der Direktor ihr gemacht, eine Wallung des Zornes und der Menschenverachtung hatte. Wie gut und fürsorglich für ihre Untertanen sie war, darüber können Sie nach dem bißchen Gehörten nicht im Zweifel sein. Im Punkte der Moral jedoch verstand sie nur äußerste Strenge, gegen sich selbst nicht minder als gegen andere. Sie hatte oft erfahren, daß sie bei Männern und Frauen der Sittenverderbnis nicht zu steuern vermöge, der Sittenverderbnis bei halbreifen Geschöpfen jedoch, der mußte ein Zügel angelegt werden können. — Meine Großmutter schickte ihren Kammerdiener wieder zu

den Eltern Mischkas. Mit der Liebschaft des Burschen habe es aus zu sein. Das sei eine Schande für so einen Buben, ließ sie sagen, ein solcher Bub habe an andere Dinge zu denken.

„Der Mischka, der zu Hause war, als die Botschaft kam, schämte sich in seine Haut hinein ..."

„Es ist doch stark, daß Sie jetzt gar in der Haut Mischkas stecken wollen!" fuhr die Gräfin höhnisch auf.

„Bis über die Ohren!" entgegnete der Graf, „bis über die Ohren steck' ich darin! Ich fühle, als wäre ich es selbst, die Bestürzung und Beschämung, die ihn ergriff. Ich sehe ihn, wie er sich windet in Angst und Verlegenheit, einen scheuen Blick auf Vater und Mutter wirft, die auch nicht wissen, wo ein und aus vor Schrecken, ich höre sein jammervoll klingendes Lachen bei den Worten des Vaters: ‚Erbarmen Sie sich, Herr Kammerdiener! Er wird ein Ende machen, das versteht sich, gleich wird er ein Ende machen!'

„Diese Versicherung genügte dem edlen Fritz, er kehrte ins Schloß zurück und berichtete, glücklich über die treffliche Erfüllung seiner Mission, mit den gewohnten Kniebeugungen und dem gewohnten demütigen und freudestrahlenden Ausdruck in seiner Vogelphysiognomie: ‚Er laßt die Hand küssen, er wird ein Ende machen.'"

„Lächerlich!" sagte die Gräfin.

„Höchst lächerlich!" bestätigte der Graf. „Meine gute, vertrauensselige Großmutter hielt die Sache damit für abgetan, dachte auch nicht weiter darüber nach. Sie war sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitungen zu den großen Festen, die alljährlich am zehnten September, ihrem Geburtstage, im Schlosse gefeiert wurden, und einen Vor- und Nachtrab von kleinen Festen hatten. Da kam die ganze Nachbarschaft zusammen, und Dejeuners, auf dem grünen Teppich der Wiesen, Jagden, Pirutschaden, Soupers bei schönster Waldbeleuchtung, Bälle — und so weiter folgten einander in fröhlicher

Reihe ... Man muß gestehen, unsre Alten verstanden Platz einzunehmen und Lärm zu machen in der Welt. Gott weiß, wie langweilig und öde unser heutiges Leben auf dem Schlosse ihnen erscheinen müßte."

„Sie waren eben große Herren," entgegnete die Gräfin bitter, „wir sind auf das Land zurückgezogene Armenväter."

„Und — Armenmütter," versetzte der Graf mit einer galanten Verneigung, die von derjenigen, der sie galt, nicht eben gnädig aufgenommen wurde. Der Graf aber nahm sich das Mißfallen, das er erregt hatte, keineswegs zu Herzen, sondern spann mit hellem Erzählerbehagen den Faden seiner Geschichte fort:

„So groß der Dienertroß im Schlosse auch war, während der Dauer der Festlichkeiten genügte er doch nicht, und es mußten da immer Leute aus dem Dorfe zur Aushilfe requiriert werden. Wie es kam, daß sich gerade dieses Mal auch Mischkas Geliebte unter ihnen befand, weiß ich nicht, genug, es war der Fall, und die beiden Menschen, die einander hätten meiden sollen, wurden im Dienste der Gebieterin noch öfter zusammengeführt, als dies in früheren Tagen bei der gemeinsamen Feldarbeit geschehen war. Er, mit einem Botengang betraut, lief vom Garten in die Küche, sie, von der Küche in den Garten — manchmal trafen sie sich auch unterwegs und verweilten plaudernd ein Viertelstündchen ..."

„Äußerst interessant!" spottete die Gräfin — „wenn man doch nur wüßte, was sie einander gesagt haben."

„O, wie Sie schon neugierig geworden sind! — aber ich verrate Ihnen nur, was unumgänglich zu meiner Geschichte gehört. — Eines Morgens lustwandelte die Schloßfrau mit ihren Gästen im Garten. Zufällig lenkte die Gesellschaft ihre Schritte nach einem selten betretenen Laubgang und gewahrte am Ende desselben ein junges Pärchen, das, aus verschiedenen Richtungen kommend, wie freudig überrascht stehen blieb. Der

Bursche, kein anderer als Mischka, nahm das Mädchen rasch in die Arme und küßte es, was es sich ruhig gefallen ließ. Ein schallendes Gelächter brach los — von den Herren und, ich fürchte, auch von einigen der Damen ausgestoßen, die der Zufall zu Zeugen dieses kleinen Auftritts gemacht hatte. Nur meine Großmutter nahm nicht teil an der allgemeinen Heiterkeit. Mischka und seine Geliebte stoben natürlich davon. Der Bursche — man hat es mir erzählt" — kam der Graf scherzend einer voraussichtlichen Einwendung der Gräfin entgegen, „glaubte in dem Augenblick sein armes Mädchen zu hassen. Am selben Abend jedoch überzeugte er sich des Gegenteils, als er nämlich erfuhr, die Kleine werde mit ihrem Kinde nach einer anderen Herrschaft der Frau Gräfin geschickt; zwei Tagereisen weit für einen Mann, für eine Frau, die noch dazu ein anderthalb Jahre altes Kind mitschleppen mußte, wohl noch einmal so viel. — Mehr als: ‚Herrgott! Herrgott! o du lieber Herrgott!' sprach Mischka nicht, gebärdete sich wie ein Träumender, begriff nicht, was man von ihm wolle, als es hieß, an die Arbeit gehen — warf plötzlich den Rechen, den ein Gehilfe ihm samt einem erweckenden Rippenstoße verabfolgte, auf den Boden, und rannte ins Dorf, nach dem Hüttchen, in dem seine Geliebte bei ihrer kranken Mutter wohnte, das heißt, gewohnt hatte, denn nun war es damit vorbei. Die Kleine stand reisefertig am Lager der völlig gelähmten Alten, die ihr nicht einmal zum Abschiedsegen die Hand aufs Haupt legen konnte, und die bitterlich weinte. ‚Hört jetzt auf zu weinen,' sprach die Tochter, ‚hört auf, liebe Mutter. Wer soll Euch denn die Tränen abwischen, wenn ich einmal fort bin?'

„Sie trocknete die Wangen ihrer Mutter und dann auch ihre eigenen mit der Schürze, nahm ihr Kind an die Hand und das Bündel mit ihren wenigen Habseligkeiten auf den Rücken und ging ihres Weges an Mischka vorbei, und wagte nicht einmal, ihn anzusehen. Er aber folgte ihr von weitem, und als

der Knecht, der dafür zu sorgen hatte, daß sie ihre Wanderung auch richtig antrete, sie auf der Straße hinter dem Dorfe verließ, war Mischka bald an ihrer Seite, nahm ihr das Bündel ab, hob das Kind auf den Arm und schritt so neben ihr her.

„Die Feldarbeiter, die in der Nähe waren, wunderten sich: — ‚Was tut er denn, der Tropf? ... Geht er mit? Glaubt er, weil er so dumm ist, daß er nur so mitgehen kann?'

„Bald nachher kam keuchend und schreiend der Vater Mischkas gerannt: ‚O, ihr lieben Heiligen! Heilige Mutter Gottes! hab' ich mir's doch gedacht — seiner Dirne läuft er nach, bringt uns noch alle ins Unglück ... Mischka! Sohn — mein Junge! .. Nichtsnutz! Teufelsbrut!' — jammerte und fluchte er abwechselnd.

„Als Mischka die Stimme seines Vaters hörte und ihn mit drohend geschwungenem Stock immer näher herankommen sah, ergriff er die Flucht, zur größten Freude des Knäbleins, das ‚Hott! hott!' jauchzte. Bald jedoch besann er sich, daß er seine Gefährtin, die ihm nicht so rasch folgen konnte, im Stiche gelassen, wandte sich und lief zu ihr zurück. Sie war bereits von seinem Vater erreicht und zu Boden geschlagen worden. Wie wahnsinnig raste der Zornige, schlug drein mit den Füßen und mit dem Stocke, und ließ seinen ganzen Grimm über den Sohn an dem wehrlosen Geschöpfe aus.

„Mischka warf sich dem Vater entgegen, und ein furchtbares Ringen zwischen den beiden begann, das mit der völligen Niederlage des Schwächeren, des Jüngeren endete. Windelweich geprügelt, aus einer Stirnwunde blutend, gab er den Kampf und den Widerstand auf. Der Häusler faßte ihn am Hemdkragen und zerrte ihn mit sich; der armen kleinen Frau aber, die sich inzwischen mühsam aufgerafft hatte, rief er zu: ‚Mach fort!'

„Sie gehorchte lautlos, und selbst die Arbeiter auf dem Felde, stumpfes, gleichgültiges Volk, fühlten Mitleid und sahen ihr

lange nach, wie sie so dahinwankte mit ihrem Kinde, so hilfsbedürftig und so völlig verlassen.

„In der Nähe des Schlosses trafen Mischka und sein Vater den Gärtner, den der Häusler sogleich als ‚gnädiger Herr' ansprach und flehentlichst ersuchte, nur eine Stunde Geduld zu haben mit seinem Sohne. In einer Stunde werde Mischka gewiß wieder bei der Arbeit sein; jetzt müsse er nur geschwind heimgehen und sich waschen und sein Hemd auch. Der Gärtner fragte: ‚Was ist ihm denn? er ist ja ganz blutig.' — ‚Nichts ist ihm,' lautete die Antwort, ‚er ist nur von der Leiter gefallen.'

„Mischka hielt das Wort, das sein Vater für ihn gegeben, und war eine Stunde später richtig wieder bei der Arbeit. Am Abend aber ging er ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch an, den ersten freiwilligen, war überhaupt seit dem Tage wie verwandelt. Mit dem Vater, der ihn gern versöhnt hätte, denn Mischka war, seitdem er im Schloßgarten Beschäftigung gefunden, ein Kapital geworden, das Zinsen trug, sprach er kein Wort, und von dem Gelde, das er verdiente, brachte er keinen Kreuzer nach Hause. Es wurde teils für Branntwein verausgabt, teils für Unterstützungen, die Mischka der Mutter seiner Geliebten angedeihen ließ — und diese zweite Verwendung des von dem Burschen Erworbenen erschien dem Häusler als der ärgste Frevel, den sein Sohn an ihm begehen konnte. Daß der arme Teufel, der arme Eltern hatte, etwas wegschenkte, an eine Fremde wegschenkte, der Gedanke wurde der Alp des Alten, sein nagender Wurm. — Je wütender der Vater sich gebärdete, desto verstockter zeigte sich der Sohn. Er kam zuletzt gar nicht mehr nach Hause, oder höchstens einmal im geheimen, wenn er den Vater auswärts wußte, um die Mutter zu sehen, an der ihm das Herz hing. Diese Mutter . . ." der Graf machte eine Pause — „Sie, liebe Freundin, kennen sie, wie ich sie kenne."

„Ich soll sie kennen? . . . Sie lebt noch?" fragte die Gräfin ungläubig.

„Sie lebt; nicht im Urbilde zwar, aber in vielfachen Abbildern. Das kleine, schwächliche, immer bebende Weiblein mit dem sanften, vor der Zeit gealterten Gesicht, mit den Bewegungen des verprügelten Hundes, das untertänigst in sich zusammensinkt und zu lächeln versucht, wenn eine so hohe Dame, wie Sie sind, oder ein so guter Herr, wie ich bin, ihm einmal zuruft: ‚Wie geht's?' und in demütigster Freundlichkeit antwortet: ‚Vergelt's Gott — wie's eben kann.' — Gut genug für unsereins, ist seine Meinung, für ein Lasttier in Menschengestalt. Was dürfte man anders verlangen, und wenn man's verlangte, wer gäbe es einem? — Du nicht, hohe Frau, und du nicht, guter Herr ..."

„Weiter, weiter!" sprach die Gräfin. „Sind Sie bald zu Ende?"

„Bald. — Der Vater Mischkas kam einst zu ungewohnter Stunde nach der Hütte und fand da seinen Jungen. ‚Zur Mutter also kann er kommen, zu mir nicht,' schrie er, schimpfte beide Verräter und Verschwörer und begann Mischka zu mißhandeln, was sich der gefallen ließ. Als der Häusler sich jedoch anschickte, auch sein Weib zu züchtigen, fiel der Bursche ihm in den Arm. Merkwürdig genug, warum just damals? Wenn man ihn gefragt hätte, wie oft er den Vater die Mutter schlagen sah, hätte er antworten müssen: ‚Soviel Jahre, als ich ihrer denke, mit dreihundertfünfundsechzig multipliziert, das gibt die Zahl.' — Und die ganze Zeit hindurch hatte er dazu geschwiegen, und heute loderte beim längst gewohnten Anblick plötzlich ein unbezwinglicher Zorn in ihm empor. Zum zweiten Male nahm er gegen den Vater Partei für das schwächere Geschlecht, und dieses Mal blieb er Sieger. Er scheint aber mehr Entsetzen als Freude über seinen Triumph empfunden zu haben. Mit einem heftigen Aufschluchzen rief er dem Vater, der nun klein beigeben wollte, rief er der weinenden Mutter zu: ‚Lebt wohl, mich seht ihr nie wieder!' und stürmte davon. Vierzehn Tage lang hofften die Eltern umsonst auf seine Rückkehr, er war und

blieb verschwunden. Bis ins Schloß gelangte die Kunde seiner Flucht; meiner Großmutter wurde angezeigt, Michka habe seinen Vater halbtot geschlagen und sich dann davon gemacht. Nun aber war es nach der Verletzung des sechsten Gebotes diejenige des vierten, die von meiner Großmutter am schärfsten verdammt wurde; gegen schlechte und undankbare Kinder kannte sie keine Nachsicht ... Sie befahl, auf den Mischka zu fahnden, sie befahl, seiner habhaft zu werden und ihn heimzubringen zu exemplarischer Bestrafung.

„Ein paarmal war die Sonne auf- und untergegangen, da stand eines Morgens Herr Fritz an der Gartenpforte und blickte auf die Landstraße hinaus. Lau und leise wehte der Wind über die Stoppelfelder, die Atmosphäre war voll feinen Staubes, den die Allverklärerin Sonne durchleuchtete und goldig schimmern ließ. Ihre Strahlen bildeten in dem beweglichen Element reizende kleine Milchstraßen, in denen Milliarden von winzigen Sternchen aufblitzten. Und nun kam durch das flimmernde, tanzende Atomengewimmel eine schwere, graue Wolkensäule, bewegte sich immer näher und rollte endlich so nahe an der Pforte vorbei, daß Fritz deutlich unterscheiden konnte, wen sie umhüllte. Zwei Heiducken waren es und Mischka. Er sah aus, blaß und hohläugig wie der Tod, und wankte beim Gehen. In den Armen trug er sein Kind, das die Händchen um seinen Hals geschlungen, den Kopf auf seine Schulter gelegt hatte und schlief. Fritz öffnete das Tor, schloß sich der kleinen Karawane an, holte rasch einige Erkundigungen ein und schwebte dann, ein Papagei im Taubenfluge, ins Haus, über die Treppe, in den Saal hinein, in dem meine Großmutter eben die sonnabendliche Ratsversammlung hielt. Der Kammerdiener, von dem Glücksgefühl getragen, das Bedientenseelen beim Überbringen einer neuesten Nachricht zu empfinden pflegen, rundete ausdrucksvoll seine Arme und sprach, vor Wonne fast platzend: ‚Der Mischka laßt die Hand küssen. Er ist wieder da.‘

„‚Wo war er?‘ fragte meine Großmutter.

„‚Mein Gott, hochgräfliche Gnaden‘ — lispelte Fritz, schlug mehrmals schnell nacheinander mit der Zunge an den Gaumen und blickte die Gebieterin so zärtlich an, als die tiefste, unterwürfigste Knechtschaft es ihm nur irgend erlaubte. ‚Wo wird er gewesen sein ... Bei seiner Geliebten. Ja,‘ bestätigte er, während die Herrin, empört über diesen frechen Ungehorsam, die Stirn runzelte, ‚ja, und gewehrt hat er sich gegen die Heiducken, und dem Janko hat er, ja, beinahe ein Auge ausgeschlagen.‘

„Meine Großmutter fuhr auf: ‚Ich hätte wirklich Lust, ihn henken zu lassen.‘

„Alle Beamten verneigten sich stumm; nur der Oberförster warf nach einigem Zagen die Behauptung hin: ‚Hochgräfliche Gnaden werden es aber nicht tun.‘

„‚Woher weiß Er das?‘ fragte meine Großmutter mit der strengen Herrschermiene, die so vortrefflich wiedergegeben ist auf ihrem Bilde und die mich gruseln macht, wenn ich im Ahnensaal an ihm vorübergehe. ‚Daß ich mein Recht über Leben und Tod noch nie ausgeübt habe, bürgt nicht dafür, daß ich es nie ausüben werde.‘

„Wieder verneigten sich alle Beamten, wieder trat Schweigen ein, das der Inspektor unterbrach, indem er die Entscheidung der Gebieterin in einer wichtigen Angelegenheit erbat. Erst nach beendigter Konferenz erkundigte er sich gleichsam privatim, nach der hohen Verfügung betreffs Mischkas.

„Und nun beging meine Großmutter jene Übereilung, von der ich im Anfang sprach.

„‚Fünfzig Stockprügel‘, lautete ihr rasch gefällter Urteilsspruch: ‚gleich heute, es ist ohnehin Samstag.‘

„Der Samstag war nämlich zu jener Zeit, deren Sie,“ diesem Worte gab der Graf eine besondere, sehr schalkhafte Betonung — „sich unmöglich besinnen können, der Tag der

Exekutionen. Da wurde die Bank vor das Amtshaus gestellt ..."

„Weiter, weiter!" sagte die Gräfin, „halten Sie sich nicht auf mit unnötigen Details."

„Zur Sache denn! — An demselben Samstag sollten die letzten Gäste abreisen, es herrschte große Bewegung im Schlosse, meine Großmutter, mit den Vorbereitungen zu einer Abschiedsüberraschung, die sie den Scheidenden bereiten ließ, beschäftigt, kam spät dazu, Toilette zum Diner zu machen, und trieb ihre Kammerzofen zur Eile an. In diesem allerungünstigsten Momente ließ der Doktor sich anmelden. Er war unter allen Dignitären der Herrin derjenige, der am wenigsten in Gnaden bei ihr stand, verdiente es auch nicht besser, denn einen langweiligeren, schwerfälligeren Pedanten hat es nie gegeben.

„Meine Großmutter befahl, ihn abzuweisen, er aber kehrte sich nicht daran, sondern schickte ein zweites Mal und ließ die hochgeborene Frau Gräfin untertänigst um Gehör bitten, er hätte nur ein paar Worte über den Mischka zu sprechen."

„‚Was will man denn noch mit dem?' rief die Gebieterin! ‚gebt mir Ruhe, ich habe andere Sorgen.'

„Der zudringliche Arzt entfernte sich murrend.

„Die Sorgen aber, von denen meine Großmutter gesprochen hatte, waren nicht etwa frivole, sondern solche, die zu den peinvollsten gehören — Sorgen, für die Ihnen, liebe Freundin, allerdings das Verständnis und infolgedessen auch das Mitleid fehlt — Poetensorgen."

„O mein Gott!" sagte die Gräfin unbeschreiblich wegwerfend, und der Erzähler entgegnete:

„Verachten Sie's, soviel Sie wollen, meine Großmutter besaß poetisches Talent, und es manifestierte sich deutlich in dem Schäferspiel „Les adieux de Chloë," das sie gedichtet und den Darstellern selbst einstudiert hatte. Das Stückchen sollte nach der Tafel, die man im Freien abhielt, aufgeführt werden,

und der Dichterin, obwohl sie ihres Erfolges ziemlich sicher war, bemächtigte sich, je näher der entscheidende Augenblick kam, einer desto weniger angenehme Unruhe. Beim Dessert, nach einem feierlichen, auf die Frau des Hauses ausgebrachten Toast, gab jene ein Zeichen. Die mit Laub überflochtenen Wände, welche den Einblick in ein aus beschnittenen Buchenhecken gebildetes Halbrund verdeckt hatten, rollten auseinander, und eine improvisierte Bühne wurde sichtbar. Man erblickte die Wohnung der Hirtin Chloë, die mit Rosenblättern bestreute Moosbank, auf der sie schlief, den mit Tragant überzogenen Hausaltar, an dem sie betete, und den mit einem rosafarbigen Band umwundenen Rocken, an dem sie die schneeig weiße Wolle ihrer Lämmchen spann. Als idyllische Schäferin besaß Chloë das Geheimnis dieser Kunst. Nun trat sie selbst aus einem Taxusgange, und hinter ihr schritt ihr Gefolge, darunter ihr Liebling, der Schäfer Myrtill. Alle trugen Blumen, und in vortrefflichen Alexandrinern teilte nun die zarte Chloë dem aufmerksam lauschenden Publikum mit, dies seien die Blumen der Erinnerung, gepflückt auf dem Felde der Treue, und bestimmt, dargebracht zu werden auf dem Altar der Freundschaft. Gleich nach dieser Eröffnung brach ungemessener Jubel im Auditorium los und steigerte sich von Vers zu Vers. Einige Damen, die Racine kannten, erklärten, er könne sich vor meiner Großmutter verstecken, und einige Herren, die ihn nicht kannten, bestätigten es. Sie aber konnte über die Echtheit des Enthusiasmus, den ihre Dichtung erweckte, nicht im Zweifel sein. Die Ovationen dauerten noch fort, als die Herrschaften schon ihre Wagen oder ihre Pferde bestiegen hatten und teils in stattlichen Equipagen, teils in leichten Fuhrwerken, teils auf flinken Rossen aus dem Hoftor rollten oder sprengten.

„Die Herrin stand unter dem Portal des Schlosses und winkte den Scheidenden grüßend und für ihre Hochrufe dankend zu. Sie war so friedlich und fröhlich gestimmt, wie dies einem

Selbstherrscher, auch des kleinsten Reiches, selten zu teil wird. Da — eben im Begriff, sich ins Haus zurückzuwenden, gewahrte sie ein altes Weiblein, das in respektvoller Entfernung vor den Stufen des Portals kniete. Es hatte den günstigen Augenblick wahrgenommen und sich durch das offenstehende Tor, im Gewirr und Gedränge unbemerkt hereingeschlichen. Jetzt erst wurde es von einigen Lakaien erblickt. Sogleich rannten sie, Herrn Fritz an der Spitze, auf das Weiblein zu, um es gröblich hinwegzuschaffen. Zum allgemeinen Erstaunen jedoch winkte meine Großmutter die dienstfertige Meute ab und befahl zu fragen, wer die Alte sei und was sie wolle. Im nämlichen Moment räusperte sich's hinter der Gebieterin und nieste, und den breitkrempigen Hut in der einen Hand und mit der anderen die Tabaksdose im Busen verbergend, trat der Herr Doktor bedächtig heran: ‚Es ist, hm, hm, hochgräfliche Gnaden werden entschuldigen,' sprach er, ‚es ist die Mutter des Mischka'.

„‚Schon wieder Mischka, hat das noch immer kein Ende mit dem Mischka? ... Und was will die Alte!'

„‚Was wird sie wollen, hochgräfliche Gnaden? Bitten wird sie für ihn wollen, nichts anderes.'

„‚Was denn bitten? Da gibt's nichts zu bitten.'

„‚Freilich nicht, ich habe es ihr ohnehin gesagt, aber was nutzt's? Sie will doch bitten, hm, hm.'

„‚Ganz umsonst, sagen Sie ihr das. Soll ich nicht mehr aus dem Hause treten können, ohne zu sehen, wie die Gartenarbeiter ihre Geliebten embrassieren?'

„Der Doktor räusperte sich, und meine Großmutter fuhr fort: ‚Auch hat er seinen Vater halbtot geschlagen.'

„‚Hm, hm, er hat ihm eigentlich nichts getan, auch nichts tun wollen, nur abhalten, die Mutter nicht ganz totzuschlagen.'

„‚So?'

„‚Ja, hochgräfliche Gnaden. Der Vater, hochgräfliche Gnaden, ist ein Mistvieh, hat einen Zahn auf den Mischka, weil

der der Mutter seiner Geliebten manchmal ein paar Kreuzer zukommen läßt.'

„‚Wem?'

„‚Der Mutter seiner Geliebten, hochgräfliche Gnaden, ein erwerbsunfähiges Weib, dem sozusagen die Quellen der Subsistenzmittel abgeschnitten worden sind ... dadurch, daß man die Tochter fortgeschickt hat.'

„‚Schon gut, schon gut! ... Mit den häuslichen Angelegenheiten der Leute verschonen Sie mich, Doktor, da mische ich mich nicht hinein.'

„Der Doktor schob mit einer breiten Gebärde den Hut unter den Arm, zog das Taschentuch und schnäuzte sich diskret. ‚So werde ich also der Alten sagen, daß es nichts ist.' Er machte, was die Franzosen une fausse sortie nennen, und setzte hinzu: ‚Freilich, hochgräfliche Gnaden, wenn es nur wegen des Vaters wäre ...'

„‚Nicht bloß wegen des Vaters, er hat auch dem Janko ein Auge ausgeschlagen.'

„Der Doktor nahm eine wichtige Miene an, zog die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß seine dicke Stirnhaut förmliche Wülste bildete, und sprach: ‚Was dieses Auge betrifft, das sitzt fest und wird dem Janko noch gute Dienste leisten, sobald die Sugillation, die sich durch den erhaltenen Faustschlag gebildet hat, aufgesaugt sein wird. Hätte mich auch gewundert, wenn der Mischka imstande gewesen wäre, einen kräftigen Hieb zu führen nach der Behandlung, die er von den Heiducken erfahren hat. Die Heiducken, hochgräfliche Gnaden, haben ihn übel zugerichtet.'

„‚Seine Schuld; warum wollte er ihnen nicht gutwillig folgen.'

„‚Freilich, freilich, warum wollte er nicht? Vermutlich, weil sie ihn vom Sterbebette seiner Geliebten abgeholt haben — da hat er sich schwer getrennt ... Das Mädchen, hm, hm,

war in anderen Umständen, soll vom Vater des Mischka sehr geprügelt worden sein, bevor sie die Wanderung angetreten hat. Und dann — die Wanderung, die weit ist, und die Person, hm, hm, die immer schwach gewesen ist ... kein Wunder, wenn sie am Ziele zusammengebrochen ist.'

„Meine Großmutter vernahm jedes Wort dieser abgebrochenen Sätze, wenn sie sich auch den Anschein zu geben suchte, daß sie ihnen nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit schenkte. ‚Eine merkwürdige Verkettung von Fatalitäten', sprach sie, ‚vielleicht eine Strafe des Himmels.'

„‚Wohl, wohl,' nickte der Doktor, dessen Gesicht zwar immer seinen gleichmütigen Ausdruck behielt, sich aber allmählich purpurrot gefärbt hatte. ‚Wohl, wohl, des Himmels, und wenn der Himmel sich bereits dreingelegt hat, dürfen hochgräfliche Gnaden ihm vielleicht auch das Weitere in der Sache überlassen ... ich meine nur so!' schaltete er, seine vorlaute Schlußfolgerung entschuldigend, ein — ‚und dieser Bettlerin,' er deutete nachlässig auf die Mutter Mischkas, ‚huldvollst ihre flehentliche Bitte erfüllen.'

„Die knieende Alte hatte dem Gespräch zu folgen gesucht, sich aber mit keinem Laut daran beteiligt. Ihre Zähne schlugen vor Angst aneinander, und sie sank immer tiefer in sich zusammen.

„‚Was will sie denn eigentlich?' fragte meine Großmutter.

„‚Um acht Tage Aufschub, hochgräfliche Gnaden, der ihrem Sohne diktierten Strafe, untersteht sie sich zu bitten, und ich, hochgräfliche Gnaden, unterstütze das Gesuch, durch dessen Genehmigung der Gerechtigkeit besser Genüge geschähe, als heute der Fall sein kann.'

„‚Warum?'

„‚Weil der Delinquent in seinem gegenwärtigen Zustande den Vollzug der ganzen Strafe schwerlich aushalten würde.'

„Meine Großmutter machte eine unwillige Bewegung und begann langsam die Stufen des Portals niederzusteigen. Fritz

sprang hinzu und wollte sie dabei unterstützen. Sie aber winkte ihn hinweg: ‚Geh aufs Amt,‘ befahl sie, ‚Mischka ist begnadigt.‘

„‚Ah!‘ stieß der treue Knecht bewundernd hervor und enteilte, während der Doktor bedächtig die Uhr aus der Tasche zog und leise vor sich hinbrummte: ‚Hm, hm, es wird noch Zeit sein, die Exekution dürfte eben begonnen haben.‘

„Das Wort ‚begnadigt‘ war von der Alten verstanden worden; ein Gewinsel der Rührung, des Entzückens drang von ihren Lippen, sie fiel nieder und drückte, als die Herrin näher trat, das Gesicht auf die Erde, als ob sie sich vor so viel Größe und Hoheit dem Boden förmlich gleichzumachen suche.

„Der Blick meiner Großmutter glitt mit einer gewissen Scheu über dieses Bild verkörperter Demut: ‚Steh auf,‘ sagte sie und — zuckte zusammen und horchte ... und alle Anwesenden horchten erschaudernd, die einen starr, die andern mit dem albernen Lachen des Entsetzens. Aus der Gegend des Amtshauses hatten die Lüfte einen gräßlichen Schrei herübergetragen. Er schien ein Echo geweckt zu haben in der Brust des alten Weibleins, denn es erhob stöhnend den Kopf und murmelte ein Gebet ...

„‚Nun?‘ fragte einige Minuten später meine Großmutter den atemlos herbeistürzenden Fritz: ‚Hast du's bestellt?‘

„‚Zu dienen,‘ antwortete Fritz und brachte es diesmal statt zu seinem süßen Lächeln nur zu einem kläglichen Grinsen: ‚Er laßt die Hand küssen, er ist schon tot.‘“ —

„Fürchterlich!“ rief die Gräfin aus, „und das nennen Sie eine friedliche Geschichte?“

„Verzeihen Sie die Kriegslist, Sie hätten mich ja sonst nicht angehört,“ erwiderte der Graf. „Aber vielleicht begreifen Sie jetzt, warum ich den sanftmütigen Nachkommen Mischkas nicht aus dem Dienst jage, obwohl er meine Interessen eigentlich recht nachlässig vertritt.“

Der gute Mond

Vor vierzehn Tagen haben wir ihn zur letzten Ruheſtätte begleitet: Herr Franz von Meyer, Herr Joſeph von Müller und ich, Johann Ritter von Schmidt.

Ja, er iſt tot der gute Mond; nun gibt es keinen Königrufer mehr, und wir ſind reduziert auf einen Tapper. Einen andern Stammgaſt des „Blauen Raben" einzuladen, den leer gewordenen Stuhl des Freundes zu beſetzen, iſt uns nicht eingefallen, ſo viele Prätendenten ſich derohalber auch direkt und indirekt bei uns gemeldet, und ſo anſtändige Leute es auch waren, an denen unſer Städtchen überhaupt, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, keinen Mangel leidet. Der Platz, den der gute Mond durch neunzehn Jahre allabendlich drei Stunden lang eingenommen hat, iſt infolge des hohen Alters ſeines Inhabers und des Ratſchluſſes der ewigen Vorſehung leer geworden und ſoll denn leer beiben. Was die Erinnerung an den Verblichenen betrifft, ſo wird ſie uns niemals entſchwinden, und wir werden die Geſchichte, die er am liebſten erzählte, niemals vergeſſen. Aber, derweil ſie noch friſch in uns lebt und ſeine Ausdrucksweiſe uns auch noch ganz geläufig iſt, habe ich, der ich mich des beſten Gedächtniſſes erfreue und auch ziemlich gut in der Feder bin, es unternommen, dieſelbe aufzuſchreiben. Bin mir dabei wohl bewußt, daß die Haupturſache des Eindrucks, den die Geſchichte auf uns machte, in dem Mangel an Übereinſtimmung lag zwiſchen dem, was der Erzähler von ſich ſelbſt, und dem, was ſeine Erzählung von ihm ausſagte.

Kaum wird es, ſoweit die Erde rund iſt, einen Mann geben, der ſich in einer Lage wie die, in welche er verſetzt wurde, mit

ähnlicher Selbstbeherrschung und Zartheit benommen hätte. Daß er trotzdem immer auf sein derbes und brüskes Wesen zurückkam, und es ihm nie einfiel, daß er auch anders hätte handeln können, als er gehandelt hat, das eben war es, was uns jenen, oben angezogenen, seltsamen und rührenden Eindruck machte.

Ob dies beim Lesen in gleichem Maße der Fall sein wird, muß ich dahingestellt sein lassen; genug, daß ich mich der größten Treue in der Wiedergabe der Worte unseres Freundes befleißige.

Das Titelblatt zu dem Manuskript anzufertigen, hat Herr von Müller sich bereit erklärt, und es wird den Verewigten vorstellen, wie er beim Tarok sitzt, mit seiner rosigen, etwas ins Karmoisinene spielenden Gesichtsfarbe und seinen schneeweißen Haaren.

Die Frau von Meyer, die eine gute Hausfrau und sehr praktisch ist, hat ihn immer verglichen mit einer zur Hälfte gezuckerten Erdbeere, und die Frau von Müller, die mehr poetisch fühlt und zur Schwärmerei neigt, wurde stets durch ihn an einen beschneiten Rosenhügel gemahnt. Dies in Parentheſe.

Der Herr von Meyer spitzt schon ein Bund Gänsekiele (da er sich absolut nicht zur Stahlfeder bequemen will) zu einer kalligraphischen Abschrift.

Jedermann weiß, daß die schlechtesten Witze von den Jägern und von den Kartenspielern gemacht werden, und so war es denn auch ein schlechter Witz von uns, daß wir ihn den guten Mond nannten. Mond, weil er diese Karte so oft in die Hand bekam, und den guten, weil er mit ihr, statt den anderen, sich selbst einen Schaden zufügte, sintemalen er sie sehr oft vom Sküs fangen ließ. Sein wirklicher Name war Franz Edler von Bauer, und er hatte ein ansehnliches Gut besessen, das er bis in sein siebzigstes Jahr ausgezeichnet verwaltete. Als er jedoch seine Kräfte schwinden und sich nicht mehr recht fähig

fühlte, die Wirtschaft mit der gewohnten Energie und Genauigkeit zu führen, und vielleicht auch aus anderen Gründen, verkaufte er die Besitzung und zog ins Städtchen, wo er bald zu sterben gedachte. Dieses traf jedoch lange nicht ein, und er brachte es zu einem Alter, das ihn berechtigte, uns, die wir sämtlich zwischen dem fünften und dem sechsten Jahrzehnt herumhüpfen, der grüne Grasteufel und rote Erdzeisel zu traktieren. Verheiratet war er gewesen und nicht gewesen. Aber — das ist eben die Geschichte, und die beginnt somit.

* * *

Es ist so lange her, daß ich mich nicht zu genieren brauche, sondern aufrichtig sagen darf: wir sind ein paar schöne Leute gewesen, mein Vetter Franz und ich. Franz! Ihr wißt schon, wir führten denselben Familien- und denselben Taufnamen, und er war ein einziger Sohn wie ich, und wir haben einander auch im Äußeren ähnlich gesehen. Beide blond mit blauen Augen, stattlichen Nasen und Vollbärten, nur daß bei ihm alles in die Länge und bei mir mehr in die Breite ging. Und er so fein! Ach, was war euch dieser Mensch so fein! Ich habe nie einen so feinen Menschen gesehen... Ich dafür immer mehr brüsk, aber sonst — ganz ähnlich.

Meine Eltern starben früh, setzten mir einen schläfrigen Vormund, der mein Interesse nicht zu wahren verstand, und weil ich als Bub schon auf mein Interesse war wie der Teufel, kümmerte ich mich selbst um meine Sache und dirigierte und kommandierte bereits als ein Unmündiger bei mir herum. Zeit hatte ich dazu; damals verdummten und verweichlichten die jungen Leute noch nicht wie jetzt auf der Schulbank. Bei meinem lieben Vetter und Nachbar ging's anders zu. Seine Eltern trieben Abgötterei mit ihm und hätschelten ihn, als ob er eine brustkranke Prinzessin gewesen wäre. Wenn er ein Gewehr in die Hand nahm, wurden sie blaß, und wenn er

junge Pferde zuritt oder einführte, beteten sie für ihn. Wenn er aber ein Gedicht machte — denn er machte Gedichte, ja, Gedichte in Versen, und die Verse reimten sich sogar — und wenn er die Poesie dem Papa oder der Mama am Geburtstag oder Namenstag unter die Serviette legte, da weinten sie vor Freude. Kurz, die Aufgabe ihres Lebens war, den Sohn zu verzärteln, und als sie dieselbe fertig gebracht hatten, verließen sie ihn — just, da sie ihm am nötigsten gewesen wären, dem unerfahrenen und unschuldigen Kind von fünfundzwanzig Jahren. Die Mutter wurde plötzlich von einem Herzschlag hinweggerafft, der Vater folgte ihr bald nach — aus Sehnsucht, meiner Treu. Auf dem Totenbett empfahl er mir den Sohn und das Gut, das, wie gesagt, an das meine grenzte. Da hatte ich ihn auf dem Hals und die Ehre, alle Tage mit ihm auf den Friedhof zu laufen zu den Gräbern seiner Eltern, die er mit Kränzen schmückte und mit sentimentalen Inschriften. Und nach Dresden ist er gereist und hat bei einem berühmten Bildhauer einen Engel machen lassen, der seine Züge trug. Sie können denken, was das gekostet hat — mich nämlich; erst die Statue und dann der weite Transport von Dresden bis herunter zu uns nach Siebenbürgen. Aber dafür welch ein Aufsehen! Von weit und breit kamen die Leute aus der Nachbarschaft, den schönen Grabesengel zu sehen und die Inschriften zu lesen, und was jung war und eine Frau oder ein Fräulein, das verliebte sich in das Urbild des Engels und in den Urheber der Inschriften. Es regnete nur so Einladungen und Briefchen, und er hatte bald eine Korrespondenz, wie ein Minister. Was mir recht war, denn es zerstreute ihn doch. Und Partien hätte er machen können — prächtige! und hätte nur die Wahl gehabt zwischen einem halben Dutzend Erbtöchtern. Aber diese Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit und dieses Nichtwissen, in welche er verliebt war!... Heute schien es ihm die und morgen jene, und wenn ich es mir einfallen ließ, auch einmal der oder

jener die Kur zu schneiden, dann fühlte er sich tief gekränkt, und dann wäre gerade diese die eine und einzige gewesen, die ihm gefallen und gepaßt hätte. So, daß ich richtig immer zurücktreten mußte, wenn ich eben anfing Feuer zu fangen. Wenn ich aber sagte: Gut, so bewirb du dich, machte er den Großartigen und rief, er brauche kein Opfer, und jetzt sei ihm die Freude schon verdorben, und deklamierte etwas von einem kalt gewordenen Bissen auf Cäsars Teller.

Um seine Besitzung kümmerte er sich gerade so viel, um zu bemerken, daß sie ihm nichts eintrug. Hat auch nicht anders sein können, die Regie fraß ihn auf. Ich war mein eigener Verwalter, Förster, Stallmeister und Barbier. Er hat für das kleinste Amt einen eigenen Menschen besoldet und wäre dabei weiß Gott wie oft zugrunde gegangen, wenn ich nicht ausgeholfen hätte. Was ist mir anderes übrig geblieben? War es aber geschehen, das beruhigte ihn mit nichten, da ging erst das Wimmern los, daß seine Verpflichtungen gegen mich ihn niederdrückten. Um nur sein Lamentieren nicht hören zu müssen, habe ich die dummen Quittungen, die er mir aufnötigte, mehr als einmal vor seinen Augen zerrissen.

Einige Jahre ging es so fort, er näherte sich schon seinem dreißigsten, da geriet euch der Mensch in die Bande einer koketten Frau. Hochgebildet, wie bereits ihr Taufname Aglaja verriet. Ich tat, was ich konnte, um ihn los zu machen, aber es wollte mir nicht gelingen, die Dame hielt ihn fest mit schmachtenden Blicken und mit geistreichen Gesprächen. Mit Absicht machte ich mich zum unwillkommenen Dritten in ihrem zarten Bunde, scherte mich nicht um die üble Laune, mit der sie mich merken ließen, daß ich überflüssig sei, und langweilte mich wie ein Toter bei ihren Konversationen. Sie warfen herum mit Namen wie Schopenhauer, Eliot, Sand, Chopin, und ich hatte keine Idee, ob von Männlein oder Fräulein die Rede war.

Nun denn! dieser schwärmerische Umgang und seine vielen

Sorgen wegen seiner Mißwirtschaft, und seine innere Friedlosigkeit und — glauben Sie mir — hauptsächlich sein ewiges Dichten brachten ihn endlich so herunter, daß der Arzt ihn zur Nervenstärkung ins Bad schickte.

Drei Wochen war er dort, da bekam ich einen Brief von ihm, wißt ihr, so einen, den man meint nur mit der Feuerzange anrühren zu können, so einen, bei dem man staunt, daß das Papier dem Glutstrom widerstanden hat und nicht in Flammen aufgegangen ist.

Der Franz ist verliebt wie ein Italiener aus der Gegend des Vesuvs, wo sie am hitzigsten sind. In ein blutjunges Fräulein, das er in dem Badeorte kennen gelernt hat. Er ist auch schon verlobt, die Hochzeit wird im nächsten Monat gefeiert, auf dem Gut der alten Tante, der einzigen weiblichen Verwandten der „göttlichen Kleinen," männliche hat sie gar keine. Ich weiß nicht, warum es mir, wie ich das gelesen habe, gleich durch den Kopf gefahren ist: Du armes, schutzloses Ding. Am Schluß des Briefes teilt mir der Mensch noch mit, daß er in acht Tagen nach Hause kommt, um seine Angelegenheiten zu ordnen, (o weh! denk ich und schau meine eiserne Geldkasse im Winkel recht traurig an) in vierzehn Tagen aber wieder abreisen wird, zu ihr! zu ihr! seiner Sonne, seiner Wonne, seinem weißen Schäfchen, seiner Taube. Und ganz am Schlusse heißt es: Tiefstes Schweigen! Aglaja darf um Gottes willen nichts erfahren, bevor die Hochzeit vorüber ist.

Das gefällt mir nicht, ich tu ihm aber den Willen, halte mein Maul und erkundige mich sub rosa nach den Verhältnissen der Braut. Alles in Ordnung, alles sehr anständig, nur im Geldpunkt, da hapert's. Das Gut der Tante (es hieß Folt, lag an der Grenze des Banats und war viel wert) kriegt die Kleine nicht, das hat die Tante einem Kloster verschrieben, in das sie eintreten will, sobald die Nichte angebracht sein wird.

Aus den acht Tagen, nach denen Franz heimkehren wollte,

werden vierzehn. Er hat sich nicht losreißen können von der Geliebten, dunkle Ahnungen haben ihn bedrängt, und beim Abschied, den er für ein paar Wochen genommen, ist ihm gewesen, als sei es ein Abschied für immer. Ich lache ihn aus, ihn und seine Nerven, und meine nichts besseres tun zu können, als ihn aufzumuntern, sein Haus herzurichten zum Empfang der jungen Frau. Aber da ging der sentimentale Teufel in ihm erst recht los. Auf Tritt und Schritt begegnen ihm die Erinnerungen an seine „goldene Junggesellenzeit." Trockene Blumen und Lorbeerkränze mit seidenen Bändern und Widmungen, gestickte Pantoffeln und Kissen und Schlafsessel... mir ein Graus, das Zeug. Um jedes Stück, das ich vernichten oder verschenken wollte, feilschte er, und als ich über die Kassette kam, in welcher Aglajas Briefe lagen, in Paketen zusammen gebunden mit rosafarbenen Schleifen, da wurde er wild und erklärte, die Briefe dürften nicht vernichtet werden, die müsse er ihr, die seine Muse gewesen war, selbst zurückbringen. — „So tu's!" rief ich, „bring ihr die Briefe und sag: Es ist aus; sei ein Mann und sag: Es ist aus und vorbei, ich heirate." — Er versprach's — hat auch gewiß in dem Augenblick die besten Vorsätze gehabt, das heißt, daß er geholfen hat, den Weg zur Hölle pflastern. Ist euch von der Aglaja zurückgekommen wie ein getaufter Pudel.

Bald darauf finde ich ihn ausgestreckt auf dem Ruhebett, und er hat neben sich auf dem Tisch einen offenen Brief liegen. — „Von wem denn schon wieder?" fragte ich. — „Von meiner Braut." — „So? hat sie geschrieben, die Wonne, die Sonne?"... Da wird euch sein Gesicht ellenlang und seine Miene essigsauer, und er gibt dem Blatt einen Schneller, daß es bis zu mir herübergleitet und seufzt, als ob ihn ein schweres Unglück getroffen hätte: „Unorthographisch."

Ich konnte nicht umhin, auszurufen: „Gott sei Dank dafür!" und nehme den Brief und lese ihn, und es ist ein solcher

Schatz von einem unschuldigen, liebreizenden, kindlichen Brief, daß mir das Herz hüpft, der neuen Kusine entgegen. — „Du hast ja heute reisen sollen," sage ich; und er: „Ich habe geschrieben, daß ich erst am Hochzeitstage komme; sie sollen nur alle Vorbereitungen treffen."

Nun, wie ich das höre, da steigen mir die Grausbirnen auf. Weil ich ihn aber kenne und seinen Stütz nicht reizen will, tue ich nichts dergleichen, sondern bemerke einfach: „Und wenn dir unterwegs der Wagen bricht oder wenn dir ein Pferd ausspannt, was dann?" Er schweigt und schaut mit seinem hochmütigsten Blick zum Fenster hinaus, und mir läuft die Galle über, und ich schreie ihn an: „Schreib doch lieber ganz ab!" — „Du weißt recht gut, daß ich nicht mehr aus kann," entgegnete er, „werde schon zur rechten Zeit dort sein. Sie erwarten mich gar nicht vor der letzten Stunde."

„Aha," versetzte ich, „die Braut muß am Altar stehen, dann wirst du erscheinen wie der Prinz im Feenmärchen — wirst du?" — Keine Antwort. Der Mensch versinkt wieder in seine träumerische Stummheit und erhaben sein sollende Ruhe.

Glaubt mir, wenn es damals wie jetzt auf eine Tagereise von meinem Gut ein Telegraphenamt gegeben hätte, aufs Pferd würde ich mich geworfen haben, hingeritten wäre ich und hätte auf eigene Gefahr nach Folt depeschiert: „Unvorgesehene Hindernisse, Ankunft zweifelhaft, Brief folgt." Aber damals, da war es so bei uns, daß der Postmeister von Türsdorf, wie ich zum erstenmal das Wort Telegraph vor ihm ausgesprochen habe, der Meinung gewesen ist, das sei etwas Eßbares.

Eine gräßliche Woche vergeht; der Tag, an dem der Franz durchaus hätte reisen müssen, um noch knapp zurechtzukommen, ist da, und wieder finde ich ihn auf seinem vermaledeiten Lotterbett, dieses Mal mit Eisumschlägen auf dem Kopf. Wie eine kranke Schlange wand er sich: „Ich kann nicht fort, Bruder, ich kann nicht! Sie stirbt, meine Muse stirbt, wenn ich gehe, es

ist ihr Tod!" — So winselte er ... „Bruder, fahre du hin, entschuldige mich, sage der guten Kleinen, es war ein Irrtum, ich habe mich übereilt. Nein, sage ihr, ich habe mich besonnen — ich verdiene sie nicht!"

Von jeher habe ich gewußt, daß ich ein heftiger Mensch bin und rauh von Natur. Die Wut aber, die in dem Augenblick bei mir losgebrochen ist, deren hätte ich mich nicht für fähig gehalten. „Weißt du," sag ich ihm, „du bist doch ein miserabler Kerl," sag ich ihm ... „Und wenn du noch einen meiner Namen führtest, aber du führst beide, und ein schlecht Unterrichteter kann glauben, daß von mir die Rede ist, wenn jemand sagt: Franz von Bauer heißt die Kanaille!" So rase ich, der Zorn umnebelt meinen Geist, trotzdem aber steht es klar vor mir, daß mit dem elenden Waschlappen von einem Menschen nichts anzufangen ist, und daß ich nur gleich meine sieben Zwetschken zusammenpacken und davonkutschieren muß.

Ein paar Stunden später bin ich auf der Reise gewesen und bin gefahren mit der Post, mit dem Bauer, mit allem, was mir den Wagen vom Fleck gebracht hat, — er war zum Glück neu und gut — bin gefahren vom äußersten Nordosten des Landes bis zum äußersten Südwesten, Tag und Nacht, in der linken Hand die Geldkatz', in der rechten die Peitsche ... Herr Gott im Himmel! nur einen Tag einbringen, einen einzigen, damit die armen Damen wenigstens den Hochzeitsgästen absagen und die Musikanten nach Haus schicken können. — Das hab' ich erreichen wollen. Ist mir aber nicht geglückt ... In der Geldkatz' haben die letzten Muttergottes-Zwanziger gescheppert, von der Peitsche war das Schmißl abgehauen, und der einunddreißigste August hat mich noch auf dem Wege gefunden.

Kinder! keinem von euch wünsche ich, daß er sich einen Begriff davon machen könne, wie mir war, als ich beim Dorfe Folt ankomme und den ersten Böllerschuß höre, der mich be-

grüßt ... was — mich! den Bräutigam, den sein sollenden — und ich dahinfahre unter dem ersten Triumphbogen, und die ganze Bevölkerung im Sonntagsstaat auf den Beinen ist. Vom Kirchturm bimmelt Glockengeläute, vor dem Herrenhause stehen Wagen an Wagen, Menschen an Menschen, und auf dem Balkon schimmert's blau und rosenfarbig vor lauter Kranzeljungfern. Und ein so donnerndes Hurra empfängt mich, als ich in den Hof hineinfahre, daß mein Geschrei: „Ich bin's nicht! Still geschwiegen! — Ich bin's nicht!" gerade so viel Wirkung macht wie das Stöhnen eines Verwundeten im Schlachtgewühl. Eine Unzahl Hände streckt sich mir entgegen, mir aus dem Wagen zu helfen ... Ich stoße alle fort und rufe einem alten Diener zu, der dasteht mit schlotternden Knien und wackelndem Kopf, und dem Tränen des Entzückens und der Rührung über die Wangen laufen: „Führe mich zur gnädigen Frau. Ich muß mit ihr sprechen unter vier Augen." — „Bitte, bitte!" stammelt er und macht noch Zeremonien wegen des Vortritts. Das war, sag' ich euch zum Teufelholen.

Nun, der alte Mensch geleitet mich in ein Zimmer, einfach, solid; an der Wand ein großer Schreibtisch wie von einem Amtmann, drüber ein Kruzifix. Da wartete ich kaum eine Minute. Eine hohe Gestalt tritt ein — klösterlich gekleidet, streng, majestätisch. Stutzt nicht einmal bei meinem Anblick, zieht nur die Brauen finster zusammen, als ich mich nenne, und wird nur bleicher, während ich ihr kurz und bündig melde, wie die Sachen stehen.

„Und was gedenken Sie jetzt zu tun, Herr von Bauer?" fragt sie.

„Das weiß ich nicht, Gnädigste," antwortete ich.

Sie richtet die Augen auf das Kruzifix, ich glaube, daß sie gebetet hat.

Dann wendet sie sich wieder in ihrer steinernen Hoheit zu mir und fragt: „Sind Sie verheiratet?"

„Nein, Gnädigste."

„Ist Ihr Herz frei?"

„Ja, Gnädigste."

„Sie haben gegen kein weibliches Wesen Ihres oder eines anderen Standes irgend welche bindende Verpflichtung?"

Ich mußte lächeln.

Eine bindende Verpflichtung — ich! Ich hatte nie eine Liebschaft gehabt und mit den Weibern überhaupt so wenig als möglich zu tun. Sie verdienen keinen Respekt, meinte ich damals, und fühlte höchstens Mitleid mit ihnen, wenn ich sah, wie sie dem Franz nachliefen, an dem gar nichts war, einzig und allein wegen seines hübschen Gesichtes und seiner verdammten Versschmiederei.

Ich mußte also lächeln und verneinte.

Die Dame sah mich mit Augen an, mit Augen, wie ich vorher keine gesehen hatte und nachher keine gesehen habe, Augen, die Herz und Nieren prüfen, und sagte: „Sie sind brav und redlich."

Ja — Sie sind! sagte sie und nicht, wie es doch natürlich gewesen wäre: Ich halte Sie für brav und redlich.

Noch einen Blick nach dem Kruzifix, noch ein Stoßgebet, und sie sprach: „Der gute Name meiner Nichte fordert, daß meine Nichte heute mit Herrn Franz von Bauer vor den Traualtar trete."

„Fordert? würde fordern," versetzte ich — „es gibt leider kein Auskunftsmittel."

„Es gibt eines, Herr von Bauer, ein gefährliches allerdings... Herr von Bauer, wollen Sie verhindern, daß ein unbescholtenes Mädchen Schmach erfahre durch ein Mitglied Ihrer Familie?"

„Gott weiß, daß ich's verhindern wollte!" rief ich. „Wäre ich sonst hier? Hätte ich mich sonst zum Überbringer der elendesten Botschaft gemacht? Meine Schuld ist es nicht, daß ich zu spät gekommen bin!"

„Nicht zu spät," lautete ihre Entgegnung, „wenn Sie sich entschließen könnten, Ihren wortbrüchigen Verwandten zu vertreten."

Da wurde mir schwindelig, und ich fragte:

„Am Traualtar?"

Sie erhob die rechte Hand wie aus Wellen von allerlei Spitzenzeug, das um sie herumflutete, und sah mich an. Eine Norne, sag' ich euch, eine Sibylle! ich sag' euch — etwas Überirdisches.

„Nur am Traualtar," sprach sie feierlich, ging an den Schreibtisch, schellte und gab dem herbeieilenden Diener Befehl, ihre Nichte zu rufen.

Liebe Jungens, da kam euch ein Kind herein, ein Kind im Brautschleier und Myrtenkranz, das holdeste, das die Welt je gesehen, keine Schönheit, etwas tausend- und tausendmal Lieblicheres als eine Schönheit.

Ich habe immer meinen Spaß gehabt an den plötzlichen Verliebungen, die in Romanen und in Theaterstücken vorkommen, und gesagt, mir selbst muß so was passieren, sonst glaub' ich's nicht ... Als das Kind im Myrtenkranz herantrat, da hat mich's gepackt ... Versteht mich! nicht à la Romeo, behüt der Himmel! in viel sanfterer Manier, aber mit einer großen Macht ... Wo ist denn nur geschwind eine Gefahr, aus der ich dich retten könnte? — Das war mein Gefühl. Eine ungemeine Verlegenheit dazu, wegen meiner bestaubten Stiefel und Kleider, und die bestürzte Frage: Wie seh' ich aus?

Das Kind, heiter wie das Sonnenlicht, dankt meinem tiefen Gruße und sagt zu mir: „Wo ist Herr Franz?" und zur Tante: „Das ist der gute Vetter, nicht wahr? von dem er uns so oft erzählt hat." Die Tante nickt, führt mich einige Schritte weiter und flüstert: „Nun!" — und ich antwortete:

„O — was mich betrifft — aber sie — wird sie denn wollen?"

„Meine Nichte hat keinen Willen," erwidert die Gnädigste

und gibt dem Diener — es ist immer derselbe Alte, der kein Ende finden kann mit Flennen — Befehl, den Herrn Bräutigam auf sein Zimmer zu geleiten und ihm behilflich zu sein beim Ankleiden.

Es war mein Glück, daß ich mir einen anständigen Anzug mitgebracht hatte, und während ich mich wasche und mir die Haare bürste, nimmt der Alte meinen Frack aus dem Koffer, drückt ihn an seine Brust und weint, daß mir bange wird, der samtene Kragen könne Spiegel kriegen.

„So ein Engel, gnädiger Herr! und ich habe ihre Mutter — und die war auch schon so ein Engel — auf diesen meinen Armen getragen ... Und seien der gnädige Herr gut mit dem Engel; wir alle, wir haben ihm unsere Hände unter die kleinen Füße gelegt ... Und die Allergnädigste sind wie eine Königin in ihrem Reich, aber weiches Wachs in den Fingern der kleinen Alma."

„So?" entgegnete ich und lebe auf, denn wie die Gnädigste gesprochen hatte: Meine Nichte hat keinen Willen, ist sie mir vorgekommen wie Iwan der Schreckliche und ich mir wie sein gehorsamer Henker. — „So hat die Kleine doch einen Willen?"

Der Diener geriet in Bestürzung und stotterte: „Willen, halten zu Gnaden, das nicht, wie sollte sie? — einen Willen hat sie nicht."

Ich wandte mich von dem alten Esel ab und hörte nicht mehr auf sein Geplapper.

Eine volle Stunde verging.

Die Kleine wehrt sich, hoffte und — fürchtete ich, die Kleine macht Gebrauch vom Recht des Schwachen, vom Recht „nein" zu sagen.

Das Jubilieren der Gäste, denen man vermutlich brav einschenkte, um ihnen die Wartezeit zu versüßen, drang zu mir herüber. Die Glocken begannen mit erneuter Kraft zu läuten, an der Tür pochte es. Ein Geistlicher von kleiner Statur und klugem Aussehen näherte sich:

„Unsere Allergnädigste," sprach er mit leiser, etwas heiserer Stimme, „beliebten mir mitzuteilen, daß Euer Hochwohlgeboren in der Eile der Abreise einige Ihrer Dokumente zu Hause vergessen haben, aber hoffentlich doch nicht alle."

Ich hatte meinen Paß, und damit Punktum. Den reichte ich dem geistlichen Herrn. Er nahm ihn in genauen Augenschein und sagte: „Das ist ja gut. Was noch fehlt, werden Euer Hochwohlgeboren die Gnade haben, nach der Vermählung herbeizuschaffen."

„Vermählung? — so ist Vermählung?"

Der Geistliche überhörte meinen unwillkürlichen Ausruf. — „Unsere Allergnädigste," fuhr er fort, „die nicht mehr Zeit hat, das Geschäftliche noch einmal mit Euer Hochwohlgeboren durchzusprechen, läßt Euer Hochwohlgeboren durch mich in Erinnerung bringen, daß Fräulein Nichte keine Anwartschaft auf die Herrschaft Folt besitzt, diese vielmehr nach dem Ableben der Allergnädigsten laut getroffener testamentarischer Verfügung in das Eigentum der Kirche übergeht. Hingegen erhalten Fräulein Nichte als Heiratsgut von hochdero Frau Tante ein Geschenk von fünfzigtausend Gulden Konventionsmünze, das nach geschlossener Trauung Euer Hochwohlgeboren übergeben werden wird."

„Hat gar keine Eile," antwortete ich und verließ, von dem Pfäfflein geleitet, das Zimmer.

Notabene: Hier pflegte unser verehrter Gönner und Freund eine Pause zu machen, und ich pflegte ihm meine Dose hinzureichen, lediglich als Zeichen der Hochachtung, sintemal er eigentlich kein Schnupfer war. Und er, aus Artigkeit, nahm eine Prise, hielt sie eine Weile zwischen den Fingern, sagte plötzlich: „Aha!" und deponierte sie in das Markenkästchen des Nachbars oder in sein eigenes.

„Kinder," rief er, „wo sind wir?" und einer von uns antwortete: „Auf dem Weg zur Kirche."

„Ja, ja, zur Kirche!“ Und regelmäßig wurde bei der Stelle der alte Herr ganz weich und bewegt und fuhr also fort:

Zur Kirche, zwischen Bäumen, über gestreute Blumen wandere ich, neben mir zwei rosenfarbige Fräulein und vor mir die Kleine, die Weiße, im Myrtenkranz und Brautschleier.

Ringsum ein Menschengedränge, in dem es dumpf und leise und gleichsam ehrerbietig wogt. Keine Stimme ist laut als die eherne der Glocken... Und auch die verstummt — ich steh vor dem Altar, und an meiner Seite steht die Braut. Ich wünschte innig, daß sie sich ein Herz fassen und mich nur ein wenig ansehen möchte, daß ich ihr mit einem Blick hätte sagen können: Fürchten Sie sich nicht. Aber sie wandte kein Auge von dem Priester und war mehr einer bleichen jungen Nonne ähnlich als einem lebensfreudigen Mädchen, das einem Manne angetraut wird.

Die Rede des Geistlichen dauerte lang, und bei jedem Wort der Ermahnung, das der Kleinen galt, dachte ich: Zu viel! zu hart! — und bei jedem, das mir galt: Das versteht sich ja alles von selbst.

Beim Hochzeitsschmaus bin ich neben ihr gesessen, habe aber mit ihr nicht sprechen können, weil fortwährend Toaste ausgebracht wurden, auf die ich antworten mußte, und weil ich über eine kleine Rede nachsann, die ich selbst zu guter Letzt halten wollte. In dieser sagte ich denn, daß ich kein Flausenmacher sei und eher derb, daß ich jedoch gestehen müsse, ich hätte bei den Hochzeiten, denen ich bisher angewohnt, immer tüchtig geweint — mir ist leid um die Braut gewesen. Sei es, wie es sei, komme, was da wolle, für die Frau ist der Schritt in die Ehe der wichtigere Schritt. Davon aber hat noch keiner, den ich den ehelichen Trauring wechseln sah, etwas wissen wollen, vielmehr jeder sich als Hauptperson bei der heiligen Handlung betrachtet. Als ob es nicht eine kleinere Sache wäre, eine Verantwortung — oft schlecht und recht, und meist nur von

dem eigenen, in dem Punkt gewöhnlich sehr dehnbaren Gewissen — zu übernehmen, als überantwortet zu werden mit Gut (ich dachte an die fünfzigtausend Gulden) und Blut und für das ganze Leben. Daher meine innige Rührung bei jeder fremden Hochzeit, daher auch meine Standhaftigkeit bei meiner eigenen. Die Jungfrau, welche heute vertrauensvoll ihre Hand in die meine gelegt, befände sich nicht in dem eben von mir angeregten Fall — ich wisse, wer von beiden, Mann oder Frau, mehr riskiert bei der Schließung eines unlösbaren Bundes. Und so, wie sich ein Starker, der wenig wagt, einem Schwächeren gegenüber, der viel wagt, zu benehmen hat, so werde ich mich allzeit meiner Gemahlin gegenüber benehmen.

Ein großer Jubel, besonders von seiten der Damen, belohnte diese meine Erklärung. Die Gnädigste erhob sich von ihrem Platz und umarmte mich vor der ganzen Gesellschaft. Nach der Tafel gab es feierliche Aufzüge der Dorfbewohner, glückwünschende Deputationen aus den nächsten Ortschaften und endlich Ball vor dem Haus, unter Gottes freiem Himmel, bei Mondenschein und Sternenschimmer, und Ball im Haus unter den Kronleuchtern bei Kerzenglanz. Eine Polonaise eröffnete ihn, bei welcher mir die Auszeichnung zuteil wurde, mit der Gnädigsten, die ihre Fingerspitzen auf meinen Arm legte, die Runde um den Saal zu machen. Den ersten Ländler tanzte ich mit der verehrten Kleinen. Bis tief in die Nacht dauerte das Fest, und nachdem der letzte Gast sich bei uns empfohlen hatte, empfahlen die Gnädigste und ihre Nichte sich bei mir.

Und ich sage euch, liebe Freunde, ich habe gut und sanft geschlafen und angenehm geträumt, und zwar von der Kleinen. Wir gingen miteinander spazieren daheim in meinem Garten, und ich hielt sie umschlungen, und sie sprach zu mir: „Das war ein Irrtum, das mit dem andern Franz. Du bist der Rechte — du!"

Ein Mensch, der mir die Hand küßte, weckte mich — der Alte, der heute viel weniger ängstlich tat und mich in schmelzendem Tone ersuchte, ich möge geruhen, mich ankleiden zu lassen und mich dann zum Frühstück zu begeben zu der Allergnädigsten und zu meiner jungen Gemahlin. Das letztere hatte er mit einem für den Scherz um Verzeihung bittenden untertänigen Bückling hinzugesetzt. Ich gab ihm einen leichten Schlag auf den gekrümmten Rücken und sagte: „Was nicht ist, kann werden," worauf er mit freundlichem Ernst erwiderte: „Das walte Gott!" und mir wieder die Hand küßte.

Dieser alte Mensch ist mein getreuer Anhänger geblieben während der ganzen Zeit, die ich noch in Folt zugebracht habe, hat mir auch manchen nützlichen Wink gegeben und mir manches Licht aufgesteckt, das meinen sehr nebeligen Pfad freundlich erhellte. So zum Beispiel erfuhr ich durch ihn, daß die Gnädigste, als Franz sich um Fräulein Alma bewarb, an einen Gewährsmann in unserer Nähe geschrieben und sich bei ihm nach Herrn Franz von Bauer erkundigt hatte. Infolge eines Irrtums in ihrem Briefe mußte besagter Gewährsmann meinen, die gewünschte Auskunft beträfe mich, und auf meinen Leumund hin hat Franz das Jawort erhalten. Was die Repräsentation anbelangt, die verstand er, und die Gedichte haben auch ihren Effekt gemacht. Von einer Neigung des Kindes zu ihm fand ich keine Spur, und ihr könnt euch denken, wie ich darauf aus war, zu erfahren: Hat sie ihn lieb gehabt, die Kleine, hat sein niederträchtiges Benehmen sie empört? und schließlich: welches Mittel hat die Gnädigste angewendet, um sie zu bewegen, mir zum Altar zu folgen?

Die Lösung des Rätsels war einfach — die Kleine war eben ein Kind; ahnungsvoll und doch gedankenlos, verwöhnt und doch willenlos. Willenlos! der einzige dunkle Punkt in der Sache ... Wenn ich fragte: „Beliebt es Ihnen, spazieren zu gehen?" Ja, es beliebte ihr. „Beliebt es Ihnen, zu Hause zu

bleiben?" Es beliebte ihr gleichfalls. „Täten wir nicht besser, auszureiten?" Gewiß, wir täten besser.

Eines schönen Morgens wanderten wir zusammen im Wald herum. Und sie war euch so herzig in ihrer sanften und aufmerksamen Heiterkeit. Merkte alles, wußte genau, daß hier zwischen den weggescharrten Blättern Rehwild gerastet und daß sich dort im aufgewühlten Boden ein Hirsch niedergetan. Scharfsichtig wies sie hin auf die Spuren der Wilddiebe und entdeckte sie an den Bäumen böswillig befestigte Vogelschlingen, gleich heraus mit dem Taschenmesserchen und fort mit ihnen.

Ich, ich stand neben ihr und bewunderte sie; keine Sprache spricht es aus, wie gut sie mir gefiel. Fräulein sagte ich nicht mehr zu ihr, sondern einfach Alma, aber immer noch Sie. Damals im Walde kam mir dieses Sie so dumm vor, daß ich sie frischweg fragte: „Alma, wollen wir nicht du zueinander sagen?"

Sie war eben mit dem Wegtilgen einer Vogelschlinge fertig geworden, steckte ihr Messerchen ein, machte mir einen kleinen Knicks und erwiderte: „Wenn Sie erlauben."

„Ich bitte darum!" rief ich heftig.

Sie erschrak, wurde rot, sah sich um wie nach Hilfe und stammelte: „Sie haben zu befehlen."

„Ich werde dir nie etwas befehlen, Alma, am wenigsten in dieser Hinsicht," versetzte ich so ruhig, als mir möglich war bei meinem Naturell.

„Nie etwas befehlen?" wiederholte sie und brauchte ein paar Minuten, um sich von ihrer Verwunderung so weit zu erholen, daß sie die Erklärung abgeben konnte: „Ich werde Ihnen aber doch gehorchen."

„Ihnen?"

„Dir ... O, verzeihen Sie: dir."

Mit welcher Angst sie das sagte, könnt ihr euch nicht vorstellen, und mein Entsetzen über diese Angst auch nicht.

Sie vergaß noch sehr oft, mir du zu sagen, und geriet darüber jedesmal in große Bestürzung und Reue. Ich gab mir Mühe, einen Spaß aus der Sache zu machen, aber es wollte mir nicht recht gelingen. Zu tief verdroß mich das unglückliche Sie, das ihr von selbst auf die Lippen kam; zu wenig freute mich das zögernde du, zu dem sie immer erst einen Vorsatz fassen mußte.

Kindisch! kindisch! Wer wußte das besser als ich, wer hätte verstanden, mir so tüchtig die Leviten zu lesen, wie ich selbst es tat? Aber von Tag zu Tag wurde meine Neigung zu der Kleinen inniger und wärmer, und ebenso der Wunsch, daß sie Zutrauen zu mir gewinne, wenn schon kein anderes, doch ein solches wie zu einem älteren Bruder. Deshalb verfehlte ich's meistens und war, zu meinem eigenen Schaden, bitter und grämlich. Und an dergleichen war die Kleine nun gar nicht gewöhnt. Geführt werden auf Tritt und Schritt, nach Pflicht und Vorschrift fühlen, denken, atmen, geleitet werden wie ein Maschinchen, o ja! aber wohlgemerkt, ohne ein rauhes, wo möglich ohne ein lebhaftes Wort.

Die Gnädigste hatte ein scharfes Auge auf mich, und der geistliche Herr, der mir am Hochzeitstage meine Papiere abgefordert, gleichfalls, und detto noch einige andere geistliche Herren, die im Hause ein- und ausgingen. Ich sah wohl, daß sie mich beobachteten, aber ich dachte: Nur zu! wie ich bin, so bin ich. Müßte übrigens lügen, wenn ich behaupten sollte, daß sie mir das Geringste in den Weg gelegt haben; bin vortrefflich mit ihnen ausgekommen. Glaube auch, daß die Gnädigste ihrem Rat Folge geleistet hat, als sie mir nach Verlauf von ungefähr sechs Wochen eröffnete, wenn es mir angenehm wäre, heimzureisen, wollte sie mich nicht länger aufhalten.

Es würde sich nicht für mich schicken, die Komplimente, die sie mir damals gemacht hat, zu wiederholen. Als sie jedoch fertig mit ihnen war, sagte sie: „Das Walten einer gnädigen

Vorsehung über meinem Hause hat sich mir stets geoffenbart; niemals jedoch so sichtbar wie in dieser letzten Zeit, bei der letzten weltlichen Angelegenheit, die zu bestellen mir noch auferlegt war. Gott hat meine Ziehtochter einer großen Gefahr entrückt, in welcher sie untergegangen wäre ohne seine Dazwischenkunft. Statt des Unwürdigen, an den ich im Begriffe stand, sie zu vermählen, hat er einen ihrer würdigen Lebensgefährten, hat er Sie gesandt. Lieber Sohn" — zum erstenmale nannte sie mich so — „Sie haben Alma aus der Hand der Kirche empfangen: empfangen Sie Ihre Frau jetzt aus der meinen und meinen mütterlichen Segen und Glückwunsch dazu."

„Alles wohl und gut, Gnädigste," entgegnete ich, „aber die Hauptsache fehlt."

Sie sah mich steif und groß an: „Wie so?"

„Das Herz der Kleinen hat noch nicht ja gesagt."

„Ihr Herz! Haben Sie nicht ihren Schwur vor dem Altar? Ihr Herz? Wo ihre Pflicht ist, da ist ihr Herz."

Dieses schöne Wort rührte mich nicht, schien mir vielmehr eines von denjenigen zu sein, mit welchem die Schwärmer sich aus der Verlegenheit helfen und ihrer eigenen Empfindung ein X für ein U vormachen. Aber froh war ich, von der Gnädigsten und ihrem Anhang das Absolutorium erhalten zu haben, und traf mit Almas Einwilligung — daß Gott erbarm, die Einwilligung einer Willenlosen! — meine Reisevorbereitungen.

Der Abschied der Kleinen von ihrem Zuhause und von jedem einzelnen Hausgenossen war schwer. Nie wieder habe ich so viele Weinende auf einem Fleck beisammen stehen gesehen wie an jenem Tage. Das Bild der Gnädigsten, die uns noch vom Balkon aus mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken segnete, wird mir unvergeßlich bleiben. Den alten Diener hätten wir gern mitgenommen, und er wäre gern mit uns gegangen, fühlte sich aber zu gebrechlich zur Reise

und mochte uns keine Ungelegenheiten verursachen. — „Sterben muß ich," sagte er zu seiner kleinen Herrin, „da ist's schon besser, ich sterbe hier in der Heimat aus Sehnsucht nach Ihnen, als dort bei Ihnen aus Sehnsucht nach der Heimat." Einige Monate später haben wir denn auch die Nachricht seines Todes erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß ich längst an meine Leute geschrieben und Befehl gegeben hatte, den Garten und das Schlößlein so gut als nur möglich zum Empfang der Gebieterin herzurichten. Da war fast mehr geschehen, als ich gewünscht hatte, aber zu meiner Verwunderung keine einzige Ungeschicklichkeit, und auch im größten Jubel der festlichen Begrüßung kam keine von den Derbheiten und plumpen Anspielungen vor, die einem neuvermählten Paar von einer getreuen Landbevölkerung sonst nicht erspart werden und die bei uns am wenigsten am Platz gewesen wären.

Als ich meinen Wirtschafter herzlich belobte, tat er zuerst geheimnisvoll und gestand sodann, der Herr Franz von drüben sei in der verwichenen Woche täglich dagewesen, habe alle Vorbereitungen geleitet, aber dringend aufgetragen, mir nichts von seiner Einmischung zu verraten. Und gestern war er abgereist, und niemand wußte wohin, und hatte sehr übel ausgesehen und so aufgeregt, daß jedem um ihn bange geworden.

Was soll das wieder heißen? fragte ich mich und ging ernstlich mit mir zu Rate, ob ich mit der Kleinen von ihm sprechen sollte oder nicht. Bevor ich aber zu einem Entschluß kam, hatte ich nicht mehr nötig, einen zu fassen. In der Gegend war allgemein bekannt, daß der Franz seiner treulos gewordenen Muse nachgefahren war, sie in der Nähe von Vatra-Dorna in der Bukowina eingeholt und den Begleiter, in dessen Gesellschaft sie an den Ufern der goldenen Bistriza lustwandelte, herausgefordert hatte. Dies mußte in einem jener Anfälle blinder Wut geschehen sein, denen der Sklave seiner Impulse unter-

worfen war, und mit großer Übereilung und ohne Beachtung der übrigen Formalitäten hat das Duell stattgefunden. Die Gegner sollen (ich glaube es heute noch nicht) zugleich geschossen haben. Einer war maustot auf dem Platz geblieben, der andere, der Franz, hatte eine Kugel in die Hüfte bekommen und wurde in jammervollem Zustand heimtransportiert.

Ich befand mich im Garten mit der Kleinen, als ein Reitender daherjagte und mir meldete, es gehe zu Ende mit dem Herrn Franz, und er wünsche mich noch einmal zu sehen. Das hörte die Kleine, verfärbt sich und sagt: „O, der arme Herr Franz! der Arme! Komm, fahren wir gleich zu ihm."

Wir, sagte sie, und, denkt euch, mir gefiel's, daß sie es so frank und frei und natürlich aussprach. Erst später fanden sich Skrupel bei mir ein, und auf dem Wege zum Sterbebett meines nächsten Anverwandten dachte ich nicht an ihn, sondern fortwährend an das junge Wesen neben mir nnd fragte mich voll Herzensangst: Was mag sie fühlen? Was geht in ihr vor? ... Und nie war es mir so sehr aufgefallen wie damals, um wie viel schöner das Gut des Vetters doch lag als das meine. Schöner, romantischer, eine grüne Zunge im Gebirgsrachen.

„Bemerkst du, Alma, wie hübsch diese Gegend ist?" sagte ich zu ihr, und sie antwortete:

„Ich habe nichts bemerkt, ich bin zu sehr in Sorgen um den armen Herrn Franz."

„So hast du ihm verziehen?"

„Was denn?"

„Nun," rief ich, „wenn du fragen kannst!"

Sie lächelte mich an mit ihren klugen, klaren unschuldigen Augen: „Ach, freilich," sagte sie.

Wir fanden ihn schwach zum Auslöschen und trotz seiner zahlreichen Dienerschaft schlecht versorgt und verpflegt. Es war wirklich nichts zu tun, als dazubleiben und sich seiner anzunehmen. Ist denn geschehen und er langsam genesen, und

nach seiner Genesung in meinem Hause oft ein- und ausgegangen wie in der früheren Zeit.

Die Kleine war mit ihm viel unbefangener als mit mir, und wenn er etwas sagte, was ihr nicht gefiel, widersprach sie ihm ohne Umstände.

„Widersprich auch mir einmal!" bat ich sie.

„Dir nie!" war ihre rasche Antwort; sie besann sich ein Weilchen und wiederholte mit heiligem Ernst: „Dir nie!"

Es kam vor, daß sie ganz plötzlich und ohne Grund meine Hand ergriff und küßte, und das war mir das Ärgste — so ein kindlicher Handkuß.

Nicht immer habe ich mich überwinden und schweigen können, ich habe sie leider nicht selten angefahren: Wofür bedankst du dich? Oder gar: Bittest um Verzeihung? Aber dann — ihr Entsetzen! und meine Verzweiflung ... Um tausend Meilen zurückgeworfen von meinem Ziel — das hatte ich davon. Herrgott! was für ein plumper Bengel bin ich euch gewesen, und was war sie für ein holdseliges Mädchen — holdselig! wie kein zweites paßte dieses Wort auf sie. Dabei war sie aber auch ganz klug und vernünftig, waltete ruhig und emsig im Hause, konnte nicht einen Augenblick müßig bleiben. Denkt euch nicht etwa eine träumerische Romanprinzessin, die nicht imstande ist, Gerste von Weizen zu unterscheiden, und immer in höheren Regionen schwebt. Davon keine Spur. So gut wie im Walde kannte die Kleine sich unter den Ähren der Felder, den Blumen der Wiesen aus und fühlte sich recht daheim auf der Erde, deren lieblichstes Kind sie war ... Und wenn ich sie auch hie und da barsch anließ, mein höchstes Kleinod ist sie doch gewesen, und ich habe sie gehütet und gehegt mit mehr Liebe, als ich ihr zu zeigen wagte, denn ihre Nähe schüchterte mich sehr ein. Sie war ja die erste junge Frau, mit der ich jemals in täglichem Verkehr gestanden habe. Übrigens ging es ihr nicht schlecht bei mir; ihre früher so blassen Wangen

färbten, ihre zarte Gestalt kräftigte sich, und Augenblicke gab es, in denen mir vorkam, als erwache in der aufblühenden Jungfrau — das Weib.

Der Franz hat sich — in seiner Weise natürlich — musterhaft benommen. Ein gewisses Kokettieren konnte er allerdings jungen hübschen Frauen gegenüber nicht lassen... Es war seine Natur, es kam ihm unbewußt, im Schlaf, wie ihm seine Gedichte kamen. Diese verfluchten Gedichte, um die ich mich sonst nicht gekümmert hatte, und die mir jetzt so viel zu denken gaben, weil sie der Kleinen gefielen. Sie waren hübsch, und merkwürdigerweise, dieser Mensch, der eitel war auf seine Augen, auf seinen Schnurrbart, seine Nägel, — auf sein Bestes, eben die Gedichte, war er's nicht. Hat sie nie gesammelt, nie drucken lassen; aber sie leben, viele von ihnen leben im Munde unseres Volkes. Es sind lauter Liebeslieder, Mädchen und Burschen singen sie, ich habe es oft gehört und mit Vergnügen.

Als jedoch eines wonnigen Sommerabends die Kleine anhob, eines dieser Lieder zu singen mit ihrer wunderbaren Stimme, dem tönenden Schlüssel zu allen Geheimnissen meiner Brust, da faßte mich ein heißer Zorn, und von der Stunde an war ich eifersüchtig... Verachtete mich darum und war's, und alles, wovon mein Verstand mir riet: Das sollst du nicht tun, nicht sagen — das tat ich, das sagte ich. Und so kindisch machte mich die törichtste von allen Leidenschaften, daß mir, dem praktischen Mann, nichts wünschenswerter schien, als nur eine Stunde lang ein Dichter sein und ein Lied erfinden zu können, ein Lied, das zum Herzen geht. Einige Strophen sollte es haben und nach jeder derselben den Schlußreim bringen: Du Meine und nicht Meine!

Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, der Schlußreim war da — die Strophen wollten mir nicht einfallen.

Aus diesen poetischen Anwandlungen wurde ich durch die nüchternste Prosa gerissen.

Eine Seuche war bei uns unter dem Geflügel ausgebrochen und lockte Zigeuner herbei, die das gefallene Vieh ausgruben und aßen. Ich wollte den Unfug nicht dulden. paßte den Leuten auf, und wo ich einen auf frischer Tat erwischte, packte ich ihn zusammen und ließ ihn aus dem Dorfe jagen.

„Unglaublich," meinte Franz, „daß du dich darum kümmerst, ob sich das Gesindel die Pest an den Hals frißt."

Ich war just besonders bärbeißig und rief: „Es kümmert mich, und ich duld's einmal nicht!" und bemerkte, daß Franz und die Kleine einander so ansehen, wie Zwei tun, die von einem Dritten denken: Ja, so ist er, der Mensch! Und zum Unglück muß die Kleine sagen: „Laß die Zigeuner gewähren, sie sind bös und werden uns noch etwas antun."

Immer hatte ich sie aufgefordert: Rede, sprich deine Meinung aus; nun tat sie's einmal — o, hätte sie es lieber nicht getan! Alles würde anders gekommen sein, ich hätte der glücklichste Mensch werden können ... Aber, daß sie ihm Recht und mir Unrecht gab, das reizte mich blinden Maulwurf, der ich war! ... Und wie zum Trotze übte ich schärfer denn je meine polizeiliche Gewalt aus.

Einige Zeit darauf — wir hatten den siebzehnten Geburtstag der Kleinen gefeiert und saßen auf dem Balkon beim Abendessen — da wirbelte uns gegenüber im Tal, so auf ein halbtausend Schritte, eine Rauchsäule in die Höhe ... Franz streckte den Arm aus und sagte: „Die Zigeuner lassen sich empfehlen!"

Hol mich der Teufel, die alte Scheuer brannte. Eine Baracke, um die mir nicht leid gewesen wäre, hätte sie nicht voll Heu gesteckt.

Wir laufen in den Meierhof. Dort spannen sie schon die Feuerspritze ein, und mein Wirtschafter steht dabei und ruft mir entgegen: „Brennt wie ein Span, die Scheuer! Ist nichts zu machen!"

Ja, so gescheit bin ich auch; aber um das Arbeiterhaus in

der Nähe, um das ist mir's zu tun. — Mein Wirtschafter steckt den Finger in den Mund, zieht ihn naß heraus und hält ihn an die Luft: „Nichts zu machen. Der Wind bläst alles hinüber."

Nun, ich ruf: „Vorwärts!" spring auf die Spritze, der Franz mir nach, und der Knecht jagt, was er kann, den Berg hinunter. — „Warum hast nicht die Schwarzbraun' genommen?" frag ich ihn noch. — „Daß wir früher drüben sind," antwortete er. — „Was hilft's" geb' ich zurück, „wenn uns die Rappen vorm Feuer ausreißen?" Und zu gleicher Zeit fliegt mir der Gedanke durch den Kopf: Die Kleine wird sich's doch nicht einfallen lassen, uns nachzulaufen?

Wir sind an Ort und Stelle, die Rappen ruhiger, als ich erwartet hatte; ich kann mich dicht ans Haus aufstellen und die Pferde ausspannen lassen. Die Scheuer brennt lichterloh, jeder Windstoß treibt einen Funkenregen auf das Dach, das ich schützen möchte, so lange wenigstens, bis die Leute ihre Habseligkeiten geborgen haben... Alles ist voll Menschen: die meisten gaffen, einige erweisen sich hilfreich; rein wie besessen stürzt der Franz herum, rettet Sessel, Kissen, Pfannen mit einer Hingebung, als ob es lauter Kinder wären, die er aus den Flammen trägt... Ja, ja, leider schon Flammen... Wasser war in Fülle vorhanden, die Spritze tat ihre Schuldigkeit, reichte aber nicht aus, furchtbar qualmte der Rauch, die Sparren krachten. „Franz," ruf ich, „laß es gut sein!" Und er? „Nichts mehr zu retten?"

„Das Kind vom Schlosser ist vergessen, o Jesus, das Kind in der Wiege!" kreischt eine Tagelöhnerin. — Ich hätte sie totschlagen mögen, und ihn auch — besonders ihn. Weil er keinen anhört, der ihm sagt: Das Kind ist da, ist längst geborgen. Er will nichts, er hat nichts im Kopf, als daß die Leute sein Lob singen sollen vor der Kleinen, daß sie ihr sagen sollen: ‚O, welch ein Anblick, wie er aus den rauchenden Trümmern sprang, ein Kindlein in seinen Armen!' Das hat er gewollt,

ich kenne ihn, den Schwärmer, der nichts umsonst tut, den Unberechenbaren, der immer rechnet. Ich verlier kein Wort, als er zurückrennt, zum allgemeinen Entsetzen, in das brennende Haus. Hinter ihm poltert der ganze Krempel zusammen, aus den Fenstern, aus der Tür bricht die Lohe — lebendig kommt er da nicht heraus ... Die Leute in lauter Verzweiflung klagen: „Der gnädige Herr! Gott im Himmel, er ist verloren!" ... Weiber werfen sich auf die Knie und beten; Kinder weinen. Ich rufe in den Lärm hinein: „Herum ums Haus mit der Spritze! Nehmt Äxte — wir schlagen die Lehmwand durch!"

Drüben hoff' ich noch des Feuers Meister zu werden, bis man ein Loch gebrochen hat, durch das er schlüpfen kann, der Narr. Ein halbes Dutzend Männer springt vor, taucht an. „Mehr rechts!" befehl' ich, „sonst geht's in den Graben ..." Da war's schon geschehen, und wir stecken ... Ich mein aus der Haut zu fahren: „Die Rappen her! die Rappen!"

Es ist ein Gedränge, ein Wechsel von Licht und Dunkelheit; jetzt glüht weithin der grelle Feuerschein, eine Minute später umhüllt mich ein Qualm, daß ich den Schlauch nicht sehe in meiner Hand. Ich höre nur, daß sie die Pferde bringen ... Mit Müh' und Not, denn jetzt scheuen sich die Luder und schlagen aus ... Plötzlich ertönt ein Schrei: ‚Franz!' ... ein unsagbar jammervoller Schrei — das war sie! ... Kinder, ich steh' im Feuer wie ein Salamander, und vom Wirbel bis zur Sohle wird mir eiskalt ... und die Leute sind starr vor Schrecken, und ich springe zur Erde ... Da liegt eine weiße Gestalt, da liegt mein Liebstes. — „Tot," sagt jemand neben mir, „das Roß hat sie geschlagen — und ich hab's gesehen." ... Einbildung! — nicht tot, nur besinnungslos, denk' ich, entdecke auch kein Zeichen von Verletzung an ihr, außer einem einzigen großen Blutstropfen, der aus ihrem Munde gequollen ist ... Und vergesse alles andere — oder vielmehr mit allem andern ist's aus, und beuge mich und hebe sie sanft vom Boden auf und

bitte die Leute: „Macht Platz, daß ich sie nach Hause tragen kann!“ Alle weichen zurück — ein einziger wagt sich heran, ein rauchgeschwärzter, verstörter Mensch (es ist ein Wunder, daß er da ist, aber in dem Moment wundere ich mich über nichts) der Mensch, dem sie nachfliegen wollte ins Feuer wie ein kleiner Schmetterling ins Licht, und ich wettere ihn an: „Aus dem Weg! Du bleibst und machst dich weiter nützlich!“

Und der Franz spricht kein Wort und gehorcht.

Beim Nachhausegehen ist es mir manchmal vorgekommen, als ob sie atme, die Kleine ... Als ich sie in ihrem Zimmer auf ihr Bett legte, blieb sie lange Zeit ganz starr, und wir verzweifelten schon, ihre Dienerinnen und ich. Bis nach Besztercze mußte gefahren werden um einen Arzt, und der konnte im besten Fall am Abend des nächsten Tages bei uns sein. Es war mir recht, als ich hörte, daß der Franz sich's nicht hatte nehmen lassen, das Abholen des Doktors selbst zu besorgen.

Nach Mitternacht sank die Kleine allmählich aus ihrer Ohnmacht in einen tiefen Schlaf, ich fühlte unter meinen Fingern das leise Klopfen ihres Pulses, und als ich ihr Händchen betrachtete, das in meiner rauhen Hand lag, tat mir der Kontrast weh. Da saß ich an ihrem Bett, und derjenige, an dem ihr armes törichtes Herz hing, kutschierte draußen auf der Landstraße. Wenn sie erwacht und sieht nur mich, es wird ihr sehr traurig sein. Sie war so hilf- und harmlos und — daran zweifelte ich nicht — so schwer krank ... Ein grenzenloses Erbarmen kam über mich; eine größere Liebe, als ich je für sie gehabt hatte, erfüllte meine Seele, und ich tat ein Gelübde: Wenn sie gesund wird, will ich jedem Anspruch auf sie entsagen. Unsere Ehe ist leicht gelöst. Mag sie mit dem leben, mit dem sie sterben wollte. Auf ihn acht geben und dafür sorgen, daß er keine Dummheiten macht, das soll meine Sache sein, dazu bin ich der Stärkere.

Mit diesem Vorsatz steh' ich auf von meinem Platz am Fußende ihres Bettes, und wie ich mich über sie beuge — was

seh' ich? Sie hat die Augen offen und richtet einen unsicheren, fragenden Blick auf mich: „Franz?" sagt sie, und ich antwortete: „Er kommt, mein Kind, kommt bald ..."

„Wer kommt? ... o Lieber!" und auf einmal hebt sie die Arme und schlingt sie um meinen Hals. „Bist du's? fehlt dir nichts? bist da?"

„Jawohl, ich bin da."

„Dann ist alles gut," flüsterte sie, „alles gut, du Bester!"

Was hat das zu bedeuten? Ich habe es nicht gleich begriffen und gefragt: „Träumt mein Kind?"

„Nein, ich bin wach."

„Wach — und nennst mich Bester?"

„Weil du's bist," antwortet sie und lächelt mich so zutraulich an wie noch nie.

Ich ringe mit der Wonne, die begleitet von tausend Schmerzen, einziehen möchte in meine Brust. „Jetzt weiß ich, daß du träumst, du Kind. Ich bin ja immer so barsch mit dir gewesen."

„Du? Ach geh!"

Ewige Güte! Ach geh, sagte sie — und ich habe mich nicht mehr beherrschen können, ich bin auf meine Knie gesunken und habe ihre Augen geküßt und meinen Kopf neben den ihren auf das Kissen gelegt und mit zitternder Seligkeit gefragt: „Besinne dich, warum wolltest du in das brennende Haus?"

„Nicht ins Haus — nur zu dir, nur dir nach, nur dich abhalten ... Aber" — unterbrach sie sich plötzlich — „warum weinst du?"

Ihre Augenlider waren schwer geworden, sie lehnte ihr Gesicht an das meine und schlief wieder ein.

Der Arzt kam zur Zeit, um welche ich ihn erwartet hatte. Er sprach von einer inneren Verletzung, er gab keine Hoffnung. Einige Wochen haben wir ihr teueres Leben aber doch gefristet. Sie hat wenig gelitten und bis zum letzten Augenblick die feste Zuversicht auf ihre baldige Genesung bewahrt. An ihrem

Sterbebett ist keine Träne geweint worden; ich habe jeden, der seine Rührung nicht zu unterdrücken vermocht hätte, fern gehalten — und auch die letzten Tröstungen der Religion. Die Kleine brauchte keine Tröstungen, denn sie hatte keinen Gram, und den meinen verbarg ich ihr.

Daß es mir gelang, das war meines Herrn und Gottes wundersames Geschenk. Wer außer ihm hätte mir diese Kraft geben können? Und so hab' ich denn alles allein mit ihm abgemacht und mich nicht erschüttern lassen in meinem Glauben, daß ich keinen Frevel beging, indem ich sie unvorbereitet scheiden ließ, die Seele, die zurückgekehrt ist zu ihrem Schöpfer, so rein, als er sie dereinst ins Leben entließ.

In meinen Armen, an meiner Brust ist sie oft eingeschlafen, einmal denn auch, um nicht wieder zu erwachen — die Meine und nicht Meine!

— — — — — — — — — — — — — — —

Unser verehrter Freund pflegte seine Erzählung mit diesen Worten zu beschließen. Es bedurfte auch für uns keiner Fortsetzung, da wir aus anderweitigen Berichten wußten, daß er auf seinem Gute noch manches Jahr still und ruhig verblieb. Erst nach dem Tode seines Herrn Vetters Franz von Bauer hörte der Aufenthalt in dortiger Gegend auf, ihm angenehm zu sein, und er vertauschte ihn mit demjenigen in unserem Städtchen.

Das Gemeindekind

Erzählung

„Tout est l'histoire."
George Sand.
Histoire de ma vie. I. p. 368.

I.

Im Oktober 1860 begann in der Landeshauptstadt B. die Schlußverhandlung im Prozeß des Ziegelschlägers Martin Holub und seines Weibes Barbara Holub.

Die Leute waren gegen Ende Juni desselben Jahres mit zwei Kindern, einem dreizehnjährigen Knaben und einem zehnjährigen Mädchen aus ihrer Ortschaft Soleschau am Fuße des Hrad, einer der Höhen des Marsgebirges, im Pfarrdorfe Kunovic eingetroffen. Gleich am ersten Tage hatte der Mann seinen Akkord mit der Gutsverwaltung abgeschlossen, seinem Weib, seinem Jungen und einigen gedungenen Taglöhnern ihre Aufgabe zugewiesen und sich dann zum Schnaps ins Wirtshaus begeben. Bei der Einrichtung blieb es während der drei Monate, welche die Familie in Kunovic zubrachte. Das Weib und Pavel, der Junge, arbeiteten; der Mann hatte entweder einen Branntweinrausch oder war im Begriff, sich einen anzutrinken. Manchmal kam er zur gemeinschaftlichen Schlafstelle unter dem Dach des Schuppens getaumelt, und am nächsten Tag erschien dann die Familie zerbläut und hinkend an der Lehmgrube. Die Taglöhner, die nichts hören wollten von der auch ihnen zugemuteten Fügsamkeit unter die Hausordnung des Ziegelschlägers, wurden durch andre ersetzt, die gleichfalls „kehr-um-die-Hand" verschwunden waren. Zuletzt traf man auf der Arbeitsstätte nur noch die Frau und ihre Kinder. Sie groß, kräftig, deutliche Spuren ehemaliger Schönheit auf dem sonnverbrannten Gesicht, der Bub plump und kurzhalsig, ein ungeleckter Bär, wie man ihn malt oder besser nicht malt. Das Mädchen nannte sich Milada und war ein feingliedriges, zier-

liches Geschöpf, aus dessen hellblauen Augen mehr Leben und Klugheit blitzte als aus den dunkeln Barbaras und Pavels zusammen. Die Kleine führte eine Art Kontrolle über die beiden und machte sich ihnen zugleich durch allerlei Handreichungen nützlich. Ohne das Kind würde auf der Ziegelstätte nie ein Wort gewechselt worden sein. Mutter und Sohn plagten sich vom grauenden Tag bis in die sinkende Nacht rastlos, finster und stumm. Lang ging es so fort, und zum Ärgernis der Frommen im Dorfe wurde nicht einmal an Sonn- und Feiertagen gerastet. Der Unfug kam dem Pfarrer zu Ohren und bewog ihn, Einsprache dagegen zu tun. Sie blieb unbeachtet. Infolgedessen begab sich der geistliche Herr am Nachmittage des Festes Mariä Himmelfahrt selbst an Ort und Stelle und befahl dem Weibe Holub, sofort von seiner den Feiertag entweihenden Beschäftigung abzulassen. Nun wollte das Unglück, daß Martin, der eben im Schuppen seinen jüngsten Rausch ausschlief, sehr zur Unzeit erwachte, sich erhob und hinzutrat. Gewahr werden, wie Pavel offenbar voll Zustimmung mit aufgesperrtem Mund und hangenden Armen der priesterlichen Vermahnung lauschte, und hinterrücks über ihn herfallen, war eins. Der Geistliche zögerte nicht, dem Knaben zu Hilfe zu eilen, entzog ihn auch der Mißhandlung des Vaters, lenkte aber dadurch dessen Zorn auf sich. Vor allen Zeugen, die das Geschrei Holubs herbeigelockt hatte, und deren Anzahl von Minute zu Minute wuchs, überschüttete ihn der Rasende mit Schimpfreden, sprang plötzlich auf ihn zu und hielt ihm die geballte Faust vors Gesicht. Der Pfarrer, keinen Augenblick außer Fassung gebracht, wandte angeekelt den Kopf und gab mit seinem abwehrend in der Rechten erhobenen Stock dem Trunkenbold einen leichten Hieb auf den Scheitel. Martin stieß ein Geheul aus, warf sich nieder, krümmte sich wie ein Wurm und brüllte, er sei tot, mausetot geschlagen durch den geistlichen Herrn. Im Anfang antwortete ihm ein allgemeines

Hohngelächter, doch war seine Sache zu schlecht, um nicht wenigstens einige Verteidiger zu finden.

In der Schar der Neugierigen, die den am Boden Liegenden umdrängte, erhoben sich Stimmen zu seinen Gunsten, erfuhren Widerspruch und gaben ihn in einer Weise zurück, die gar bald Tätlichkeiten wachrief. Die Autorität des Pfarrers genügte gerade noch, um die Krakeeler zu zwingen, den Platz zu räumen. Sie zogen ins Wirtshaus und ließen dort den vom geistlichen Herrn Erschlagenen so lange hochleben, bis ein Trupp Bauernburschen dem wüsten Treiben des Gesindels ein Ende zu machen suchte. Da kam es zu einer Prügelei, wie sie in Kunovic seit der letzten großen Hochzeit nicht mehr stattgefunden hatte. Die Ortspolizei gönnte dem Sturm volle Freiheit sich auszutoben, und hatte zum Lohn für diese mit Vorsicht gemischte Klugheit am nächsten Morgen das ganze Dorf auf ihrer Seite. Die allgemeine Meinung war, in der Sache gebe es nur einen Schuldigen — den Ziegelschläger, und man solle keine Umstände mit ihm machen. Zur Lösung des Akkords verstand die Gutsverwaltung sich gern, Martin hätte ihn ohnedies unter keiner Bedingung einhalten können; so fleißig Weib und Kind auch waren, zu hexen vermochten sie doch nicht. Holub wurde abgefertigt und entlassen. Von dem Gelde, das ihm außer den bereits erhobenen Vorschüssen noch zukam, sah er keinen Kreuzer; darauf hatte der Wirt Beschlag gelegt.

Nach einem vergeblichen Versuch, sich sein vermeintliches Recht zu verschaffen, blieb dem Gesellen nichts übrig, als seiner Wege zu gehen. Der Auszug der Ziegelschläger fand statt. An der Spitze schritt das Oberhaupt der Familie in knapp anliegender ausgefranster Leinwandhose, in zerrissener blauer Barchentjacke. Er hatte den durchlöcherten Hut schief aufgesetzt; sein rotes, betrunkenes Gesicht war gedunsen; seine Lippen stießen Flüche hervor gegen den Pfaffen und die Pfaffenknechte, die ihn um seinen redlichen Broterwerb gebracht.

Ein paar Schritte hinter ihm kam die Frau. Sie hatte die Stirn verbunden und schien sich selbst kaum schleppen zu können, schleppte aber doch ein Wägelchen, in dem sich Werkzeug und einiger Hausrat befand, und Milada in eine Decke eingehüllt lag. Krank? Zerbläut? Man konnte das letztere wohl vermuten, denn vor der Abreise hatte Martin noch entsetzlich gegen die Seinen gewütet. Pavel schloß den Zug. Mit beiden Armen gegen die Rückseite des Wagens gestemmt, schob er ihn kräftig vorwärts und half auch mit dem tief gesenkten Kopfe nach, so oft Leute des Weges kamen, die den Auswandernden entweder mit einem Blick des Mitleids folgten, oder einen Trumpf auf Holubs wilde Schimpfreden setzten.

Einige Tage später, an einem stürmischen grauen Septembermorgen, fand der Kirchendiener, als er, sich ins Pfarrhaus begebend, um dort die Kirchenschlüssel zu holen, an der Sakristei vorüberkam, die Tür nur angelehnt. Ganz erstaunt und erst nicht wissend, was er davon denken sollte, trat er ein, sah die Schränke offen, die Meßgewänder auf den Boden zerstreut und der goldenen Borten beraubt. Er griff sich an den Kopf, schritt weiter in die Kirche, fand dort das Tabernakel erbrochen und leer.

Ein Zittern befiel ihn. „Diebe!" stieß er hervor, „Diebe!" und er meinte, es fasse ihn einer am Genick und wußte nicht, wie er aus der Kirche und über den Weg zur Pfarrei gekommen ...

Der Pfarrer pflegte seine Tür nicht zu versperren. „Was sollen die Leute bei mir suchen?" meinte er; so brauchte der Sakristan nur aufzuklinken. Er tat es ... Schreck und Grauen! Im Flur lag die greise Magd des Pfarrers ausgestreckt, besinnungslos, voll Blut. Wie der scharfe Luftzug durch die offene Tür über sie hinbläst, regt sie sich, starrt den Kirchendiener an und deutet mit einer schwachen, aber furchtbar ausdrucksvollen Gebärde nach der Stube des geistlichen Herrn.

Der Sakristan, der dem Wahnsinn nahe ist, macht noch ein

paar Schritte, schaut, stöhnt — und fällt auf die Knie aus Entsetzen über das, was er sieht. — —

Eine Viertelstunde später weiß das ganze Dorf: der geistliche Herr ist heute nacht überfallen und, offenbar im Kampf um die Kirchenschlüssel, ermordet worden, im schweren Kampf, das sieht man, darauf deutet alles hin.

Über den Urheber der gräßlichen Tat ist niemand im Zweifel. Auch wenn die Aussagen der Magd nicht wären, wüßte jeder: der Martin Holub hat's getan. In Soleschau wird zuerst auf ihn gefahndet. Er war vor kurzem da, hat seine Kinder beim Gemeindehirten in Kost gegeben und ist mit seinem Weibe wieder abgezogen.

Nach kaum einer Woche wurde das Paar in einer Diebesherberge an der Grenze entdeckt, in demselben Moment, in dem Holub einen Teil der in Stücke gebrochenen Monstranz aus der Kirche von Kunovic an einen Hausierer verhandeln wollte. Der Strolch konnte erst nach heftigem Widerstande festgenommen werden. Die Frau hatte sich mit stumpfer Gleichgültigkeit in ihr Schicksal gefügt. Bald darauf traten beide in B. vor ihre Richter.

Die Amtshandlung, durch keinen Zwischenfall gestört, ging rasch vorwärts. Von Anfang an behauptete Martin Holub, nicht er, sondern sein Weib habe das Verbrechen ausgeheckt und ausgeführt und so oft die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung ihm dargetan wurde, so oft wiederholte er sie. Dabei verrannte er sich in sein eigenes grob gesponnenes Lügennetz und gab das widrige, hundertmal dagewesene Schauspiel des ruchlosen Wichtes, der zum Selbstankläger wird, indem er sich zu verteidigen sucht.

Merkwürdig hingegen war das Verhalten der Frau.

Die Gleichförmigkeit ihrer Aussagen erinnerte an das bekannte: Non mi ricordo; sie lauteten unveränderlich:

„Wie der Mann sagt. Was der Mann sagt."

In seiner Anwesenheit stand sie regungslos, kaum atmend, den Angstschweiß auf der Stirn, die Augen mit todesbanger Frage auf ihn gerichtet. War er nicht im Saale, konnte sie ihn nicht sehen, so vermutete sie ihn doch in der Nähe; ihr scheuer Blick irrte suchend umher und heftete sich plötzlich mit grauenhafter Starrheit ins Leere. Das Aufklinken einer Tür, das leiseste Geräusch machte sie zittern und beben, und erschauernd wiederholte sie ihr Sprüchlein:

„Wie der Mann sagt. Was der Mann sagt."

Vergeblich wurde ihr zugerufen: „Du unterschreibst dein Todesurteil!" — es machte keinen Eindruck auf sie, schreckte sie nicht. Sie fürchtete nicht die Richter, nicht den Tod, sie fürchtete „den Mann".

Und auf diese an Wahnsinn grenzende Angst vor ihrem Herrn und Peiniger berief sich ihr Anwalt und forderte in einer glänzenden Verteidigungsrede, in Anbetracht der zu Tage liegenden Unzurechnungsfähigkeit seiner Klientin, deren Lossprechung. Die Lossprechung nun konnte ihr nicht erteilt werden, aber verhältnismäßig mild war die Buße, die der Mitschuldigen an einem schweren Verbrechen auferlegt wurde. Das Verdikt lautete: „Tod durch den Strang für den Mann, zehnjähriger schwerer Kerker für die Frau."

Barbara Holub trat ihre Strafe sogleich an. An Martin Holub wurde nach der gesetzlich bestimmten Frist das Urteil vollzogen.

II.

An den Vorstand der Gemeinde Soleschau trat nun die Frage heran: Was geschieht mit den Kindern der Verurteilten? Verwandte, die verpflichtet werden könnten, für sie zu sorgen, haben sie nicht, und aus Liebhaberei wird sich niemand dazu verstehen.

In seiner Ratlosigkeit verfügte sich der Bürgermeister mit Pavel und Milada nach dem Schlosse und ließ die Gutsfrau bitten, ihm eine Audienz zu gewähren.

Sobald die alte Dame erfuhr, um was es sich handelte, kam sie in den Hof geeilt, so rasch ihre Beine, von denen eines merklich kürzer als das andere war, es ihr erlaubten. Das scharf geschnittene Gesicht vorgestreckt, die Brille auf der Adlernase, die Ellbogen weit zurückgeschoben, humpelte sie auf die Gruppe zu, die ihrer am Tor wartete. Der Bürgermeister, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, zog den Hut und machte einen umfänglichen Kratzfuß.

„Was will Er?" sprach die Schloßfrau, indem sie ihn mit trüben Augen anblinzelte. „Ich weiß, was Er will; aber da wird nichts daraus! um die Kinder der Strolche, die unsern braven Pfarrer erschlagen haben, kümm'r ich mich nicht... Da ist ja der Bub. Wie er ausschaut! Ich kenn ihn; er hat mir Kirschen gestohlen. Hat Er nicht?" wendete sie sich an Pavel, der braunrot wurde und vor Unbehagen zu schielen begann.

„Warum antwortet Er nicht? warum nimmt Er die Mütze nicht ab?"

„Weil er keine hat," entschuldigte der Bürgermeister.

„So? was sitzt ihm denn da auf dem Kopf?"

„Struppiges Haar, freiherrliche Gnaden."

Ein helles Lachen erscholl, verstummte aber sofort, als die Greisin den dürren Zeigefinger drohend gegen die erhob, die es ausgestoßen hatte.

„Und da ist das Mädel. Komm her."

Milada näherte sich vertrauensvoll, und der Blick, den die Gutsfrau auf dem freundlichen Gesicht des Kindes ruhen ließ, verlor immer mehr von seiner Strenge. Er glitt über die kleine Gestalt und über die Lumpen, von denen sie umhangen war, und heftete sich auf die schlanken Füßchen, die der Staub grau gefärbt hatte.

Einer der plötzlichen Stimmungswechsel, denen die alte Dame unterworfen war, trat ein.

„Allenfalls das Mädel," begann sie von neuem, „will ich der Gemeinde abnehmen. Obwohl ich wirklich nicht weiß, wie ich dazu komme, etwas zu tun für die Gemeinde. Aber das weiß ich, das Kind geht zugrunde bei euch, und wie kommt das Kind dazu, bei euch zugrunde zu gehen?"

Der Bürgermeister wollte sich eine bescheidene Erwiderung erlauben.

„Red Er lieber nicht," fiel die Gutsfrau ihm ins Wort, „ich weiß alles. Die Kinder, für welche die Gemeinde das Schulgeld bezahlen soll, können mit zwölf Jahren das A vom Z nicht unterscheiden."

Sie schüttelte unwillig den Kopf, sah wieder auf Miladas Füße nieder und setzte hinzu: „Und die Kinder, für welche die Gemeinde das Schuhwerk zu bestreiten hat, laufen alle barfuß. Ich kenn euch," wies sie die abermalige Einsprache zurück, die der Bürgermeister erheben wollte, „ich hab es lang aufgegeben, an euren Einrichtungen etwas ändern zu wollen. Nehmt den Buben nur mit und sorgt für ihn nach eurer Weise; der verdient's wohl, ein Gemeindekind zu sein. Das Mädel kann gleich da bleiben."

Der Bürgermeister gehorchte ihrem entlassenden Wink, hocherfreut, die Hälfte der neuen, seinem Dorfe zugefallenen Last losgeworden zu sein. Pavel folgte ihm bis ans Ende des Hofes. Dort blieb er stehen und sah sich nach der Schwester um. Es war schon eine Dienerin herbeigeeilt, der die gnädige Frau Anordnungen in bezug auf Milada erteilte.

„Baden," hieß es, „die Lumpen verbrennen, Kleider aussuchen aus dem Vorrat für Weihnachten."

„Bekommt sie auch etwas zu essen?" fuhr es Pavel durch den Sinn. Sie ist gewiß hungrig. Seitdem er dachte, war es seine wichtigste Obliegenheit gewesen, das Kind vor Hunger

zu schützen. Kleider haben ist schon gut, baden auch nicht übel, besonders in großer Gesellschaft in der Pferdeschwemme. — Wie oft hatte Pavel die Kleine hingetragen und sie im Wasser plätschern lassen mit Händen und Füßen! — Aber die Hauptsache bleibt doch — nicht hungern.

„Sag, daß du hungrig bist!" rief der Junge seiner Schwester ermahnend zu.

„Jetzt ist der Kerl noch da! wirst dich trollen?" hallte es vom Schlosse herüber.

Der Bürgermeister, der schon um die Ecke des Gartenzaunes biegen wollte, kehrte um, faßte Pavel am Kragen und zog ihn mit sich fort.

Drei Tage dauerten die Beratungen der Gemeindevorstände über Pavels Schicksal. Endlich kam ihnen ein guter Gedanke, den sie sich beeilten, auszuführen. Eine Deputation begab sich ins Schloß und stellte an die Frau Baronin das untertänigste Ansuchen: weil sie schon so dobrotiva (allergütigst) gewesen, sich der Tochter des unglücklichen Holub anzunehmen, möge sie sich nun auch seines Sohnes annehmen.

Der Bescheid, den die Väter des Dorfes erhielten, lautete hoffnungslos verneinend, und die Beratungen wurden wieder aufgenommen.

Was tun?

„Das in solchen Fällen Gewöhnliche," meinte der Bürgermeister; „der Bub geht von Haus zu Haus und findet jeden Tag bei einem andern Bauern Verköstigung und Unterstand."

Alle Bauern lehnten ab. Keiner wünschte, den Sprößling der Raubmörder zum Hausgenossen der eigenen Sprößlinge zu machen, wenn auch nur einen Tag lang in vier oder fünf Wochen.

Zuletzt wurde man darüber einig: Der Junge bleibt, wo er ist — wo ja sein eigener Vater ihn hingegeben hat: bei dem Spitzbuben, dem Gemeindehirten.

Freilich, wenn die Gemeinde sich den Luxus eines Gewissens

gestatten dürfte, würde es gegen dieses Auskunftsmittel protestieren. Der Hirt (er führte den klassischen Namen Virgil) und sein Weib gehörten samt den Häuslern, bei denen sie wohnten, zu den Verrufensten des Ortes. Er war ein Trunkenbold, sie katzenfalsch und bösartig, hatte wiederholt wegen Kurpfuscherei vor Gericht gestanden, ohne sich dadurch in der Ausübung ihres dunkeln Gewerbes beirren zu lassen.

Ein andres Kind diesen Leuten zu überliefern, wäre auch niemanden eingefallen; aber der Pavel, der sieht bei ihnen nichts Schlechtes, das er nicht schon zu Hause hundertmal gesehen hat.

So biß man denn in den sauren Apfel und bewilligte jährlich vier Metzen Korn zur Erhaltung Pavels. Der Hirt erhielt das Recht, ihn beim Austreiben und Hüten des Viehes zu verwenden, und versprach, darauf zu sehen, daß der Junge am Sonntag in die Kirche und im Winter so oft als möglich in die Schule komme.

Virgil bewohnte mit den Seinen ein Stübchen in der vorletzten Schaluppe am Ende des Dorfes. Es war eine Klafter lang und ebenso breit und hatte ein Fenster mit vier Scheiben, jede so groß wie ein halber Ziegelstein. Aufgemacht wurde es nie, weil der morsche Rahmen dabei in Stücke gegangen wäre. Unter dem Fenster stand eine Bank, auf der der Hirte schlief; der Bank gegenüber eine mit Stroh gefüllte Bettlade, in der Frau und Tochter schliefen. Den Zugang zur Stube bildete ein schmaler Flur, in dessen Tiefe sich der Herd befand. Er hätte zugleich als Ofen dienen sollen, erfüllte aber nur selten eine von beiden Bestimmungen, weil die Gelegenheiten, Holz zu stehlen, sich immer mehr verminderten. So diente er denn als Aufbewahrungsort für die mageren Vorräte an Getreide und Brot, für Virgils nie gereinigte Stiefel, seine Peitsche, seinen Knüttel, für ein schmutzfarbiges Durcheinander von alten Flaschen, henkellosen Körben, Töpfen und Scherben, würdig des Pinsels eines Realisten.

Zwischen dem Gerümpel hatte Pavel eine Lagerstätte für Milada zurechtgemacht, auf der sie ruhte, zusammengerollt wie ein Kätzlein. Er streckte sich auf dem Boden, dicht neben dem Herde aus, und wenn die Kleine im Laufe der Nacht erwachte, griff sie gleich mit den Händen nach ihm, zupfte ihn an den Haaren und fragte: „Bist da, Pavlicek?"

Er brummte sie an: „Bin da, schlaf du nur," biß sie wohl auch zum Spaß in die Finger, und sie stieß zum Spaß einen Schrei aus, und Virgil wetterte aus der Stube herüber: „Still, ihr Raubgesindel, ihr Galgenvögel!"

Bebend schwieg Milada, und Pavel erhob sich unhörbar auf seine Knie, streichelte das Kind und flüsterte ihm leise zu, bis es einschlief.

Als er zum erstenmal ohne die Schwester zur Ruhe gegangen war, hatte er gedacht: „Heut wird's gut, heut weckt er mich wenigstens nicht auf, der Balg." Am frühesten Morgen aber befand er sich schon auf der Dorfstraße und lief geraden Weges zum Schlosse. Das stand mitten im Garten, der von einem Drahtgitter umgeben war; ein dichtes, immergrünes Fichtengebüsch verwehrte ringsum den Einblick in dieses Heiligtum. Pavel pflanzte sich am Tore auf, das dem des Hauses gegenüberlag, preßte das Gesicht an die eisernen Stäbe und wartete. Sehr lange blieb alles still; plötzlich jedoch meinte Pavel, das Zuschlagen von Fenstern und Türen und verworrenes Geschrei zu hören, meinte auch die Stimme Miladas erkannt zu haben. Zugleich erbrauste ein heftiger Windstoß, schüttelte die toten Zweige von den Bäumen und trieb die dürren Blätter im rauschenden Tanze durch die Luft. Zwei Mägde kamen aus dem Dienertrakte zum Hause gelaufen; eine von ihnen wäre beinahe über den alten Pfau gestolpert, der im Hofe auf- und abstelzte. Er sprang mit einem so komischen Satz zur Seite, daß Pavel laut auflachen mußte. Im Schlosse und in seiner Umgebung wurde es nun lebendig, es kamen auch Leute zum

Gartentor; wer aber durch dieses ein- und ausging, sperrte es sorgsam hinter sich ab. Eine Vorsichtsmaßregel, die ihrer Neuheit wegen manchem Vorübergehenden auffiel. — Das Gartentor absperren bei hellichtem Tage; was soll denn das heißen? Wird sich schwerlich lange halten, die unbequeme Einführung.

Aber sie hielt sich doch zum allgemeinen und mißbilligen Erstaunen der Dorfbewohner, und nach und nach erfuhr man auch ihren Grund.

Dem Pavel wurde er durch Vinska, des häßlichen Hirten hübsche Tochter in folgender Weise mitgeteilt:

„Du Lump du, deine Schwester ist just so ein Lump wie du! Die Patruschka aus der herrschaftlichen Küche sagt, daß die gnädige Frau es mit deiner Schwester treibt, wie mit einem eigenen Kind, und deine Schwester will immer auf und davon. Darum wird das Schloß jetzt abgesperrt wie eine Geldtruhe. Wenn ich die gnädige Frau wäre, ich möcht solche Geschichten nicht machen; was ich tät, weiß ich ... Deinen Vater hat man am Hals aufgehängt, deine Schwester würde ich an den Händen und Füßen binden und an die Wand hängen."

Dieses Bild schwebte dem Pavel den ganzen Tag vor Augen, und nachts verschwamm es ihm mit einem andern, dessen er sich aus der Kindheit besann.

Da hatte er gesehen, wie der Heger ein gefangenes blutjunges Reh aus dem Walde getragen hatte. Die Läufe waren ihm mit einem Strick zusammengeschnürt, und an denen hing es am Stock über des Hegers Rücken. Pavel erinnerte sich, wie es den schlanken Hals gebogen, die Ohren gespitzt und das Haupt empor zu heben gesucht; er erinnerte sich der Verzweiflung, die dem feinen Geschöpf aus den Augen geschaut hatte.

Im Traume kamen ihm diese Augen nun vor — aber wie Miladas Augen.

Einmal rief er laut: „Bist da!" richtete sich im Halbschlafe auf, wiederholte: „Bist da?" tastete suchend umher und erwachte

darüber völlig. Mit der Schnelligkeit des Blitzes, mit der Gewalt des Sturmes kam das verwaisende Gefühl der Trennung über ihn und warf ihn nieder. Der harte Junge brach in Tränen, in ein leidenschaftliches Schluchzen aus, weckte die Leute in der Stube, weckte die Häusler, seine Wandnachbarn mit seinem Geheul. Die ganze Gesellschaft kam herbei, bedrohte ihn, und da er taub blieb für jede, auch die nachdrücklichste Ermahnung, wurde er mit vereinten Kräften zur Tür hinausgeschleudert.

Das war eine tüchtige Abkühlung, selbst für den heißesten Schmerz. Pavel blieb eine Weile ganz ruhig und still auf der festgefrornen Erde liegen. Die ihm neue und gräßliche Empfindung einer ungeheuren Sehnsucht verminderte sich allmählich, und eine alte, wohlbekannte trat an ihre Stelle: Trotz, kalter, wühlender Groll.

„Wartet," dachte er, „wartet, ich werde euch!" ...

Der Entschluß, ein Ende zu machen, war gleich da; der Plan zu dessen Ausführung reifte langsam in Pavels schwerfälligem Kopf. Nachdem aber die große Anstrengung, ihn auszudenken, überstanden war, erschien dem Burschen alles übrige nur noch wie Spielerei. Er wollte ins Schloß eindringen, die Schwester entführen, mit ihr über die Berge in die Fremde gehen, sich als Arbeiter verdingen und nie wieder den Vorwurf hören, daß er der Sohn seiner Eltern sei.

Mit dem Bewußtsein eines Siegers erhob Pavel sich vom Boden und ging in weitem Bogen hinter den Häusern des Dorfes dem Schloßgarten zu. Die Pfeife des Nachtwächters warnte freundlich vor den Wegen, die zu vermeiden waren. Auf den Feldern lag harter, hoher Schnee, die Erde schimmerte lichter als der Himmel, an dem die bleiche Mondsichel immer wieder hinter treibendem Gewölk verschwand. Pavel gelangte ans Gartengitter, überkletterte es und ließ sich von oben in die Fichten und dann von Zweig zu Zweig zu Boden fallen. Da befand er sich nun im Garten, wußte auch, in welcher Gegend

desselben, in der dem Dorf entgegengesetzten, der besten, die er hätte wählen können, für jetzt sowohl, wie später zur Flucht. Von steigender Zuversicht erfüllt ging er vorwärts ... immer gerade aus, und man mußte zum Schlosse kommen. Was dann zu geschehen hätte, malte Pavel sich nicht deutlich aus; er ging, Milada zu befreien, das war ihm herrlich klar, und mochte alles übrige Zweifel und Ratlosigkeit sein, der Gedanke erleuchtete ihm die Seele, den hielt er fest. Daß er jämmerlich zu frieren begann in seinen elenden Kleidern, daß ihm die Glieder steif wurden, grämte ihn nicht; aber schlimm war's, daß immer tiefere Finsternis einbrach, und Pavel alle Augenblicke an einen Baum anrannte und hinfiel. Wenn er auch das erstemal gleich wieder auf die Beine sprang, beim zweitenmal schon kam die Versuchung: „Bleib ein wenig liegen, raste, schlafe!" Trotzdem aber erhob er sich mit starker Willenskraft, tappte weiter und gelangte endlich ans vorgesetzte Ziel — ans Schloß. Hochauf schlug ihm das Herz, als er an die alte verwitterte Mauer griff. Weiß Gott, wie nahe er der Schwester ist; weiß Gott, ob sie nicht in dem Zimmer schläft, vor dessen Fenster er jetzt steht, das er zu erreichen vermag mit seinen Händen ... Es könnte so gut sein — warum sollte es nicht? und leise, leise fängt er an zu pochen ... Da vernimmt er dicht am Boden ein knurrendes Geräusch, auf kurzen Beinen kommt etwas herbeigeschlichen, und ehe er sich's versieht, hat es ihn angesprungen und sucht ihn an der Kehle zu packen. Pavel unterdrückt einen Schrei; er würgte den Köter aus allen seinen Kräften. Aber der Köter ist stärker als er und wohlgeübt in der Kunst einen Feind zu stellen. Das Geheul, das er dabei ausstieß, tat seine Wirkung, es rief Leute herbei. Sie kamen schlaftrunken und ganz erschrocken; als sie aber sahen, daß sie es nur mit einem Kinde zu tun hatten, wuchs ihnen sogleich der Mut. Pavel wurde umringt und überwältigt, obwohl er raste und sich zur Wehr setzte wie ein wildes Tier.

III.

Was Pavel im Schlosse gewollt, erfuhr niemand, aber die Hartnäckigkeit, mit der er jede Auskunft verweigerte, bewies deutlich genug, daß er die schlechtesten Absichten gehabt haben mußte. Einbrechen wahrscheinlich oder Feuer anlegen, dem Kerl ist alles zuzutrauen. So sprach die öffentliche Meinung, und die mit Elternrechten ausgestattete Gemeinde beschloß Pavels exemplarische Züchtigung durch den Herrn Lehrer Habrecht in Gegenwart der sämtlichen Schuljugend.

Der Lehrer, ein kränklicher, nervöser Mann, verstand sich äußerst ungern zur Ausübung des ihm zugemuteten Strafgerichts. Seine Ansicht war, daß solche vor einem jugendlichen Publikum vorgenommene Exekution dem selten nützt, an dem sie vollzogen wird, und denen, die ihr zusehen, immer schadet. „Dieses Vieh wird durch den Anblick ein noch ärgeres Vieh," äußerte er, viel zu derb für einen Pädagogen. Man hatte, wenn auch nicht ganz überzeugt, seine Einwendung oft gelten lassen, dieses Mal fruchtete sie nichts.

An dem Tage, der zur Bestrafung des nächtlichen Einschleichers bestimmt war, übernahm ihn denn der Lehrer seufzend aus den Händen der Schergen und führte ihn am Schopfe bis zur Tür der Schulstube. Hier blieb er stehen, hob den gesenkten Kopf des Knaben in die Höhe und sagte:

„Schau mich an, was schaust denn immer auf den Boden, schlechter Bub!"

Nicht liebreich waren diese Worte! und doch, woran lag es denn, daß sie dem Pavel ordentlich wohltaten, und daß sogar die Art, in der der Herr Lehrer ihn dabei an den Haaren zauste, etwas Vertrauen Einflößendes hatte und wie eine Herzstärkung wirkte?

„Fürcht dich, du Bosnickel, du Trotznickel! fürcht dich!" fuhr jener fort, machte schreckliche Augen und schwang mit

äußerst bezeichnender Gebärde den dürren Arm in der Luft. Und Pavel, aus dem seit drei Tagen kein Wort herauszubringen gewesen, der seit drei Tagen keinem Menschen ins Gesicht geschaut hatte, richtete seinen scheuen Blick blinzelnd auf den Lehrer und sprach mit einem halben Lächeln:

„Ich fürcht mich aber doch nicht."

Aus der Schulstube hatte es früher herausgesummt wie aus einem Bienenkorbe, dann war das Summen in wüsten Lärm übergegangen, und jetzt wurde da drinnen gerauft, um die besten Plätze zum bevorstehenden Schauspiel. Der Lehrer brummte unwillig vor sich hin und schüttelte Pavel von neuem:

„Wenn du dich schon nicht fürchtest, so schrei, schrei, was du kannst, rat ich dir!" sagte er, öffnete die Tür und trat ein. Sogleich wurde es still in der Stube, nur einzelne unwillkürliche Ausrufe befriedigter Erwartung ließen sich hören; freundschaftlich rückte man aneinander in den Bänken, die rührendste Eintracht herrschte. Der Lehrer stellte Pavel neben das Katheder und sah sich nach der Rute um. Da er sie eine Weile nicht fand oder nicht zu finden schien, rief eine Stimme: „Dort im Fenster steht sie, im Winkel." Die Stimme kam aus einer der letzten Reihen und gehörte dem Arnost, dem Sohne des Häuslers, bei dem Virgil zur Miete wohnte. Pavel ballte die Faust gegen ihn, was zu einem Gemurmel der Entrüstung Anlaß gab. Mehr als hundert Augen richteten sich schadenfroh und gehässig auf den braunen zerlumpten Jungen. In ihm kochte die Galle, und so klar er zu denken vermochte, so klar dachte er: „Was hab' ich euch getan? warum seid ihr meine Feinde?"

Habrecht gebot Stille und hielt eine Ansprache, in der er die Schuljugend auf eine merkwürdige Enttäuschung vorbereitete. „Ihr seid voll Vergnügen. Warum? wieso? Tun euch die Prügel wohl, die ein andrer kriegt? Paßt auf! Weh tun werden sie euch! jeder von euch" — seine Stimme senkte sich zu einem geheimnisvollen Geflüster, und er streckte den Zeigefinger

langsam gegen das Auditorium aus: „Jeder, der dasitzt und vor Schadenfreude aus der Haut fahren möcht, wird bald vor Schmerz aus der Haut fahren mögen. Jeder, der herglotzt und zuschaut, wie ich meine Schläge austeile, wird sie mitspüren... mitspüren!" wiederholte er seine unheimliche Prophezeiung, bei der ihm selbst zu gruseln schien. „Und jetzt gebt acht, was der Herr Lehrer kann!"

Alle Kinder schauderten vor dem Wunder, das sich an ihnen vollziehen sollte; nur noch von der Seite streiften zage Blicke den gefürchteten Mann, dessen Erscheinung in ihrer Länge und Magerkeit etwas Gespenstisches hatte. Die Buben stierten zu Boden, die Mädchen verdeckten die Augen mit den Schürzen.

Der Lehrer aber ging rasch ans Werk. Mit fabelhafter Geschwindigkeit ließ er die Fuchtel um den Kopf des Delinquenten wirbeln und führte dann eine Anzahl Hiebe, die Pavel für die Einleitung zur eigentlichen Strafe hielt. Statt diese folgen zu lassen, hielt der Lehrer plötzlich inne und sprach: „Herrgott, da fällt mir jetzt die Brille herunter... Heb sie auf... Für die Strafe bedanken kannst du dich nach der Stunde."

Pavel starrte ihn mit stumpfsinnigem Staunen an, er wartete noch auf die richtige Wichse — da hörte er, daß er sie schon habe, und erhielt den Befehl, sich zu setzen — auf den letzten Platz in die letzte Bank.

Der Lehrer zog das Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm umständlich eine Prise und begann den Unterricht.

Arnost, der so rot war wie ein Krebs, flüsterte seinem Nachbar zu: „Hast g'schaut?" — „Ein bissel," antwortete der. — „Spürst was?" — „Ich spür's im Buckel. — „Mich brennt's am Ohr." — Ein neugieriges kleines Ding von einem Mädchen, das zufällig mit einem Auge an einen Riß in der Schürze geraten war und ihn zum Auslugen benützt hatte, gestand einigen Gefährtinnen, daß es meine, auf lauter Erbsen zu sitzen.

Nach beendigter Lehrstunde wollte Pavel sich mit den anderen davonmachen; aber der Schulmeister hielt ihn zurück, betrachtete ihn lange mit stechenden Blicken und fragte ihn endlich, ob er sich schäme.

Pavel antwortete leise: „Nein."

„Nein? wieso nein? Hast aller Scham den Kopf abgebissen?"

Der Bursche verfiel wieder in das hartnäckige Schweigen, das der Lehrer an dem armseligsten und seltensten Besucher seiner Schule kannte. Bisher hatte er ihn laufen lassen, heute jedoch, als er ihn strafen sollte für eine unerwiesene Schuld, Mitleid mit ihm gefühlt. Um diese Regung tat's ihm nun leid, und er fuhr giftig fort:

„Aufgewachsen in Schande, ja wirklich schon aufgewachsen, bald vierzehn Jahre — an die Schande gewöhnt, weiß nicht einmal mehr, wie sie tut!"

Nun sprach Pavel: „Weiß schon," und den Mund des Kindes verzerrte ein alternder Zug verbissener Bitterkeit. Er hatte nicht verstanden, was der Herr Lehrer früher gewollt mit seinen Schlägen, die beinahe nicht weh taten; daß er ihm jetzt den Jammer seines Lebens vorwarf, verstand er wohl.

„Weiß schon," wiederholte er in einem Tone, durch dessen erzwungene Keckheit unbewußt ein tiefer Schmerz drang.

Der Lehrer betrachtete ihn aufmerksam — er war das verkörperte Elend, der Bub! — Nicht durch die Schuld der Natur. Sie hatte es gut mit ihm gemeint und ihn kräftig und gesund angelegt; das zeigte die breite Brust, das zeigten die roten Lippen, die starken, gelblich schimmernden Zähne. Aber die wohlwollenden Absichten der Natur waren zuschanden gemacht worden durch harte Arbeit, schlechte Nahrung, durch Verwahrlosung jeder Art. Wie der Junge dastand mit dem wilden braunen Haargestrüpp, das den stets gesenkten Kopf unverhältnismäßig groß erscheinen ließ, mit den eingefallenen Wangen, den vortretenden Backenknochen, die magere derbe Gestalt von einem

mit Löchern besäten Rock aus grünem Sommerstoff umhangen, die Füße mit Fetzen umwickelt, bot er einen Anblick abstoßend und furchtbar traurig zugleich, weil das Bewußtsein seines kläglichen Zustandes ihm nicht ganz verloren gegangen schien. Lange schwieg der Lehrer, und auch Pavel schwieg; aber immer verdrossener ließ er die Unterlippe hängen und begann verstohlen nach der Tür zu sehen, wie einer, der eine Gelegenheit zu entwischen wahrzunehmen sucht.

Da sprach der Lehrer endlich: „Sei nicht so dumm. — Wenn du aus der Schule draußen bist, sollst du denken: wie kann ich hinein, und nicht, wenn du drin bist, wie kann ich hinaus?"

Pavel stutzte; das war nun wieder ganz unerklärlich und stimmte mit der weit verbreiteten Meinung überein, der Schulmeister vermöge die Gedanken der Menschen zu erraten.

„Geh jetzt," fuhr jener fort, „und komm morgen wieder und übermorgen auch, und wenn du acht Tage nacheinander kommst, kriegst du von mir ein Paar ordentliche Stiefel."

Stiefel? — wie die Kinder der Bauern haben? ordentliche Stiefel mit hohen Schäften? Unaufhörlich während des Heimwegs sprach Pavel die Worte: „ordentliche Stiefel" vor sich hin, sie klangen märchenhaft. Er vergaß darüber, daß er sich vorgenommen hatte, den Arnost zu prügeln, er stand am nächsten Morgen vor der Tür der Schule, bevor sie noch geöffnet war, und während der Stunde plagte er sich mit heißem Eifer und verachtete die Mühe, die das Lernen ihm machte. Er verachtete auch die drastischen Ermahnungen Virgils und seines Weibes, die ihn zwingen wollten, statt zum Vergnügen in die Schule, zur Arbeit in die Fabrik zu gehen. Freilich mußte dies im geheimen geschehen; zu offenen Gewaltmaßregeln zu greifen, um den Buben im Winter vom Schulbesuch abzuhalten, wagten sie nicht; das hätte gar zu auffällig gegen die seinetwegen mit der Gemeinde getroffene Übereinkunft verstoßen.

Sieben Tage vergingen, und am Nachmittage des letzten kam Pavel nach Hause gerannt, in jeder Hand einen neuen Stiefel.

Vinska war allein, als er anlangte; sie beobachtete ihn, wie er das blanke Paar in den Winkel am Herd, sich selbst aber in einiger Entfernung davon aufstellte und in stille Bewunderung versank. Freude vermochten seine vergrämten Züge nicht auszudrücken, aber belebter als sonst erschienen sie, und es malte sich in ihnen ein plumpes Behagen.

Einmal trat er näher, hob einen der Stiefel in die Höhe, rieb ihn mit dem Ärmel, küßte ihn und stellte ihn wieder an seinen Platz.

Aus der Stube erscholl ein Gelächter, Vinska trat auf die Schwelle, lehnte sich mit der Schulter an den Türpfosten (eine Tür gab es zwischen der Stube und dem Eingange nicht) und fragte:

„Wo hast die Stiefel gestohlen, du Spitzbub?"

Er sah sich nicht einmal nach ihr um, von antworten war gar keine Rede. Vinska jedoch wiederholte ihre Frage so oft, bis er sie anbellte:

„Gestohlen! ja just gestohlen!"

„Du Esel," murmelte sie, „siehst du? jetzt sagst du's selbst."

Der Blick ihrer begehrlichen grauen Augen wanderte abwechselnd von den Stiefeln zu den eigenen nackten, hübsch geformten Füßen. Pavel hatte sich auf die Erde gekauert neben sein neues köstliches Eigentum; es war ihm; als müsse er es beschützen gegen eine nahende Gefahr, und er machte sich gefaßt, ihr zu begegnen. Vinska neigte den Kopf auf die Seite, lächelte den Burschen, der drohend zu ihr emporsah, plötzlich an und sprach mit einschmeichelnder Stimme:

„Geh, sag mir, woher hast sie?"

Er wußte nicht, wie ihm geschah. In dem Ton hatte er die Vinska vor kurzem zum Peter sprechen hören, der ihr Lieb-

haber war. Heiße Wellen wogten auch in seiner Brust, er verschlang seine reizende Hausgenossin mit den Augen und meinte, was ihn da mit ungeheurer Macht angepackt hatte, sei die Lust, auf sie loszustürzen und sie durchzuprügeln.

Dabei rührte er sich nicht, öffnete nur ganz willenlos die Lippen und sprach:

„Der Herr Lehrer hat sie mir gegeben."

Vinska begann leise zu kichern. „O je — der! Wenn du sie von dem hast, dann hast du nichts."

„Was — nichts?"

„Nun nichts! Wenn du morgen aufwachst, sind die Stiefel weg."

„Weg?... Warum nicht gar!"

„Ja, ja! was der Lehrer schenkt, hält sich nicht über Nacht. Du weißt ja, daß er ein Hexenmeister ist."

Pavel geriet in Eifer: „Ich weiß, daß er kein Hexenmeister ist."

Das Mädchen warf verächtlich die Lippe auf. „Du Dummrian! Er war drei Tage tot und im Sarge. War er nicht? Und weiß nicht jedes Kind, daß einer, der drei Tage tot gewesen ist, in die Hölle hineingeschaut und dem Teufel eine Menge abgelernt hat?"

Pavel starrte sie sprachlos an, ihm begann zu gruseln. Sie gähnte, drückte die Wange an die emporgezogene Schulter und sagte nach einem Weilchen so nachlässig, als ob sie eine ihr langweilig gewordene, hundertmal erzählte Geschichte wiederhole:

„Der alten blinden Marska, die im vorigen Jahr bei uns gestorben ist, hat er auch ein Paar Schuhe geschenkt. Sie hat sie am Abend vors Bett gestellt, und wie sie am Morgen hineinfahren will, tritt sie statt in die Schuh auf eine Kröte, so groß wie eine Schüssel."

Pavel schrie auf: „Das ist nicht wahr!" Heiß und kalt

wurde ihm vor Zorn und Angſt, und plötzlich ſchoſſen Tränen ihm in die Augen.

Vinska ſtreifte ihn mit einem Blick voll Geringſchätzung und kehrte in die Stube zurück.

An dem Abend ſuchte Pavel ſich des Schlafes zu erwehren, er wollte ſeinen Schatz bewachen, er betete auch ein Vaterunſer nach dem andern, um die böſen Geiſter zu bannen. Trotzdem ſank er endlich doch in Schlummer, und als er am nächſten Morgen erwachte, hatte Vinskas Prophezeiung ſich erfüllt — die Stiefel waren verſchwunden.

IV.

Pavel verlor kein Wort über ſein Unglück. Als Vinska ihn ſchelmiſch lachend fragte, wo ſeine Stiefel wären, führte er einen ſo derben Schlag nach ihr, daß ſie ſchreiend davonlief. Auch die Erkundigungen ſeiner Schulkameraden fertigte er mit Püffen ab; die ärgſten erhielt Arnoſt, der ihn dafür beim Lehrer verklagte. Damit aber war nichts getan, denn es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des letzteren, daß er gleich ſtocktaub wurde, wenn einer ſeiner Zöglinge ſich über den andern beſchwerte. Eine Woche verfloß, Pavel erſchien nicht mehr in der Schule; er ging aus freien Stücken in die Fabrik und arbeitete dort von früh bis abends. Mehrmals ſchickte der Lehrer nach ihm, und da es vergeblich blieb, begab er ſich endlich in eigener Perſon nach der Wohnung Virgils, um den Buben abzuholen. Das Weib des Hirten empfing ihn und verblüffte ihn, bevor er noch den Mund öffnen konnte, durch die lauten Ausbrüche des Jammers. Nach fünf Minuten war dem Lehrer, als ob er unter einer Traufe ſtände aus der ſtatt Regentropfen Schrotkörner auf ihn niederhagelten. Ihm wurde ganz wirr in ſeinem müden und ſchmerzenden Kopf.

Die Frau rief Gott und alle Heiligen zum Zeugen ihrer Leiden an. Nein, sie hatte nicht geahnt, was sie sich aufhalste, als sie darein gewilligt, das Kind des Gehenkten und der Zuchthäuslerin bei sich aufzunehmen. Viel war ihr im Leben schon begegnet, aber etwas so Schlechtes wie der Bub noch nie. Jedes Wort aus seinem Munde ist Trug und Verleumdung. Erzählt er nicht, daß seine Pflegeeltern ihn abhalten in die Schule zu gehen, und daß sie den Wochenlohn einstecken, den er in der Fabrik verdient?

Von Entrüstung hingerissen, setzte sie hinzu, die bösen Augen weit geöffnet und bedeutungsvoll auf den Alten gerichtet:

„Redet er nicht noch ganz andren als uns armen Leuten, mit Respekt zu melden, grausige Dinge nach?"

Der Lehrer hatte sein Taschentuch gezogen und drückte es an den kahlen Scheitel. Er kannte die Gerüchte, die über ihn im Schwange waren, und es bildete den Zwiespalt in ihm, daß sie ihn manchmal verdrossen, und daß er sich ein andres Mal einen Spaß daraus machte, sie zu nähren. Heute war das erstere der Fall, er winkte abwehrend:

„Still still! Halte Sie Ihr Maul."

„O Jesus Maria, ich!" rief das Weib, „ich red nicht! ich möcht mir lieber die Zunge abbeißen... Keinen Pfifferling sollten sich der Herr Lehrer mehr kümmern um den schlechten Buben, sag ich nur... Die schönen Stiefel! nicht zwei Tage hat er sie gehabt."

„So, wo sind sie?"

Die Virgilova (wie sie im Ort genannt wurde) ergoß sich in einen neuen Redeschwall. Wo die Stiefel geblieben seien, müsse der Herr Lehrer den Juden fragen, dem der Bub sie vermauschelt habe. Der Jud werde freilich nichts davon wissen wollen, zeterte sie, und Habrecht völlig betäubt, hielt sich die Ohren zu und trat den Rückzug an. Nach einigen Schritten

jedoch blieb er stehen, wandte sich und befahl der Frau, Pavel morgen ganz gewiß in die Schule zu schicken. Sie versprach, den Auftrag zu bestellen, und tat es, indem sie Pavel am Abend mitteilte, der Herr Lehrer sei dagewesen und ließe ihm sagen, nicht mehr unter die Augen sollte er ihm kommen.

Die Ermahnung war überflüssig, Pavel wich ohnehin dem Schulmeister auf hundert Schritte aus. Der Vinska hingegen lief er nach und gehorchte ihr wie ein knurriger Hund, der unzufrieden mit seinem Herrn, immer zum Aufruhr bereit ist und sich doch immer wieder unterwirft. Was sie wollte geschah; er besorgte ihr Botengänge, er stahl für sie Holz aus dem Walde, Eier aus den Scheunen der Bauern; sie verstand, sich ihn völlig zu unterwerfen.

Indessen, was ihn auch beschäftigte, wohin er auch wanderte — eines vergaß er nicht; einen Umweg scheute er nie und niemals; Tag für Tag kam er ans Tor des Schloßgartens und spähte in den Hof hinein und starrte die Fenster des Hauses an. Anfangs mit sehnsüchtiger Hoffnung im Herzen, später, als ihm diese allmählich erloschen war, aus alter Gewohnheit.

Eines schönen Mai-Nachmittags fand er, als er an seinen Beobachtungsposten trat, zu seiner höchsten Überraschung das Gartentor offen. Unter den Säulen der Einfahrt stand die Equipage der Frau Baronin, eine geschlossene Kalesche mit dicken Fliegenschimmeln bespannt. Die Dienerschaft drängte sich grüßend und knixend um den Wagen, auf dem ein Koffer aufgebunden war. Nun flog der Schlag krachend zu, der Lakai sprang zum Kutscher auf den Bock, der schwere Kasten schwankte auf den Schneckenfedern, das Gefährt setzte sich in Bewegung. In kurzem Trabe umkreiste es den Hof, bog ganz langsam um die Ecke am Torpfeiler und rollte der Straße zu. Pavel hatte einen Blick in das Innere des Wagens geworfen und war zurückgefahren wie geblendet. Er preßte das Gesicht an die Mauer, er schloß die Augen und sah dennoch wieder — sah mit

den geschlossenen klar und deutlich, was er eben mit seinen offenen Augen gesehen: — die Frau Baronin war nicht allein in ihrem wunderbaren Wagen; neben ihr saß ein kleines Fräulein, in schönen Kleidern, mit einem Hütchen auf dem Kopfe, und hatte wohlbekannte, hatte die Züge Miladas, aber so runde und rosige Wangen, wie seine Schwester nie gehabt.

Plötzlich richtete der Bursche sich empor und sprang in tollen Sätzen dem Wagen nach. Der hatte abermals eine Wendung gemacht und glitt mit eingelegtem Radschuh im Schritt der dicken Schimmel den Abhang des Schloßbergs hinab. Pavel lief quer über das grüne Feld, lief der Kalesche voraus und erwartete sie, am Wegrain aufgestellt, pochenden Herzens. Sie kam quietschend und rasselnd heran, und der Junge streckte sich, guckte und erblickte abermals die liebliche Erscheinung von vorhin. Und jetzt war auch er gesehen worden, ein Freudenjauchzen drang an sein Ohr, die Stimme Miladas rief: „Pavel Pavel!“ ... Mit solchem Ungestüm warf das kleine Mädchen sich ans Fenster, daß die Scheibe klirrte und in Stücke brach. Sogleich hielt die Karosse, und der Bediente schickte sich an, vom Bock zu steigen. Hastig befahl die Baronin: „Sitzen bleiben! vorwärts, jagt den Buben fort!“ Die Peitsche knallte um Pavels Kopf, und drinnen im Wagen erscholl lautes Jammergeschrei ... Dazwischen ließ ernster, liebevoller Zuspruch sich vernehmen. — Pavel sah, daß die alte Dame das Kind an sich gezogen hatte, und daß es in ihren Armen weinte. Dieses Weinen ging ihm durch Mark und Bein, dieses Weinen mußte aufhören, dem mußte er ein Ende machen.

Da stieß er auf einmal einen Jauchzer aus, wie er dem Übermütigsten nicht besser gelungen wäre, und begann in gehöriger Entfernung von der Kutscherpeitsche bärenplump und emsig Räder und Purzelbäume zu schlagen. Wenn der Atem ihm auszugehen drohte, stand er still, lachte zu der Kleinen hinüber, machte Zeichen und schnitt Gesichter, bis sie endlich

in ein fröhliches Gelächter ausbrach. Ach, wie hüpfte ihm das Herz im Leibe als er einmal wieder ihr liebes Lachen vernahm.

Die Entfernung zwischen ihm und dem Wagen wuchs und wuchs.

Pavel lief und sprang nicht mehr; er schritt nur noch, und als er am großen Berge angelangt war, erklommen die Schimmel eben dessen steile Gipfel. Mühsam keuchte er die Höhe hinan, und oben brach er zusammen, mit hämmernden Schläfen, einen rötlichen Schein vor den glühenden Augen. Zu seinen Füßen breitete die sonnenbeglänzte Ebene sich aus, und dort in der Ferne lag die Stadt; einzelne ihrer Häuser schimmerten schneeweiß herüber, die vergoldeten Spitzen der Kirchtürme glitzerten wie Sterne am blauen Tageshimmel. In der Richtung gegen die Stadt schlängelte sich die Straße durch die grünen Fluren und auf der Straße glitt ein schwarzer Punkt dahin, und diesen Punkt verfolgte Pavel so inbrünstig mit den Blicken, als ob das Heil seiner Seele davon abhinge, daß er ihm nicht entschwinde. Als es geschah, als die Schatten der Auen den kleinen Punkt aufnahmen und ihn nicht mehr zum Vorschein kommen ließen, streckte sich Pavel flach auf die Erde und blieb so regungslos liegen, wie ein Toter ... Seine Schwester war ein Fräulein geworden und war fortgefahren in die Stadt. Wenn er jetzt ans Gartentor kam, mochte er nur vorübergehen; mit der Freude, nach der Kleinen auszulugen, war es nun nichts mehr. Herb und trostlos fiel der Gedanke an den Verlust seines einzigen Glückes dem Jungen auf die Seele. Gern hätte er geweint, aber er konnte nicht; er wäre auch gern gestorben, gleich hier auf dem Fleck. Er hatte oft seine Existenz verwünschen gehört, von seinem eigenen Vater wie von fremden Menschen, und nie, ohne innerste Entrüstung dabei zu empfinden; jetzt sehnte er sich selbst nach dem Tod: und wenn es einmal so weit gekommen ist mit einem Menschen, kann auch das Ende nicht mehr ferne sein, meinte er. Und steht es einem nicht frei,

es zu beschleunigen? Es gibt allerlei Mittel. Man hält zum Beispiel den Atem an, das ist keine Kunst; es handelt sich nur darum, daß es lange genug geschieht. Pavel unternimmt den Versuch mit verzweifelter Entschlossenheit, und wie er dabei den Kopf in die Erde wühlt, regt sich etwas in seiner Nähe, und er vernimmt ein leises Geräusch, wie es durch das Aufspreizen kleiner Flügel hervorgebracht wird. Er schaut...

Wenige Schritte von ihm sitzt ein Rebhuhn auf dem Neste und hält die Augen in unaussprechlicher Angst auf einen Feind gerichtet, der sich schräg durch die jungen Halme anschleicht. Unhörbar bedrohlich, grau — eine Katze ist's. Pavel sieht sie jetzt ganz nah dem Neste stehen; sie leckt den lippenlosen Mund, krümmt sich wie ein Bogen und schickt sich an zum Sprung auf ihre Beute. Ein Flügelschlag, und der Vogel wäre der Gefahr entrückt; aber er rührt sich nicht. Pavel hatte über der Besorgnis um das Dasein des kleinen Wesens alle seine Selbstmordgedanken vergessen: — So flieg, du dummes Tier! dachte er. Aber statt zu entfliehen, duckte sich das Rebhuhn, suchte sein Nest noch fester zu umschließen und verfolgte mit den dunklen Äuglein jede Bewegung der Angreiferin. Pavel hatte eine Scholle vom Boden gelöst, sprang plötzlich auf und schleuderte sie so wuchtig der Katze an den Kopf, daß sie sich um ihre eigene Achse drehte und geblendet und niesend davonsprang.

Der Bursche sah ihr nach; ihm war weh und wohl zumute. Er hatte einen großen Schmerz erfahren und eine gute Tat getan. Unmittelbar nachdem er sich elend, verlassen und reif zum Sterben gefühlt, dämmerte etwas wie das Bewußtsein einer Macht in ihm auf... einer andern, einer höheren als der, die seine starken Arme und sein finsterer Trotz ihm oft verliehen. Was war das für eine Macht? Unklar tauchte diese Frage aus der lichtlosen Welt seiner Vorstellungen, und er verfiel in ein ihm bisher fremdes, mühevolles und doch süßes Nachsinnen.

Ein lauter Ruf: „Pavel, Pavel, komm her, Pavel!“ weckte ihn.

Auf der Straße stand der Herr Lehrer, den einer seiner beliebten Nachmittagsspaziergänge bis hierher geführt hatte, und der seit einiger Zeit den Jungen beobachtete. Er trug einen Knotenstock in der Hand und versteckte ihn rasch hinter seinem Rücken, als Pavel sich näherte.

„Du Unglücksbub, was treibst du?“ fragte er. „Ich glaube, du nimmst Rebhühnernester aus?“

Pavel schwieg, wie er einem falschen Verdacht gegenüber immer pflegte, und der Schulmeister drohte ihm:

„Ärgere mich nicht, antworte ... Antworte, rat ich dir!“

Und als der Bursche in seiner Stummheit verharrte, hob der Lehrer plötzlich den Stock und führte einen Schlag nach Pavel, dem dieser nicht auswich, und den er ohne Zucken hinnahm.

Im Herzen Habrechts regten sich sofort Mitleid und Reue.

„Pavel,“ sagte er sanft und traurig, „um Gottes willen, ich hör nur Schlimmes von dir — du bist auf einem schlechten Weg; was soll aus dir werden?“

Diese Anrufung rührte den Buben nicht, im Gegenteil: eine tüchtige Dosis Geringschätzung mischte sich seinem Hasse gegen den alten Hexenmeister bei, der ihn betrogen hatte.

„Was soll aus dir werden?“ wiederholte der Lehrer.

Pavel streckte sich, stemmte die Hände in die Seiten und sagte:

„Ein Dieb.“

V.

Die Frau Baronin kam noch am Abend desselben Tages nach Hause, aber allein. Ihre Fahrten nach der Stadt wiederholten sich jede Woche den ganzen Sommer hindurch, und man

wußte bald im Dorfe, daß ihre Besuche dem Kloster der frommen Schwestern galten, mit deren Oberin sie sehr befreundet war, und denen sie die kleine Milada zur Erziehung anvertraut hatte. Das Institut stand in hohen Ehren, und als Pavel hörte, daß seine Schwester dort untergebracht war, durchströmte ihn ein Gefühl von Glück und Stolz und von Dankbarkeit gegen die Frau Baronin. Er widerstand auch einige Zeitlang den Aufforderungen Vinskas und der eigenen Lust, Raubzüge in den herrschaftlichen Wald zu unternehmen. Nur eine Zeitlang. Seitdem der alte Förster pensioniert und sein Sohn an dessen Stelle gekommen, war der Eintritt in den Wald jedem Unbefugten ein für allemal verboten worden. Das neue Gesetz machte böses Blut und reizte gewaltig zu Übertretungen.

Es bildete sich eine Bande von Buben und Mädeln, lauter Häuslerskindern, deren Führerschaft Pavel übernahm wie ein natürliches Recht. In kleinen Gruppen wanderten sie hinaus, lustig, kühn und schlau. Sie kannten die Schlupfwinkel und gedeckten Stege besser als selbst die Heger und gingen mit köstlichem Gruseln ihren Abenteuern entgegen, die nur auf zweierlei Weise enden konnten. Entweder glücklich heimkehren, das gestohlene Holz auf dem Rücken, mit der Aussicht auf Lob und ein warmes Abendessen, oder erwischt werden und Prügel kriegen an Ort und Stelle wegen Dieberei, und daheim, weil man sich hatte erwischen lassen. Das letztere Schicksal traf selten einen andren als Pavel, dem es oblag, den Rückzug zu decken, und den man immer im Stiche ließ, weil man seiner Verschwiegenheit sicher war. Der Pavel verriet keinen, und hätte er es getan, dem schlechten Buben würde man nicht geglaubt haben.

Sein Ruf verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Fand sich im Walde irgend eine böswillige Beschädigung vor, sie war sein Werk. Entdeckte man eine Schlinge, er hatte sie gelegt; fehlten Hühner, Kartoffeln, Birnen, er hatte sie gestohlen. Traf ihn jemand an und drohte ihm, dann stellte er sich und starrte

ihm stumm ins Gesicht. Die alten Leute schimpften ihn nicht einmal mehr; er wäre imstande, meinten sie einem Steine nachzuwerfen aus dem Busch. So schwarz erschien er mit der Zeit, daß die Familie Virgil förmlich in Unschuld schimmerte im Gegensatz zu ihm.

Daß Pavel hundert Hände und die Kraft eines Riesen hätte haben müssen, um die zahllosen Schelmenstreiche, die ihm zugeschrieben wurden, wirklich auszuführen, überlegten seine Mitbürger nicht; er aber kam langsam dahinter, und ihn erfüllte eine grenzenlose Verachtung der Dummheit, die das Unsinnigste von ihm glaubte, wenn es nur etwas Schlechtes war. Er fand einen Genuß darin, das blöde und ihm übelgesinnte Volk bei jeder Gelegenheit von neuem aufzubringen, und wie ein andrer im Bewußtsein der Würdigung schwelgt, die ihm zuteil wird, so schwelgte er in dem Bewußtsein der Feindseligkeit, die er einflößte. Was er zu tun vermochte, sie zu nähren, das tat er, und kannte Aufrichtigkeit nicht einmal gegen den Geistlichen im Beichtstuhl.

Die Zeit verfloß; der Sommer ging zur Neige; der erste September, der Tag des großen Kirchenfestes kam heran. Im vorigen Jahre noch hatte sich Pavel durch die Menge gedrängt und während des Hochamts barfüßig und zerlumpt unter den Bauernkindern gekniet, dicht an den Stufen des Altars. Heute trat er nicht in die Kirche ein; er hielt sich draußen wie die Bettler und Vagabunden, zu denen er seiner Ausstaffierung nach paßte. Sein ehemals langer, grüner Rock reichte ihm jetzt gerade bis zum Gürtel und präsentierte, geplatzt an allen Nähten, eine Musterkarte von abgelegten Kleidern der Virgilova in Gestalt von großen und kleinen Flicken. Das grobe Hemd ließ die Brust unbedeckt, die Leinwandhose, altersgrau und verschrumpft, war so hoch über die Knie heraufgezogen, als ob ihr Eigentümer eben im Begriff sei, durch den Bach zu waten.

Pavel stand mit dem Rücken an die Planken des Pfarrhof-

gartens gelehnt, die Arme über den zur Seite geneigten Kopf erhoben, und sah gleichgültigen Blickes den Zug der Kirchgänger vorüberwallen. In Scharen kamen Burschе und Mädel heran; die letzteren begaben sich sofort in das Gotteshaus, die ersteren blieben bei den am Weg aufgerichteten Marktbuden zurück und erwarteten, deren Inhalt musternd, das Zusammenläuten zur Predigt. Einer unter ihnen, ein kleiner junger Mensch mit häßlichem, flachgedrücktem Gesicht, tat sich dabei durch ein auffallend protziges Wesen hervor. Er trug feine, halbstädtische Kleidung; an die schwarze Jacke war aus lauter Wohlhabenheit so viel Stoff verschwendet worden, daß sie sich vorne wie eine Tonne blähte und sich hinten zu einem stolzen Katzenbuckel aufbauschte. Die andren Burschen begegneten dem Dorfstutzer mit einer Rücksichtnahme, die trotz einer kleinen Beimischung von Spott den Wunsch verriet, auf gutem Fuße mit ihm zu stehen. Natürlich auch! Er war ja der Peter, der einzige Sohn des Bürgermeisters, der Erbe des größten, im besten Stande befindlichen Bauernhofes im ganzen Ort.

Das erste Glockenzeichen klang vom Turme, der Zudrang der Bevölkerung zur Kirche hatte aufgehört, hastend eilten nur noch einzelne Verspätete die Dorfstraße herab. — Ganz zuletzt, ganz allein erschien Vinska und erregte alsbald die Aufmerksamkeit des Hofstaates, der den Peter umgab.

„Sakerment!“ hieß es, „die Vinska! was die heute schön ist! — Wie prächtig ihr das Kopftüchel steht. — Es ist von Seide, meiner Treu! — Und wenigstens sechs Röcke hat sie an. — Und wie bescheiden sie tut! o du Heilige du!“

Jeder hatte ein boshaftes Wörtlein für sie, oder ein galantes, das viel beschämender war als das boshafte. Nur der Peter schwieg und sah aufmerksam einem Vogel nach, der auf dem Eckpfeiler des Pfarrhofgartens gesessen hatte und sich in die Luft schwang bei Vinskas Nahen. Sie war bald in der Menge verschwunden, die vor der Kirchenpforte stand. Die

Burschen folgten ihr nach, und Pavel hörte den einen von ihnen zum andern sagen:

„Ich möcht nur wissen, wie der Virgil, der alte, krummbeinige Lump, zu der hübschen Tochter gekommen ist?"

Der Angeredete verzog den Mund: „Und ich möcht wissen," erwiderte er, „wie die Tochter des Lumpen zu den schönen Kleidern gekommen ist?"

Daß sie schöne Kleider trug, hatte Pavel nicht bemerkt, und von der ganzen Vinska nichts gesehen, als ihre Füße oder eigentlich ihre Stiefel! — Eine halb verwischte Erinnerung an eine große Freude, an ein bitteres Leid, war beim Anblick derselben in ihm aufgetaucht, und er sann ihr nach in seiner langsamen und hartnäckigen Weise.

Wenn ihn die Vinsja schalt, schloß sie meistens mit den Worten: „Und dumm bist du, dumm, der Dümmste im ganzen Dorf." Vor kurzem noch hatte diese Versicherung ihn kühl gelassen, seit einiger Zeit begann sie, ihn zu verdrießen; ihm schwante, daß etwas Wahres an ihr sei. „Dumm," murmelte er und griff sich an die Stirn, — „aber so dumm doch nicht, wie sie glaubt, die Spitzbübin." So dumm doch nicht, daß aus seinem Gedächtnis alles verschwunden wäre, was sich vor einem Jahre begeben hatte, und daß er nicht vermöchte, einen Verdacht, der damals schon flüchtig in ihm aufgestiegen war, von neuem, und jetzt kräftiger zu fassen.

Das Hochamt dauerte lange; die Sonne stand im Scheitel, als Gesang und Musik endlich verstummten, und die Beter sich so eilig aus der Kirche herausdrängten, wie sie sich hineingedrängt hatten. Pavels Augen suchten nur die eine und vermochten nicht, sie zu entdecken, auch dann nicht, als das Gewühl sich zerstreute, und ein Teil der Leute die Marktbuden umringte, der andre in leicht übersehbarem Zuge die Dorfstraße hinabschritt. Vinska war wie verschwunden, und der Peter mit ihr.

Nach der Messe wäre es Pavels Sache gewesen, heimzu-

kehren und mit Virgil das Vieh auf die Weide zu treiben; aber das fiel ihm heute nicht ein. Er vagabundierte in der nächsten Umgebung auf den Feldern und im Walde herum und suchte die Vinska. Bis zur Wut gesteigerte Ungeduld kochte in seiner Brust, und quälend nagte der Hunger an ihm.

Gegen Abend kam er zum Wirtshaus, vor dem es lustig zuging. Betrunkene sangen, Buben balgten sich, kleine Mädchen hüpften im Reigen beim Schall des Zimbals und der Fiedeln, der durch die offene Tür herausgellte. Neugierige hielten die Fenster der Tanzstube besetzt, beobachteten, was drinnen vorging und machten ihre Glossen darüber. Nach langem Kampf eroberte Pavel einen Platz zwischen ihnen und sah die Paare sich drehen im dunstigen, spärlich erleuchteten Gemach. Ganz nahe am Fenster, an dem er stand, schwenkte Peter die Vinska auf einem Fleck herum. Er war schon stark angetrunken, hatte die Jacke und mit ihr seine vornehme Zurückhaltung abgelegt. Der Peter in Hemdärmeln war ein so ordinärer Kumpan, wie der erste beste Knecht.

Die Vinska in seinen Armen schlug züchtig die Augen zu Boden und erglühte feuerrot bei den Reden, die er ihr zuflüsterte, und den Küssen, die er ihr raubte.

Über dem Anblick vergaß Pavel seinen Hunger — seine Ungeduld wich einem rasenden, ihm unbegreiflichen Schmerz; wie in den Fängen eines Raubtieres wand er sich und brachte ein entsetzliches Röcheln hervor.

Die Umstehenden erschraken, man stieß ihn hinweg, und er wehrte sich nicht, er schlich davon, durch die langsam hereinbrechende Dunkelheit, seinem unheimlichen Daheim zu. Aus der Hütte schimmerte ihm der ungewohnte Glanz einer brennenden Kerze entgegen. Sie war auf dem Fenstersimse aufgepflanzt, und in dem von ihrem Schein erhellten Stübchen saßen Virgil und sein Weib auf der Bank, und zwischen ihnen stand ein Teller mit Braten und eine Flasche Branntwein. Die beiden

Alten saßen und tranken und waren guter Dinge. Pavel beobachtete sie eine Weile vom Feldrain aus, stieg dann zum Hohlweg hinab, den die Dorfstraße bei den letzten Schaluppen bildete, und streckte sich auf die ausgebrochenen Ziegelstufen des Eingangs, den Kopf an die Tür gelehnt.

So mußte, im Fall, daß er etwa einschlief, die Vinska ihn wecken, wenn sie ins Haus wollte.

Stunden vergingen; der matte Glanz, den das Licht im Fenster auf den Weg geworfen hatte, erlosch. Das treibende Gewölk am Himmel, der umschleierte Mond mahnten Pavel an die Winternacht, in der er ausgezogen war, Milada aus der Gefangenschaft zu befreien.

Was für ein Narr war er damals gewesen — was für ein Narr geblieben bis auf den heutigen Tag!

Von dem einzigen, der ihn nie beschimpft, dem einzigen, der ihm je eine Wohltat erwiesen, hatte er sich in blödsinnigem Mißtrauen abgewendet, und war der Betrügerin unterwürfig gewesen, die ihn zum besten hatte, ihn bestahl und verlachte ... O — ganz gewiß verlachte und verspottete! Sie spottete so gern, die Vinska, und so leicht bei viel geringeren Veranlassungen, als seine grenzenlose Dummheit eine war.

„Was tu ich ihr?" fragte er sich plötzlich und antwortete auch sogleich: „Ich schlag sie tot."

Keine Überlegung: — was dann? Nicht die geringste Angst, nicht der kleinste Skrupel, nicht einmal ein Zweifel an der Ausführbarkeit seines rasch gefaßten Vorsatzes.

Er stand auf, öffnete leise die Tür, holte den Knüttel Virgils vom Herde und legte ihn neben sich, nachdem er seinen früheren Platz und seine frühere Stellung wieder eingenommen hatte.

Nun kam eine große Ruhe über ihn; die Augen fielen ihm zu, und er schlief ein. Nicht tief, so halb und halb, wie er zu schlafen pflegte, wenn er die Nacht mit den Pferden draußen auf der Hutweide zubrachte.

Der Morgen dämmerte, als leichte Schritte, die sich näherten, ihn weckten. Sie war's. Heiter bequem und friedlich mit ihrer unschuldig-pfiffigen Miene kam sie einher, zögerte ein wenig, als sie Pavel daliegen sah, betrat dann ganz sachte die Stufen und beugte sich, um ihn zur Seite zu schieben. — Da packte er sie am Fuß und riß sie zu Boden. Sie fiel ohne einen Laut, erhob sich aber sogleich auf die Knie, während er nach dem Knüttel griff... Ein Blick in des Jungen Gesicht, und aus dem ihrigen wich alles Blut.

„Pavel," stammelte sie, „was fällt dir ein — du wirst mich doch nicht schlagen?"

Sie stemmte beide Arme gegen seine Brust und sah angstvoll und bebend zu ihm empor.

„Schlagen nicht — erschlagen werd ich dich," antwortete er dumpf und wandte den Kopf, um ihren flehenden Augen auszuweichen. „Aber zieh zuvor meine Stiefel aus."

„Jesus Maria! wegen der Stiefel willst mich umbringen?"

„Ja, ich will."

„Schrei nicht so... die Alten wachen auf."

„Alles eins."

Sie schmiegte sich an ihn, ein schüchternes Lächeln umzuckte ihre Lippen. „Sie kommen mir zu Hilfe, wie kannst mich dann totschlagen? Geh — sei still, sei gut."

Er suchte sich von ihrer Umarmung loszumachen, die ihn beseligte und empörte; er fühlte mit Zorn gegen sich, den Zorn gegen sie unter ihren Liebkosungen schwinden: „Spitzbübin!" rief er.

„Mach keinen Lärm," mahnte sie; „wenn die Leute zusammenlaufen, was hast du davon? Sei still! Schlag mich tot meinetwegen, aber sei still, — schlag mich tot, du dummer Pavel —" und nun kicherte sie schon völlig vergnügt und siegesgewiß.

Zwischen den wirren Haaren, die ihm über die Augen hingen, schoß ein Blitz voll düsterer Glut hervor, der sie von neuem

schaudern machte. — Das war kein törichter Junge mehr, es war ein frühreifer Mann, der sie angeblickt hatte, und instinktmäßig rettete sie sich in der Furcht vor ihm — an seine Brust.

„Tu mir nichts! wie leid wäre dir!"

Sie stand neben ihm und hielt seine Hand, der der Knüttel entsunken war. Sie bat, sie schmeichelte, sie suchte ihn zu rühren und hielt sich selbst eine Totenklage. „O wie leid wäre dir um mich, niemandem so leid wie dir um die arme Vinska."

„Du bist nicht arm!" fuhr er sie an. „Du nicht! ... Schlecht bist du — und ich geh aufs Bezirksamt und verklag dich."

„Wegen der Stiefel?" fragte sie und lachte herzlich und sorglos.

„Ja."

Flugs ließ Vinska sich auf die Stufen nieder, zog die Stiefel aus und stellte sie vor Pavel hin. „Da hast sie, Geizhals! ich brauch sie nicht! — ich brauch nur dem Peter ein Wort zu sagen, so kauft er mir andre, viel schönere."

Pavel brüllte förmlich auf: „Nein, nein! nimm die meinen, behalt sie, ich schenk sie dir. Nur geh nicht mehr mit dem Peter ... Versprich's!" Er faßte sie an den Achseln und schüttelte sie, daß ihr Hören und Sehen verging: „Versprich's, versprich's!"

„Sei ruhig, — ich verspreche es," antwortete Vinska; doch war der Ton, in dem sie es sagte, so wenig überzeugend, und es flog ein so seltsamer Ausdruck über ihr Gesicht, daß Pavel die Faust ballend drohte:

„Nimm dich in acht!"

VI.

Die nächste Woche brachte viel Regentage, und an jedem trüben Morgen packte Pavel seine Schulsachen zusammen und ging zum Gelächter aller, die ihm auf dem Wege dahin begegneten, in die Schule. Dort saß er, der einzige seines Alters,

unter lauter Kindern und immer auf demselben Platze, dem letzten auf der letzten Bank. Anfangs tat der Lehrer, als ob er ihn nicht bemerke; erst nach längerer Zeit begann er wieder, sich mit ihm zu beschäftigen. Einmal, als die Stunde beendet war, die Stube sich geleert hatte, Pavel aber fortzugehen zögerte, fragte ihn der Lehrer:

„Was willst du eigentlich? In deinem Beruf kannst du dich bei mir nicht ausbilden."

Pavel machte verwunderte Augen, und der Lehrer fuhr fort: „Hast du mir nicht gesagt, daß du ein Dieb werden willst? Nun, Unglücksbub — Unterricht im Stehlen geb ich nicht."

Dem Pavel schwebte schon die Antwort auf der Zunge: „Darum ist mir's auch nicht zu tun, versteh's ohnehin." Aber er bezwang sich und sagte nur: „Lesen und schreiben möcht ich lernen."

„Zur Not kannst du's ja."

„Just zur Not kann ich's nicht."

„Mußt dir halt Müh geben."

„Geb mir Müh, kann's doch nicht."

„Bring dein Buch her."

Pavel schüttelte den Kopf: „Aus dem Buch kann ich's schon, aber da —" er fuhr mit der Hand, die heftig zitterte, zwischen sein Hemd und seine Brust und zog einen zerknitterten Brief hervor, „da hat mir der Bote etwas von der Post gebracht . . ."

„Geschriebenes? Ja so! das ist freilich eine andre Sache, da würde ich wohl selber Mühe haben."

Sein Scherz reute ihn, als Pavel denselben für Ernst nahm und zum erstenmale im Leben demütig sprach: „Ich möcht Herrn Lehrer doch bitten, daß er's probiert."

Pavel küßte, wenn man so sagen darf, das Blatt mit den Augen und reichte es dem Alten hin, sorgfältig, ängstlich, wie ein Kleinod, das leicht beschädigt werden könnte.

Der Lehrer entfaltete und überflog es: „Ein Brief, Pavel — und weißt du, von wem?"

„Er wird von meiner Schwester Milada sein, aus dem Kloster."

„Nein, er ist nicht von deiner Schwester aus dem Kloster."

„Nicht?"

„Er ist von deiner Mutter aus dem —" er stockte, und der Bursche ergänzte mit plötzlich veränderter Miene und rauher Stimme:

„Aus dem Zuchthaus."

„Willst du ihn hören?"

Pavel hatte den Kopf sinken lassen und antwortete durch ein stummes Nicken.

Der Lehrer las:

„Mein Sohn Pavel!

Vor drei monat habe ich Meine feder an das papier gesetzt und meiner Tochter Milada einige Parzeilen in das Kloster geschrieben meine Tochter Milada hat sie aber nicht bekommen die Klosterfrauen haben Ihr ihn nicht gegeben sie haben Mir sagen lassen das beste ist wenn sie von der mutter nichts hört so weiß Ich nicht ob Ich recht tu wenn Ich dir schreibe Pavel mein lieber sohn mit der bitte daß du mir antworten sollst ob meine Parzeilen dich und Milada deine liebe schwester in guter gesundheit antreffen was Mich betrifft ich bin gesund und so weit zufrieden in meinem platz.

deine Mutter.

Meine zwei kinder tag und nacht Bete Ich für euch zum Liebengott glaube auch daß meine tochter Milada eine kleine klosterfrau werden wird wenn es die Zeit sein wird und arbeite fleißig hier imhause was mir zurückgelegt wird für meine kinder...

In sechs Jahren mein lieber sohn Pavel werde ich wieder Nachhaus kommen und bitt euch noch daß ihr manchesmal inguten an die Mutter denkt die ärmste auf der welt."

Die Lettern des Briefes waren steif und ruhig hingemalt; bei der Nachschrift hatte die Hand gezittert, große matte Flecken auf dem Papier verrieten, daß sie unter Tränen geschrieben worden war. Mit Mühe entzifferte der Vorleser die halbverwischten Züge, und ihn ergriff die Fülle des Leids und der Liebe, die sich in dieser armseligen Kundgebung aussprach.

„Pavel," sagte er, „du mußt deiner Mutter sogleich antworten."

Der Junge hatte sich abgewendet und starrte finster zu Boden. „Was soll ich ihr antworten?" murmelte er.

„Was dein Herz dir eingibt für die unglückliche Frau."

Pavel verzog den Mund: „Es geht ihr ja gut."

„Gut, du dummer Bub? gut im Kerker?"

Der alte Mann geriet in Eifer, er wurde warm und beredt; die schönen und vortrefflichen Dinge, die er sagte, ergriffen ihn selbst, ließen Pavel jedoch kühl. Er hatte auf die Vorstellungen des Lehrers zwei Antworten, die er hartnäckig wiederholte, ob sie paßten oder nicht: „Sie sagt ja selbst, daß es ihr gut geht," und: „die Schwester schreibt ihr nicht, warum soll ich ihr schreiben?"

„Hast du denn gar kein Gefühl für deine Mutter?" fragte der Lehrer endlich.

„Nein," erwiderte Pavel.

Der Alte schüttelte sich vor Ungeduld. „Ich denk der Zeit, wo du ein Kind warst," sprach er, „und brav unter der Obhut deiner braven Mutter, die dich zur Arbeit angehalten hat... Glotz du nur! — Brav und rechtschaffen, sag ich. Das war sie; aber leider gar zu geschreckt und immer halb närrisch aus Angst vor dem niederträchtigen... Na!" unterbrach er sich — „jeder Mensch hat Mitleid mit ihr gehabt, sogar den Richtern hat sie Erbarmen eingeflößt, nur du, ihr Sohn, bist ohne Mitleid gegen sie. Warum denn, warum? Ich frage dich, gib Antwort, sprich!" Er schob die Brille in die Höhe und näherte die kurzsichtigen

Augen dem Gesicht Pavels. In den Zügen des Knaben malte sich ein eiserner Widerstand; aus den düsteren Augen funkelte ein Abglanz jener Entschlossenheit, die, auf eine große Sache gestellt, den Märtyrer macht.

Der Alte seufzte, trat zurück und sagte: „Geh, mit dir ist nichts anzufangen." Als Pavel schon an der Tür war, rief er ihm aber doch Halt zu: — „Eins nur will ich dir sagen. Es ist dir nicht alles eins, ich hab es bemerkt, wenn die Leute dich schimpfen; eine Zeit kann kommen, in der du froh wärst, gut zu stehen mit den Leuten, und gerne hören möchtest: In seiner Jugend war der Pavel ein Nichtsnutz, aber jetzt hält er sich ordentlich. Für den Fall merk dir, merk dir, Pavel," wiederholte er nachdrücklich, und eine schwache Röte schimmerte durch das fahle Grau seiner Wangen: „Mach dich nicht zu deinem eigenen Verleumder. Das Schlechte, das die andern von dir aussagen, kann bezweifelt, kann vergessen werden, du kannst es niederleben. Das Schlechte, ja sogar das Widersinnige und Dumme, das du von dir selbst aussagst, das putzt sich nicht hinweg, das haftet an dir, wie deine eigene Haut — das überlebt dich noch!"

Er erhob die Hände über den Kopf, huschte so planlos und unbeholfen im Zimmer umher wie ein aus dem Schlafe gescheuchter Nachtfalter und wimmerte und stöhnte: „Vergiß meinetwegen alles, was ich dir gesagt habe; aber den Rat vergiß du nicht, den geb ich dir aus meiner eigenen Erfahrung!"

Pavel betrachtete den Schullehrer nachdenklich, der alte Herr tat ihm leid und kam ihm zugleich unendlich töricht vor. Worüber kränkte er sich? Konnte es darüber sein, daß die Leute ihn einen Hexenmeister nannten?... Das wäre auch der Mühe wert!

Für sein Leben gern hätte er sich erkundigt, wußte aber nicht, wie die Frage stellen. Er nahm so lange keine Notiz von des Lehrers entlassenden Winken, bis dieser ihn heftig anließ: „Was willst du noch?" dann gab er zur Antwort:

„Wissen, was den Herrn Lehrer kränkt."

Habrecht bog sich zurück, tat einen tiefen Atemzug und schloß die Augen. „Später, Pavel, später, jetzt würdest du mich nicht verstehen."

Da platzte Pavel hervor: „Das wegen der Hexerei?"

Ein unwillkürlicher Aufschrei: „Ja, ja!" und der Lehrer packte ihn an den Schultern und schob ihn zur Tür hinaus.

Also richtig! der Alte grämte sich über den Verdacht, in dem er im Dorfe stand. — Unbegreiflich kindisch erschien das dem Pavel; sein Gönner wurde von Stunde an ein Schwächling in seinen Augen, und er schlug dessen eindringlichste Warnung in den Wind. Ja, sie reizte ihn sogar, ihr zuwider zu handeln. Die Leute sollen ihn nur für schlechter halten, als er ist, er will's — nach Lob und Liebe geizen die Feiglinge: sich sagen zu dürfen! Ich bin besser, als irgendeiner weiß, — das ist die herbe, die rechte Wonne für ein starkes Herz.

Den Brief der Mutter bemühte sich Pavel nachzubuchstabieren, und jetzt, da er seinen Inhalt kannte, gelang es ihm so ziemlich. Vinska überraschte ihn bei der Beschäftigung, wollte wissen, was er las, und als er ihr eine Auskunft darüber verweigerte, suchte sie ihm das Blatt zu entreißen.

„Was?" zürnte sie, da er ihr wehrte, „du willst mir verbieten, daß ich mit dem Peter gehe, hast aber Geheimnisse vor mir? kriegst Briefe und versteckst sie?" Ihre hübschen Brauen zogen sich zusammen, um den Mund zuckte ein unbezwingliches Lächeln. „Meinst denn, daß ich nicht eifersüchtig bin?"

Sie scherzte, sie verhöhnte ihn, er wußte es und — war beseligt, daß sie so mit ihm scherzte. „Ja, just — eifersüchtig! Du wirst just eifersüchtig sein," brummte er, und ein Himmel tat sich vor ihm auf bei dem Gedanken, wie es denn wäre, wenn aus dem Spiel, das sie jetzt mit ihm trieb, einmal Ernst werden sollte. Einmal! in der weiten, unabsehbaren Zukunft, die noch

vor ihm lag, und der er, wenn auch kein andres, doch ein festes Vertrauen auf die eigene Kraft entgegentrug.

Die Vinska hatte eine Hand auf die schlanke Hüfte gestemmt und streckte die andre nach ihm aus: „Von wem ist der Brief, Pavlicek?" fragte sie schmeichelnd und schelmisch, „der Brief, den du an deinem Herzchen versteckst?"

„Von meiner Mutter," antwortete er rasch und wendete sich ab.

Vinska tat einen Ausruf des Erstaunens: „Wenn's wahr ist! Ich hätt nicht geglaubt, daß die im Zuchthaus Briefe schreiben dürfen. Was könnten sie auch schreiben? — gute Lehren vielleicht, wie man's anstellen soll, um zu ihnen zu gelangen ins frei Quartier."

Pavel nagte gequält an den Lippen.

„Wirf den Brief weg," fuhr Vinska fort, „und sag niemandem, daß du ihn gekriegt hast; es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus. Die Leute sagen uns ohnehin genug Übles nach."

„Noch immer weniger, als ihr verdient!" rief Pavel heftig aus, und Vinska errötete und sagte verwirrt und sanft:

„Ich hab dein Bestes im Sinn; ich hab gestern den ganzen Tag für dich genäht; ich hab dir ein ganz neues Hemd gemacht.

„Ein Hemd — so?"

„Aber glaub mir, mit der Mutter sollst du nichts zu tun haben; glaub mir, sie hat den Galgen mehr verdient, als dein Vater, und er hat gewiß recht gehabt, wie er immer ausgesagt hat vor Gericht; das Weib hat mich verführt ... Er hat nichts von sich gewußt, er war ja immer besoffen; aber sie — o, sie hat's hinter den Ohren gehabt! ... und es war halt wie im Paradies mit dem Adam und der Eva."

Sie sah ihn lauernd von der Seite an und begegnete in seinen Zügen dem Ausdruck einer großen Überraschung.

„War denn der Adam besoffen?" fragte er mit ehrlicher Wißbegier.

Vinska faßte ihn an beiden Ohren, rüttelte ihn und lachte: „O wie dumm! nicht vom Adam, von deinem Vater ist die Rede, und daß deine Mutter ihn verleitet hat, den Geistlichen umzubringen."

„Schweig!" rief Pavel, „du lügst."

„Ich lüg nicht, ich sag, was ich glaube und was andre glauben."

„Wer, wer glaubt das?"

Sie antwortete ausweichend, aber er packte ihre Arme mit seinen starken Händen, zog sie an sich und wiederholte: „Wer sagt das, wer glaubt das?" bis sie geängstigt und gefoltert hervorstieß:

„Der Arnost."

„Mir soll er's sagen, mir; ich schlag ihm die Zähn ein und schmeiß ihn in den Bach."

„Dir wird er's nicht sagen, vor dir fürchtet er sich — laß mich los, ich fürcht mich auch; laß mich los, guter Pavel."

„Aha, fürcht'st dich, fürcht dich nur!" sprach er triumphierend — und entwaffnet. Zum Spaß rang er noch ein wenig mit ihr und gab sie plötzlich frei. Reicher Lohn wurde ihm für seine Großmut zuteil: die Vinska sah ihn zärtlich an und lehnte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter. Ein Freudenschauer durchrieselte ihn, aber er rührte sich nicht und bemühte sich, gleichgültig zu scheinen.

„Pavel," begann Vinska nach einer Weile, „ich hätt eine Bitte, eine ganz kleine. Willst sie mir erfüllen? — es ist leicht."

Sein Gesicht verdüsterte sich: „Das sagst du immer, ich weiß schon. Was möchtest denn wieder?"

„Der alte Schloßpfau hat noch ein paar schöne Federn," sagte sie, „rupf sie ihm aus und schenk sie mir."

Sie bat in so kindlichem Ton, ihre Miene war so unschuldig und er völlig verzaubert. Er ließ sich's nicht merken, brummte etwas Unverständliches und schob sie sachte mit dem Ellbogen

weg. Dann nahm er die Peitsche vom Herd und ging zur Schwemme, die Pferde zusammenzuholen, mit denen er auf der Hutweide übernachten sollte.

Die Hutweide lag in einer Niederung vor dem Dorfe, nicht weit vom Kirchhof, der ein längliches Viereck bildete und sich, von einer hohen, weißgetünchten Mauer umgeben, ins Feld hineinstreckte. Es war eine Nacht, so lau wie im Sommer, in unbestrittenem Glanz leuchtete der Mond, und die von seinem Licht übergossene Wiese glich einem ruhigen Wasserspiegel. Still weideten die Pferde. Pavel hatte sich in seiner Wächterhütte ausgestreckt, die Arme auf den Boden, das Gesicht auf die Hände gestemmt und beobachtete seine Schutzbefohlenen. Die Fuchsstute des Bürgermeisters, die weißmähnige, war früher sein Liebling gewesen; seitdem er aber den Sohn des Bürgermeisters haßte, haßte er auch seine Fuchsstute. Sie kam, auf alte Freundschaft bauend, zutraulich daher, beschnupperte ihn und blies ihn an mit ihrem warmen Atem. Ein Fluch, ein derber Faustschlag auf die Nase war der Dank, den ihre Liebkosung ihr eintrug. Sie wich zurück, mehr verwundert als erschrocken, und Pavel drohte ihr nach. Er hätte alles von der Welt wegtilgen mögen, was mit seinem Nebenbuhler im Zusammenhang stand. Das Versprechen der Vinska flößte ihm kein Vertrauen ein, es war viel zu rasch gegeben worden, viel zu sehr in der Weise, in der man ein ungestümes Kind beschwichtigt.

Sie will kein Geschrei, kein Aufsehen, sie tut ja seit einiger Zeit so ehrbar, hat ihr früheres übermütiges Wesen, ihre Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Leute abgelegt. Die Angst und Hast, mit der sie ausgerufen hatte: „Es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus," klang dem Pavel noch im Ohr. Er meinte, das Blatt an seiner Brust brenne; er griff danach und zerknüllte es in der geballten Faust. Was brauchte sie ihm aber auch zu schreiben, die Mutter? hatte sie noch nicht Schande genug über ihn gebracht? Sie stand zwischen

ihm und allen andern Menschen. Zwischen ihn und die Vinska, die so viel bei ihm galt, sollte sie ihm nicht treten ... In seinem tiefsten Innern glaubte, ja wußte er: seine Mutter hat das nicht getan, dessen man sie beschuldigt, und dennoch trieb ihn ein dunkler Instinkt, sich selbst zu überreden, es kann wohl sein ... Und aus dem schwankenden Zweifel wuchs ein fester Entschluß hervor: „Ich will nichts mehr mit ihr zu tun haben." Ihren Brief zerriß er in Fetzen. Auf dem letzten, den er in der Hand behielt, waren noch die Worte zu lesen: ‚Deine Mutter die ärmste auf der Welt ...' „Das bist du," mußte er doch etwas wehmütig berührt zugestehen, „das bist du von jeher gewesen ..." Ihre große Gestalt tauchte vor ihm auf in ihrem Ernst, in ihrer Schweigsamkeit. Abends erliegend unter der Last der Arbeit, der Not, der Mißhandlung, am Morgen wieder rastlos am Werke. Er sah sich als Kind an ihrer Seite, von ihrem Beispiel angeeifert, schon fast so still und so vertraut mit der Mühsal wie sie. Er erinnerte sich mancher derben Zurechtweisung, die er durch seine Mutter erfahren, und keiner einzigen Äußerung ihrer Zärtlichkeit ... vieler jedoch ihrer stummen Fürsorge, ganz besonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Teilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für sie selbst ...

Pavel begann die Fetzen des Briefes zusammenzulesen, legte sie aufeinander und betrachtete das Päckchen, ungewiß, was er damit anfangen sollte. Endlich trug er's zum Friedhof und begrub es dort zu den Füßen der Mauer, unter den überhängenden Zweigen einer Trauereſche.

In seine Hütte zurückgekehrt, legte er sich hin und schlief ein und träumte von dem schönen Hemde, das Vinska für ihn genäht, und das eine große Frau mit verhülltem Antlitz, in dunkle Sträflingsgewänder gekleidet, ihm streitig zu machen suchte. Das Bild dieser Frau verfolgte ihn fortan; und wenn er in mondhellen Nächten nur eine Weile unverwandt nach

dem Friedhofe blickte, ballte es sich zusammen aus Nebel und Dunst und glitt an der schimmernden Mauer vorbei. Pavel starrte die Erscheinung mit tiefem Grauen an und dachte: Meine Mutter ist vermutlich gestorben und „meldet" sich bei mir.

Der Vinska erzählte er von diesem Erlebnis nichts, hätte auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie war unfreundlich mit ihm, guckte immer nach seinen Händen, wenn er heimkam, sagte spitz: „Schön Dank für die Federn!" — und ging ihm übrigens schmollend aus dem Wege. Er sah wohl ein, das würde nicht anders werden, bevor er ihr den Willen getan, und so bequemte er sich zur Erfüllung ihres kindischen Wunsches, die ihm eine leichte Sache schien. Seit Miladas Abreise stand die Pforte des Schloßgartens wieder offen von früh bis abends, und der alte Pfau stelzte unzählige Male im Tag an ihr vorbei.

Er hatte in der Tat nur Reste seines sommerlichen Federschmuckes übrig behalten, drei Prachtexemplare an lächerlich langen, vom Nachwuchs noch unbedeckten Kielen. Eines Tages lauerte Pavel ihm auf, und als er ihn kommen sah, schlich er ihm nach in den Garten. Längs eines schmalen Weges, den Bäume und Büsche gegen das Haus deckten, schritt der Vogel gemächlich hin und pickte aus purer Jagdlust hier und da ein Insekt vom Boden auf. Plötzlich mußte er, so leise Pavel auch auftrat, dessen Schritt vernommen haben, denn er blieb stehen, reckte mit einer raschen Wellenbewegung den Hals und wandte den Kopf seinem Verfolger zu, wie fragend: Was willst du von mir? — Wirst gleich sehen, dachte der Bursche, und als Meister Pfau ein schnelleres Tempo einschlug, machte Pavel ein paar Sätze, glitt aus und fiel nieder, verlor aber die Geistesgegenwart nicht, sondern streckte die Hand aus und entriß mit festem, glücklichem Griff dem Vogel auf einmal seine letzte Zier. Der stieß ein rauhes Alarmgeschrei hervor, machte Kehrt, schnellte halb fliegend, halb springend empor, und ehe der noch am

Boden Liegende sich besann, saß ihm das zornige Tier im Nacken und hackte mit dem harten, scharfen Schnabel auf seinen Kopf, seine Schläfen los. Es tat weh, kam dem Pavel jedoch sehr komisch vor, daß ein Vogel sich in einen Kampf mit ihm einließ. Er lachte — wohl etwas krampfhaft — und machte eine heftige Anstrengung, das Tier abzuschütteln. Aber es krallte sich mit unheimlicher Stärke fester, spreizte die Flügel, hielt sich im Gleichgewicht, und immerfort kreischend, streckte es den kleinen Kopf weit vor, die Augen seines Feindes suchend und bedräuend ...

Da wurde diesem angst ... Mit beiden Händen griff er nach dem langen blauen Hals, dessen Gefieder sich unter seinen Fingern sträubte, und drehte ihn zusammen, wie zu einem Knoten. Das Tier gab noch einen schrillen, verzweiflungsvollen Laut und glitt über Pavels Schulter zur Erde, wo es auf dem Rücken mit zusammengezogenen zuckenden Füßen liegen blieb, ob tot, hatte der Sieger nicht mehr Zeit, sich zu überzeugen. Er sah aus dem Schlosse Leute herbeikommen, raffte die Federn vom Grase auf und war wie der Blitz aus dem Garten. Draußen auf der Straße mäßigte er seine Eile, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Das Herz pochte ihm heftig, und er dachte an den Lärm, den es im Schlosse bei der Auffindung der zappelnden Pfauenbestie absetzen würde. An der Spitze der Schar, die auf deren Geschrei nach dem Kampfplatz geeilt war, meinte er die Frau Baronin erkannt zu haben.

Eine Weile ging Pavel unbehelligt seines Weges und hoffte schon, dem Verdachte und der Gefahr entronnen zu sein, als die Rufe: „Galgenstrick, schlechter Bub!“ an sein Ohr schlugen und ihn eines andern belehrten. Hinter ihm her waren, wie er sich durch einen raschen Blick überzeugte, der schmächtige, rundrückige Gärtner und zwei alte Arbeiter. „Greif aus, elendes Krüppelvolk!“ höhnte Pavel und rannte wie rasend weiter.

Er hatte einen guten Vorsprung vor seinen Verfolgern, und mit jeder Sekunde wurde ein noch viel besserer daraus. An dem Aufsehen, das er erregte, lag ihm jetzt nichts mehr, sondern nur daran, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Glühend, mit funkelnden Augen stürmte er in die Hütte. Vinska stand allein im Flur und errötete vor Freude, als Pavel ihr die Federn hinreichte. Bei seinen hastig hervorgestoßenen Worten; „Versteck sie! versteck dich!" erschrak sie jedoch sehr und fragte: „Was gibt's mit ihnen? Ich mag sie gleich nicht, wenn's was mit ihnen gibt." Er drang ihr das gestohlene Gut auf, schob sie in die Stube und trat selbst zum Eingang der Hütte zurück, wo er sich an den Türpfosten lehnte, die Arme kreuzte und trotzigen Mutes die Häscher erwartete.

Ihr Anführer war so aufgeregt, daß er nur abgebrochen seine Befehle erteilen konnte: „Packt ihn! packt den Hund! Ins Schloß mit ihm!" rief er seinen Begleitern zu, zweien preßhaften und friedfertigen Menschen, die einander ansahen und dann ihn und dann wieder einander. — Packen? war das ihre Sache?... Sie hielten sich für verdienstvolle Gärtnergehilfen, weil sie zum Rechen griffen und mit ihm auf den Wegen herumscharrten, sobald sie die Schloßfrau erblickten. Den Rest des Tages lagen sie im Grase, tranken Schnaps und rauchten zuweilen, meistens jedoch schliefen sie.

Dem Pavel wäre es nur ein Spiel und zugleich ein wahres Genügen gewesen, die Guardia anzurennen und zu Boden zu schlagen, aber um Vinskas willen und ihrer Angst vor einem Skandal verzichtete er auf diese Ergötzlichkeit und ließ sich ruhig beim Kragen nehmen, was die beiden Alten zaghaft und ohne innere Überzeugung taten. Indessen wuchs ihnen der Kamm bei der Widerstandslosigkeit, mit der Pavel sich in sein Schicksal ergab, und ein großer Stolz erwachte in ihnen, als sie den wilden Buben, dem sie sonst von weitem auswichen, als Gefangenen durch das Dorf führten. Der Gärtner, der Zeter und

Mordio schrie, bildete die Nachhut, und die Straßenjugend lief mit. „Was hat er getan?" fragten die Leute. Er soll etwas erwürgt haben... Was? weiß vorläufig niemand, aber das weiß man: Der kommt ins Zuchthaus wie die Mutter, der stirbt am Galgen wie der Vater. Fäuste erhoben sich drohend, Steine flogen und fehlten, aber Worte, schlimmer als Steine, trafen ihr Ziel. Pavel blickte keck umher, und das Bewußtsein unauslöschlichen Hasses gegen seinen Nebenmenschen labte und stählte sein Herz.

Gelassen trat er in den Schloßhof und wurde sogleich ins Haus und in ein ebenerdiges Zimmer mit vergitterten Fenstern gebracht, dessen Tür man hinter ihm absperrte.

Es war eines der Gastzimmer, in dem Pavel sich befand, und seine Augen hatten, so lange sie offen standen, eine Pracht wie diejenige, die ihn hier umgab, nicht erblickt. Seidenzeug, grün schillernd wie Katzenaugen, hing an Fenstern und Türen in so reichen Falten, wie der neue Sonntagsrock Vinskas sie warf, und mit demselben Stoff waren große und kleine Bänke, die Lehnen hatten, überzogen. An den Wänden befanden sich Bilder, das heißt eingerahmte, dunkelbraune Flecken, aus denen aus verschiedenen Stellen ein weißes Gesicht hervorschimmerte, eine fahle Totenhand zu winken schien... Ein großer Schrank war da, dem Altar in der Kirche sehr ähnlich, und am Fensterpfeiler ein Spiegel, in dem Pavel sich sehen konnte in seiner ganzen lebensgroßen Zerlumptheit. Als er hineinblickte und dachte: „So bin ich?" gewahrte er über seinem Kopf ein seltsames Ding. Ein flacher eiserner Kübel schien's, aus dem goldene Arme herausragten, und der mit einem äußerst dünnen Seilchen an der Decke befestigt war. Pavel sprang sogleich davon und betrachtete das böse Ding mißtrauisch aus der Entfernung. Es schien keinen andern Zweck und auch keine andere Absicht zu haben, als auf die Leute, die so unvorsichtig waren, in sein Bereich zu treten, niederzustürzen und sie zu erschlagen.

Nach kurzer Zeit ließen sich Schritte auf dem Gange hören, die Tür wurde geöffnet, und die Baronin trat ein. Sie ging mühsam auf den Stock gestützt, war sehr gebeugt und blinzelte fortwährend. Fast auf den Fersen folgte ihr, tief bekümmert, die spärlichen Haare so zerzaust, als hätte er eben in ihnen gewühlt — der Schulmeister. Sein ungeschickt fahriges Benehmen fiel sogar dem schlechten Beobachter Pavel auf.

„Wohin belieben Eure Gnaden sich zu setzen?" fragte der Alte, schoß dienstfertig umher und rückte die Sessel auseinander, um der Frau Baronin den Überblick und somit die Wahl zu erleichtern.

„Lassen Sie's gut sein, Schullehrer," sagte sie ärgerlich, nahm gerade unter dem Kronleuchter mit dem Rücken gegen die Fenster Platz, legte den Stock auf ihren Schoß und gab Pavel Befehl, näher zu treten.

Er gehorchte. Der Lehrer jedoch stellte sich hinter den Sessel der gnädigen Frau, und über ihren Kopf hinweg bedrohte er abwechselnd den Delinquenten mit Blicken des Ingrimms oder suchte ihn durch Mienen, die tiefste Wehmut ausdrückten, zu erschüttern und zu rühren.

Die Baronin hielt die Hand wie einen Schirm an die Stirn und sprach, ihre rotgeränderten Augen zu Pavel erhebend: „Du bist groß geworden, ein großer Schlingel. Als ich dich zum letztenmal gesehen habe, warst du noch ein kleiner. Wie alt bist du?"

„Sechzehn Jahre," erwiderte er zerstreut. Das eiserne Ding an der dünnen Schnur nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Geist sah er's herunterfallen und die Frau Baronin auf ihren Richterstuhl zu einem flachen Kuchen zusammenpressen.

Diese nahm wieder das Wort: „Schau nicht in die Luft, schau mich an, wenn du mit mir redest ... Sechzehn Jahre ... Vor drei Jahren hast du mir meine Kirschen gestohlen, heute

erwürgst du mir meinen guten Pfau, der mir, das weiß Gott, lieber war, als mancher Mensch."

Der Lehrer erhob seine flehend gefalteten Hände und gab dem Burschen ein Zeichen, diese Gebärde nachzuahmen. Pavel ließ sich aber nicht dazu herbei.

„Warum hast du das getan?" fuhr die Baronin fort. „Antworte!"

Pavel schwieg, und der alten Frau schoß das Blut ins Gesicht. Erregten Tones wiederholte sie ihre Frage.

Der Junge schüttelte den Kopf, aus seinem dichten Haargestrüpp hervor glitt sein Blick über die Zürnende, und ein leises Lächeln kräuselte seine Lippen.

Da wurde die Greisin vom Zorn übermannt.

„Frecher Bub!" rief sie, griff nach ihrem Stock und gab ihm damit einen Streich auf jede Schulter.

Nun ja, dachte Pavel, wieder Prügel, immer Prügel ... und er richtete einen stillen Stoßseufzer an das eiserne Ding: Wenn du doch herunterfallen, wenn du ihr doch auf den Kopf fallen möchtest!

Habrecht machte hinter dem Rücken der Baronin ein Kompliment, in dem sich Anerkennung aussprach: „Euer Gnaden haben dem Holub Pavel eine spürbare Zurechtweisung gegeben," bemerkte er. „Das war gut; eine sehr gute Vorbereitung zum Verhör, das ich jetzt mit Euer Gnaden Erlaubnis vornehmen will."

Der alten Frau war nach ihrer Gewalttat nicht wohl zumute. Sie hatte ihren Zorn auf einmal ausgegeben und lag nun im Bann eines leidigen Gefühls, einer grämlichen, sentimentalen Entrüstung. „Was ist da zu verhören?" sprach sie; „der schlimme Bub hat mir meinen Pfau erwürgt und will nicht sagen, warum, weil er sonst sagen müßte: aus Bosheit."

„So ist es! o gewiß!" bestätigte der Lehrer. „Dem armen Pfau fehlten, als man ihn tot auffand, seine letzten Schwanz-

federn, die hat der schlechte Bub ihm gewiß ausgerupft — aus Bosheit."

„Das ist nun wieder albern, Schulmeister!" fiel die Baronin ärgerlich ein. „Wenn der Junge — wie schon viele andre dummen Jungen vor ihm — meinem armen Pfau nur Federn ausgerupft hätte, wäre das noch kein Zeichen von Bosheit. Dummheit wäre es gewesen und Dieberei."

„O wie wahr!" entgegnete Habrecht, „Dummheit und Dieberei. So ist es und nicht anders, Euer Gnaden."

„Ist es so? wer weiß es?"

„Ganz recht, wer ... außer — Euer Gnaden, die sogleich Licht in die Sache gebracht haben. Federn ausrupfen? Ei, ei, ei! Um Federn war's dem Buben zu tun; dadurch hat er den Pfau gereizt und einen Kampf hervorgerufen, in dem das gute Tier gefallen ist."

Wie der Rabe Odins an das Ohr des Gottes, neigte sich Habrecht an das Ohr der Baronin und flüsterte: „Nicht ohne an dem Feinde Spuren seiner Tapferkeit zu hinterlassen. Geruhen sich zu überzeugen, die Stirn des Buben ist zerhackt und voll Blut."

„So? Ja — mir scheint so ..."

„Sprich, Holub Pavel!" rief der Lehrer, sich wieder aufrichtend, „entschuldige dich. Um die Federn war's dir dummen Jungen zu tun, eine böse Absicht hast du nicht gehabt."

„Sprich!" befahl auch die Baronin. „Hat dich jemand zum Raub der Federn angestiftet? Denn im Grund," setzte sie nach kurzer Überlegung hinzu, „was solltest du mit ihnen?"

„Freilich, was? ein solcher Bettler mit Pfauenfedern ..."

Jedesmal, wenn das Wort „Federn" ausgesprochen wurde, überrieselte es den Burschen; als ihm aber der Lehrer nun mit der bestimmten Frage zu Leibe ging: „Wer hat dich angestiftet? war's nicht die saubere Vinska?" da überkam ihn eine Todesangst vor den schlimmen Folgen, die dieser Verdacht für die

Tochter des Hirten haben könnte, und fest entschlossen, ihn abzuwenden, sprach er mit dumpfer Stimme: „Es hat mich niemand angestiftet; ich hab's aus Bosheit getan."

Die Baronin stieß ihren Stock heftig gegen den Boden und erhob sich: „Da haben Sie's," sprach sie zum Schullehrer, „da hören Sie ihn ... den geben Sie auf, der ist verloren."

„Erbarmen sich Euer Gnaden!" flehte der Alte. „Glauben ihm nicht. Der unsinnige Tropf lügt sich zum Schelm, der Tropf weiß nicht, was er tut, Euer Gnaden."

Sie winkte ihm zu schweigen und trat dicht an Pavel heran. Ihre müden Augen maßen den Wildling mit traurigem Ausdruck. „Und das ist der Bruder meines lieben Kindes," sagte sie tief aufseufzend. „So oft das Kind an mich schreibt, und so oft ich es sehe, fragt es: „Wie geht's meinem Pavel? wann wird mein Pavel zu mir kommen? ... „Es weiß, daß ich mit ihm nichts zu tun haben will, ich habe es erklärt und bleibe dabei, aber es fragt doch, das Kind ..."

Pavel war zusammengefahren, er riß die Augen weit auf, seine Nasenflügel bebten: „Welches Kind? — die Milada?"

„Wann wird mein Pavel zu mir kommen?" wiederholte die Baronin erregt und gerührt und mit den Tränen kämpfend. „Aber kann ich dich zu ihr schicken, Dieb, schlechter Bub, Schlechtester im Dorfe! ... kann ich denn?"

„Schicken Sie mich," sagte Pavel leise.

Der Lehrer zog die Schultern in die Höhe, schob die Kinnlade vor und machte ihm die eindringlichsten Zeichen: „Haben Euer Gnaden die Gnade, ich bitte untertänigst, Euer Gnaden! so spricht man."

Pavel aber zermarterte seine verschränkten Finger, seine Brust hob sich keuchend, mit einem trockenen Schluchzen sprach er noch einmal: „Schicken Sie mich."

Die Baronin wandte sich dem Lehrer zu. „Es scheint ihm Eindruck zu machen."

„Es macht ihm einen außerordentlichen Eindruck. Euer Gnaden haben das Rechte getroffen mit diesem weisen Beschluß ..."

„Beschluß? von einem Beschluß ist noch gar nicht die Rede."

Den Einwand überhörend, fuhr der Lehrer fort: „Das unschuldige Kind wird besser als irgendwer auf sein Gemüt zu wirken verstehen, das Kind ..."

„Das Kind," fiel die Baronin ein, „ist der Stolz und der Liebling des Klosters."

„Sehen Euer Gnaden! ... Und was könnte für den verwahrlosten Jungen heilsamer und aneifernder sein als der Anblick seiner wohlgeratenen Schwester, als ihr Beispiel, ihre Ermahnungen?"

„Vielleicht," entgegnete die alte Dame nachdenklich. „Und so wollen wir es denn in Gottes Namen versuchen ... Ein letztes Mittel. Schlägt das fehl, dann — mein Wort darauf: bei seiner nächsten Übeltat kommt er nicht mehr vor mein — sondern vor das Bezirksgericht."

„Hörst du's?" rief der Lehrer, und Pavel murmelte ein ungerechtfertigtes „Ja". In Wirklichkeit wußte er nicht, ob überhaupt etwas gesprochen worden war, seitdem man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß er seine Milada wiedersehen solle. Das unerreichbare Ziel seiner jahrelangen Sehnsucht stand plötzlich nahe vor ihm; sein heißester, in tausend Schmerzen aufgegebener Wunsch war ihm auf das unerwartetste erfüllt. Das Herz hüpfte ihm im Leibe, ein Jauchzer, den er nicht unterdrücken konnte, drang aus seiner Kehle, er wendete sich auf den Fersen: „Und jetzt geh ich zur Milada!" sagte er.

„Halt!" rief die Baronin, „bist närrisch? So ohne weiteres geht man nicht zur Milada. Jetzt trollst du dich nach Hause, und am Samstag kommst du ins Schloß und holst einen Brief für die Frau Oberin ab. Den wirst du ins Kloster tragen und bei der Gelegenheit vielleicht deine Schwester zu sehen bekommen."

„Gewiß! ich werde sie gewiß zu sehen bekommen — wenn ich nur einmal dort bin!" sprach Pavel und schürzte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Ärmel auf.

„Nicht gar zu viel Zuversicht!" versetzte die Baronin. Sie war müde geworden und schickte sich an, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Da sprang Pavel auf sie zu, schob sie hastig zur Seite und den Lehnsessel aus dem Bereich des Kronleuchters hinaus: „So," rief er, „jetzt setzen Sie sich."

Die Greisin war nahe daran gewesen, umzusinken, als sie statt des Stützpunktes, den sie suchte, einen Stoß erhielt. Mit einem Schrei der Angst klammerte sie sich an den in tiefster Ehrfurcht dargereichten Arm des Lehrers, der die gnädige Frau zu ihrem Sitz geleitete und dann bebend vor Unwillen die Faust gegen Pavel erhob:

„Was tust? was fällt dir ein — Spitzbube?"

Pavel deutete ruhig nach der Schnur des Lustres:

„Wenn das Strickerl reißt, ist sie ja tot," sprach er.

„Esel! Esel! — fort! hinaus!" rief Habrecht, und der Junge gehorchte, ohne mit Abschiednehmen Zeit zu verlieren.

Die Baronin beruhigte sich allmählich und sagte:

„Er ist blitzdumm, aber er hat wenigstens eine gute Absicht gehabt."

„Das weiß Gott," rief der Lehrer, „— wenn Euer Gnaden nur nicht so erschrocken wären!"

„Ach was! daran liegt nichts." Sie zog das Taschentuch und drückte es an ihre Stirn. „Viel schlimmer ist, viel schlimmer, daß ich wieder einmal inkonsequent gewesen bin ... Wie oft habe ich mir vorgenommen: es bleibt dabei, meine Milada darf ihren Bruder nicht mehr sehen — und jetzt schicke ich ihn selbst zu ihr! ... Keine Willenskraft mehr, keine Energie, der geringste Anlaß, und — mein festester Vorsatz ist wie weggeblasen."

„Kommt vom Alter, Euer Gnaden," fiel Habrecht in liebens-

würdig entschuldigendem Tone ein — „da können Euer Gnaden nichts dafür ... Der Mensch ändert sich. Bedenken nur, Euer Gnaden! auch die Zähne, mit denen man in der Jugend die härtesten Nüsse knackt, beißt man sich im Alter an einer Brotrinde aus."

„Ein unappetitlicher Vergleich," erwiderte die Baronin; „verschonen Sie mich, Schullehrer, mit so unappetitlichen Vergleichen."

VII.

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag schloß Pavel kein Auge. Er lag wie in Fieberhitze und meinte immer, jetzt und jetzt komme jemand, ihm den Brief abzufordern, den ihm die Baronin am Abend überschickt hatte und der ihm Einlaß ins Kloster verschaffen sollte. Sie konnte sich's anders überlegt, ihre Güte konnte sie gereut haben ... Pavel kauerte sich zusammen auf seiner elenden Lagerstätte und faßte wilde Entschlüsse für den Fall, daß seine Besorgnisse in Erfüllung gehen sollten.

Indessen graute der Morgen, und Pavels eigene Hirngespinste blieben seine einzigen Bedränger. Dennoch verließ die Unruhe ihn nicht. Schon um 4 Uhr stand er am Brunnen und wusch sich vom Kopf bis zu den Füßen, zog Hemd und Hose an und den Rock, der eine bedeutende Verschönerung erfahren hatte. Auf seiner schleißigsten Stelle, gerade über dem Herzen, prangte ein bunter Flicken, ein handgroßes Stück Zeug, das beim Zuschneiden von Vinskas neuem Leibchen übrig geblieben war. Pavel nahm sich vor, es herabzutrennen und der kleinen Milada zu schenken, wenn es ihr so gut gefiele wie ihm.

Und so zog er rüstig und freudig aus und begegnete keiner

lebenden Seele im ganzen Dorf. An der Mauer des Schloßgartens schlüpfte er besonders eilig vorbei, und nun ging's bergab und bergauf, immer mit der stillen Besorgnis: Wenn mir nur keiner nachläuft, um mich zurückzuholen.

Auf der Höhe angelangt, von der aus er vor fast zwei Jahren den Wagen nachgeblickt, der seine Schwester entführte, atmete er freier. Er besann sich, wie schön er damals die Türme der Stadt hatte glänzen gesehen. Heute lagerten Herbstnebel über ihnen und verbargen sie seinen Augen. Und auf dem Felde, das zu jener Zeit im Grün der jungen Halme geprangt, lagen große harte Schollen, vom Pfluge umgelegt, dessen Schaufel einen Metallglanz auf ihnen hinterlassen hatte. Er schritt weiter, verlor sein Ziel oft aus den Augen, verfolgte es aber mit dem Instinkt eines Tieres; ihm fiel nicht ein, daß er's verfehlen könnte.

Drei Stunden war er gewandert, da hörte er zum erstenmal deutlich den Schlag der Uhr von einem der Kirchtürme schallen und langte bald darauf bei den kleinen Häusern der Vorstadt an.

Eine Brücke lag vor ihm, unter der ein gewaltiges Wasser rauschte. Er hatte nicht gewußt, daß es ein so gewaltiges Wasser gibt. Und das Wunder, das er anstaunt, Milada sieht es alle Tage, denkt Pavel, und stolz auf die Schwester und Ehrfurcht vor ihr ergreifen ihn.

Am Brückenpfeiler sitzt ein altes Weib und hat Äpfel feil. Gewiß ißt Milada Äpfel noch ebenso gern wie früher — wie wär's, wenn er ihr ein paar mitbrächte? Die Hökerin kehrt ihm den Rücken zu, sie kramt eben in ihrer Vorratskiste, ein paar Äpfel wegzumausen, wär eine kleine Kunst... Soll er? soll er nicht? — Eine innere Stimme warnt ihn: Gestohlenes Gut taugt nicht mehr für Milada... Er steht und zaudert.

Da wendet sich die Alte, sieht ihn, rühmt ihre Ware und lädt ihn zum Kaufe ein.

„Ich hab kein Geld," sagt Pavel zögernd.

Mit der Freundlichkeit der Hökerin ist es sogleich vorbei, und ihre Aufforderung lautet jetzt: „Wenn du kein Geld hast, so pack dich!"

Das ist wieder gewohnter Klang, Pavel fühlt sich angeheimelt, er fragt nun fast zutraulich nach dem nächsten Weg zum Fräuleinstift.

„Was willst du im Fräuleinstift?" brummt das Weib. „Wärst gestern gekommen. Am Samstag wird dort ausgeteilt."

Pavel lügt, er weiß selbst nicht warum, und behauptet, das sei ihm wohlbekannt, wiederholt seine Erkundigung und wandelt, nachdem er Auskunft erhalten, einem Hause zu, das sich wie eine riesige gelb getünchte Schachtel am Ende des Platzes erhebt. Es hat auffallend kleine Fenster und an der Seite ein schmales Pförtchen, zu dem einige Stufen hinunter führen. Ratlos steht er lange davor, pocht, rüttelt an der Klinke, aber die bleibt unbeweglich und sein Pochen ungehört. Eine Schar kleiner Jungen kommt daher; einer von ihnen springt die Treppe zur Klosterpforte hinab, hängt sich an den Glockenstrang, läßt ihn plötzlich zurückschnellen und läuft davon. Ein Geläute, das gar nicht enden wollte, drang aus dem Innern des Hauses; das Pförtchen öffnete sich, Pavel trat ein und stand wieder vor einer geschlossenen Tür; doch hatte diese ein Glasfenster und gewährte den Einblick in eine Halle, deren ziemlich niedriges Gewölbe von freistehenden Säulen getragen wurde, und deren Wände mit Feuchtflecken bedeckt waren. Eine Nonne erschien, musterte den Besucher und fragte mit strenger Miene: „Warum schellst du so stark? Was willst du?"

„Meine Milada," stammelte Pavel. Es überkam ihn plötzlich, daß er sich unter einem Dache mit seiner Schwester befand, und unleidlich wurde seine Ungeduld. „Wo ist sie?" rief er.

„Wen meinst du?" fragte die Klosterfrau. „Es gibt hier keine Milada, du bist wohl fehl gegangen."

Schon wollte sie ihn abweisen, da erinnerte er sich des Talismans, den er besaß, und überreichte den Brief.

Die Nonne betrachtete eine Weile die Aufschrift. „Ja, so," sagte sie. „Liebes Kind, deine Schwester heißt bei uns Maria. Du kannst sie jetzt nicht sehen, sie ist in der Kirche."

Pavel erklärte, er wolle auch in die Kirche, und dabei nahm sein Gesicht einen so entschlossenen und bösen Ausdruck an, daß der Pförtnerin angst wurde. Sie bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, daß er warten müsse, bis die Messe beendigt sei, führte ihn in ein an die Halle stoßendes Zimmer, ließ ihn dort allein und schloß hinter ihm die Tür.

Da war er ein Gefangener. Der düstere Raum, in dem er sich befand, hatte keinen zweiten Eingang, dafür aber drei mit schweren bauchigen Gittern versehene Fenster. Sie öffneten sich auf einen mit Obstbäumen bepflanzten Rasenplatz, in dessen Mitte, altersgrau und verwittert, eine Muttergottesstatue stand, ein buntes Kränzlein auf dem Haupte, und Pavel dachte gleich, niemand anders als Milada habe das geflochten... Wenn sie doch käme, bald käme, wenn doch die Messe schon vorüber wäre!... Glockenklang erhob sich, es wurde zum Sanktus geläutet; nun folgte die Wandlung, Pavel sank auf die Knie und betete inbrünstig: „Lieber Gott, schick mir meine Schwester!" Er sehnte sich, er hoffte, er wartete — die Glocken hatten längst zum letzten Segen geläutet, die Kleine erschien immer noch nicht. Und still war's ringsum wie in einer leeren Kirche. Kein Mensch im Garten zu erblicken, in der Halle kein Laut, kein Schritt zu hören. Pavel warf sich gegen die Tür und polterte mit Händen und Füßen, so lange er konnte. Umsonst, niemand kam, ihn zu erlösen. — Erschöpft und verzweifelt ließ er sich auf den Boden sinken, vor einen großen Tisch, der, nebst einigen an die Wände gerückten Stühlen, die ganze Einrichtung der Stube bildete.

Sie kommt nicht, sie kommt nicht, und mich hat man ein-

gesperrt und vergessen, — das sagte er sich, anfangs mit zorniger Empörung über etwas Abscheuliches und Unerhörtes, zuletzt mit stumpfer Ergebung in das Unabänderliche. Sein Kopf wurde immer schwerer, seine Augen fielen zu, er schlief ein. So fest, so tief schlief er, daß ihn das Geräusch der plötzlich aufgerissenen Tür nicht weckte, daß er erst zum Bewußtsein kam, als ein paar kleine Arme ihn umklammerten, eine liebe, geliebte Stimme jauchzte:

„Pavel, Pavel, bist du endlich da?"

Er riß die Augen auf, sprang empor — schaute, wurde feuerrot, hätte auch gern etwas gesagt, und konnte nicht — brannte danach, sie an sein Herz zu ziehen und wagte es nicht. — Ach schön, schön hatte er sich seine Schwester vorgestellt, aber so schön, wie sie ihm in Wirklichkeit erschien, doch nie und nimmermehr!

— Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das im Schnitt ein wenig an einen priesterlichen Talar mahnte, und auf der Brust ein silbernes Kreuz. Ihre blonden Haare waren in einen Zopf geflochten, der ihr über den Rücken hing bis zum Gürtel; an der Stirn, den Schläfen, im Nacken kräuselten sich, der glättenden Hand eigensinnig entschlüpft, kleine, feine goldige Löckchen und umgaben den Kopf wie einen Heiligenschein.

Immer scheuer wurde die Bewunderung, mit der Pavel das Kind betrachtete, plötzlich trübten sich seine Augen, er hob den Arm empor und preßte ihn an sein Gesicht.

Dieser seltsamen Begrüßung gegenüber blieb die Kleine eine Weile ratlos, umfing ihren Bruder aber bald von neuem, und unter ihren Liebkosungen wich der entfremdende Bann, der ihn bei ihrem Anblick ergriffen hatte. Er setzte sich, nahm sie auf seinen Schoß, küßte und herzte sie und ließ sich von ihr erzählen, wollte auf das genaueste wissen, wie sie lebte, was sie tat, was sie lernte, vor allem jedoch — was sie zu essen bekam. Er staunte, wie geringen Wert sie auf diese so wichtige Sache

legte, wie ihr um nichts so sehr zu tun war, als darum, das bravste Kind im ganzen Kloster zu sein, und um die Anerkennung dieser Tatsache.

„Es ist schwer, die bravste zu sein, weil so viele gute Kinder da sind, aber ich bin's doch!" sagte sie, richtete sich freudig auf und rief mehr im Ton der Überzeugung als der Frage: „Du bist auch brav?"

„Ich?" entgegnete er, voll ehrlicher Bewunderung — „wie soll denn ich brav sein?"

Ohne die verschränkten Finger von seinem Nacken zu lösen, streckte sie die Arme aus, bog sich zurück, sah ihm in die Augen und sprach:

„Wie du brav sein sollst? — So halt — wie man halt brav ist; man tut nichts Unrechtes ... Du wirst doch nichts Unrechtes tun?"

Er schüttelte den Kopf, suchte sich von ihr loszumachen, besonders aber ihren Blick zu vermeiden. „Warum soll ich nichts Unrechtes tun?" murmelte er, „es geht nicht anders."

„Und welches Unrecht tust du zum Beispiel?"

„Zum Beispiel? ... Ich nehme den Leuten Sachen weg ..."

„Was für Sachen?"

„Wie du fragst? — was soll ich denn nehmen? was ich immer genommen habe, Obst, oder Rüben oder Holz ..."

Mit steigender Angst, aber noch zweifelnd schrie die Kleine auf; „dann bist du ja ein Dieb!"

„Ich bin auch einer."

„Das ist nicht wahr! sag, daß es nicht wahr ist, daß du nicht schlecht bist! um Gottes willen, sag es ..."

Sie drohte, schmeichelte und geriet in Bestürzung, als er die Entschuldigung vorbrachte: „Wie soll ich nicht schlecht sein? die Eltern sind ja auch schlecht gewesen."

„Just deswegen!" rief sie, „begreifst du denn das nicht? — just deswegen bin ich die Bravste im ganzen Kloster und mußt

du der Bravste sein im ganzen Dorf .... damit der liebe Gott den Eltern verzeiht, damit ihre Seelen erlöst werden ... Denk an die Seele des Vaters, wo die jetzt ist ..."

Eine fliegende Bläße überzog wie ein Hauch ihre rosigen Wangen. „Wir müssen immer beten," fuhr sie fort, „beten, beten und gute Werke tun und uns bei jedem guten Werke sagen: Für die arme Seele, die im Fegefeuer brennt."

Mit tiefster Durchdrungenheit stimmte Pavel bei: „Ja, die brennt gewiß."

„O Gott im Himmel! ... und weißt du, was ich glaube?" flüsterte die Kleine. — „Wenn wir schlimm sind, da brennt sie noch ärger, weil der liebe Gott sich denkt, das kommt von dem bösen Beispiel, das diese Kinder bekommen haben von ..." Sie hielt inne, schluckte einigemal nacheinander, ihre Augen öffneten sich weit und starrten den Bruder voll leidenschaftlichen Schmerzes an. Plötzlich faßte sie seinen Kopf mit beiden Händen, drückte ihr Gesicht an das seine und fragte:

„Warum stiehlst du?"

„Ach was," erwiderte er, „laß mich."

Sie umklammerte ihn fester und rief wieder ihr beschwörendes: „Sag! sag!" und da er durchaus nicht Rede stehen wollte, begann sie zu raten: „Stiehlst du vielleicht aus Hunger ... Bist du vielleicht manchmal hungrig."

Er lächelte gelassen: „Ich bin immer hungrig."

„Immer!"

„Ich denk aber nicht immer dran," suchte er sie zu beruhigen, als sie in Jammer ausbrach über diese Antwort; doch hörte die Kleine ihn nicht an, sondern rannte, unter heftigen Vorwürfen gegen sich selbst, aus dem Zimmer.

Bald erschien sie wieder, gefolgt von einer Laienschwester, die einen reichlich mit Brot und Fleisch besetzten Teller trug. Der wurde auf den Tisch gestellt, und Pavel eingeladen, sich's schmecken zu lassen.

Er machte der Aufforderung Ehre, aß hastig, war aber erstaunlich bald satt.

„Ist das dein ganzer Appetit?“ fragte die Klosterdienerin und sah ihn mit jungen, hellen Augen freundlich an. „Bist nicht gewohnt ans Essen, hast gleich genug, ich kenn das schon. Woher kommt er denn, wer ist er?“ wandte sie sich an Milada.

„Von zu Hause,“ antwortete diese, „er ist mein Bruder.“

„Nun ja, in Christus, jeder Arme ist unser Bruder in Christus.“

„So mein ich's nicht, er ist mein wirklicher Bruder!“ beteuerte Milada und wurde böse, als die Schwester sie ermahnte, sich erstens nicht zu ärgern und zweitens nicht einmal im Scherz eine Unwahrheit zu sagen.

„Aber ich sag ja keine Unwahrheit, Schwester Philippine! fragen Sie die ehrwürdige Mutter, fragen Sie das Fräulein Pförtnerin!“ eiferte das Kind. Die Klosterdienerin aber erwiderte gutmütig verweisend:

„Seien Sie ruhig, Fräulein Maria, seien Sie nicht schlimm, Sie waren schon so lange nicht mehr schlimm. Nur nicht wieder in den alten Fehler verfallen, sonst müßte ich's melden, Sie wissen recht gut, daß ich's melden müßt.“

Damit nahm sie rasch den Teller vom Tisch, nickte den Kindern einen munteren Abschiedsgruß zu und ging.

„Sie will nicht glauben, daß ich dein Bruder bin,“ sprach Pavel nach einer Weile.

Milada legte wieder ihre Wange an die seine und flüsterte ihm ins Ohr: „Vielleicht glaubt sie's doch.“

„Glaubt's doch?... Warum tut sie dann so?... Und warum hast du ihr's nicht besser gesagt? Warum warst du gleich still?... Ich bin still, wenn ich recht hab, weil's mich freut, wenn die Leut so dumm sind, und ich mir dann so gut denken kann: Ihr Esel! — Aber du brauchst das nicht.“

„Ja ich! ich bin auch still, nicht aus Trotz und Hochmut

wie du — aus Demut und Selbstüberwindung." Sie warf sich in die Brust, und ihre Gesichtchen leuchtete vor Stolz — „damit die Engel im Himmel ihre Freude an mir haben."

Nachdem sie sich an der Bewunderung geweidet, mit der er sie ansah, fuhr sie fort: „Pavel, ich darf unsrer Mutter nicht schreiben, aber du schreibe ihr; schreibe ihr, daß ich immerfort für sie bete und nichts andres werden will, als eine Heilige ... Ja! ... und daß ich auch für sie sorge, schreibe ihr, und mir alle Tage etwas abbreche für sie, und alle Tage wenigstens ein gutes Werk tue für sie ... und du, Pavel," unterbrach sie sich, faßte ihn an beiden Schultern und fragte: „Was tust du für unsre Mutter?"

„Ich?" lautete seine Antwort, „— ich tu halt nichts."

„Ach geh! du wirst schon etwas tun ..."

„Was soll ich tun? — ich weiß nicht, was."

„So sag ich dir's! — Du sollst dran denken, was die Mutter anfangen wird, wenn sie heimkehrt. Wohin soll sie gehen, wo soll sie wohnen, die arme Mutter?" —

Und nun kam Milada mit ganz fertigem Plan, daß Pavel einen Grund kaufen und für die Mutter ein Haus bauen müsse.

Er ärgerte sich: „Wie soll denn ich ein Haus bauen? ich hab ja kein Geld."

„Aber ich habe!" rief das Kind. „Wart, ich bring dir's ... bleib ruhig sitzen und wart."

Eilends flog sie davon; doch dauerte es lange, ehe sie wieder kam. Die Pförtnerin folgte ihr und hielt einen Gegenstand, den Milada in der Hand trug, scharf im Auge.

„Halt," sprach die Klosterfrau, „was wollen Sie damit tun?"

„Ich schenk es meinem Bruder, ich hab Erlaubnis von der ehrwürdigen Mutter."

Die Pförtnerin betrachtete das Kind mißbilligend, fragte gedehnt: „Wirklich?" und zog sich langsam mit leise gleitenden Schritten zurück.

Milada schwang triumphierend einen gestrickten Beutel, durch dessen weite Maschen es hell und silbern blinkte. Er erhielt ihre Ersparnisse, das von der Frau Baronin erhaltene und gewissenhaft zurückgelegte Wochengeld, im ganzen vierunddreißig Gulden. Daß man damit noch keinen Grund kauft und noch kein Haus baut, leuchtete sogar dem geschäftsunkundigen Pavel ein; aber es war doch ein Anfang, es war doch ein Eigentum, an das sich die Hoffnung, es zu vergrößern, knüpfen ließ. Die Kinder berieten, wie das geschehen solle, und für Milada war es bald ausgemacht, daß ihr Bruder fleißig arbeiten und etwas verdienen müsse.

Pavel aber meinte: „Wie soll denn ich etwas verdienen? So lang ich beim Hirten bin, kann ich nichts verdienen... Ja!" rief er — „ja wenn..." ein Gedanke war in ihm aufgetaucht, und dieses ungewöhnliche Ereignis versetzte ihn in fieberhafte Erregung — „wenn ich hier bleiben dürft, sie haben ja eine Wirtschaft, die Klosterfrauen... wenn sie mir etwas zu tun geben möchten in der Wirtschaft..."

„In der Wirtschaft?" fragte Milada und machte große Augen.

„Wenn sie mir einen Dienst geben möchten," fuhr er fort, „bei den Ochsen, bei den Pferden, bei den Kühen oder so etwas, daß ich hier bleiben könnt, daß ich nur nicht ins Dorf zurück müßt."

Er faßte ihre Hände und beschwor sie, seine Fürsprecherin bei den Klosterfrauen zu sein. Nachdem seine träge Phantasie einmal begonnen hatte, ihre Schwingen zu entfalten, flog sie beharrlich fort und trug ihn immer höher empor. Ein so ausgezeichneter Knecht wollte er werden, daß die Beförderung zum Aufseher und dann zum Maier nicht lange auf sich warten lassen könnte. Von dem Geld, was er verdiente, wollte er daheim im Dorf ein Haus für die Mutter bauen. Die sollte dort wohnen, er blieb in der Nähe seiner Schwester, und wie er sie heute sah und sprach, so würde er sie dann sehr oft sehen und sprechen,

und wenn das sein könnte, dann wäre er glücklich, wäre brav, aus wäre es mit der Schlechtigkeit, mit der Dieberei, aus mit der — Pavel ballte die Faust gegen ein unsichtbares Wesen: mit der Vinska, wollte er sagen, doch überkam es ihn, als dürfe er den Namen in Gegenwart seiner Schwester nicht aussprechen. Das Kind schmiegte sich an ihn, machte keine Einwendung, hörte seiner Erzählung wie dem schönsten Märchen zu und setzte manchmal noch ein Licht auf in dem freundlichen Bilde, das er entwarf.

„Ja, du wirst der Maier sein und ich die Heilige!" hatte die Kleine eben freudig ausgerufen ... da ertönte laut und lange fortgesetzt, aus der Ferne erst, dann näher und näher der Schall einer Glocke. Milada seufzte tief auf.

„Das Zeichen," sagte sie.

„Was für ein Zeichen?"

„Daß du fortgehen mußt."

„Ich geh aber nicht! Du hast ja selbst gesagt, daß ich hier bleiben kann," rief Pavel, und die Kleine erwiderte bestürzt:

„Was fällt dir ein? ich darf so etwas nicht sagen."

Nun begann es dicht vor der Tür zu schellen, sie wurde geöffnet, die Pförtnerin ließ sich blicken, sprach nicht, setzte aber die Glocke, die sie in der Hand hielt in immer heftigere Bewegung.

Zugleich erschien eiligen Schrittes Schwester Philippine und rief Pavel zu: „Die Sprechstunde ist aus, höchste Zeit, empfiehl dich, vorwärts, vorwärts!"

Er gab keine Antwort und gehorchte auch nicht. Die Klosterdienerin wiederholte ihre Mahnung; Pavel aber, den Kopf gesenkt, mit den Fingern einer Hand die der anderen pressend und zerrend, blieb auf seinem Sessel sitzen. Die Pförtnerin rief eine zweite Laienschwester herbei, gab auch ihr Befehl, den zudringlichen Burschen fortzuschaffen, und winkte Milada, das Zimmer zu verlassen. Die Kleine zöge te. Da kam die Nonne auf sie zu und griff sie beim Arme.

„Sie gehen hinauf in die Klasse," sprach sie, mit äußerstem Bemühen, das Beben ihrer Stimme zu verbergen und den schüchternen Widerstand des Kindes mit Sanftmut zu besiegen. Doch funkelte Unwillen aus ihren dunklen Augen, und die leisen Worte, die sie dem Klosterzögling zuflüsterte, schienen, nach dem Eindruck zu schließen, den sie hervorbrachten, nicht eben gütige zu sein. Die Kleine lauschte ihnen mit gespannter angstvoller Aufmerksamkeit, rief plötzlich: „Leb wohl, Pavel! leb wohl!" und eilte hinweg.

Da sprang er auf, stieß die Laienschwestern, die ihn festhalten wollten, zur Seite und stürmte Milada in die Halle nach. „Bleib!" schrie er — „hast du vergessen, was wir tun wollen, was geschehen muß? Bleib da und sag's den Klosterfrauen!"

Er wurde immer ungebärdiger und bedrohte die Dienerinnen, die sich anschickten, ihn mit Gewalt fortzuschaffen. Die friedliche Klosterhalle stand in Gefahr, der Schauplatz eines kleinen Handgemenges zu werden, als die aus dem Garten hereinführende Tür geöffnet wurde und einem langen Zuge von Nonnen Einlaß gab, an dessen Spitze die Oberin zwischen den zwei nächsten Würdenträgerinnen schritt. Ein mildes Lächeln auf dem schönen Gesichte, die großen klaren Augen mit dem Ausdruck leisen Staunens auf die erregte Pförtnerin gerichtet, kam sie bis zum Eingange des Sprechzimmers und blieb stehen. Die Pförtnerin war plötzlich wie versteinert, die Laienschwestern knixten bis zur Hälfte ihrer natürlichen Größe zusammen, Milada neigte sich in tiefer Verbeugung, lehnte das Köpfchen auf die Schulter, errötete und erbleichte.

„Was gibt es denn? was geschieht hier?" fragte die Oberin, und so wohl dem Auge der Anblick ihrer edlen Züge, so wohl tat dem Ohr der reine Metallklang ihrer Stimme: „Warum ist unsre kleine Maria noch nicht in die Klasse zurückgekehrt?"

Die Pförtnerin gab eine etwas verworrene Erklärung dessen, was sich eben zugetragen hatte, sie schonte dabei Pavels nicht,

und die hohe Vorgesetzte hörte ihr zu, mit nicht mehr Ungeduld, als ein Engel hätte verraten dürfen, und ließ nachsichtig wie ein solcher ihren Blick auf dem verklagten Übeltäter ruhen.

„Mit den Klosterfrauen willst du sprechen?" sagte sie zu ihm; „so sprich, mein Kind, da sind die Klosterfrauen."

Pavel erbebte vor Entzücken und Hoffnungsfreudigkeit bei diesen gütigen Worten, aber zu tun, wie ihm geheißen, vermochte er nicht. Zagend blinzelte er zu der Ehrwürdigen empor, die vor ihm stand, so licht und hehr in ihren dunklen Gewändern. Ihm war, als hätte er in das Antlitz der heiligen Jungfrau geschaut, und als sein Blick im Niedergleiten ihre Hände streifte, da meinte er zwischen den schlanken, über dem Gürtel gefalteten Fingern den Schlüssel zum Himmel blinken zu sehen. Wie gepackt und niedergeworfen von einer gewaltigen Faust lag er mit einem Mal auf seinen Knieen, und seine Lippen murmelten leise und inbrünstig:

„Erlösen! Erlösen!"

Im nächsten Augenblick kniete seine Schwester neben ihm und begann auch zu rufen, nur lauter, nur kühner als er: „Erlösen! Erlösen! Ehrwürdige Mutter, erlösen Sie ihn!"

Die Angesiehte machte eine Bewegung der Abwehr. Sie reichte Milada beide Hände, zog sie in die Höhe und sprach: „Ich weiß nicht, was ihr wollt, und so bittet man nicht. Auch du, Bursche, steh auf und sage vernünftig, was du zu sagen hast."

Pavel erhob sich sogleich, seine Wangen glühten braunrot, Schweißtropfen perlten an den Wurzeln seiner Haare, er wollte sprechen, brachte aber nur ein heiseres und undeutliches Gemurmel hervor.

„Sprich du für ihn, was er will?" wendete die Oberin sich an Milada.

„Er möchte so gern hier bleiben," erwiderte das Kind bewegt und kleinlaut, „er möchte Knecht sein bei den Kühen oder bei den Pferden."

Die Ehrwürdige lächelte, und ihr Gefolge, die großen und die kleinen Nonnen, die breiten und die schmalen, die freundlichen und die strengen, lächelten gleichfalls.

„Wie kommt er auf den Gedanken? hat ihn jemand hergewiesen?... Fräulein Ökonomin, ist eine Stelle frei in der Wirtschaft?"

„Keine," antwortete die Angeredete.

Pavel bildete sich ein, zwischen den beiden Frauen sei es hin- und hergeflogen wie ein Blick stillen Einverständnisses, als die Oberin von neuem fragte:

„Vielleicht denkt aber der Maier daran, einen der Knechte zu entlassen? Der Bursche kann früher davon gehört haben als wir; wäre das nicht möglich?"

„Nein, ich weiß ganz bestimmt, daß der Maier nicht daran denkt, einen Knecht zu entlassen."

„So — so," versetzte die Oberin, „nun denn mein Kind, da ist nichts zu tun, da war der falsch berichtet, der dich zu uns geschickt hat. Geh denn heim, mein Kind, geh mit Gott, und du, kleine Maria, in die Klasse! — in die Klasse!"

Sie wollte sich abwenden und ihren Weg weiter verfolgen. Pavel warf sich ihr entgegen; ehrfurchtsvolle Scheu hatte bisher seine Zunge gebunden, die Angst der Verzweiflung löste sie.

„Um Gottes willen, gütige, gebenedeite Klosterfrau," rief er und faßte die Oberin am Kleide, „um Gottes willen, behalten Sie mich, schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück... Meine Milada sagt, daß ich brav werden soll, im Dorf kann ich nicht brav werden... Hier will ich's sein, behalten Sie mich hier... Im Dorfe bin ich ein Dieb und muß ein Dieb sein..."

„Kind, Kind, was sprichst du?" entgegnete die Ehrwürdige. „Niemand muß ein Dieb sein, jeder Mensch kann sich sein Brot redlich verdienen."

„Ich nicht!" schrie Pavel und wehrte sich mit allen Kräften gegen zwei Nonnen, die vorgetreten waren und das Gewand

der Oberin aus seinen Händen zu lösen suchten, „ich nicht!... Was ich verdiene, nimmt der Virgil und versauft's, und ich muß auch seine ganze Arbeit tun und bekomme nichts... Die Gemeinde sollte mir Kleider geben und gibt mir nichts... und wenn die Virgilova hingeht und sagt: Der Bub hat kein Hemd, der Bub hat keine Jacke, sagen sie: Und wir haben kein Geld... aber wenn sie auf die Jagd gehen wollen und ins Wirtshaus, dann haben sie immer Geld genug..."

Ungläubig schüttelte die Oberin den Kopf und machte Einwände, die Pavel widerlegte. Der wortkarge Junge sprach sich in eine derb zutreffende Beredsamkeit hinein. Was er vorbrachte, war nicht die Frucht langen Nachdenkens; die Erkenntnis seines ganzen Elends kam ihm zugleich mit der, daß es eine Rettung geben könne aus diesem Elend und jede neue Anklage gegen seine schlechte Adoptivmutter, die Gemeinde, und jeden neuen Ausbruch der Entrüstung und des Jammers schloß er mit dem leidenschaftlichen Beschwören: „Behalten Sie mich! schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück!" Allein — ob seine Augen sich angst- oder hoffnungsvoll auf die hohe Frau richteten, der er die Macht zuschrieb, sein trostloses Schicksal in ein glückliches zu verwandeln, immer begegneten sie demselben Ausdruck seiner Unerbittlichkeit. Und wie sie vor sich hinblickte, unendlich fromm, unendlich teilnahmslos, so tat ehr ganzes Gefolge, und der schwer begreifende Pavel begriff endlich, daß all sein Flehen vergeblich sei.

„Geh, mein Kind," sprach die Oberin, „geh mit Gott und bedenke, wo immer du wandelst, wandelst du unter seinen Augen und unter seinem Schutz. Und wenn er mit uns ist, was vermögen die Menschen wider uns? Was vermag ihr böses Beispiel und was die Versuchung, in die ihr böses Beispiel uns führt? Geh getrost, mein Kind, und der Herr geleite dich."

Sie gab der Pförtnerin einen Wink; diese eilte, die Tür der Halle zu öffnen. Stumm, ohne Gruß schritt Pavel dem

Ausgang entgegen. Da ertönte plötzlich ein durchdringender Schrei. Milada, die bisher regungslos dagestanden, ohne den Blick, ohne das ein wenig heuchlerisch zur Seite geneigte Köpfchen auch nur einmal zu erheben, rannte ihrem Bruder nach: „Warte, ich geh mit dir!“ rief sie, hing sich an seinen Hals, küßte ihn und schluchzte: „Armer Pavel! Armer Pavel!“ Ganz außer sich schlug sie mit den kleinen Fäusten nach den Nonnen, die an sie herantraten und sie in sanft beschwichtigender Weise zur Ruhe ermahnten. Sie keuchte, sie wimmerte: „Lassen Sie mich! Ich will mit ihm gehen, weil er arm ist, weil er ein Dieb ist... Sehen Sie, sehen Sie! er hat Lumpen, er hat nichts zu essen, ich will auch Lumpen haben, ich will auch nichts zu essen haben, ich will nicht eine Heilige sein und in den Himmel kommen, wenn er in die Hölle kommt!“

Sie schrie, als ob sie sich mit Gewalt die Brust zersprengen wollte, und er, kämpfend zwischen seiner Bestürzung über ihre Heftigkeit und seiner Freude über diese unerwartete Äußerung ihrer Liebe, starrte sie an, beschämt, beglückt — und völlig ratlos, und rührte sich nicht, als die Klosterfrauen einen dichten Kreis um ihn und Milada schlossen, die Arme der Kleinen von seinem Nacken lösten und sie, festgehalten an Händen und Füßen, emporhoben. Es geschah mit größter Schonung, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld; ein tiefes Leid, ein inniges Bedauern war alles, was sich in den Mienen der frommen Frauen aussprach, als ihr Zögling auch jetzt noch seinen Widerstand fortsetzte.

„Pavel!“ kreischte das Kind, „Pavel, reiß mich los! — Gehen wir fort, weit weg... gehen wir zusammen in die Arbeit, in den Ziegelschlag, wie früher, wie damals, wo wir klein waren... ich will acht geben auf dich, daß du kein Dieb mehr wirst. — Reiß mich los! ... Nimm mich mit... Geh nicht allein... ich seh dich nie mehr, wenn du allein weggehst. — Sie lassen dich nie mehr zu mir... Nie mehr!“

Ihr Schreien endete in nicht unterscheidbaren Lauten, in einem heiseren Husten. Pavel stöhnte; der Hilferuf der Kleinen schnitt ihm ins Herz, und doch blieb er unbefangen genug, um zu denken: was sie verlangt, ist unmöglich, was sie sich zutraut, geht weit über ihre Kräfte. Sie schwieg endlich — gewiß vor Erschöpfung. Pavel konnte sie nicht sehen, drei- und vierfach waren allmählich die Reihen geworden, die die Klosterfrauen zwischen ihr und ihm bildeten. Statt der überangestrengten Stimme seiner Schwester vernahm der Bursche eine reine glockenhelle, die ermahnte, zusprach, gleichmäßig, eindringlich und immer leiser ... Pavel hielt den Atem an und horchte — die Kleine blieb ruhig. — Nur aufseufzen hörte er sie manchmal aus tiefster, schmerzzerrissener Brust, und scheinen wollte ihm, als nenne sie dabei seinen Namen. Und er hielt sich nicht länger, er stürzte vor, den Kreis zu durchbrechen, der ihm den Anblick seiner Schwester entzog. Er hatte Widerstand erwartet und fand keinen; wie auf ein gegebenes Zeichen wichen die Klosterfrauen zu beiden Seiten aus, und er sah Milada vor sich stehen, an der Hand der Oberin, bleich, zitternd, das Köpfchen wieder schief geneigt, die rotgeweinten Augen gesenkt — die um ihn rotgeweinten Augen! ... Eine fast unüberwindliche Lust ergriff ihn, sie in seine Arme zu nehmen und mit ihr zu entfliehen. Die Tür war offen, ein paar Sätze, und er hätte das Freie erreicht, und einmal draußen, sollten sie ihm nur nachlaufen, die Klosterfrauen! ... Aber dann? wohin bringst du das Kind? fuhr es ihm durch den Kopf, und die Antwort lautete: Ins Elend! und er überwand die rasch und heiß auflodernde Versuchung.

„Tritt näher," sprach die Oberin, „sage deiner Schwester Lebewohl."

Er folgte dem Geheiß und setzte aus eigner Machtvollkommenheit hinzu: „Am nächsten Sonntag komm ich wieder."

Die Kleine brach von neuem in Tränen aus und flüsterte, ohne aufzublicken: „Darf er?“

„Das kann ich nicht im voraus sagen,“ erwiderte die Ehrwürdige, „es hängt ja nicht von mir ab, sondern von dir, von deiner Aufführung, dein Bruder darf immer kommen, wenn du gut, gehorsam und —“ sie legte besonderes Gewicht auf diese Worte — „nicht ungeduldig bist.“

„So schau!“ rief Pavel fröhlich aus. Die Bedingnis, an die sein Wiedersehen mit der Schwester geknüpft worden, enthielt für ihn die trostreiche Verheißung. Er begriff nicht, warum Milada traurig und ungläubig den Kopf schüttelte, da er, sie küssend und umarmend, versprach, sich in acht Tagen gewiß wieder einzufinden. Und als die Kleine hinweggeführt worden, und er, dem Befehl der Pförtnerin gehorchend, die Halle verlassen hatte und nun draußen stand auf dem Platz vor dem Kloster, lachte er vor sich hin. Er lachte über das törichte Kind, das die Trennung von ihm jahrelang guten Mutes ertragen, und das sich nun, da es einen Abschied für eine Woche galt, so bitter grämte. Die arme Kleine, wie liebte sie ihn! Wann hätte er sich's träumen lassen, daß sie ihn so sehr liebte! — Alles wäre sie bereit gewesen, um ihn aufzugeben, das schöne Haus, in dem sie wohnte, ihre guten Kleider, das gute Essen ... ja sogar die sichere Aussicht auf das Himmelreich ...

Das will er ihr lohnen, er weiß schon wie; er wird sich ihrer Liebe würdig machen. Wonniger Stolz, die herrlichste Zuversicht erfüllten ihn; etwas Köstliches, Unbegreifliches schwellte sein Herz. Er gab sich keine Rechenschaft davon, er hätte es nicht zu nennen gewußt, es war ihm ja so neu, so fremd, es war ja — Glück. Unter dem Einfluß des Wunders, das sich in ihm vollzog, meinte er auch von außen kommende Wunder erwarten zu müssen. Und wie er so langsam dahinschritt, gestaltete sich aus seinen webenden Träumen immer deutlicher die Überzeugung, daß er einer großen Veränderung seines Schick-

sals entgegengehe, dem geheimnisvollen Anfang zu einem schöneren, besseren Leben.

Eine Stunde wanderte er schon und hatte kaum den vierten Teil des Weges zurückgelegt, da überholte ihn ein Bote, der gleichfalls aus der Stadt kam und nach dem Dorfe ging; ein alter Bekannter, der Nachtwächter Wendelin Much. Der Mann wurde jeden Sonntag am frühen Morgen von der Baronin nach dem Kloster geschickt. Er überbrachte das Taschengeld für Milada, einen Brief für die Oberin und Geschenke für die Armen und hatte den Wochenbericht über den Schützling der gnädigen Frau in Empfang zu nehmen. Dem, den die Ehrwürdige heute sandte, waren in Eile folgende Zeilen hinzugefügt worden:

„— Die Zusammenkunft der beiden Kinder hat den erwarteten Erfolg nicht gehabt. Dieselbe gab vielmehr dem Tropfen Vagabundenblut, der leider in den Adern unsres Lieblings rollt, Gelegenheit, sich wieder zu regen. Wir fürchten, es werde langer Zeit bedürfen, bevor es uns gelingt, den üblen Eindruck, den dieses erste, und wenn Frau Baronin unsren Rat befolgen, auch letzte Wiedersehen der Geschwister auf Maria hervorgebracht hat, zu verwischen."

VIII.

Als Pavel am späten Nachmittag heimkehrte, sah er schon im Beginn der Dorfstraße die Virgilova wie auf der Lauer stehen. Sie rief ihn von weitem an und begrüßte ihn voll Freundlichkeit und fragte teilnehmend nach seinen Erlebnissen. Er gab einsilbige Antwort, schielte mißtrauisch nach der Alten und dachte: Was will sie mir antun, die Hexe?

Seine Ungewißheit über ihre Absichten dauerte nicht lange, die Hartnäckigkeit, mit der sie sich an seine Fersen heftete, ihre

eifrig und ängstlich wiederholten Ermahnungen: „Wart doch!... renn nicht so!" führten ihn auf die richtige Spur. Von der Hütte wollte die Alte ihn fernhalten, in der Hütte ging etwas vor, dessen Zeuge er nicht sein sollte. Den Verdacht kaum gefaßt, und sofort versetzte er sich in Trab, war bald an Ort und Stelle, stieß heftig die Tür auf und sprang in den Flur. Sein erster Blick richtete sich nach der Stube. Dort saß Vinska auf dem Bette, schön und nett angetan, das Gesicht in die Hände gedrückt und schluchzte. Vor ihr stand der Peter mit einer wahren Armensündermine, war feuerrrot und hatte sein Hütlein, das drei Pfauenfedern schmückten, weit zurück ins Genick geschoben.

Als Pavel auf der Schwelle erschien, erhob Vinska sich rasch: „Bist wieder da? was willst? was suchst?" rief sie.

Er blickte finster und grimmig die Federn auf Peters Hütlein an und fragte: „Hast ihm die geschenkt?"

Eines Atemzugs Dauer war Vinska verwirrt, der Bürgermeisterssohn aber warf sich in die Brust. „Was untersteht sich der Hund? — Geht's dich an?" sprach er. „Troll dich!"

Pavel spreizte die Beine aus und stemmte sie auf den Boden, als ob er an ihn anwachsen wolle. „Für dich hab ich die Federn nicht gestohlen. Sie gehören der Vinska. Gib sie der Vinska zurück!"

Peter wendete den Kopf, brüllte ein langgedehntes drohendes „du!" und holte mit der Faust gegen Pavel aus. Im selben Augenblick glitt Vinska ihm in den Arm und lehnte sich an ihn mit der ganzen Wucht ihrer kräftig zierlichen Gestalt. Sie trocknete an seiner Schulter eine Träne ab, die ihr noch auf der Wange stand. „Tu ihm nichts, er weiß ja nichts," sprach sie, „er ist so dumm!"

„Wer?" stieß Pavel hervor, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Der fragt!" antwortete das Mädchen, „und jetzt hör an und merk dir: Was mir gehört, gehört auch dem" — sie tippte

mit dem Finger auf Peters Bruſt, — „ich brauch es ihm nicht erſt zu ſchenken, weil ich ſelbſt ihm gehöre mit Haut und Haar. Und ſo lange er mich behalten will, iſt's recht, und wenn er mich einmal nicht mehr will, geh ich in den Brunnen."

Der Bürgermeiſtersſohn wiederholte ſein früheres „du!" aber diesmal richtete es ſich an die Geliebte. Seine Drohung ſchloß einen zärtlichen Vorwurf ein, und ſo ſtämmig und ſelbſtbewußt er daſtand, und ſo hilflos und voll Hingebung ſie an ihm lehnte, die Stärkere — ſchien ſie.

„Schon recht, ſchon recht! ich weiß doch, daß ich in den Brunnen muß," ſprach ſie ſeufzend, „heiraten kann ja mein Liebſter mich armes Mädel nicht."

„Heiraten, der — dich?" Pavel brach in ein plumpes Gelächter aus, „heiraten? ... Das haſt dir gedacht?"

„Nie —," entgegnete Vinska ſchwermütig. „Ich hab mir nie etwas andres gedacht als: er iſt halt mein erſter Schatz, ich werd ſchon loskommen von ihm, kommen ja ſo viele los von ihrem erſten Schatz. Jetzt aber merk ich — ich kann's nicht, und wenn's heute heißt: der Peter gehorcht dem Vater und heiratet die reiche Miloslava, ſag ich kein Wort und geh nur in den Brunnen."

„Mädel! Mädel!" ſchrie Peter, ſtampfte mit dem Fuße, faßte ihr rundes Köpfchen mit ſeinen beiden Händen und drückte einen leidenſchaftlichen Kuß auf ihren Mund.

Pavel ſtürzte aus der Hütte.

Draußen ſchüttelte er ſich, als ob er in einen Bremſenſchwarm geraten wäre und das giftige Getier, das ihn von allen Seiten anfiel, loszuwerden ſuche. Dann begann er, ſo müde er war, ein raſtloſes Wandern durch das Dorf. Daß die Vinska, trotz des Verſprechens, das er ihr abgerungen, die Geliebte Peters geblieben war, daran — ſuchte er ſich einzureden — lag ihm nichts mehr. Aber daß ſie, die Tochter des Trunkenbolds Virgil und ſeines verachteten Weibes, es darauf abgeſehen

hatte, die Frau des Bürgermeistersohnes zu werden, das erschien ihm unverzeihlich und frevelhaft, dafür konnte die Strafe nicht ausbleiben, und dafür mußte die Vinska am Ende wirklich in den Brunnen.

Bei dem Gedanken ergriff ihn ein schneidendes, unerträgliches Weh und zugleich eine wütende Lust, den andern etwas mitzuteilen von seiner Pein. Die Dunkelheit war hereingebrochen, tiefe Ruhe herrschte, und ihr Frieden empörte den Friedlosen, der umherirrte, grollend, mit kochendem Blut. Er hatte den Bereich der Häuslerhütten verlassen, er schlich am hocheingeplankten Wirtsgarten dahin, dem gegenüber das Haus des Bürgermeisters sich erhob. Die Tür wurde eben geöffnet, zwei Männer traten heraus, Pavel erkannte sie an ihren Stimmen, als sie jetzt über die Straße herüberkamen: es waren die zwei ältesten Geschworenen.

„Steht schlecht mit ihm, wird's nicht mehr lang machen — was meinst?" sagte der eine.

„Kaum mehr lang," erwiderte der andre.

Wer? — Um Gottes willen, wer wird's nicht mehr lang machen?... Der Bürgermeister... Pavel besann sich plötzlich, daß er dem Manne jüngst begegnet war und ihn erst nicht erkannt hatte, weil er so verändert ausgesehen. Der Bürgermeister ist krank und wird sterben, und dann ist Peter sein eigener Herr und kann die Vinska heimführen... wenn er will.

Die Bauern schritten dem Wirtshaus zu, Pavel folgte ihnen, ihren Reden lauschend, aber nicht fähig, eine Silbe zu unterscheiden. Ein heftiges Hämmern und Brausen in seinem Kopf übertönte den von außen kommenden Schall. Der Gedanke, der ihn einen Augenblick rasend gemacht, hatte seine Schrecken verloren vor einem andern, nicht minder peinlichen, aber viel ungeheuerlicheren, weil er das Unmögliche als möglich erscheinen ließ und ihm die Gehaßte, die Geliebte zeigte vor dem Altar, im Brautkranz, der ihr nicht mehr gebührte. Ein un-

leidlicher Schmerz ergriff ihn, und dem tobenden Kampf in seiner Seele entstieg der zornige Wunsch: wenn sie doch lieber in den Brunnen müßte!

Den vor ihm langsam herschreitenden Männern schlossen sich andre an, die Gruppe blieb eine Weile im schleppenden, wortkargen Gespräch vor der offenen Wirtshaustür stehen und trat dann in die Gaststube. Pavel schlich nach bis in den Flur, weiter wagte er sich nicht. Das Zimmer war überfüllt, doch gab es heute weder Tanz noch Musik; man spielte Karten, man rauchte, man trank, man zankte. Einige Burschen traktierten ihre Mädchen mit Braten und Wein. An einem Tisch saß Arnost zwischen der Magd und dem Knecht des Herrn Postmeisters bei einem Glase Bier, aus dem die drei abwechselnd tranken. Der schmächtige Häuslerssohn hatte sich in der letzten Zeit tüchtig herausgemacht, sah wohlgenährt aus, war ordentlich gekleidet, befand sich sogar im Besitz einer Tabakspfeife. Vor einem Jahre hatte er das Glück gehabt, seinen liederlichen Vater zu verlieren, seitdem ging es ihm gut; er erhielt sich und die Mutter von seiner Hände Arbeit und erlaubte der Alten nicht mehr, das Diebeshandwerk zu treiben. Als sie es unlängst wieder versuchte und er sie dabei betraf, prügelte er sie erbarmungslos durch und schwor, er werde die alte Katze schon lehren, das Mausen aufzugeben. Mit den Genossen seiner Jugendstreiche ließ er sich nicht mehr ein und hätte den Pavel nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren mögen; doch erwies er ihm hie und da kleine Wohltaten in Erinnerung der vielen Schläge, die der Hirtenjunge einst an seiner Stelle einkassiert hatte.

Als er ihn hereingucken sah, machte er die andren auf ihn aufmerksam und meinte, dem Buben sähe doch immer der Hunger aus den Augen. Die kleine Gesellschaft erhob sich, Arnost bezahlte, behielt aber von den Kreuzern, die er auf seine Silbermünze herausbekam, einen in der Hand und schleuderte

ihn prahlerisch, noch aus der Mitte des Zimmers, dem Pavel zu. Der fing ihn auf, hielt ihn ein Weilchen in der erhobenen, geschlossenen Hand, öffnete sie aber plötzlich und ließ das Geldstück zu Boden gleiten.

Arnost fuhr auf: „Dummer Kerl! such ihn jetzt, such den Kreuzer." Pavel aber streckte die Hände in die Taschen: „Such selbst, ich brauch dein Geld nicht, ich hab Geld!" antwortete er, zog seinen Brutel hervor und schwenkte ihn triumphierend, daß die Silbergulden klapperten.

— Geld! Der Lump, der Bettler hatte Geld! Da gab's nur einen Aufschrei, da wurde die Aufmerksamkeit allgemein, viele Leute verließen ihre Sitze, in der Tür entstand ein Gedränge. Der Knecht packte Pavel am Kragen, schüttelte ihn und wetterte: „Woher hast du's? woher? Dieb!" und nun konnte der Junge sich freuen, daß seine Jacke so morsch war und nachgab, als er den Fuß gegen die Beine des Knechts stemmte und sich mit einem kräftigen Ruck losriß. Einen Fetzen des alten Kleidungsstücks in den Händen seines Bedrängers zurücklassend, schnellte er davon, sprang zur Tür und über die Stufen hinaus in das bergende Dunkel.

Kaum entronnen, die Verfolger auf den Fersen, rief er noch zurück: „Woher ich's hab? — gestohlen hab ich's!" und stob davon mit höhnendem Gelächter, und durch ihn selbst auf die richtige Fährte geleitet, eine Schar junger Burschen, Arnost an der Spitze fluchend und drohend ihm nach.

Er rannte die Dorfstraße wieder hinauf bis zu dem Gäßchen, das, von zwei Häusern gebildet, auf den Platz führte, auf dem die Schule stand. In das Gäßchen warf er sich, prallte an den friedlich daherschreitenden Nachtwächter an, fegte den Alten so glatt nieder, daß dieser hinfiel wie ein Armvoll Getreide unter einer scharfen Sense, stolperte selbst, schnellte wieder empor und lief weiter, indes der Nachtwächter durch sein Geschrei die hinter Pavel Herjagenden, die seine Spur schon verloren hatten, wieder

auf sie lenkte. Dem Gehetzten blieb eben noch Zeit genug, die Schule zu erreichen. Er fand die Tür unverschlossen, trat ein, schlug sie zu, schob den Riegel vor und polterte die Treppe zur Stube des Lehrers hinauf, indes Arnost und seine Gefährten schon an der Haustüre pochten und lärmten.

Habrecht saß am Tische mitten im Zimmer, beim Schein einer kleinen hell brennenden Lampe und las. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch und die Wangen auf die geballten Fäuste gestützt, und die sonst so fahlen Wangen waren gerötet, und die sonst immer so matt und müde blickenden Augen glühten in seltsam schmerzlicher Begeisterung. Wie aus einer höheren, traurig schönen Welt ins irdische Elend zurückgezerrt, sah er halb zürnend, halb erschrocken zu dem ungestümen Eindringling hinüber und verbarg dabei mit einer unwillkürlichen Bewegung beider Hände die Blätter des aufgeschlagenen vor ihm liegenden Buches.

„Herr Lehrer!" keuchte Pavel atemlos, „Herr Lehrer, heben Sie mir mein Geld auf!" Er hielt ihm sein Beutelchen hin und berichtete in hastigen, abgebrochenen Sätzen, wie er zu dem Reichtum gekommen war, und in welchen Verdacht er sich bei den Leuten gesetzt hatte, die nun da unten Spektakel machten.

„Hat dich wieder der Teufel geritten?" fuhr Habrecht ihn an, lief zum Fenster, öffnete es, schrie hinab, so laut er konnte, und befahl der brüllenden Meute, sich zurückzuziehen. Er nehme den Buben in Gewahrsam, er stehe gut für ihn, er werde ihn morgen schon selbst dem Bürgermeister vorführen. Half alles nichts, er mußte seine Warte verlassen und sich hinunter zu den Stürmern begeben, um sie wenigstens daran zu hindern, ihm die Tür einzurennen. Und derweil der Alte auf der Straße parlamentierte, stand Pavel in der Stube, mit brennendem Kopf, die Hände, die seinen durch ihn selbst gefährdeten Schatz festhielten, an die Brust gepreßt. Ich will's nicht wieder tun, ich will so etwas nicht mehr sagen, dachte er.

Eine ihm endlos dünkende Zeit verstrich, der Lärm nahm allmählich ab, es wurde still. Arnost und seine Begleiter traten den Rückzug an, doch hörte man noch lange ihre erregten Stimmen. Der Lehrer betrat die Stube, er war sehr erhitzt, und eine unerhörte Verwirrung herrschte in seinen dünnen, nach allen Richtungen flatternden Haaren.

„Jetzt sind sie fort," sagte Pavel, und Habrecht brummte: „Wenn sie nur nicht wiederkommen."

„Sie sollen sich unterstehen!" rief der Junge mit einem bedeutsamen Blick auf den Krug, der im Winkel neben dem Bette stand. „Wenn sie wiederkommen, schütte ich ihnen Wasser auf den Kopf."

„Das wirst du bleiben lassen, denk erst daran, dein Geld zu verstecken. Schau her." Der Lehrer rückte den Tisch gegen die Wand und hob ein Stück der Diele, auf den er gestanden hatte, in die Höhe. Es zeigte sich ein kleiner, hohler Raum, in den der Lehrer das Buch, mit dem Pavel ihn beschäftigt gefunden, und das Geld legte, und den er sorgsam verdeckte.

Der Junge hatte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugesehen, und nachdem alles in Ordnung gebracht war, und der Tisch wieder auf dem alten Fleck stand, fragte er:

„Was ist's denn mit dem Buch? ist's ein Hexenbuch?"

Habrecht geriet in Zorn: „Wie töricht redest du und wie frech; weißt nicht, was mich am meisten verdrießt, willst auch mich zum Feinde haben, hast noch nicht Feinde genug? Manchmal," fuhr er, immer mehr in Hitze geratend, fort, „habe ich mich gewundert, daß sie alle gegen dich sind, ich hätte mich nicht wundern sollen, es kann nicht anders sein, es ist deine eigene Schuld. Wen magst denn du? Vor wem hast denn du Achtung?... Nicht einmal vor mir!... Ein Hexenbuch!"

Er wiederholte das Wort mit einem neuen Ausbruch der Entrüstung und rang die anklagend erhobenen Hände.

Pavels Gesicht hatte sich gerötet und sah förmlich ange-

schwollen aus, um seinen Mund zitterte es, als ob er in Tränen ausbrechen wollte. Mit vieler Mühe würgte er das Geständnis hervor, daß er entschlossen sei, von heute an ein neues Leben zu beginnen, wie er es am Morgen seiner Schwester Milada habe versprechen müssen. Nun entsetzte sich der Lehrer noch mehr und lachte grimmig. Das war das Rechte, das hatte der Junge gut gemacht — vernünftig gewollt, unsinnig gehandelt, weiß beschlossen, schwarz getan. Plötzlich griff er sich an den Kopf und stöhnte im tiefsten Schmerze auf. „Dummer Kerl, armer Teufel, ich kenn das! ich könnt etwas davon erzählen, ich ... aber dir noch nicht," unterbrach er sich und fuhr mit dem Zeigefinger dicht unter Pavels Nase hin und her, als er sah, wie dieser in tiefer Spannung aufhorchte. „Das ist keine Geschichte für dich, jetzt noch nicht, später vielleicht einmal, wenn du gescheiter geworden bist und — wunder. Jetzt kriegst du die Wunden erst, aber du spürst sie noch nicht oder oberflächlich, vorübergehend; warte, bis sie sich werden eingefressen haben, dann wirst du an mich denken, dann — im Alter. Dann wirst du wissen: das ist das Ärgste, im Alter leiden um einer Jugendtorheit willen. Nicht einmal groß, Tausende haben Schlimmeres getan und leben in Frieden mit sich und der Welt. Übermut, eine närrische Prahlerei, kaum eine Lüge, und doch just genug, um eine Hölle da drinnen anzufachen." Er klopfte sich mit der Faust auf die eingedrückte Brust, sank auf den Sessel zurück, warf sich über den Tisch und vergrub den Kopf in die verschränkten Arme. So lag er lange, wie von Fieberfrösten durchrieselt, und Pavel betrachtete ihn mitleidig und wagte nicht, sich zu rühren. Was tat denn der Herr Lehrer? ... schluchzte er? war es der Kampf eines unaufhaltsamen Weinens, was diesen gebrechlichen Körper so erschütterte? Du lieber Gott, worüber kränkte sich der Mann? Worin bestand das Unrecht, das er in seiner Jugend begangen hatte, und das ihn im Alter nicht mehr froh werden ließ? ... Neugier war sonst Pavels Sache nicht, das Geheimnis des

Lehrers aber hätte er gern ergründet. Und geholfen hätte er ihm auch gern, ihm und sich selbst mit. In welcher Weise war ihm schon eingefallen; es gab ja heute einen solchen Sturm und Sturz von Gedanken in seinem Kopf, daß er sie ordentlich sausen und krachen hörte.

„Herr Lehrer," begann er, näherte sich ihm und tippte leise mit dem Finger auf seine Schulter. „Herr Lehrer, hören Sie, ich will Ihnen etwas sagen."

Habrecht richtete sich auf, lächelte trübsinnig und sprach: „Bist noch da, dummer Junge, geh nach Hause. — Geh!" wiederholte er streng, als seine erste Aufforderung ohne Wirkung blieb.

Pavel jedoch stand fest wie ein verkörperter Entschluß, blickte dem Lehrer ruhig in die Augen und beteuerte, nach Hause gehe er nicht, heute müsse er etwas anfangen. Er habe schon im Kloster anfangen wollen, dort sei es aber nichts gewesen, und so bäte er, beim Herrn Lehrer anfangen zu dürfen.

„Was," fragte der, „was denn anfangen?"

„Das neue Leben," erwiderte Pavel und wußte erstaunlich gut Bescheid darüber zu geben, wie er sich es vorstelle. Im Kloster hatte er demütig gebeten, man möge ihn behalten; dem Lehrer versprach er in beinahe tröstlicher Weise, er werde von nun an immer bei ihm bleiben und dafür sorgen, daß ihm ein rechter Nutzen aus dieser Hausgenossenschaft erwachse. Wie oft habe sich der Lehrer über die Nachlässigkeit ärgern müssen, mit der die Gemeinde ihrer Pflicht nachkam, das zur Schule gehörende Feld zu bestellen. Jetzt wolle er dies Feld in seine Obhut nehmen und den Garten ebenfalls; bald werde man sehen, ob das Feld noch schlecht bestellt, ob der Garten noch eine Wildnis sei. Nicht eben breit, aber sehr langsam setzte Pavel auseinander, wie fleißig er sein und zum Entgelt nichts verlangen wolle, als ein Obdach und die Kost. Geld verdienen konnte er im Spätherbst und im Winter in der Fabrik, wo sie bis zu

einem Gulden Taglohn zahlten. Habe er hundert beisammen, dann ließe sich an den Ankauf von soviel Grund und Boden denken, als man brauche, um ein Haus darauf zu bauen. Seine Schwester werde ihrerseits weiter sparen, und so oft als nur möglich wolle er sie besuchen — er wisse, wie gar sehr böse es für ihn gewesen sei, daß er sie so lange nicht habe sehen dürfen. Am Ende verfiel er wieder in seinen tröstlichen Ton und versprach, sich am Abend regelmäßig beim Lehrer einzufinden: „damit Sie nicht so allein sind, da können Sie lesen in Ihrem —" schon wollte er sagen — Hexenbuch, verschluckte aber glücklich die zwei ersten Silben und sprach nur die letzte aus — „und ich zähl indessen mein Geld."

Habrecht hatte ihn reden lassen und dabei einige Male vor sich hingeseufzt: „Dummer Bub," aber Pavel konnte dennoch bemerken, daß der Lehrer nicht so abgeneigt war, wie er sich stellte, die Ausführbarkeit des vorgebrachten Planes zuzugeben.

„Alles gut," sagte er endlich, „oder wenigstens nicht so unvernünftig, wie man's von dir gewohnt ist, aber doch alles nichts, kann alles nicht sein ohne Erlaubnis der Gemeinde."

Die werde zu haben sein, der Herr Lehrer solle sich nur recht ansetzen! meinte Pavel, und verfocht seine Meinung mit solcher Unerschütterlichkeit, wiederholte, wenn eine neue Antwort auf neue Einwände ihm nicht einfiel, mit so störrischem Gleichmut immer wieder die alte, bis der Lehrer sich überwunden gab und ausrief: „So bleib denn in Gottes Namen, wenn du schon nicht wegzubringen bist, Klette!"

Da machte Pavel einen Freudensprung, unter dessen Wucht der Boden zitterte, und jauchzte: „Ich hab's ja gewußt, der Herr Lehrer wird mir helfen."

Der Lehrer verwies ihm seine Plumpheit, seine Wildheit, und immerfort zankend, aber mit einem ungewohnten Ausdruck tiefinnerster Zufriedenheit in seinem armen, grauen Ge-

sicht, traf er Anstalt zur Bewirtung und Aufnahme des Gastes. Pavel erhielt ein Butterbrot, das ihm so ausgezeichnet schmeckte wie noch nie zuvor und wie auch später niemals wieder ein Butterbrot, und wurde in die ans Zimmer stoßende Kammer gewiesen. Der Lehrer breitete einen Kotzen auf dem Boden aus: „Da streck dich aus und schlaf gleich ein," befahl er, deckte den Jungen mit einem fadenscheinigen Radmantel zu und ging, die Tür hinter sich schließend. Pavel blieb im Dunkeln zurück und hatte den besten Willen, der letzten Weisung des Lehrers nachzukommen, doch gelang es ihm nicht, denn seine Seele war des Jubels zu voll. So hatte es denn angefangen, das neue Leben! so lag er nicht mehr frierend, zusammengekauert im Flur der Hirtenhütte, in dem der Wind eiskalt und messerscharf durch die klaffenden Türspalten drang. Er lag unter einem Mantel aus wirklichem Tuch in einer Kammer, wo die Luft fest eingesperrt war, und wo es vortrefflich roch nach allerhand guten Sachen, nach altehrwürdigen Gewändern, nach Schabenkräutern, nach Stiefeln, nach saurer Milch. Wie wohl befand er sich und wie genoß er im voraus die Freude, die Milada haben würde an seinem Glück! Im Gedanken an seine Schwester schloß er die Augen, und als er sie wieder öffnete, schimmerte die schlanke Sichel des jungen Mondes durchs Fenster herein. Er grüßte ihn und sagte zu ihm: „Auch du fängst an, wir fangen beide an." Dabei überkam ihm trotz all des Neuen, das ihn umgab, trotz all des Neuen, das in ihm gärte und keimte, zum erstenmal nach langer, langer Zeit ein Heimatsgefühl. Plötzlich stieg die Erinnerung an die Nächte vor ihm auf, die er einst mit seinen Eltern unter den Dächern der Ziegelschuppen zugebracht, in der Fremde und doch zu Hause, weil ja das ganze häusliche Elend mitgezogen war. Und nun gab es für ihn wieder ein zu Hause und ein besseres als das frühere; er brauchte den Vater nicht mehr zu fürchten, und die Mutter war fern. Die Mutter freilich wird wiederkommen und dann ... Es

durchrieselte ihn, er hüllte sich dichter in den Mantel und sprach ein kurzes, kräftiges Gebet, dessen Hauptinhalt lautete:

„— Lieber Herrgott, du siehst, daß ich den rechten Weg eingeschlagen habe; jetzt, lieber Herrgott, paß auf, daß ich ihn nicht wieder verlassen muß."

IX.

Als der Lehrer am folgenden Tage zum Bürgermeister kam lag dieser von Schmerz gequält auf dem Bette. Er hatte in seinem jämmerlichen Zustand nicht das geringste Interesse für Wohl und Wehe der Mitmenschen. So oft Habrecht auch begann, von Pavel zu sprechen, der Kranke kam immer auf sich, auf seine Leiden, auf seine Klagen über den Arzt zurück, der alle Fingerlang daherlaufe, ihm das Geld aus der Tasche stehle und nicht helfe. Um wie viel besser dran als er war seine Magd! Ja, die! vor ein paar Wochen so krank und so matt, daß sie sich kaum hatte auf den Beinen halten können, jetzt frisch und gesund. Und warum? weil sie von allem Anfang an vom Arzt nichts hatte wissen wollen, weil sie, ohne erst lange zu fragen, zum Weib des Hirten geschickt um ein Mittel. Das hatte geholfen, gleich nach einer Stunde war sie hergestellt.

Der Lehrer sagte: „Hm, hm!" und brachte von neuem die Angelegenheit Pavels vor, worauf ihm der Patient nochmals die Geschichte der wunderbaren Heilung seiner Magd erzählte.

„Und was beschließt Ihr über den Pavel?" fragte der Schulmeister und erhielt endlich den Bescheid, er solle sich an die Räte wenden.

So machte er denn die Runde bei den Räten. Einer nach dem andern hörte ihn ernsthaft und geduldig an, und jeder sagte: „Da müssen Sie zuerst zum Bürgermeister."

„Der Bürgermeister schickt mich zu Euch."

„Ja, dann müssen Sie zu den zwei andern Räten."

Selbständig einen Entschluß zu fassen oder nur eine Meinung auszusprechen, dahin war durch ruhiges Zureden keiner zu bringen; und in Eifer zu geraten hütete sich Habrecht, um nicht bei den mißtrauischen Dorfvätern in den Verdacht irgend einer eigennützigen Absicht bei der Sache zu kommen.

Zuletzt ging er ins Schloß, um dort für seinen Schützling zu wirken, kam jedoch übel an. Der Brief aus dem Kloster hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die Frau Baronin machte sich bittere Vorwürfe, die Zusammenkunft der Geschwister befürwortet zu haben, war sehr aufgebracht gegen Pavel, wollte nicht mehr von ihm sprechen hören und riet dem Schulmeister, den Schlingel ein für allemal seinem Schicksal zu überlassen.

Die Woche verfloß. Virgil begab sich täglich nach der Schule, um den Pavel abzuholen, aber der Junge ließ sich entweder nicht finden oder leistete offenen Widerstand. Da wanderte endlich der Hirte und sein Weib zum Bürgermeister und ersuchten ihn, seine Autorität geltend zu machen und den Buben zur Rückkehr zu ihnen zu zwingen. Der kranke Mann versprach alles, was sie verlangten, blickte zwischen jedem mühsam herausgestoßenen Satz die Wunderdoktorin fragend, fast flehend an und ächzte, nach seiner schmerzenden rechten Seite deutend: „Da sitzt's! Da sitzt der Teufel!"

„Mein Gott, mein Gott!" sprach das Weib. „Rechts, ja rechts, da tut's weh, das ist die Leber."

„Die Leber? Nun ja — sie sagt also wenigstens etwas, sie! ... sie sagt, die Leber ist's. Aber der Doktor, der sagt nicht Leber und gar nichts."

„Sagt nichts und weiß nichts," sprach das Weib mit überlegener, wegwerfender Miene!

„Weiß nicht einmal eine Linderung, weiß gar nichts."

Die Virgilova erhob die gefalteten Hände zur Höhe ihrer Lippen und hauchte über die Fingerspitzen: „Ach Gott, ach Gott!

und wenn man denkt, wie leicht dem Herrn Bürgermeister zu helfen wäre."

Der Kranke bäumte sich auf seinem Lager: „Meinst du? ... So hilf mir!"

„Wenn ich nur dürft," entgegnete sie mit einem raschen, lauernden Blick. „Wenn ich nur etwas schicken dürft! ... In vierzehn Tagen wären Sie gesund."

„So schick mir etwas, schick! ... Aber — das Maul gehalten ... verstehst du? ..." Er unterbrach sich, um ängstlich auf Schritte und Stimmen, die sich näherten, zu horchen, und fuhr dann leise fort: „Wenn's dunkel wird, kommt die Magd und holt's."

„Ich schick den Buben, das wird besser sein, da setzen Sie dem auch gleich den Kopf zurecht und sagen ihm: Wo du hing'hörst, da gehst wieder hin. Die Magd soll nur aufpassen bei der Stalltür."

Der Bürgermeister winkte heftig: „Um neun. Geht fort — geht!"

Virgil und sein Weib gehorchten schleunig, trafen aber schon am Ausgang der Stube mit Peter und dem Arzte zusammen. Dieser ließ die unbefugte Kollegin hart an mit der Frage, was sie hier zu suchen habe. Nicht minder mißtrauisch und viel derber wies Peter die beiden Alten hinweg.

Das Ehepaar legte den Heimweg schweigend zurück.

In der Hütte angelangt, begab die Frau sich sogleich zu der Truhe, kramte eine schmutzige in Lumpen gehüllte Schachtel hervor und entnahm ihr zwei Fläschchen. Das eine trug die Etikette der städtischen Apotheke mit der Aufschrift: „Kamillengeist." Der Inhalt der zweiten war von gelbgrauer Farbe und hatte einen dicken weißlichen Bodensatz. Aufmerksam prüfend hielt die Frau das Fläschchen gegen das Licht und begann es langsam in ihren Fingern zu drehen.

Virgil hatte sich auf die Bank gesetzt. „Was tust?" fragte er plötzlich. „Was willst ihm helfen? Laß ihn."

„Dem kann niemand helfen," antwortete das Weib. „Der muß sterben."

„Muß sterben? — Was willst also? ... Misch dich nicht hinein."

Sie zuckte die Achseln: „Dreiviertel Jahr oder ein ganzes kann er's schon noch machen."

„Oder ein ganzes?" wiederholte Virgil bestürzt, dachte nach und rief auf einmal voll Grimm: „Hast gesehen, wie sein Bursch mit uns war?"

„Aus lauter Angst vorm Vater," versetzte das Weib. „Er möchte uns prügeln aus lauter Angst ... Und sie kriegt auch noch Prügel von ihm — dann!" Sie legte ungemeines Gewicht auf dieses Wort und zwinkerte mit ihren blassen Katzenaugen. „Dann — wenn die Verliebtheit verraucht sein wird, und die verraucht bald, wie die Burschе schon sind, die schlechten Kerls. Pack dich, wird's dann heißen, ich hab nichts mehr mit dir zu tun! Und das Mädel weiß, daß es so kommen kann, und wenn's so kommt, dann geht das Mädel in den Brunnen."

Virgil stieß einen heiseren Laut hervor und bekreuzte sich dreimal nacheinander: „Gered! Albernes Mädelgered!"

„Von unsrer ist's kein Gered," erwiderte das Weib mit innerster Überzeugung, „die tut's."

„Tut's nicht."

„Laß nur drauf ankommen."

„Ich schon. Meinetwegen braucht sich der Racker nicht zu schinieren."

„So soll sie gehen. 's wird halt auf der Welt um ein armes Mädel weniger geben. Mich hätt's nur g'freut, wenn der Alte früher gestorben wär, jetzt! so lang noch der Peter, wenn er dürft, wie er wollt, sie nehmen tät ... Und wenn sie ihn nur hätt! wenn nur!" Das Weib brach in ein Gelächter aus, „dann wär er's, der Prügel bekäm."

Virgil nahm zuerst teil an ihrer lauten Heiterkeit, doch hielt

er bald inne, verzog heuchlerisch den Mund und sprach tief aufseufzend: „Gott geb's, daß der liebe Gott den armen Herrn Bürgermeister bald erlöst."

„Vielleicht gibt er's," versetzte rauheren Tones die Frau, „und jetzt mach fort und hol den Buben."

„Er geht nicht."

„Sag, daß der Bürgermeister es befiehlt."

„Er geht doch nicht."

„So sag, daß die Vinska um ihn schickt."

Der Hirt stand auf und schlich dem Ausgang zu. Dort blieb er stehen, wendete sich und sprach: „Du hörst — helfen sollst ihm just nicht, was Unrechtes geben aber auch nicht."

Höhnisch blinzelte sie ihn an: „Werden schon sehen," um ihre dünnen, über das vorstehende, noch gut erhaltene Gebiß fest gespannten Lippen flog ein grünlicher Schatten.

Den Mann überlief's, er humpelte sachte davon.

Zwei volle Stunden ließ Pavel auf sich warten. Es war beinahe Nacht, als er endlich kam, an die Tür klopfte und nach Vinska fragte. In die Hütte einzutreten, war er nicht zu bewegen.

Der Hirt, der ihn begleitet hatte, lehnte an der Wand und rührte sich nicht. Bei den Nachbarn herrschte Stille, nur unterbrochen durch das kräftige Schnarchen Arnosts, dessen Lagerstätte in der Nähe des Fensters stand.

Virgilova erschien auf der Schwelle: „Die Vinska schlaft schon," sagte sie, „jetzt kannst sie nicht mehr sehen, warum kommst so spät. Mußt auch gleich zum Bürgermeister."

„Ich?"

„Sollst ihn selbst bitten, daß er dich beim Lehrer laßt und —" sie senkte die Stimme zu kaum hörbarem Geflüster, „und mußt ihm auch ein Mittel bringen."

„Aha!" Pavel begriff sogleich, um was es sich handelte. Er war oft genug seiner Prinzipalin verschwiegener Bote bei

Kranken gewesen und teilte mit dem ganzen Dorfe den Glauben an ihre Kunst und an die Heilkraft ihrer Medikamente. So streckte er die Hand aus und sprach: „Gebt her."

Sie reichte ihm das Fläschchen mit dem harmlosen Inhalt und schärfte ihm umständlich die Vorsichtsmaßregeln ein, unter denen es „auf dreimal" zu leeren sei. „Geh durch den Garten," schloß sie, als der Junge ungeduldig zu werden begann und ihr nur noch mit halbem Ohr zuhörte: „halt dich weit von der Straße, daß dich der Nachtwächter nicht sieht. Die Magd weiß, daß du kommst, und wird dir aufmachen."

Mit ein paar Sätzen war Pavel auf dem Feldrain, einen Augenblick hob sein dunkler Schatten sich vom bleigrauen Horizont ab, dann war er verschwunden.

Virgilova trat auf ihren Mann zu, faßte ihn am Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort. „Jetzt laufst dem Buben nach und sagst ihm: Bald hätt die Frau vergessen; das da muß er zuerst austrinken und das Flascherl gleich wieder zurückschicken, damit die Frau es im Mörser zerstoßen und das Pulver auf sieben Maulwurfshügel streuen kann, sonst hilft alles nichts. So sagst ihm und das gibst ihm."

Sie drückte ihm etwas Kleines, Kaltes in die Hand, bei dessen Berührung ihn schauderte.

„Um Gottes willen, ist da was Unrechtes drin?"

„'s is was gegen die Schmerzen, die werden gut davon."

„Wie den Ratzen ihre," sagte er und fügte, plötzlich in Zorn geratend, hinzu: „Warum hast du's nicht gleich dem Buben mitgegeben, warum soll ich's hintragen?"

Sie kicherte: „Daß du nicht sagen kannst, wenn's aufkommt: Ich weiß nichts, daß du mich nicht sitzen lassen kannst, wie du gern möchtest, wenn's schief geht. Darum, du Feigling. Und jetzt lauf."

Er trat von ihr weg: „Ich geh nicht," sagte er.

„So laß ihn leiden!... Niemand weiß, was der noch

leiden muß. Sein eigener Sohn könnt ihm nichts Besseres tun, als ihn erlösen. Er wird zu seinem Sohn noch sagen: ‚Bring mich um, oder ich fluch dir!‘ ... Lauf, lauf! ... Willst noch nicht? ... So laß ihn leiden, wie einen gebissenen Hund, damit er Zeit hat, die Vinska in den Brunnen zu jagen und den Sohn um sein Glück zu fluchen und sich selber ums ewige Leben.“

Sie sprach leise mit heftiger und furchtbarer Beredsamkeit, und Virgil zuckte unter dem Schwall ihrer Worte wie von tausend Nadeln gestochen. „Ein Liebeswerk,“ schloß sie, „ein Werk der Barmherzigkeit, den zu erlösen. Was ein rechter Mann wär, tät's um Gottes willen.“

Er keuchte, es war ihm gräßlich zu sehen, daß die Augen seines Weibes in der Dunkelheit glimmten von eigenem fahlen, weißlichen Licht.

„Um Gottes willen? ... Um Gottes willen also,“ wiederholte er, wendete sich und trat seine Wanderung an.

Das Gäßchen, dem er zueilte, wurde von der Rückwand einiger Scheuern und vom Zaun des Bürgermeistergartens gebildet. An der Ecke des letzteren angelangt, blieb Virgil stehen. Hinter dem Zaune regte sich's ... Ein Geflüster drang an des Alten Ohr, ein zärtliches Liebesgeflüster, ein Seufzen, Kosen, Küssen, ein Abschiednehmen für eine Nacht, als wär's für die Ewigkeit ... Es sind die Zwei, dachte Virgil, es ist der Racker, der da küßt und herzt — der Racker, für den ich hingehen und töten muß ... Muß ich? ... War gestern bei der Beicht, und geh aufs Monat wieder ... Und das könnt ich nicht beichten, und dafür gibt's keine Absolution, dafür gibt's nur die Hölle. — Am vorigen Sonntag hat der Pfarrer von ihr gesprochen und ihre Qualen ausführlich geschildert.

Der Hirt eilt immer noch vorwärts, seine Zähne schlagen zusammen, es pfeift laut in seiner Brust. Heulen und Zähneklappern, das ist schon die Hölle, er trägt sie schon in sich ... Außer ihm ist sie aber auch, die Dunkelheit ist Hölle ... Und

was wandert da vor ihm her, was für ein breiter, schwarzer Strich, noch schwärzer als die Finsternis? — Ei, der Pavel! blitzt es durch das chaotische Wirrsal seiner Vorstellungen. Ruf ihn — so ruf ihn doch, ermahnt er sich selbst ... Wozu? Nun, um ihm das Gift ... er denkt es nicht mehr aus. Ihm ist, als ob sein Kopf wüchse und groß würde wie ein Zehneimerfaß, und als ob seine Füße so schwach und dünn würden, wie Weinruten; und diese schwachen Füße sollen den ungeheuren Kopf tragen und die Hölle, die er in der Brust hat? Das geht nicht, das nicht ... Was aber geschieht jetzt? Heiliges Erbarmen ... Der schwarze Strich verändert die Form, und es ist nicht Pavel, es ist der leibhaftige Teufel, hinter dem Virgil einhergeht, der Teufel, der sich nicht einmal nach ihm umsieht, so sicher ist er: Der folgt mir gewiß. Dem Hirten schwindelt und er bricht zusammen. „Nein!" würgt er hervor, „nein, ich tu's nicht! Herrgott im Himmel, gebenedeite Dreifaltigkeit, verzeih mir meine Sünden!" Und vor dem Namen des Höchsten und Heiligsten verrinnt der Spuk, und es ist Pavel, der sich jetzt über den Alten beugt und fragt: „Was wollt denn Ihr da?"

„Ich, ich?" schluchzt Virgil und klammert sich mit beiden Händen an ihm fest: „Ich — nichts. Gift hab ich bringen sollen, aber ich tu's nicht ..."

Er erhob sich, den Arm Pavels immer festhaltend, zertrat das Fläschchen und stampfte die Scherben in die Erde.

„Schau mir zu," rief er, „bleib da und schau mir zu."

„Laßt mich aus, Ihr seid einmal wieder betrunken," sprach der Junge, machte sich los von Virgils krampfhafter Umklammerung und stieg über den Zaun in den Garten.

Am nächsten Morgen erwachte Pavel aus tiefem Schlafe. Die Tür der kleinen Kammer, die ihm der Lehrer als Wohnstube angewiesen hatte, war aufgerissen worden; im Dämmerschein des grauenden Herbsttages stand der Schulmeister da und rief: „Steh auf! beeil dich — du mußt die Sterbeglocke läuten."

„Für wen denn?“ fragte Pavel und regte die schlummerschweren Glieder.

„Für den Bürgermeister.“

Der Junge sprang empor wie angeschossen.

„Er ist tot, ich gehe hin, besorg du das Läuten,“ sprach Habrecht und eilte hinweg.

Pavels erste Empfindung war Schreck und Staunen. Der Bürgermeister, dem er gestern das Mittel gebracht hat, das ihn gesund machen sollte, nicht genesen? gestorben — nicht genesen?... Das Mittel hat nicht geholfen! Gott hat's nicht gewollt, darum vielleicht nicht, weil er's wohlmeint mit Pavel, dieser gute Gott. Er hat vielleicht den Bürgermeister sterben lassen, damit der Pavel nicht zwingen könne, noch länger bei Virgil zu bleiben.

Der Junge flog aus dem Hause und über den Hof, die Treppe zum Glockenturm hinauf, und läutete, läutete mit Andacht, mit Inbrunst, mit feierlicher Langsamkeit. Und dabei betete er still und heiß für das Seelenheil des Verstorbenen.

Als er vom Turme herunterkam, traf er den Herrn Pfarrer, der, auf dem Heimweg aus dem Sterbehaus, den verdeckten Kelch in den Händen, eben im Begriff war, in die Kirche zu treten. Pavel sank auf die Knie vor dem heiligen Viatikum, und der Priester ließ im Vorübergehen einen Blick so voll Verdammnis und Verwerfung über ihn hingleiten, daß er erschrocken zusammenfuhr, an die Brust schlug und sich fragte: ‚Ist er böse auf mich, weil er sich vielleicht auch denkt, daß der Bürgermeister meinetwegen hat sterben müssen?‘

Er ging in die Schule zurück und nach seiner Stube und hatte diese kaum erreicht, als auch schon Vinska hereinstürzte, verstört, ganz außer sich.

Sie hatte die Kleider nur hastig übergeworfen, das Tüchlein fiel ihr vom zerzausten Haar in den Nacken, ihr Gesicht war

totenbleich, und mit den Gebärden wilder Verzweiflung warf sie sich vor Pavel hin.

„Erbarm dich!" rief sie, „du bist besser als wir alle. Guter Pavel, weil du so gut bist, erbarm dich unser ... Wir waren immer schlecht gegen dich, aber erbarm dich doch, erbarm dich meines alten Vaters, meiner alten Mutter, erbarm dich meiner!"

Sie preßte das Gesicht an seine Knie, die sie umschlungen hatte, und sah flehend zu ihm empor. Er war noch bleicher geworden als sie, eine unheimliche Wonne durchschauerte ihn: „Was willst du?" fragte er.

„Pavel," antwortete sie und drückte sich fester an ihn, „das Fläschchen, das du gestern gebracht hast, hat der Tote, wie sie ihn gefunden haben, in der Hand gehalten, und die Leute sagen — und der Peter sagt auch, es ist Gift."

„Gift?" Die nächtliche Szene mit Virgil fiel ihm plötzlich ein; „ja von Gift hat dein Alter geredet ... Otterngezücht! Ihr habt den Bürgermeister vergiften wollen ..."

„So wahr Gott lebt," beteuerte Vinska, „ich hab von nichts gewußt ... Und auch so wahr Gott lebt: Es ist nichts Böses geschehen ... Glaub mir. — Der Bürgermeister ist an seiner Krankheit gestorben, nur früher als der Doktor gemeint hat, und das Mittel, das du gebracht hast, war ein gutes Mittel ... Man wird es schon sehen bei Gericht, denn es kommt vors Gericht, der Peter will's!"

Keuchend, in namenloser Aufregung, brachte sie diese Worte hervor, und ihr starrer Blick hielt den seinen fest.

„Wenn's so ist," entgegnete Pavel, „vor was fürcht'st dich?"

„Vor was! Weißt nicht, wie die Leute sind? ... Wenn die Mutter vors Gericht kommt und wird zehnmal losgesprochen, deswegen heißt's doch, losgesprochen ist nicht unschuldig ... Die Mutter darf nicht vors Gericht kommen, Pavel — Pavel!"

Sie wiederholte seinen Namen in allen Tonarten des Jammers, ihr zarter Körper schmiegte sich schlangenmäßig an

ihm empor, und er mit widerstrebender Seele, voll Argwohn und Groll, verschlang sie mit den Augen.

„Ich kann nicht helfen," murmelte er.

„Du kannst! Du brauchst nur zu wollen, du brauchst nur sagen ... sag es, Pavel, guter, guter Pavel!"

„Was denn? was soll ich sagen?"

„Daß dich niemand geschickt hat," stammelte sie zagend, „daß du von selbst zu ihm gegangen bist."

„Von selbst?" brach er aus, „was werd denn ich von selbst zu ihm gehen? was werd denn ich ihm bringen von mir selbst? ich weiß ja nichts."

„O Lieber, Allerliebster! ein Hirt weiß immer was. Du hast oft Kräuter gekocht für die kranken Ziegen und Schafe und hast halt gemeint, was für die so gut ist, kann auch für einen kranken Menschen gut sein ... Das sag, Pavlicek, wenn sie dich fragen." Sie küßte ihn, der ihr nicht mehr wehrte, auf seine brennenden Lippen. „Das sag, und dann nur alles wie es war, wie du dich eingeschlichen hast in seine Stube, und was er gesagt hat, wie er dich gesehen hat."

„Da hat er ja nichts gesagt."

„Nichts gesagt?"

„Nichts, aber fürchterlich geglotzt."

„Und du?"

„Und ich hab ihn gebeten, daß er mich beim Herrn Lehrer lassen soll."

„Und dann? Weiter, Pavlicek, weiter."

„Dann hat er mit dem Kopf gemacht: Nein, nein, und noch fürchterlicher nach dem Mittel geglotzt und gewinkt, daß ich ihm davon geben soll."

„Und du hast ihm davon gegeben?"

„Ja."

„Und niemand war dabei?"

„Niemand."

„Und die Magd? Ist die draußen an der Tür gewesen?"

„Die ist draußen an der Tür gewesen."

„Und was hat sie gesagt?"

„Sie hat gesagt: Gott geb's, daß das Mittel hilft."

„Und du?"

„Ich hab auch gesagt! Gott geb's."

„Und wie du in den Garten hinausgekommen bist, war niemand dort?"

„Der Peter," sprach Pavel mit Bestimmtheit, „er hat mich gehört und mir nachgeschrien."

„Das ist gut, alles gut, das mußt du alles aussagen," flüsterte Vinska und umarmte ihn, als ob sie ihn ersticken wollte, „und es wird dir nichts geschehen, sie sind ja gescheit bei Gericht und wissen gleich, ob ein Mittel giftig ist oder nicht. Dir wird nichts geschehen, und uns wird geholfen sein, ... ich bitt dich also, erbarm, erbarm dich!"

Sie sah ihn an wie ein in Todesangst Ringender den Retter, von dem er sein ganzes Heil erwartet, und ein wonniges Gefühl der Macht schwellte die Brust des verachteten Jungen.

„Was krieg ich, wenn ich's tu?" rief er übermütig und packte sie an beiden Armen. „Wirst du dann den Peter stehen lassen und mich nehmen?"

Wilde Verzweiflung flog über ihre Züge, von Zorn übermannt, vergaß sie alle Klugheit. „Dummer Bub — so war's nicht gemeint!"

Sie schrie es fast und suchte sich von ihm loszumachen.

Er spottete: „Nicht? warum also gibst mir Küsse und nennst mich Allerliebster? ... Soll ich statt eurer vor Gericht, damit der Peter dich nehmen kann? Das willst?"

„Das will ich!" sprach sie finster; „das muß ich. Dummer Bub! ..." Sie trat einen Schritt zurück und hob die gerungenen Hände. „Ich muß als Weib ins Bürgermeisterhaus oder in den Brunnen."

„Du mußt? — mußt? — mußt?“ ... Er hatte begriffen und stöhnte auf in qualvollem Entsetzen ... „Nichtsnutzige!“

Ihre Augen schlossen sich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen. „Ich hab geglaubt, daß du mich lieb hast und mir helfen wirst,“ sprach sie mit weicher Stimme, „aber du willst nicht.“

Sie schwieg, ihm raubten Grimm und Schmerz den Atem. Eine Weile standen sie wortlos vor einander; er, im Begriff auf sie loszustürzen, um sie zu erwürgen, sie auf das schlimmste gefaßt und sich darein ergebend.

„Vinska,“ begann er endlich, und sie, bei diesem Ton, so trotzig er auch klang, sie faßte wieder Hoffnung.

„Was — guter, guter Pavel?“

„Nichtsnutzige!“ wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie wollte sich von neuem vor ihn niederwerfen, da hob er sie in seinen Armen auf, trug sie zur Tür und stieß sie hinaus. Noch einmal wendete sie sich vernichtet, zerknirscht:

„Was wirst du sagen vor Gericht?“

„Ich werd schon sehen, was ich sagen werd,“ antwortete er. „Geh.“

Sie gehorchte.

X.

Im Bürgermeisterhause herrschten Verwirrung und Schrecken. Zum zehnten Male erzählte Peter den Neugierigen, die in die Sterbestube hereindrangen, wie er noch vor Mitternacht mit seinem Vater gesprochen und dann in die Kammer nebenan schlafen gegangen sei, und wie ein paar Stunden später ein Röcheln ihn geweckt habe ... Wie er aufgesprungen, zum Vater gestürzt, ihn schon in den letzten Zügen gefunden und den

Knecht nach dem Prieſter und die Magd nach dem Doktor geſchickt... Und wie beide zu ſpät gekommen... Und wie der Doktor, da er nach der Hand des Toten griff, die zur Fauſt geballte faſt gewaltſam hatte öffnen müſſen, um ihr ein halb geleertes Fläſchchen entnehmen zu können, das die Finger, im Todeskampf erſtarrt, noch feſthielten.

Die Zuhörer drückten ihre Teilnahme durch Seufzen und Klagen aus, und Peter fuhr fort:

„Der Pfarrer ſchaut. Was iſt das? fragt er, und der Doktor ſchaut auch, und wie er ſchon iſt, ſagt nichts — Herrgott im Himmel, ruft der Pfarrer: Iſt ihm ſein Leiden zu viel geworden? Iſt er in Todſünde geſtorben? Er iſt an einer Verblutung geſtorben, ſagt der Doktor, und das Fläſchchen führt er an die Naſe: und das iſt Kamillengeiſt! ſagt er."

„Wer's glaubt," fiel ein altes Weib dem Peter in die Rede, und er ſchluchzte auf.

„Wer's glaubt, das hab ich auch geſagt! Gift hat mein Vater bekommen, ich hab am Abend einen Kerl aus dem Garten ſchleichen ſehen, und ich glaub, ich kenn ihn, ſag ich, reiß die Magd her und geb ihr eine und ſag: Wer war geſtern am Abend im Zimmer bei meinem Vater? — Der Pavel, platſcht ſie heraus und fällt auf die Knie, Euer Vater hat befohlen, daß man ihn hereinlaſſen ſoll... Schlagt mich tot, aber darauf ſchwör ich! Euer Vater hat befohlen, daß man ihn hereinlaſſen ſoll, ich ſag, wie's iſt, und weiter weiß ich nichts."

Bei dieſer Stelle ſeiner Erzählung brach Peter regelmäßig in ein raſendes Weinen aus. Er warf ſich über die Leiche ſeines Vaters, und der rohe harte Burſche wimmerte wie ein Kind. „Schon lange iſt mir meine Mutter geſtorben, und jetzt hab ich auch keinen Vater mehr. Eine Waiſe bin ich und ganz verlaſſen!"

Im Publikum, das mit Spannung den Ausbrüchen ſeines aufrichtigen Schmerzes lauſchte, erhoben ſich anklagende Stim-

men gegen Pavel. Der schlechte Bub hat die Hand im Spiel bei dem Unglück mit dem Bürgermeister. Dem schlechten Buben, der vermutlich lieber auf der faulen Haut liegt als arbeitet, ist der Dienst beim Hirten zu schwer gewesen. Er hat fort gewollt, aber nicht dürfen ohne Erlaubnis des Bürgermeisters, und weil der unerbittlich geblieben ist und die Erlaubnis nicht gegeben hat, so oft der Bub sie auch von ihm verlangt, so hat der schlechte Bub sich jetzt gerächt und den Bürgermeister aus der Welt geschafft.

Die Legende war bald fertig, verbreitete sich rasch im Dorfe, fand Glauben und stachelte die Leute auf zur Entfaltung einer ungewohnten Energie. Die ihres Oberhauptes beraubte Ortsbehörde entsandte einen Boten nach dem Bezirksamt, um für alle Fälle den Gendarm zu holen, während einige Heißsporne nach der Schule liefen, um — auch für alle Fälle — den Giftmischer durchzuprügeln. Indessen fanden sie das Haus versperrt. Der Lehrer hatte, gleich nachdem das für Pavel so bedrohliche Gerücht zu ihm gedrungen, ein Verhör mit dem Burschen angestellt, ihn dann in die Schulstube eingeschlossen und sich zum Doktor begeben. Bei dem waren bereits der Herr Pfarrer, der Peter, Anton der Schmied und einige Bauern versammelt.

Der Pfarrer saß in dem großen schwarzen Lehnstuhl in einer Ecke des Fensters; in der andern, die Hände auf dem Rücken, hielt sich der Doktor. Den beiden Honoratioren gegenüber standen, einen regelmäßigen Halbkreis bildend, die Bauern.

„Ach, da kommt ja der Herr Lehrer," sprach der Pfarrer mit seiner leisen, etwas heiseren Stimme.

„Sie werden wohl schon wissen, um was es sich handelt," bemerkte der Doktor, um dessen bläuliche Lippen ein kaum wahrnehmbares Lächeln spielte.

Peter rief: „Der Pavel hat meinen Vater vergiftet!"

„Weiß man noch nicht," murmelte Anton.

„Und muß ins Kriminal," fuhr Peter fort, und Anton wiederholte:

„Weiß man noch nicht," worauf Peter den Trumpf setzte:

„Ich steh nicht ab, er muß ins Kriminal."

„Vorläufig," sagte Habrecht, „habe ich ihn in die Schulstube eingesperrt."

Der Pfarrer stutzte. „So glauben auch Sie?..." Er hielt fast erschrocken inne, wie jemand, der sich verschnappt hat, und dem das sehr unangenehm ist.

Habrecht bemerkte es und hielt sich schadenfroh an das bedeutungsvollste Wort in dem übereilt ausgesprochenen Satze. „Auch?" wiederholte er nachdrücklich, „nämlich wie Euer Hochwürden?"

Eine leichte Röte erschien auf den eingefallenen Wangen des Priesters.

„Ich dachte an die vox populi," sagte er.

„Ja so: — die entstellte vox Dei."

Nun öffnete sich die Tür, ein großer, vom Alter schon gebeugter Mann mit graugelbem Haar und ziegelrotem Gesicht, der Viertelbauer Barosch trat ein. Er ging auf den Pfarrer zu, küßte ihm die Hand und meldete, der Gendarm komme schon.

„Was soll der Gendarm?" fuhr Habrecht ihn an, und Barosch richtete seine starren, immer erstaunten, immer um Verzeihung bittenden Branntweintrinkeraugen demütig auf den Lehrer und antwortete:

„Den Buben aufs Bezirksgericht führen."

„Was soll der Bub auf dem Bezirksgericht?"

„Gestehen."

„Was denn?"

„Daß er dem Bürgermeister etwas gebracht hat."

„Das gesteht er ja ohnehin."

„So?" sprach der Pfarrer, „das hat er Ihnen gestanden?"

„Er würde es auch Ihnen gestehen."

„Da wäre ich doch begierig, Herr Lehrer. Da möchte ich Sie doch bitten, lassen Sie ihn rufen, haben Sie die Güte."

„Ich geh um ihn!" schrie Peter und wollte schon davoneilen; Anton hielt ihn fest:

„Nicht du, du bist wie ein Narr. Ich geh, Herr Lehrer."

Aber Habrecht dankte auch ihm für das Anerbieten, verließ die Stube und kehrte nach einer Weile, von seinem Schützling begleitet, zurück.

Peter konnte nur mit größter Mühe verhindert werden, über den Buben herzufallen, drohte ihm und rief, so laut die atemberaubende Wut, die ihn beim Anblick Pavels ergriffen hatte, es erlaubte: „Schaut ihn an, den Hund! Sieht man ihm nicht an, was für ein Hund der Hund ist?"

Und wirklich konnte der Zustand, in dem der Junge vor die höchsten Instanzen seines Dorfes trat, ein günstiges Vorurteil für ihn nicht erwecken. Der Kopf schien ihm zu brennen, eine scheue und finstere Qual sprach aus dem glühenden Antlitz und entsetzlicher, unstillbarer Haß aus den Blicken, die er, hinter halbgeschlossenen Lidern hervor, auf seinen Hauptankläger, auf Peter warf.

Habrecht legte die Hand auf seine Schulter und schob ihn vor sich hin in die Fensterecke, zwischen den Pfarrer und den Doktor hinein.

Der Pfarrer betrachtete den Jungen schweigend, räusperte sich und fragte ruhig und geschäftsmäßig: „Ist es wahr, daß du dich gestern abend in das Haus des Bürgermeisters geschlichen und ihm etwas gebracht hast?"

Pavel nickte, und durch den Kreis der Bauern lief ein Geflüster triumphierender Entrüstung.

„Was war das, was du ihm gebracht hast?"

„Es war eine gute Medizin."

„Wie bist du zu der guten Medizin gekommen?" fiel nun Habrecht ein.

Pavel schwieg, und der Lehrer fuhr fort:

„Hat dich nicht vielleicht jemand zum Bürgermeister geschickt mit der guten Medizin?"

Der Junge erschrak und versetzte rasch: Nein, ich habe sie von mir selbst gebracht."

„Woher weißt du denn auf einmal etwas von guten Medizinen?" mischte der Doktor sich ins Verhör, und Pavel erwiderte:

„Ein Hirt weiß immer was."

„Er lügt," erklärte der Lehrer; „er will oder darf die Wahrheit nicht sagen."

„Und was halten Sie für die Wahrheit?" fragte der Pfarrer, dessen Gelassenheit vorteilhaft abstach von der nervösen Unruhe Habrechts. Dieser sprach:

„Für die Wahrheit halte ich, daß der Junge zum kranken Bürgermeister geschickt worden ist, und zwar durch die Kurpfuscherin, die Frau des Hirten."

Pavel schrie auf: „Sie hat mich nicht geschickt! ich bin von selbst gegangen," und Peter wiederholte zornig:

„Von selbst, er gibt's zu, aber der Herr Lehrer nicht. Der Herr Lehrer will unschuldige Leute hineinbringen ... das verzeih Gott dem Herrn Lehrer. Der Bub hat mit den Leuten, die der Herr Lehrer hineinbringen will, schon lange nichts mehr zu tun, der Bub ist schon lang beständig beim Herrn Schullehrer in der Schul."

„Mich wundert nur," entgegnete ihm der Doktor, „daß dein Vater das Mittel, das der Bub ihm von sich aus gebracht hat, so ohne weiteres eingenommen haben soll; außer — er hätt's extra beim Buben bestellt, was mir auch nicht recht einleuchten will."

„Sag ganz genau, wie es zugegangen ist," wendete sich der Pfarrer an Pavel. „Du hast dich also gestern in die Stube des Bürgermeisters geschlichen?"

„Ja."
„Und was hast du gesagt?"
„Guten Abend, Herr Bürgermeister."
„Und was hat er gesagt?"
„Nichts."
„Und was hat er getan?"
„Mir gewinkt, ich soll ihm das Mittel geben."
„So hat er also gewußt, daß du ein Mittel bringen wirst?"

Pavel antwortete nicht, er hatte den Kopf vorgestreckt und lauschte einem Geräusch von Schritten und Stimmen, die sich der Tür näherten. Abermals wurde sie geöffnet, der Gendarm Kohautek, auch der heiße Gendarm genannt, erschien, gefolgt von den Gemeinderäten.

Die Schwüle, die im Zimmer herrschte, nahm plötzlich so sehr zu, als hätte man einen geheizten Ofen hereingestellt; und alle diese Hitze schien von dem vor Berufseifer glühenden Kohautek auszugehen. Aber nur aus den Augen loderten die inneren Flammen, und wie warm ihm immer war, verrieten allein die kleinen Schweißtropfen, die auf seiner Nase perlten. Sein Gesicht war von schöner, klarer Olivenfarbe und rötete sich nie.

Er begann sogleich seines Amtes zu walten und die Vorerhebungen einzuleiten. Der ganze Mann war nur eine Drohung, wenn er das Wort an den Angeklagten richtete, und doch fühlte sich dieser seit der Anwesenheit des Gendarmen ruhiger und sicherer; er glaubte, einen Stein im Brett bei Kohautek zu haben, seitdem er einmal wegen eines Geflügeldiebstahls von ihm verdächtigt und später unschuldig befunden worden war. Der Gendarm stellte an Pavel ungefähr dieselben Fragen, die man schon an ihn gestellt hatte, er erhielt dieselben Antworten und gelangte endlich auch zu dem dunklen Punkte in der Sache, zu der Provenienz des corpus delicti, des „Flascherls". Über die Provenienz dieses corpus, dieses Flascherls, mußte der Bub eine Aussage machen. Er mußte! Kohautek vermaß sich, ihn

gleich dazu zu bringen, fragte, ermunterte, warnte vor der Gefahr, in die Pavel sich durch sein eigensinniges Schweigen versetzte. Alles umsonst. Der Bub blinzelte ihm fast vertraulich zu und blieb taub für seine Ermahnungen, wie für die des Geistlichen und wie das flehende Beschwören Habrechts, blieb unempfindlich für die Beschimpfungen, mit denen Peter und seine Gesinnungsgenossen ihn überschütteten.

Zuletzt verstummte er völlig, und die Bauern sahen darin den deutlichsten Beweis seines Schuldbewußtseins. Peter spie vor ihm aus.

„Er geht ins Kriminal! Er hat meinen Vater vergiftet."

„Mit Kamillengeist," sagte der Doktor, nahm das Fläschchen aus der Tasche und hielt es dem Besonnensten aus der Gesellschaft, dem Schmied Anton, unter die Nase.

Der roch daran, zog die Achseln in die Höhe und sprach: „Ja, ja — nach Kamillen riecht's — aber ..."

„Nun? — Aber?"

„Aber was es ist, weiß man nicht."

Der Lehrer, an dem alles bebte und der fortwährend vor sich hinmurmelte: „Vernünftig, vernünftig, haltet Ruhe, meine Nerven," versetzte nun: „Was meint ihr, ihr Leute, wenn das Gift wäre, würde ich davon trinken? Seht her! ich trinke!" Er erbat sich das Fläschchen vom Doktor und tat einen Schluck daraus: „Nun seht, ich habe getrunken und befinde mich wohl und werde mich morgen auch noch wohl befinden."

Ein wenig stutzten die Bauern, sahen den Schulmeister scheel an, traten näher zusammen und wisperten miteinander.

„Was meint ihr! was sagt ihr?" fragte Habrecht.

Barosch seufzte, schüttelte den Kopf, verzog den breiten schmunzelnden Mund. „Ja," brachte er endlich hervor, „ja, das ist keine Kunst — jetzt ist freilich nichts Giftiges mehr drin."

„Wie so? Es ist dasselbe Fläschchen, und was früher drin war, ist noch drin, das heißt ein bißchen weniger."

„Ja, das Giftige, das war schon weggetrunken, das hat der Bürgermeister beim ersten Zug bekommen ... Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben."

„Schwimmt oben!" wetterte Peter, und der Schulmeister sprang mehrmals empor vor Zorn und Entrüstung.

„Sie hören, Sie hören!" rief er dem Pfarrer zu. Der Geistliche behielt seine leidende Miene und seinen Gleichmut und erwiderte die Anrufung Habrechts nur mit einer bedauernden Gebärde. Der Gendarm stand unbeweglich und strahlte knirschend Hitze aus; der Doktor hingegen verlor die Geduld. Er, dem man nachsagte, daß er mit seinen Worten so sparsam sei, als ob ihn jedes einen Guldenzettel koste, brach in eine Rede aus:

„O du nie überwundene, ewig triumphierende Dummheit! Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben. — Da haben wir's, da wissen wir's, bleiben wir nur gleich dabei, eines Besseren überzeugen kann uns ohnehin keine Macht der Welt. Und wenn der Allweise selbst vom Himmel herunterstiege und sich aufs Beweisen und Widerlegen einlassen wollte, er hätte den Weg umsonst gemacht."

Die Bauern hörten diese Anklage an, ohne recht zu wissen, was sie daraus machen sollten, aber mit steigendem Entzücken hatte Pavel ihr gelauscht. Der Doktor staunte über das Verständnis, das ihm sieghaft und wonnevoll aus den fest auf ihn gerichteten Augen des Jungen entgegenleuchtete. Dieser hatte zum ersten Male in seinem Leben den Kopf stolz und gerade emporgehoben, sog jedes Wort des Doktors wie eine köstliche Labe förmlich in sich hinein und schlug, als das letzte gesprochen war, ein wildes herausforderndes Gelächter auf.

Da brach die Empörung über ihn los. Kohautek vermochte im ersten Augenblick nichts zu seinem Schutze: trotz verzweifelter Gegenwehr wurde Pavel niedergeworfen, mißhandelt, mit Füßen getreten. Der Gendarm mußte seine ganze Autorität, und Anton, der sich ihm zur Seite stellte, die ganze Kraft seiner Fäuste

aufbieten, um den Jungen den Ausbrüchen der sinnlosen Wut seiner unbefugten Richter zu entreißen. Eine rasche, kurze Beratung mit dem Geistlichen, dem Lehrer und dem Doktor, und Kohautek beschloß, Pavel mitzunehmen aufs Gericht.

„Ich tu's nicht," rief er, „weil ich ihn für schuldig halte; ich tu's, weil ihr Bestien seid, vor denen ich ihn in Sicherheit bringen will. Spann einer ein."

„Ich," schrie Peter, „ich führ ihn," und war mit einem Sprung aus dem Zimmer.

Der Geistliche warf einen Blick durch das Fenster. Vor dem Hause hatten sich Gruppen gebildet, die dem Lärm, der auf die Straße herunterdrang, horchten und einzelne Worte, die zu unterscheiden ihnen möglich gewesen, in großer Aufregung nachsprachen.

Die Bewegung stieg aufs höchste, als Peter mit seinem Wägelchen gefahren kam, und der Gendarm mit Pavel und dem Lehrer, der den Jungen auf seinem schweren Gange nicht verlassen wollte, in der Tür des Doktorhauses sichtbar wurden. Habrecht stieg zu Peter auf den vorderen Sitz, auf dem rückwärtigen nahm der Gendarm neben dem Delinquenten Platz. Flüche, drohende Mienen und Gebärden begleiteten das davonrollende Gefährt. Peter lenkte es so langsam durchs Dorf, daß die gesamte Straßenjugend Zeit hatte, sich ihm anzuschließen und ihm das Geleite zu geben. Sie tat es unter Jubeln und Jauchzen. „Da fahrt er!" schrie eine Stimme aus der Rotte. „Da fahrt er!" schallte es im Chor.

„Wohin fahrst?" rief ein kleiner verwachsener Fratz, und ein bildhübsches Häuslerkind, ein blauäugiges Mädchen, eines der lustigsten in der verwegenen Bande, an deren Spitze Pavel einst auf Holzdiebstahl in den Wald gezogen war, lachte zu ihm hinauf:

„Fahrst zum Vater oder zur Mutter?"

Die ausgegebene Parole pfiff in unzähligen Wiederholungen

durch die Luft, immer ärger wurde das Treiben, und endlich hieb Peter auf Befehl des Gendarmen mit der Peitsche in die vor Schadenfreude und Lust am Quälen berauschte Schar. Sie schien sich zu verlaufen, schlug aber nur einen kürzeren Weg ein und faßte Posto hinter einer Johannisstatue, die zwischen Bäumen am Ende des Dorfes stand. Als das Wäglein dort ankam, wurde es mit lautem Hallo und einem Hagel von Erdklumpen und Steinen empfangen. Kohautek fluchte, Peter trieb die Pferde an, Habrecht zog den Rock über die Ohren, Pavel saß regungslos. Erst als das Gefährt auch seinen ausdauerndsten Verfolgern entronnen war, bückte er sich und warf die Steine, die in den Wagen gefallen waren, ruhig hinaus, alle, bis auf den letzten, den kleinsten, den betrachtete er aufmerksam und nachdenklich und steckte ihn dann in die Tasche.

„Was willst du mit dem Steine?" fragte der Gendarm.

„Wenn ich mir einmal ein Haus baue — und ich bau mir eins" — lautete die Antwort, „leg ich den Stein unter den Riegel der Tür, damit ich mich erinnern muß bei jedem Ein- und Ausgehen, wie die Leute mit mir gewesen sind."

Eine Stunde später war man am Bestimmungsorte angelangt. Der Bezirksrichter ließ Pavel vor sich führen und schien eher geneigt, an seine Schuld als an seine Unschuld zu glauben. „Denn," pflegte er zu sagen, „was mich betrifft, ich denke von dem Menschen nicht das Schlechte, sondern das Allerniederträchtigste."

Die Gerechtigkeit nahm ihren Lauf, die Obduktion der Leiche des Bürgermeisters wurde angeordnet. In Abwesenheit des Gerichtschemikers nahm sein Stellvertreter, ein sehr zuversichtlicher junger Mann, die Analysen in höchst eleganter Weise vor und konstatierte schlankweg die Anwesenheit von Gift im Magen und in den Eingeweiden des Toten. Da gab es für Pavel eine Reihe böser Tage, doch blieb er standhaft und benahm sich vor dem offiziellen Richter genau so, wie er sich beim

Verhör daheim im Dorfe benommen hatte. Seine Leiden nahmen ein Ende bei der Rückkehr des Gerichtschemikers, der die Arbeiten seines grünen Rivalen einer Prüfung unterzog, ihre Mangelhaftigkeit dartat und im Einverständnis mit dem Amtschirurgen und dem Kreisphysikus unwiderleglich bewies, der Bürgermeister sei nicht an Gift, sondern an seiner Krankheit gestorben.

Fast unmittelbar darauf erfolgte Pavels Freisprechung und seine Entlassung aus der Haft. Peter, sein Hauptankläger, wurde in die Kosten verurteilt.

Am letzten Sonntag, den Pavel in der Untersuchungshaft zubrachte, hatte Habrecht die Erlaubnis erhalten, ihn zu besuchen. Der Lehrer war tief bewegt beim Wiedersehen.

„Zwei Monate im Arrest!" rief er aus, „so weit hast du's gebracht, du Feind deiner selbst. Pavel, Pavel! viel Böses haben die Menschen dir schon getan, aber keiner von ihnen so viel wie du dir selbst." Er fragte ihn, was er denke in den langen einsamen Tagen und Nächten.

„Nicht viel! in der Nacht schlaf ich, und bei Tag arbeit ich, sie haben mir Werkzeug geliehen," erwiderte Pavel und holte unter seinem Bett das Modell eines Hauses hervor. Sein zukünftiges Wohnhaus, das er im kleinen äußerst genau hergestellt, mit Fenstern und Tür und strohgedecktem Dache. Ein merkwürdiger Kontrast, der Bursche mit den groben Händen und diese zierliche Arbeit. Er hatte das für seine Schwester Milada gemacht und bat Habrecht, es mitzunehmen und ihr zu schicken, bat den Lehrer auch, ihr zu schreiben, seine Schwester solle wissen, daß er unschuldig sei. Habrecht versprach es zu tun, verschwieg aber, daß er zwei umfängliche Briefe an die Frau Oberin gerichtet hatte, in denen die Sachlage gewissenhaft und mit ehrlicher Breite dargelegt wurde, und Pavel so rein erschien wie ein Osterlämmchen aus Zucker. Beide Sendschreiben waren in Form und Inhalt Muster von jener Höflichkeit, die sich nie

genug tut, weil sie einem unstillbaren Herzensbedürfnisse entspringt. Leider hatte sie zur Nachahmung nicht angespornt; Habrechts Briefe waren unbeantwortet geblieben.

Es war gegen Ende Januar, der Tag mild, der Schnee begann zu schmelzen, schmale, braune Bäche flossen die Abhänge herab. Trübselig schielte die Sonne durchs weiße Gewölk, die entlaubten Bäume an der Straße warfen bleiche Schatten auf den sumpfartig schimmernden Feldweg, an dessen Rand Pavel dem Dorfe zuschritt.

In seiner Haft hatte er oft gemeint, wenn er nur wieder ins Freie kommt, an die Luft, wenn er sich nur wieder regen darf, dann wird alles gut. Nun war er frei, wanderte heim, aber gut wollte es nicht werden. So öd, so kahl, so freudlos wie die Landschaft in ihrer winterlichen Armut, lag die Zukunft vor ihm.

Sein erster Gang im Orte war der zur Hütte des Hirten. Von dem Herd im Flur hatte man den Kram, der ihn früher bedeckte, abgeräumt. Vinska kniete am Boden und schürte das Feuer, das hell und lustig brannte. Schweigend, ohne sie anzusehen, schritt Pavel an ihr vorbei, geraden Weges in die Stube. Virgil und sein Weib schrien auf, als er vor ihnen erschien; die Alte bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, der Greis hielt dem Eintretenden wie ein Beschwörer dem Satan, den Rosenkranz entgegen und zitterte dabei am ganzen Leibe. Pavel aber kreuzte die Arme und sprach:

„Spitzbub, Spitzbübin, ich bin wieder da, und eine Schrift darüber, daß mir das Gericht nichts tun darf, hab ich in der Tasche. Daß ihr mich jetzt in Ruh beim Lehrer laßt, das rat ich euch, sonst geht's euch schlecht. Angewachsen ist mir die Zunge nicht. — Das hab ich euch sagen wollen," schloß er, wendete sich und ging.

Sie blickten ihn betroffen nach. Der hatte sich verändert in den zwei Monaten!... Als ein Bub war er fortgegangen, als ein Bursche kam er heim; gewachsen war er und dabei nicht schmäler geworden.

XI.

Außerhalb des Dorfes, zu Füßen eines Abhangs, den vor Jahren der längst ausgerodete Bauernwald bedeckt hatte, befand sich eine verlassene Sandgrube. Seitdem sie ihres Inhalts bis auf die letzte Ader entledigt worden war, gehörte sie zu den toten Kapitalien des Gemeindevermögens, und keiner dachte daran, das öde Fleckchen Erde nutzbar zu machen; denn keiner, der da begonnen hätte zu pflügen und zu säen, würde die Ernte erlebt haben. Einmal nur bot ein Verwalter der Frau Baronin, deren schlechteste Felder an die Sandgrube grenzten, dreißig Gulden für den von Unkraut überwucherten Winkel, trat jedoch von dem Kauf, als er richtig gemacht werden sollte, wieder zurück. Von der Zeit an hatte kein Käufer sich mehr gemeldet. Das Erstaunen war nicht gering, als ein solcher endlich wieder auftrat und zwar in der Person — Pavel Holubs.

Ein Jahr war vergangen, seitdem er aus der Untersuchungshaft entlassen worden, und Tag für Tag hatte er sich, im Winter, wie im Sommer, am frühen Morgen auf die Beine gemacht, und war erst mit der sinkenden Nacht heimgekehrt. Nichts vermochte die Gleichförmigkeit seiner Lebensweise zu unterbrechen, nichts ihm eine Teilnahmsäußerung für die Vorgänge in der Außenwelt zu entlocken. Über die Heirat Peters und Vinskas, die ganz in der Stille vollzogen worden war und im Dorfe sogar den hartnäckigsten Schweigern so viel zu reden gegeben hatte, verlor er kein Wort. An dem Tag, wie an jedem andern,

ging er nach Zbaro, wo er immer Arbeit fand, in der Sägemühle, in der Zuckerfabrik oder im Wald. Er verdiente viel und konnte am Ende der Woche seinen Lohn ungeschmälert in die Sparkasse unter der Diele im Zimmer Habrechts legen, da ihn dieser mit Kost und Kleidung versorgte. Mit Wonne sah er das Wachsen seines Reichtums und hätte sich überhaupt ganz zufrieden gefühlt — unter zwei Bedingungen. Ein Wiedersehen mit seiner Schwester wäre die erste, Ruhe vor den Neckereien der Dorfjugend die zweite gewesen. Aber keine von beiden wurde erfüllt. So oft er sich an der Klosterpforte einstellte, wurde er unerbittlich fortgewiesen, und so zeitig er auch nach Zbaro ging, immer fanden sich Buben und Mädel, die noch zeitiger aufgestanden waren, um ihm aufzulauern und ihm unter dem Türspalt hervor oder über die Hecke hinweg nachzurufen: „Giftmischer! ... bist doch ein Giftmischer!"

Pavel schwieg lange, klagte aber zuletzt voll Bitterkeit dem Lehrer seinen Verdruß.

„Schau, schau," erwiderte er, „jetzt ärgerst dich? ... Wie lang ist's her, daß dir um nichts so viel zu tun war, als um die schlechte Meinung der Leute?"

Der Bursche wurde rot: „Man kann am Ende genug davon kriegen," meinte er, und Habrecht versetzte:

„Das denk ich. Wenn sich einer Prügel geholt hat und im Anfang auch trotzt und sagt: Nur zu! endlich wird's ihm doch genug, und dann sagt er: Hört auf! Aber just da packt die, die zuschlagen, erst die rechte Passion. Wie geht's denn mir, und wie lange ist's denn bei mir her, daß ich gelacht habe, wenn die Leut gekommen sind und mich gebeten haben, ich soll machen, daß der Hagel ihr Feld oder der Blitz ihre Scheuer verschont? Es hat mir geschmeichelt ... O, lieber Mensch ... und heute möchte ich jedem Esel um den Hals fallen, der nichts anderes von mir glaubt, als daß ich so dumm bin wie er selbst."

Im Wirtshaus berieten derweil die Bauern über den Ver-

kauf der Sandgrube an Pavel. Anton, der Schmied, um seine Meinung befragt, befürwortete die Sache.

Auf ihn hatte die Schuldlosigkeitserklärung, die Pavel von Amts wegen ausgestellt worden, Eindruck gemacht, und das Gutachten der Sachverständigen ihn in dem Zweifel befestigt, den er von Anfang her an der Leichtigkeit der Gifte gehegt. Sein Rat war: Man verkaufe dem Buben die Grube, er hat Geld, er soll zahlen.

Der Vorschlag ging durch.

Pavel wurde mündig gesprochen und erwarb die Sandgrube zu hohem Preis, nachdem man ihm begreiflich gemacht hatte, daß die Gemeinde, der er ohnehin seit sieben Jahren im Beutel lag, am wenigsten ihm etwas schenken könne.

Was ihn betraf, er fand seinen Besitz nicht zu teuer bezahlt. Ihm erschien eine Summe immer noch gering, die ein Wunder getan, und ihm, dem Bettler, dem Gemeindekind, zu einem Eigentum verholfen hatte. Sein Gönner und er beschlossen den Tag, an dem der Kaufkontrakt unterschrieben worden war, auf das feierlichste.

Habrecht zündete außer dem Lämpchen auch eine Kerze an, Pavel breitete seine Schätze vor sich aus, das Zeugnis vom Amte, den Kaufvertrag, den Rest seiner Ersparnisse und Miladas Beutelchen mit seinem noch unangetasteten Inhalt. Das Geld wurde gezählt und ein Überschlag der Kosten des Hausbaues gemacht. Um die Ziegel war keine Sorge, die sollte Pavel auf dem Felde des Lehrers schlagen, nach Ton brauchte man in der Gegend nicht weit zu suchen. Schwer hingegen ist das Holzwerk beizuschaffen, dazu reichten die vorhandenen Mittel nicht aus und konnten im günstigsten Falle vor dem nächsten Herbste kaum zusammengebracht werden. Zum Glück kommt der Dachstuhl zuletzt; die nächsten Sorgen Pavels galten der Planierung seines Grundes und dem Aufbau seiner vier Mauern. Genug für den Anfang, genug für einen, der zur Bestellung seiner

Angelegenheiten nur die Zeit hat, die ihm der Dienst bei fremden Leuten übrig läßt.

Dies alles ausgemacht, und der Bursche holte Schreibmaterial herbei und verfaßte, schwer seufzend und unter größeren Anstrengungen, als das Fällen eines Baumes ihm gekostet hätte, folgenden Brief:

„Milada,

„meine allerliebste Schwester ich bin dreimal bei dir gewesen, aber die Klosterfrauen haben mir es nicht erlaubt, der Herr Lehrer hat ihnen schon geschrieben. Milada ich hab die Sandgruben gekauft, wo ich für mich und die Mutter das Haus bauen soll, bitte die Frau Baronin, daß sie mich zu dir gehen laßt weil ich unschuldig bin und vom Gericht den Schein bekommen habe daß mir das Gericht nichts tun darf ich habe auch neue Kleider und möcht nicht mehr im Kloster Knecht sein weil ich die Sandgruben hab. So sollen mich die Klosterfrauen zu dir erlauben."

Auch an seine Mutter schrieb Pavel noch an demselben Abend und teilte ihr mit, daß sie, wenn ihre Strafzeit verflossen sein werde, eine Unterkunft bei ihm finden könne.

Von der Mutter kam auch bald ein Brief voll Liebe, Dank und Sehnsucht; die Antwort Miladas ließ lange auf sich warten und brachte, als sie eintraf, eine herbe Enttäuschung.

„Lieber Pavel, ich habe immer gewußt, daß du unschuldig bist," — hieß es in dem Schreiben, — „und mich gefreut und Gott gedankt, daß er dich würdigt, unschuldig zu leiden nach dem Vorbild unsres süßen Heilands. Und jetzt muß ich dir etwas sagen, lieber Pavel. Ich habe dich lange nicht gesehen, aber das war nur Gehorsam und kein freiwilliges Opfer, das hat mein Erlöser mir nicht angerechnet. Jetzt hat die ehrwürdige Frau Oberin erlaubt, daß du mich besuchst, und jetzt erst kann ich ein freiwilliges Opfer bringen. Ich tu's, Pavel, und ich bitt dich, lieber Pavel, komm nicht zu mir, warte noch ein Jahr,

warte ohne Murren, denn nur das Opfer, das wir freudig zu Füßen des Kreuzes niederlegen, ist ein Gott wohlgefälliges und wird von Ihm denen angerechnet, für die wir es darbringen. Laß uns freudig entsagen, du weißt, daß wir es für die Seelen unserer Eltern tun, die keine andern Fürsprecher als uns bei dem ewigen Richter haben. Komm also nicht. Wenn du aber dennoch kämst, lieber, lieber Pavel, es wäre umsonst — mich würdest du nicht sehen, ich würde die guten Klosterfrauen bitten, mich vor dir zu verstecken. Du würdest wieder fortgehen, hättest mich nicht gesehen und mir das Herz nur unendlich schwer gemacht, denn ich habe dich lieb, mein lieber Pavel, gewiß lieber als du dich selbst hast."

„Was schreibt denn deine Schwester?" fragte Habrecht, der den Burschen mit betroffener Miene auf das Blatt niederstarren sah, dessen schöne regelmäßige Schriftzüge er langsam entziffert hatte. Pavel beugte sich plötzlich vor, große Tränen stürzten aus seinen Augen.

„Was schreibt sie?" wiederholte der Lehrer, erhielt keine Antwort und fragte nicht mehr; er wußte ja bereits aus Erfahrung, wenn der Mensch etwas verschweigen will, dann gibt es keine Macht auf Erden, die ihm sein Geheimnis entreißt.

Als das Frühjahr kam, schlug Pavel in einer Reihe von mondhellen Nächten die Ziegel zu seinem Bau. Mehr als einmal fand er, am Abend aus der Fabrik heimkehrend, seine Arbeit zerstört. Kleine Füße waren über die noch weichen Ziegel gelaufen und hatten sie unbrauchbar gemacht. Pavel lauerte den Übeltätern auf, erwischte sie und führte sie dem Pfarrer vor. Es wurde ihnen eine Ermahnung zuteil, die jedoch ohne Wirkung blieb, der Unfug wiederholte sich. Da beschloß Pavel, selbst Gerechtigkeit zu üben. Mit einem Knüttel bewaffnet, wollte er hinter einem alten breitstämmigen Nußbaum Posten fassen und die vom Dorfe heranrückenden Feinde dort erwarten, durchbläuen und verjagen. Zu seinem größten Erstaunen fand

er jedoch das Hüteramt, das er antreten wollte, schon versehen und zwar — durch Virgil. Dieser hatte gleichfalls einen Stock in der Hand.

„Bin da," sagte er, „hab ihrer gerade einige weggetrieben."

„Was willst du, Spitzbub?" fuhr Pavel ihn an. „Fort, schlechter Kerl, mit dir bin ich fertig!" er erhob den Knüttel.

Virgil hatte den seinen auf den Boden gestemmt, beide Hände darauf gelegt und sich zusammengekrümmt. Zitternd und demütig sprach er:

„Pavlicek, schlag mich nicht, laß mich hier stehen, ich stehe hier und geb acht auf deine Ziegel."

„Du, ja just du wirst acht geben, du!... Dich kenn ich. Geh zum Teufel."

„Sprich nicht von ihm!" wimmerte der Alte beschwörend, und seine Kniee schlotterten, „sprich um Gottes willen von dem nicht. Ich bin alt, Pavlicek, ich werde bald sterben, du sollst mir nicht sagen: Geh zum Teufel."

„Alles eins, ob ich's sag oder nicht, alles eins, ob du gehst oder nicht, wenn du nicht von selber gehst, holt er dich."

Virgil fing an zu weinen: „Meine Alte wird auch bald sterben und fürcht't sich. Sie möcht dich noch sehen, bevor sie stirbt. Sie war's auch, die mir gesagt hat: Geh hin und gib acht auf seine Ziegel."

Pavel betrachtete ihn still und aufmerksam. Wie er aussah, wie merkwürdig! ganz eingeschrumpft und mager, vor Kälte zitternd in seinen dünnen Kleidern und dabei das Gesicht feuerfarbig, wie ein Lämpchen aus rotem Glas, in dem ein brennender Docht schwimmt. Das Öl, von dem dieses jämmerliche Dasein sich nährte, war der Branntwein; der einzige Trost, der es erquickte, ein gedankenloses Lippengebet.

Armer Spitzbub, dachte Pavel, die Zeiten sind vorbei, in denen du mich mißhandelt hast, jetzt kriechst du vor mir. „So

bleib," sprach er zögernd und immer noch voll Mißtrauen, „ich werd ja sehen, was für einen Wächter ich an dir hab."

Als er wiederkam, fand er alles in Ordnung; Virgil hielt wirklich treue Wacht, verlangte dafür nicht Lob noch Lohn und fragte nur immer: „Wirst nicht zur Alten kommen?"

Pavel ließ ihr sagen, seinetwegen könne sie in Frieden sterben, aber besuchen wolle er sie nicht mehr. Der Hauptgrund seiner Weigerung war die Furcht, Vinska bei ihrer Mutter zu treffen und ihr dort nicht ausweichen zu können, was er sorgsam tat, seitdem sie die Frau des Peter geworden war. Und wie er die Augen von ihr wendete, wenn er ihr begegnete, wie er jeder Kunde von ihr so viel als möglich sein Ohr verschloß, so verjagte er sogar jeden Gedanken an sie, der sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte.

Sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und er hatte ihr geholfen, es zu erreichen; jetzt sollte es aus sein. Was peinigte ihn denn noch, seinem Willen entgegen, stärker als seine eigene Stärke, was quälte ihn bei ihrem Anblick? Er kreuzte die Arme über dem Herzen und murmelte mit einem Fluche: „Klopf nicht!" Aber sein Herz klopfte doch, wenn die schöne Bäuerin vorüberschritt oder vorüberfuhr, in demselben Wägelchen, in dem ihr Mann, vor nun anderthalb Jahren, Pavel zu Gericht geführt hatte. Sie bemühte sich, glücklich auszusehen, es wirklich sein, konnte sie kaum. Peter war ein tyrannischer und geiziger Eheherr, der alle Voraussetzungen der Virgilova zunichte gemacht hatte. Seine Schwiegereltern durften ihm nicht ins Haus; das Wenige, was Vinska zur Verbesserung ihrer Lage tun konnte, geschah im geheimen unter Furcht und Zagen.

Sie selbst lebte im Wohlstand, hatte mit Gepränge die Taufe ihres zweiten Kindleins gefeiert, aber wie das erste, bald nach der Hochzeit geborene, war auch dieses, wenige Wochen alt, gestorben, und schon hieß es im Dorfe: „Die bringt kein Kind auf."

Pavel war gerade dazu gekommen, als man den kleinen Sarg ganz still und wie in Beschämung aus dem Tor hinausschaffte. Und ein Schluchzen hatte er aus der Stube dringen gehört, ein Schluchzen, das ihm durch die Seele ging und ihn an die Stunde mahnte, in der die Unglückliche, die es ausstieß, an seiner Brust gelegen und ihn bestürmt hatte mit ihren Bitten und berauscht mit ihren Liebkosungen.

Den Tod des zweiten Enkels erlebte die Virgilova noch, kurze Zeit darauf schlug ihr letztes Stündlein nach schwerem, fürchterlichem Kampfe.

Der Geistliche hatte von ihrem Pfühl nicht weichen dürfen; noch im Verscheiden verlangte sie nach Segen und Gebet, in ihren brechenden Augen war noch die Frage zu lesen. Ist mir verziehen?

Mit Gleichgültigkeit nahm Pavel die Nachricht ihres Todes auf und blieb ungerührt von den Wehklagen, die Virgil über den Verlust seines Weibes anstimmte. Der Trost, den er dem Witwer angedeihen ließ, lautete: „Kein Schad um die Alte," und Virgil unterbrach die Ergüsse seines Schmerzes, richtete die Augen zwinkernd auf Pavel und fragte halb überzeugt: „Meinst?"

Dies begab sich zu Ende des Sommers, und am ersten Sonntag, der dem Ereignis folgte, ließ der Pfarrer Pavel zu sich rufen.

Es war nach dem Segen; der Geistliche saß in seinem Garten auf der Bank unter dem schönen Birnbaum, dessen Früchte sich schon goldig zu färben begannen, ganz vertieft in das Lesen eines Zeitungsblattes. Pavel stand ein Weilchen da, ohne daß er es wagte, den Pfarrer anzusprechen, bevor dieser das kleine, blasse, von einem breitkrempigen Strohhute beschattete Gesicht erhob und nach einigem Zögern sagte: „Dir ist Unrecht geschehen." Sein Blick glitt an Pavel vorbei und richtete sich in die Ferne. „Du hast am Tod des Bürgermeisters keine Schuld."

„Freilich nicht," entgegnete Pavel, „die Kinder laufen mir aber doch nach und schreien: Giftmischer!... Ich möchte den Herrn Pfarrer bitten, daß er ihnen verbietet, mir nachzurufen: Giftmischer."

„Meinst du, daß sie es mit meiner Erlaubnis tun?" fragte der Priester gereizten Tones.

„Und die Alten," fuhr Pavel fort, „sind auch so. Dreimal hab ich kleine Fichten gepflanzt auf meinem Grund, etwas andres wächst ja dort nicht. Dreimal haben sie mir alles ausgerissen. Sie sagen: Dein Haus muß frei stehen, man muß in dein Haus von allen Seiten hineinschauen können, man muß wissen, was du treibst in deinem Haus."

Der Pfarrer räusperte sich: „Hm, hm... Das kommt daher, daß du einen so schlechten Ruf hast. Du mußt trachten, deinen Ruf zu verbessern."

Pavel murmelte: „Ich hab mein Zeugnis vom Amt."

„Nutzt alles nichts, wenn die Leute nicht dran glauben," sprach der Geistliche. „Auf den Glauben kommt es an, im großen wie im kleinen. Zu deiner ewigen Seligkeit brauchst du den Glauben an Gott, zu deiner Wohlfahrt hier auf Erden brauchst du den Glauben der Menschen an dich."

„Wäre freilich gut."

„Du willst sagen, es wäre gut, wenn du ihn erwerben könntest. Willst du so sagen?"

„Ja."

„So bemühe dich. Du hast einen besseren Weg schon eingeschlagen und mußt nur trachten, auf ihm vorwärts zu kommen. Ohne Stütze jedoch wird das kaum gehen, die wirst du noch lange brauchen. Bis jetzt war der Herr Lehrer deine Stütze... wird es aber nicht mehr lang sein können."

„Wie? warum? — warum nicht mehr lang?"

„Weil er versetzt werden wird, an eine andre Schule."

„Versetzt?" rief Pavel in Bestürzung.

„Wahrscheinlich."

Einen Augenblick sah der Pfarrer ihm fest ins Gesicht, dann sprach er: „Mehr als wahrscheinlich — gewiß. Mache dich darauf gefaßt und überlege, an wen du dich wenden kannst, wenn der Lehrer fortgeht, zu wem du in diesem Falle sagen kannst: ich bitte, nehmen Sie sich jetzt meiner an."

Pavel starrte ihn wie vernichtet an, und mit aufrichtigem Bemühen, sich für den ungeschlachten Burschen, dem sein ganzer Mensch widerstrebte, wenigstens die Teilnahme des Seelsorgers abzuringen, fuhr der Pfarrer fort: „Überleg's; ist niemand da, zu dem du ein Vertrauen fassen und so sprechen könntest?"

Er mußte die Frage wiederholen, ehe sie beantwortet wurde, und dann geschah es mit einem so entschiedenen: „Niemand" — daß der Priester es vorläufig nicht unternahm, diese feste Überzeugung zu erschüttern. Er räusperte sich abermals:

„So, so," sagte er, „niemand? das ist ja schlimm. Denke aber doch ein wenig nach, vielleicht fällt dir doch noch jemand ein." Er lehnte sich wieder an den Baum zurück, sah wieder ins Weite und schloß: „Du kannst nach Hause gehen, kannst auch dem Lehrer sagen, daß ich ihn vermutlich gegen Abend besuchen werde."

Pavel entfernte sich verwirrt, in halber Betäubung, als ob er einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er den Lehrer vor seinem Buche am Tische sitzend. Seine Züge hatten den Ausdruck des süßen Schmerzes, der sie immer verklärte, wenn er sich in diese geliebten Blätter versenkte. Pavel stellte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn mit unendlich gespannter Aufmerksamkeit. Lange wagte er nicht ihn zu stören; endlich aber brach er — gegen seinen Willen — in die Worte aus: „Herr Lehrer, Herr Lehrer, was muß ich von Ihnen hören?"

Kaum hatte er diese vorwurfsvolle Frage ausgesprochen, als ein Schrecken über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte,

ihn erfaßte. Habrecht war aschfahl geworden, seine Augen verschleierten sich, sein Unterkiefer hing herab und zitterte, vergeblich bemühte er sich, zu sprechen, er brachte nur ein unzusammenhängendes Gestotter hervor. Nach Atem ringend, focht er mit den Händen in der Luft und sank unter Ächzen und Stöhnen auf seinen Sessel zurück. Pavel aber, der noch nie einen Menschen sterben gesehen hatte und meinte, das ginge viel leichter als es in Wahrheit geht, warf sich auf die Knie und beschwor ihn händeringend. „Sterben Sie nicht, Herr Lehrer, sterben Sie nicht!"

Ein mattes Lächeln stahl sich über Habrechts Gesicht: „Unsinn," sagte er, „nicht vom Sterben ist die Rede, sondern von dem, was du von mir gehört hast. Beichte!" befahl er, richtete sich auf und rollte fürchterlich die Augen. „Was war's, wie lautet der Unsinn? O vermaledeiter Unsinn!... Kein Vernünftiger glaubt ihn, und doch lebt er vom Glauben, kugelt so weiter im Dunkel, in die Tiefe. Sie zählen sich ihn an den Fingern her, diejenigen, die selbst nicht mitzählen... Was hast du gehört? sprich!" Er zog Pavel in die Höhe und rüttelte ihn; als der verblüffte Bursche jedoch anfangen wollte zu reden, preßte er die Hand auf seinen Mund und gebot ihm Schweigen.

„Was käme heraus?... Was ich weiß, bis zum Ekel weiß, was mich nicht schlafen läßt. Schweig," rief er, „ich will einmal reden, ich elender Lügner, ich will die Wahrheit sagen, ich armer Zöllner will sie dir, dem armen Zöllner sagen. Setz dich, hör mir zu, beug dein Haupt. Wenn es auch nur eine klägliche Geschichte ist und die Geschichte einer jämmerlichen Torheit, sie ist doch heilig, denn sie ist wahr."

Er ging zum Wasserkrug, trank in langen Zügen und begann dann leise und hastig zu erzählen. Er war ein Lehrerssohn, war schon in früher Jugend Gehilfe seines kränklichen Vaters gewesen. Begabung, Verhältnisse, alles, was natürlich und vernünftig ist, bestimmte ihn einst zu werden, was jener war.

In seinem Herzen aber kochte der Ehrgeiz, prickelte die Eitelkeit, diese üblen Berater lenkten seine Sehnsucht weitab vom leicht Erreichbaren, spiegelten ihm ein hohes Ziel als das einzig Erstrebenswerte vor. Die Zukunft eines großen Professors in der großen Stadt, die träumte er für sich, und sein schwacher Vater für ihn, und dieses Schattengebilde der Zukunft, es lebte und nährte sich vom Fleisch und Blut der Wirklichkeit, von der Kraft, der Gesundheit, dem Schlaf der Jugend... Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Fackel brennen? Kein Mensch vermag ungestraft zwei Menschen zugleich — bei Tag ein Lehrer und bei Nacht ein Student — zu sein. Als der erste noch jung, als der zweite doch schon recht alt, denn mit entsetzlicher Geschwindigkeit verrann die Zeit, die er für seine Zwecke nur zur Hälfte ausnutzen durfte. Eines Morgens brach er an der Tür der Schulstube zusammen. Wie aus der Ferne hörte er noch einen zitternden Klageruf, sah wie durch dichten Nebel ein vielgeliebtes Greisenantlitz sich zu ihm neigen, dann war alles Stille und Dunkelheit, und wohltuend überkam ihn das Gefühl einer tiefen, bleiernen Ruhe.

Lange Zeit verging; Habrecht lag dahin, anfangs in wirren Fieberträumen, später in dumpfer Bewußtlosigkeit. Man hielt ihn für tot, legte ihn in den Sarg und trug ihn in die Leichenkammer. Dort erwachte er. — Seine Rückkehr ins Leben erregte nur Entsetzen, sich ihrer zu freuen war niemand mehr da. Seinen Vater hatten Schrecken und Gram getötet, der schlief schon seit ein paar Tagen unter dem Friedhofsrasen, und lieber wäre der Wiedererstandene ihm ins Grab gefolgt, als daß er, ein gebrochener Mann, den Kampf mit dem Leben von neuem aufgenommen hätte. An eine Fortsetzung seiner Studien war nicht zu denken. — Habrecht bewarb sich um die Stelle, die sein Vater bekleidet hatte. Sie wurde ihm zuteil — zur Unzufriedenheit der Dorfbewohner.

„Daß einer, der drei Tage tot war, wieder lebendig wird,

das ist, man mag es nehmen wie man will, eine unheimliche Sache. Wo hat sich seine Seele aufgehalten während dieser drei Tage? Aus welchem grauenhaften Bereich kommt sie zurück?..." sagten sie. Die seltsamsten Gerüchte begannen sich zu verbreiten, das Märchen von dem Blick, den der Schulmeister in die Hölle getan, entstand. Und er ließ es gelten. Er war ein armer, zugrunde gerichteter Mensch, der gefürchtet hatte, sich kaum bei den Schulkindern in Respekt setzen zu können, und dem es schmeichelte, als er nun bemerkte, daß er sogar den Erwachsenen Scheu einflößte, und daß nicht leicht jemand ihm zuwider zu sprechen oder zu handeln wagte. Seinen edlen Ehrgeiz zu befriedigen, war ihm die Möglichkeit genommen, ein falscher Ehrgeiz bemächtigte sich seiner, und er ergriff zu dessen Sättigung unlautere Mittel. Er nährte den Wahn, den zu bekämpfen seine Pflicht gewesen wäre, er, ein Lehrer, ein Verbreiter der Wahrheit auf Erden, ein Streiter wider den Irrtum, er unterstützte die Lüge, die Dummheit — den Feind. Er war ein stiller Verräter an der eigenen Sache, er hielt das Vorurteil aufrecht, weil seine Eitelkeit dabei ihre Rechnung fand.

Der Pfarrer, der ihn durchschaute, rügte sein Tun, sein eigenes Gewissen warf ihm das Unrecht vor. Er beschloß, es nicht mehr zu begehen, er faßte den Vorsatz und dachte, er sei leicht auszuführen.

Indessen — siehe da! was mußte er erkennen? Der Wahn, den er früher unterstützt hatte und nun austilgen wollte, war nicht mehr auszutilgen. Nicht in kurzer, nicht in langer Zeit, nicht mit kleiner und nicht mit großer Mühe...

„Ich habe dem Unverstand das Hölzchen hingeworfen," rief er aus, „und er hat eine Keule daraus gemacht, mit der er mich drischt... Ich habe mit Schlangen gespielt, und wie ich einsehe, daß ich Frevel treibe und aufhören will, ist's zu spät, und ich bin unrettbar umringelt."

Von peinlicher Unruhe gejagt, begann er seine gewohnten Wanderungen durch das Zimmer.

„Wär ich doch ein aufrichtiger Verbrecher, ein Mörder meinetwegen — ein ehrlicher Mörder und nicht die verlogene Kreatur, die ich bin ... bin! denn man wird's nicht los. Die Falschheit hat sich hineingefressen in den Menschen und regiert ihn gegen seinen Willen. Das ist fürchterlich, wahr sein wollen und nicht mehr können."

Er blieb vor Pavel stehen, packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn: „Du wirst es auch erfahren, wenn du dich nicht änderst ... Andere dich! du kannst es noch."

„Was soll ich tun?" fragte Pavel.

„Nicht lügen, nichts von dir aussagen, was du nicht für wahr hältst, im Guten nicht, denn das ist niederträchtig, im Bösen nicht, denn das ist dumm. Du machst dich zum Knecht eines jeden, den du belügst, und wäre er zehnmal schlechter und geringer als du. Ich weiß, was du willst, dich trotzig zeigen, Scheu einflößen ... Warte nur, bis der Tag der Umkehr kommt, — er kommt bei dir, er bricht schon an, — warte nur, wenn du einmal Grauen empfinden wirst vor dir selbst."

„Herr Lehrer," unterbrach ihn Pavel, „seien Sie ruhig, es klopft jemand."

Habrecht fuhr zusammen. „Klopft? — was? — wer? ... Ah — — Hochwürden!" ...

Der Geistliche war eingetreten. „Ich habe dreimal geklopft," sagte er, „aber Sie haben nicht gehört, Sie haben so laut gesprochen." Seine klugen, scharfen Augen richteten sich prüfend auf den durch sein unerwartetes Erscheinen in Bestürzung versetzten Lehrer.

„O Hochwürden, wie schön ... ist's gefällig? — einen Sessel ... Pavel, einen Sessel," stammelte Habrecht und eilte zum Tisch, an den er die zitternden Beine lehnte, und über den er wie beschützend die gerundeten Arme erhob. Mit einer selbst-

verräterischen Ungeschicklichkeit, die ihresgleichen suchte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Priesters auf das, was er ihr um jeden Preis hätte entziehen mögen, auf das offen daliegende Buch.

Der Pfarrer trat heran, schlug, bevor Habrecht es hindern konnte, das Titelblatt auf und las mit Schrecken, mit Abscheu, mit Gram: Titi Lucretii Cari: De rerum natura.

Er zog die Hand zurück, rieb sie heftig am Rocke ab und rief: „Lucrez ... O, Herr Lehrer — O! ..."

Und Habrecht, ringend in Seelenqual, sammelte sich mühsam, langsam — zu einer Lüge. — „Zufall," stotterte er, „zufällig übrig geblieben das Büchlein, aus der Zeit der philologischen Studien ... zufällig jetzt zum Vorschein gekommen ..."

„Wünsche es, hoffe es, müßte Sie sonst bedauern," entgegnete der Geistliche, der ihn nicht aus dem Bann seines Blickes ließ.

„Und Sie hätten recht, der Sie einen Himmel haben und ihn jedem verheißen können, der da kommt, sich bei Ihnen Trost zu holen," brach Habrecht aus.

Als der Priester ihn verlassen hatte, nahm er den zerlesenen Band, liebkoste ihn wie etwas Lebendiges und barg ihn an seiner Brust — seinen mit stets erneuter Wonne genossenen, stets verleugneten Freund.

XII.

Pavel baute rüstig an seinem Hause fort, und es wurde fertig, allen Hemmnissen zum Trotz, die der Mutwille und die Bosheit ersannen, um dem Erbauer die Beendigung seines anspruchslosen Werkes zu erschweren. Da stand es nun, mit Moos und Stroh bedeckt, sehr niedrig und sehr schief. Aus den drei niedrigen Fenstern guckte die Armut heraus; doch wer

unsichtbare Inschriften zu lesen verstand, der las über der schmalen Tür: Durch mich geht der Fleiß ein, der diese Armut besiegen wird. Vorläufig war die Schaluppe der Gegenstand des Spottes eines jeden, den sein Weg vorbeiführte. Pavel ließ sich aber die Freude an seinem Häuschen nicht verderben, sondern ging wohlgemut an dessen innere Einrichtung. Er hatte einen Herd gebaut und einen bescheidenen Brettervorrat gekauft. Um diesen mit ihm durchzumustern, fand der Schullehrer sich ein. Sie hielten Beratung, drehten jedes Brett wohl zehnmal um und überlegten, wie es am besten zu verwenden wäre. Plötzlich hob Pavel den Kopf und horchte. Das Gerassel eines schweren Wagens, der die Anhöhe heraufrollte, ließ sich vernehmen.

„Die Frau Baronin kommt," rief Pavel, „sie hat mein Haus noch nicht gesehen; was wird die sagen, wenn sie sieht, daß ich ein Haus habe!"

In der Tat kannte die Baronin Pavels Bauwerk noch nicht. Die Spazierfahrten der Dame lenkten sich regelmäßig nach einer andern Richtung. Den schlechten, steilen Weg durch das Dorf kam sie nur einmal im Jahre gefahren, meistens zur Herbstzeit, wenn sie ihren alten pensionierten Förster im Jägerhause droben besuchte. Das war heute und wäre wohl öfters der Fall gewesen, ohne die Gründe, die Matthias, der Bediente, immer anzuführen wußte, um von dem Ausflug nach dem Jägerhaus abzuraten. Der Grund, der ihm alle diese Gründe lieferte, war der, daß er an der Gicht in den Beinen litt, ungern zu Fuße ging und recht gut wußte, daß es am Ende des Dorfes, wo die jähere Steigung begann, heißen würde: „Steig ab, Matthias, du bist zu dick, die armen Pferde können dich nicht schleppen."

Als Pavel das Nahen des Wagens bemerkte, war Matthias soeben vom Bock herab befohlen worden, er schritt verdrießlich hinter der großen Kalesche einher, in der die Baronin ebenfalls verdrießlich saß. Sie ärgerte sich über den Buckel, den ihr

Kutscher machte, und schloß daraus auf einen Mangel an Respekt, indes dieser Buckel nur die Folge der lastenden Jahre war. Die Gebieterin sagte laut vor sich hin: — „Daß die Leute heutzutage nicht mehr gerade sitzen können!... Was das für eine Manier ist!... Eine rechte Schand, wenn sich einer gar nicht zusammennehmen kann!..." Sie selbst saß steif wie eine Kerze und streckte sich, so viel sie konnte, um mit gutem Beispiel voranzugehen, was freilich unter den gegebenen Umständen wenig nützte. Dabei blickte sie lebhaft und neugierig umher durch die große Brille, die sie bei ihren Ausfahrten aufzusetzen pflegte. Bei der Sandgrube angelangt, wurde sie die neue Hütte gewahr, die sich dort erhob und rief:

„Matthias, wer hat denn da einen Stall gebaut? Was ist denn das für ein Stall?"

Matthias beschleunigte seine Schritte, nahm den Hut ab und antwortete: „Das ist eine Schaluppe."

„Was der Tausend! wer hat sich denn die gebaut?"

Matthias lächelte verächtlich: „Die hat sich ja der Pavel gebaut, der Holub."

„Gott bewahr einen! der baut Häuser?"

„Ja," fuhr Matthias fort und legte vertraulich die Hand auf den Wagenschlag, „für die Mutter, heißt's, daß die wo unterschlupfen kann, wenn sie herauskommt aus dem Zuchthaus. Wird ein Raubnest werden; ist noch gut, daß es so frei steht und so weit draußen aus dem Dorf."

Während dieses Gesprächs war die Equipage vor dem Hüttchen angelangt, von dem sie nur noch der Wegrain und der Raum trennte, auf dem Pavel seine Bretter ausgelegt hatte.

Die Baronin befahl dem Kutscher, ordentlich zu hemmen und anzuhalten. Sie beugte sich aus dem Wagen und fragte: „Was sind denn das für Bretter?"

Habrecht trat heran und begrüßte die gnädige Frau.

„Sieh da," sprach diese, „der Lehrer, das ist schön, da können Sie mir gleich sagen, was das für Bretter sind?"

„Aus der herrschaftlichen Brettmühle, Euer Gnaden."

„Und wie kommen sie denn hierher?"

„Als Eigentum des Pavel Holub, der sie gekauft hat."

„Gekauft?" entgegnete die Baronin, „das ist schwer zu glauben, daß der etwas gekauft haben soll."

Pavel hatte sich bisher regungslos hinter dem Schulmeister gehalten; bei den letzten Worten der gnädigen Frau fuhr er auf, wendete sich, sprang in die Hütte und kam gleich darauf wieder zurück, einen Bogen Papier in der Hand haltend, den er ohne ein Wort zu sprechen, der Baronin überreichte.

„Was ist das?" fragte sie, „was bringt er mir da?"

„Die saldierte Rechnung über die gekauften Bretter," antwortete Habrecht, an den die Frage gerichtet war.

„So — der kauft ein und bezahlt Rechnungen? Woher nimmt er das Geld dazu? Ich habe gehört, daß er einen Beutel voll Geld gestohlen hat."

„Eine alte Geschichte, Euer Gnaden, die nicht einmal wahr gewesen ist, als sie noch neu war."

„Ich weiß schon. Sie nehmen immer seine Partei. Ihrer Meinung nach habe ich immer unrecht gegen den schlechten Menschen."

„Er ist nicht mehr schlecht; die Zeiten sind vorbei, Euer Gnaden können mir glauben."

„Warum spricht er denn nicht selbst? Warum steht er denn da wie das leibhaftige böse Gewissen? ... Entschuldige dich," sprach die alte Dame, sich an Pavel richtend, „sage etwas, bitte um etwas. Wenn ich gewußt hätte, daß du ein Haus baust und Bretter brauchst, hätte ich sie dir geschenkt ... Kannst du nicht bitten? ... Weißt du nichts, um was du mich bitten möchtest?"

Jetzt erhob Pavel seine Augen zu der alten Frau. Zagend,

zweifelnd blickte er sie an. Ob er etwas zu bitten habe, fragte sie nicht mehr, nachdem diese düsteren Augen sie angeblickt und sie in ihnen eine so kummervolle, so unaussprechlich tiefe Sehnsucht gelesen hatte.

„Was möchtest du also?" sagte sie, „so rede!"

Pavel zögerte einen Augenblick, nahm sich zusammen und antwortete ziemlich deutlich und fest: „Ich möchte die Frau Baronin bitten, daß Sie meiner Schwester Milada schreibt, sie möchte mir erlauben, sie zu besuchen."

Ungeduldig wackelte die Baronin mit dem Kopfe: „Das kann ich nicht tun, da mische ich mich nicht hinein, das ist die Sache der Klosterfrauen. Zu Milada darf man nicht ohne weiteres hinlaufen, so oft es einem einfällt, ich darf's auch nicht. Milada gehört nicht mehr uns, sondern dem Himmel ... Der Mensch," richtete sie sich wieder an Habrecht, „spricht auch immer dasselbe; ich begreife nicht, wie man sagen kann, daß er sich geändert hat ... Und jetzt fahren wir. — Adieu! Vorwärts, Jakob."

Der Wagen setzte sich in Bewegung, war jedoch kaum ein Stückchen weiter gekollert, als die Baronin abermals Halt zu machen befahl, Habrecht herbeiwinkte und fragte:

„Was ist's denn mit dem neuen Schullehrer? Warum kommt er nicht? Er hat sich ja heute vorstellen sollen."

„Morgen, Euer Gnaden, wenn ich bitten darf."

„Wieso, morgen? ... Ist denn heute nicht Mittwoch?"

„Ich bitte um Verzeihung, heute ist Dienstag."

„Dienstag? das ist etwas andres. Ich habe schon geglaubt, der Jüngling, der vermutlich ein gelehrter Flegel sein wird, findet es überflüssig, der Gutsbesitzerin seinen Kratzfuß zu machen. Und wann reisen denn Sie, Schullehrer?"

„Nächste Woche, Euer Gnaden."

„Recht schade, recht schad um Sie, es kommt nichts Besseres nach," sprach die Baronin und fuhr, Habrecht huldvoll grüßend, davon.

Als der Lehrer sich nach Pavel umsah, stand dieser unbeweglich und feuerrot im Gesicht. „So ist es doch wahr?" fragte er, so mühsam schluckend, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. „Sie gehen fort?"

„Das heißt, ich komme fort," erwiderte Habrecht zögernd: „ich bin versetzt worden."

„Weit weg?"

„Ziemlich."

„Wissen Sie das schon lang, Herr Lehrer, daß Sie versetzt worden sind?"

„Lang — nicht lang — wie man's nimmt ..."

„Warum haben Sie mir's nicht gesagt?"

„Wozu? hast du's nicht ohnehin erfahren?"

„Aber nicht glauben wollen, dem Herrn Pfarrer nicht und den andern schon gar nicht. Wenn es ist, habe ich mir gedacht, werden Sie es mir schon selbst sagen ..." er vermochte nicht weiter zu sprechen.

Der Anblick von Pavels schmerzvoller Bestürzung schnitt seinem alten Freunde ins Herz, aber er wollte sich nichts davon merken lassen. „Gönn mir mein Glück," rief er nach einigen Augenblicken des Schweigens plötzlich aus, „denk nur, ich komme unter lauter fremde Menschen ... Schaut mich einer an, schau ich ihn wieder an, ganz ruhig — fällt mir nicht ein, zu fragen: Was hast du von mir gehört, was muteſt du mir Unheimliches zu? ... Die Achtung, die ich zu verdienen verstehe, werde ich haben und genießen — die höchste Achtung, denn wie ein Engel will ich sein, wie ein Heiliger, und sogar die schlechten Kerle werden zugeben müssen: Das ist einmal ein braver Lehrer! ... So wird es dort sein, während hier ..." er preßte die Hände an beide Schläfen und stöhnte herzzerreißend. „Ein Beispiel," fuhr er fort, „ich werde dir ein Beispiel geben, wie es hier ist und wie es dort sein wird. Denk dir eine große Tafel, schneeweiß, die hätte ich mit edlen Zeichen beschreiben sollen, aber

statt dessen habe ich dereinst die reine Tafel bekritzelt und beschmiert, und wenn ich jetzt tun will, wie ich soll, und schöne Buchstaben zeichnen, kann ich's nicht so ohne weiteres, das tolle Zeug, das schon dasteht, muß erst weggeputzt werden. O, wie schwer, nein — unmöglich!... Und wenn ich auch meine, es ist ausgetilgt und keine Spur mehr vorhanden — hinter meinen sorgfältig gemalten Lettern kommt es doch wieder zum Vorschein. Blasser von Jahr zu Jahr, ja vielleicht — was hilft's? — Dafür ist mein Aug empfindlicher geworden, und der Eindruck bleibt sich gleich... Verstehst du mich? Das wird nun alles anders. Drüben in der neuen Heimat ist die Tafel blank, wie es von Anfang an gewesen, als sie mir anvertraut wurde. Die Tafel ist der Ruf. Verstehst du oder nicht?... Unglücksmensch, mir scheint, du verstehst kein Wort!"

Pavel wehrte sich nicht gegen diesen Verdacht, ihn beschäftigten andre Gedanken, und plötzlich rief er: „Ich weiß, was ich tu — ich geh mit Ihnen."

„Das lasse dir nicht einfallen," fuhr Habrecht heraus, setzte aber, um die Schonungslosigkeit seiner Abwehr zu vermindern, erklärend hinzu: „Was würde aus deiner Mutter, wenn sie dich nicht fände bei ihrer Rückkehr?"

„Sie kann uns ja nachziehen, wenn sie will," entgegnete Pavel und zupfte an seinen Lippen, wie Kinder in der Verlegenheit tun. Und wie einem Kinde sprach Habrecht ihm zu, sich zu fügen, zu bleiben, wo er war, gab ihm Gründe dafür an und schloß ungeduldig, als Pavel zu allem den Kopf schüttelte: „Endlich!... Woher deine Mutter kommt (von der ich übrigens nichts Schlechtes glaube), hätten die Leute bald weg und würden fragen: was für einen Anhang bringt uns der Lehrer ins Dorf?... Das kann nicht sein — du mußt es selbst einsehen... bescheide dich..." Damit wandte er sich, und indem er den Schweiß abtrocknete, der ihm trotz der herbstlichen Kühle auf der Stirn

perlte, trat er eilends die Flucht an, um etwaigen neuen Vorschlägen Pavels zu entrinnen.

Er hätte sich nicht zu fürchten gebraucht. Der Bursche brachte das Gespräch nicht mehr auf die immer näher heranrückende Trennung, wurde nur stiller, trauriger, führte aber sein arbeitsvolles Leben fort und suchte die Gesellschaft seines Gönners nicht öfter auf als zu jeder anderen Zeit.

Und Habrecht, mit dem Egoismus des Kranken, der keine Sorge aufkommen läßt als die um seine Genesung, wollte nichts wissen von dem Kampf, der sich hinter Pavels anscheinender Ruhe verbarg, wollte nichts wissen von einem Leid, dem abzuhelfen ihm unmöglich gewesen wäre. Geschieden mußte einmal sein, es geschah am besten klaglos. Auch über die tiefe Verstimmung, die ihm die Bekanntschaft mit seinem Nachfolger im Amte bereitete, verlor er keine Worte.

Dieser junge Mann, Herr Georg Mladek, war einige Tage später eingetroffen, als er erwartet worden, hatte sich an der Verwunderung ergötzt, die Habrecht darüber äußerte, und auf die Zumutung, ins Schloß zu gehen, um der Frau Baronin seine Aufwartung zu machen, geantwortet: „Recht gern, wenn sie jung und schön ist. Sonst habe ich mit Baroninnen nichts zu tun und auf ihren Schlössern nichts zu suchen."

„Aber," meinte Habrecht, „die Höflichkeit gebietet ..."

„Nicht jedem; ich zum Beispiel, bin ohne Vorurteile."

Er tat sich darauf etwas zugute, fast so arm zu sein wie Hiob und ganz so stolz wie Diogenes, bezog die Schule an der Spitze eines Koffers, eines Feldbettes, eines Tisches, eines Sessels, fand sich für den Anfang genügend versorgt und dankte ablehnend für die Bereitwilligkeit, mit der sein Vorfahr im Amte ihm einiges Hausgerät zur Verfügung stellen wollte.

So wanderte denn Habrechts Mobiliar in die Hütte an der Sandgrube, vom Volksmund schlechtweg „die Grubenhütte" getauft, und nahm sich dort ordentlich stattlich aus, erregte auch

vielfachen Neid. Die Leute fanden Habrechts Großmut gegen Pavel unbegreiflich und kaum zu verzeihen. Mladek aber machte sich über das Verhältnis zwischen den beiden seine eigenen Gedanken und hatte keinen Grund, sie dem „Kollega" zu verheimlichen.

Am Vorabend des für Habrechts Abreise bestimmten Tages suchte er ihn auf und fand ihn in der Schulstube, wo er, am Fenster stehend, in ungeduldiger Erwartung auf die Straße blickte. Als der Eintretende ihn anrief, sah Habrecht sich um und sprach:

„Sie sind's — gut, gut, es ist mir lieb, daß es kein andrer ist."

„Welcher andre denn?"

„Nun, der Pavel, wissen Sie. Aufrichtig gestanden, ich beabsichtige, mich schon und zwar ohne Abschied davon zu machen... des Burschen wegen. Ich gehe freudig von hier fort, kann's nicht verbergen, und das tut ihm weh. So habe ich mich bei der Frau Baronin und beim Herrn Pfarrer empfohlen und fahre ab, bevor Pavel nach Hause kommt. Habe mir ein Wägelchen bestellt — drüben an die Gittertür ... es sollte schon da sein."

Er eilte wieder an das Fenster und bog sich weit über die Brüstung. Der Wind zerzauste ihm die spärlichen Haare, in dünnen Strähnen umflogen sie seinen Scheitel und sein Gesicht, das so alt aussah und so wenig harmonierte mit der noch jugendlich schlanken und beweglichen Gestalt. Er trug den schwarzen Anzug, den ihm sein Vater zur letzten Prüfung hatte machen lassen, und der, auf eine körperliche Zunahme des Besitzers berechnet, die nie eintrat, die hageren Glieder um so kläglicher schlotternd umhing, als das Tuch fadenscheiniger und seine Falten weicher geworden waren.

Mladek musterte ihn durch die scharfen Gläser des Zwickers und sprach: „Wie lange sind Sie denn hier Schulmeister gewesen?"

„Einundzwanzig Jahre."

„Und nach einundzwanzig Jahren machen Sie sich aus dem Staub, als ob Sie etwas gestohlen hätten? Verderben den Kindern die Freude einer Abschiedshuldigung und den Erwachsenen die eines Festessens... und das alles, um Ihren Pavlicek nicht weinen zu sehen? Sonderbar! Es muß ein eigenes Bewandtnis mit Ihnen haben, Kollega. Wie?"

Habrecht erbleichte unter dem inquisitorischen Blick, der sich auf ihn richtete. „Was für eine Bewandtnis?" fragte er, und die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Erschrecken Sie doch nicht vor mir — mir ist nichts Menschliches fremd," entgegnete Mladek voll Überlegenheit. „Aufrichtig, Kollega, bekennen Sie! War die Mutter Ihres Pavlicek, die übrigens jetzt im Zuchthaus sitzen soll, ein schönes Weib?"

Habrecht begriff die Bedeutung dieser Frage nicht gleich; als sie ihm jedoch klar wurde, lachte er laut auf, lachte immer munterer, immer heller und rief in fröhlichster Erregung: „Nein — so etwas! O, Sie Kreuzköpferl, Sie! Nein, daß ich heute noch einen solchen Spaß erlebe!... Herr Jesus, was Sie doch gescheit sind!" Er brach in ein neues Gelächter aus. Der krankhaft empfindliche Mann, den die leiseste Anspielung auf einen auf ihn selbst erregten Argwohn in allen Seelentiefen verwundete, fühlte sich durch den jeder Veranlassung entbehrenden wie gereinigt. Kein Lob, keine Schmeichelei hätte ihn so herzlich beglücken können, wie seines Nachfolgers falsche und nichtsnutzige Vermutung es tat. Er bemerkte nicht, daß er beleidigte mit seiner Lustigkeit, er wurde förmlich übermütig und rief: „ich wollte, Sie hätten recht: es wäre besser für den Burschen. Aber Sie haben nicht recht, und sein Vater ist wahrhaftig am Galgen gestorben. Ein Unglück für den Sohn, das ihm als Schuld angerechnet wird. Man muß ihn in Schutz nehmen gegen die Dummheit und Bosheit. Ich hab's getan, tun Sie es auch, versprechen Sie mir das."

Mladek nickte mit sauersüßer Miene, im Innern aber blähte er sich giftig auf und dachte: Zum Lohn dafür, daß du mich seinetwegen verspottet hast? Das wird mir einfallen!

Inzwischen vernahm man durch die Nachmittagsstille das langsame Heranhumpeln eines Leiterwagens. „Meine Gelegenheit!" sprach Habrecht, hob das Felleisen vom Boden und lud es mit Mladeks Hilfe auf seine Schulter. Jede andere Dienstleistung, besonders das Geleite zum Wagen, verbat er sich und eilte davon, ohne einen Blick zurückzuwerfen nach der Stätte seiner langjährigen Tätigkeit. Keine Regung der Wehmut beschlich beim Scheiden seine Brust. „Fahre!" rief er dem ihn begrüßenden Bäuerlein zu, „und wenn dich jemand fragt, wen du führst, so sag — einen Bräutigam, sag's getrost; es ist schon mancher zur Hochzeit gefahren, der nicht so guter Dinge war wie ich." Damit kletterte er in den Wagen, streckte sich der Länge nach in das dicht aufgestreute Stroh und kommandierte jauchzend: „Hü—e!"

Die Dorfleute kamen an dem Tag etwas früher als sonst vom Felde zurück, sie hatten Eile, ihre Anstalten zum Abschiedsfest für den Lehrer zu treffen. Der Schlot des Wirtshauses qualmte schon seit einigen Stunden. Die ein Wort mitzureden hatten, gingen dem Stand der Dinge in der Küche nachsehen, andre hielten sich in der Nähe, um wenigstens den guten Bratengeruch zu schnuppern, der die Luft ringsum zu erfüllen begann. Die Buben sammelten sich schwarmweise, und weil es ihnen bevorstand, beim morgigen Festzug eine gute Weile friedlich in Reih und Glied zu wandeln, entschädigten sie sich dafür und prügelten einander heute noch in aufgelöster Ordnung gehörig durch. In den Häusern und vor den Häusern flochten die Mütter den Mädchen die Haare mit roten Bändchen ein, und in den Ställen taten die Bauernburschen dasselbe an den Mähnen ihrer

Rosse. Da entstanden eine Unzahl dünner Zöpflein, so steif, wie Draht, die den Köpfen der Mädchen und den Hälsen der Pferde etwas sehr Nettes und Gutgehaltenes gaben. Mit einem Worte, die Vorbereitungen zur Feierlichkeit waren im besten Gange, als sich die Kunde verbreitete, Habrecht sei abgereist. Anfangs wollte niemand so recht daran glauben, erst als der Bauer, der den Lehrer nach der Eisenbahnstation gebracht, von dort zurückkehrte und dessen herzliche Abschiedsgrüße an die Dorfbewohner bestellte, mußte man wohl oder übel zu zweifeln aufhören.

Nur Pavel ließ sich, als er nach vollbrachtem Tagewerk heimkehrte, in seiner Überzeugung, Habrecht sei noch da, müsse noch da sein, nicht irre machen. Er würdigte die, die ihn deshalb verhöhnten, keiner Antwort, lief zur Schule und trat ohne weiteres in die Wohnstube, in der er Mladek fand. Diesen fragte er kurz und barsch: „Wo ist der Herr Lehrer?"

Mladek, der an einem Briefe schrieb, wendete den Kopf: „Da ist der Herr Lehrer," sprach er, auf sich selbst deutend, „und ohne anzuklopfen, tritt man bei ihm nicht ein, das merk dir, du Lümmel."

Pavel stotterte eine Entschuldigung und bat nun, ihm zu sagen, wo der frühere Herr Lehrer sei.

„Abgepascht, und auch du pasch ab!" lautete die Antwort.

Pavel schlich langsam die Treppe hinab, trat in das Schulzimmer, blieb dort eine Weile stehen und wartete; und als der, den er erwartete, nicht kam, ging er ins Gärtchen, in dem er auf und ab wandelte, auslugend, horchend. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn ... Dummkopf, der er war, daß ihm das nicht früher eingefallen! ... Bei ihm, in seinem Hause befand sich der Lehrer, um ihm — ihm ganz allein Lebewohl zu sagen. Auflebend mit der rasch erblühten Hoffnung, rannte er durchs Dorf nach seiner Hütte und rief, bei ihr angelangt: „Herr Lehrer!"

Keine Antwort. Auch hier alles still, und nun begriff Pavel daß er seinen alten Wohltäter vergeblich suchte.

In der Mitte der Stube stand der Tisch, an dem er so oft ihm gegenüber gesessen hatte, sein dünnbeiniger Lehnsessel davor und an der Wand sein altersbrauner Schrank. Der Anblick dieser Habseligkeiten schnitt Pavel in die Seele und reizte seinen Zorn. Er schleuderte den Sessel in die Ecke und führte einen Fußtritt gegen den Tisch, daß er krachend umstürzte ... Was brauchte Pavel das Zeug? Was brauchte er Erinnerungen an den, der ihn so treulos verlassen hatte?

Fort, fort sein einziger Freund!... Fort — ohne nur gesagt zu haben: behüt dich Gott!... Was für ein Mensch war er denn, daß er das vermochte?... Besser tausendmal, er wäre gestorben, daß man an seinem Sarge weinen und denken könnte: bis zum letzten Augenblicke hat er dich lieb gehabt. Aber so entgleiten wie ein Schatten — das macht alle seine Güte und Freundschaft schattenhaft.

XIII.

Zur Schnittzeit in demselben Jahre begab sich etwas Außerordentliches. Die Gemeinde führte ein langgehegtes Vorhaben aus; sie kaufte für ihre bisher von einem Pferdegöpel betriebene Dreschmaschine ein Lokomobil. Auf der Eisenbahnstation wurde es abgeholt und zog sechsspännig mit Blumen bekränzt ins Dorf ein. Stolz schritten die Bauern neben ihm, es verdarb keinem die Freude an der wertvollen Erwerbung, daß man nur die erste der zehn Raten, in denen sie bezahlt werden sollte, erlegt hatte, und vorläufig noch nicht wußte, woher das Geld nehmen für die übrigen neun.

Unweit von Pavels Hütte lag frei auf der Anhöhe, das Dorf

beherrschend, der Hof des neugewählten Bürgermeisters. Dort eröffnete das Lokomobil seine Tätigkeit. Es dampfte und schnob und die mit ihm in Verbindung gesetzte Dreschmaschine schluckte die dargereichten Garben und spie mit nie dagewesener Geschwindigkeit die ausgelösten Körnlein aus und das zerknitterte Stroh. Anfangs drängte sich viel Publikum zu dem hübschen Schauspiel, allmählich jedoch ließ bei den meisten das Interesse an dem ewigen Einerlei nach und erhielt sich nur bei einem armen Jungen unvermindert, der wohl keine Aussicht hatte, die Maschine jemals in Verwendung zu nehmen — bei Pavel. Er hatte Arbeit beim Holzschlag im herrschaftlichen Wald erhalten und machte auf dem Gang dahin täglich einen kleinen Umweg, um den Anblick des schnaubenden Ungeheuers zu genießen, dem er sich mit stillem Staunen hingab, bis es hieß: „Mach, daß du fortkommst!" — „Wenn der einem die Maschine wegschauen könnte, er tät's," meinte der Bürgermeister. Pavel ging, nahm aber die Erinnerung an die Bewunderte mit sich und hatte ein deutlicheres Bild von ihr im Kopfe als die Bauern, die in ihrer nächsten Nachbarschaft auf der Bank an der Scheune saßen und die Hantierung der Tagelöhner überwachten.

Wohlgefällig sahen die Eigentümer des Getreides, das eben gedroschen wurde, zu, und freuten sich, wenn die fleißige Maschine die Arbeit in wenig Tagen fertig brachte, die ihnen wochenlang zu tun gegeben hätte. Bald kam die Frage zur Beratung, ob man nicht einen Teil der jetzt übrig bleibenden Zeit dem für den Bauer so außerordentlich lockenden Vergnügen der Jagd widmen solle? Im nächsten Jahre lief der Pachtkontrakt mit der Herrschaft ab, und man gedachte sich's dann wohl zu überlegen, ehe man ihn erneuern würde. Die Sache wurde oft besprochen und fand in der Gemeinde nur wenige Gegner, unter ihnen jedoch einen sehr einflußreichen und sehr entschiedenen, nämlich Peter. Aus lauter Geiz, behaupteten seine Feinde, ihn reue das Geld für die Jagdkarte, für Pulver

und Blei. Er ließ das gelten und erklärte, er brauche sein Geld „zu was Gescheiterem."

Nun höhnten die Spötter regelmäßig: bei ihm ginge eben alles in Hafer auf für die Kohlfuchsen, daß die doch ein bißchen zu Kräften kämen.

Damit gelang es immer, Peter wild zu machen.

Er setzte seinen ganzen Stolz in eine Pferdezucht, die schon sein Vater mit gutem Glück betrieben, und war kürzlich zu einer Prämiierung von Arbeitspferden mit zwei Kohlfüchsen gefahren, deren Anblick, wie er oft geprahlt hatte, „die Kommission umreißen und alle anwesenden Pferde in Grund und Boden schlagen müsse." Statt dessen hatte man ihn zurückkommen sehen ohne Preis, zornig und schimpfend über die Kommission, die zusammengesetzt gewesen sei aus lauter Eseln. Im Dorfe verspottete man ihn; jeder wußte, die Kohlfüchse waren für Arbeitspferde zu schwach befunden worden, und nun setzte Peter seinen Kopf darauf, sie zu den stärksten Pferden weit und breit zu machen, und hoffte nur auf die Gelegenheit, einen glänzenden Beweis davon zu geben, daß ihm dies gelungen sei. Der ersehnte Augenblick schien endlich gekommen. Wenn die Maschine am Getreide des Bürgermeisters und an dem der Umgebung ihre Schuldigkeit getan haben würde, sollte sie im Hof Peters am unteren Ende des Dorfes aufgestellt werden, und er hatte die Zeit, sie abzuholen, kaum erwarten können. Am bestimmten Tage — das Lokomobil war noch im Gange — erschien er schon mit einem Gesicht so aufgeblasen wie ein Luftballon, hinter ihm sein Knecht, der die angeschirrten Kohlfüchse am Zügel führte. „Was willst mit den Pferden?" fragte der Bürgermeister, „warum bringst nicht ein paar tüchtige Ochsen? Die Pferde halten dir die Maschine über den Berg nicht zurück." Barosch und Anton, die eben da standen, einige jüngere Leute und alle Taglöhner waren derselben Meinung, sogar Pavel, der mit einem Auftrag vom Förster an den Bürgermeister ge-

schickt worden, erlaubte sich, in Gegenwart der Notabilitäten den Mund aufzutun und sagte: „Und der Maschine kann das größte Unglück geschehen."

Peter schob die kurze Pfeife aus dem linken Mundwinkel in den rechten und den Hut weiter zurück ins Genick. „Spann ein," befahl er kurz und gebieterisch dem Knecht und zog den Gäulen die Stränge vom Rücken.

„Wart," rief der Bürgermeister, „wirst doch so nicht fahren, wirst doch früher das Feuer herausnehmen lassen." Er öffnete die Tür des Kohlenbehälters, und Baroschk näherte sich mit dem Schüreisen; aber Peter donnerte ihn an:

„Laß bleiben! So wie sie dasteht, so ziehen meine Ross' sie fort," schlug die Tür des Kohlenbehälters wieder zu, half dem Knecht einspannen und ergriff die Leitseile und die Peitsche.

„Hü!" ein mächtiger Schnalzer: die Pferde zogen an, sprangen zur Seite, sprangen in die Höhe, und erst auf einen zweiten und dritten Schnalzer lagten sie sich ins Geschirr, daß die Stränge krachten ... vom Fleck bewegt war die Maschine. Peter schrie, sein Knecht schrie, die Bauern und die Taglöhner standen staunend, denn wirklich — die Kohlfüchse zogen das Lokomobil bis zum Ausgang des Hofes. Von hier an ging's von selbst; sachte abwärts neigte sich der Weg und mündete breit auslaufend in die Dorfstraße. Auf dieser ward die Senkung jäher, Pavel lief hinzu und wollte die Räder sperren, Peter jedoch, völlig berauscht von Übermut und Prahlsucht, stieß ihn hinweg: „Ich brauch das nicht," rief er, „ich fahr ohne Sperr."

„Narrheit," meinte Anton, weil's ja doch immer steiler abwärts ginge, und Peter lachte: wenn auch, um so schneller würden seine Pferde laufen, und er vermaß sich, die Maschine im Trab in seinen Hof zu führen.

Die Verkündigung dieses Wagnisses erregte Hohn und Neugier. Ein Hauptspaß war's doch, dem Kunststück zuzusehen. Nur Anton empfand ungemischten Unwillen, kreuzte die Hände

mit einer bedauernden Gebärde und sprach: „Läßt sich nichts sagen, wird schon sehen."

„Ihr werdet sehen, ihr! was meine Fuchsen können," gab Peter zurück, ging, in jeder Hand einen Zügel, mit großen Schritten neben den Pferden her, rief aber nicht mehr „Hü," sondern „Ho—oho."

Die Pferde hielten der gewaltigen Last wacker stand, die hinter ihnen rasselte und drängte, sie krochen förmlich mit eingezogenen Kreuzen, die Köpfe gehoben, die Hälse starr, die Kummete hinaufgeschoben bis an die Kinnladen. Peter hing sich an die Leitseile, so fest er konnte.

„Laß nur die Noss' nicht ins Laufen kommen, um Gottes willen nicht!" rief ihm sein Knecht über die Pferde hinüber zu, und er gab keine Antwort; ihm gruselte schon beim Gedanken an seine Großsprecherei mit dem Trabfahren. Ein paar Schritte noch, dann kam die erste quer über den Weg gezogene Wasserrinne, auf die hoffte er, da wird das schwere Unding einen kurzen Augenblick aufgehalten, da tun die Füchse einen Schnaufer.

„O — ho! — O — ho! —" ein Ruck — die Vorderräder fahren in die Vertiefung, gleich darauf aber wieder heraus, und zu gleicher Zeit springt die von Peter so nachlässig zugeworfene Tür des Kohlenbehälters auf, und sein Inhalt strömt den Pferden auf die Kruppen, auf die Sprunggelenke ... sie werden wie rasend ... Kein Wunder.

„Sperren! — sperren!" brüllte Peter nun — es war viel zu spät; es gab kein Halten mehr. Im Galopp ging's den Berg hinab, die Maschine krachte und polterte, und Peter, in den Leitseilen verhängt, halb laufend, halb geschleift, stürzte nebenher. Ein heulender Schwarm folgte ihm nach, andre standen in Gruppen wie angenagelt auf dem Fleck. Deutlich sah jeder vor Augen, was im nächsten Moment geschehen mußte. Der abschüssige Weg bildete eine zweite tiefere Rinne und führte

dann um die Ecke an der Planke des Wirtshausgartens und an der ihr gegenüberliegenden Mauer, die den Hof Peters einfaßte, vorbei. In ihren großen Torbogen jetzt noch einzulenken, war die reine Unmöglichkeit. Wie die Pferde links hinjagen, wie die Maschine sich links überneigt, schon im Sturze begriffen, gibt's nichts anderes als das Zusammenbrechen in dem Graben — und dem Peter, dem Gnade Gott, der geht hinüber ohne Absolution, der wird zerquetscht zwischen Planke und Maschine ... alle wußten es, alle starrten auf den Fleck hin, auf dem das Ereignis sich vollziehen sollte, einige erhoben ein rasendes Geschrei, diese fluchten, jenen erstickte der Laut in der Kehle. Jeder hatte einen andern Ausdruck für seine Spannung, seine Angst, vereinzelt erscholl sogar ein sinnlos wieherndes Gelächter. Daß etwas geschehen könne, um das Unglück zu verhindern, fiel keinem ein ... Und wie die Leute so durcheinander liefen oder dastanden und die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, sahen sie auf einmal Pavel wie einen geschleuderten Stein auf die Planken zuspringen, den Eckpfeiler ergreifen und rütteln ... Ein Rätsel, ein Wunder, wie ihm der Einfall gekommen war: Zwischen Planke und Maschine muß Peter zerquetscht werden; wenn keine Planke da wäre, würde er nicht zerquetscht, fort also mit der Planke! ...

Alles geschah zugleich. — Der Athletenstärke des Burschen wich der Pfeiler, riß ein Stück von der Planke mit, und zugleich tat das Lokomobil seinen schweren Sturz. Rauch dampfte, Staub wirbelte, Pferdefüße feuerten aus in die Luft ... Männer und Frauen und kecke Kinder drängten sich heran. Ein paar alte Weiber, die von Peter nicht das mindeste weder sehen noch hören konnten, stritten darüber, ob ihm beide Arme oder beide Füße abgeschlagen seien. „Wenn nur ihr nichts abgeschlagen ist," seufzte der neue Bürgermeister und meinte die Maschine und sprach damit die Empfindung der meisten anwesenden Männer aus. Eine allgemeine, sehr lebhafte Besorgnis um das

gemeinsame Eigentum äußerte sich und mit ihr zugleich der Groll gegen den, der es leichtsinnig gefährdet hatte.

Peter war blutend und zerschunden unter dem Lokomobil hervorgezerrt und auf die Beine gestellt worden; doch kümmerte sich niemand darum, daß er wieder hinfiel, und als er ganz heiser keuchte: „Die Ross... helft ihnen!" stieg der Unwille, wenig fehlte, und er hätte Prügel gekriegt. Pavel aber dachte: „Wenn ich nicht gewesen wär, wär er jetzt hin!" und dabei ergriff ihn eine selbstgefällige Rührung und eine Art Wohlwollen für seinen schlimmsten Feind. Er trat zu ihm, und als er bemerkte, daß ihm Blut aus dem Munde floß, faßte er ihn unter die Schulter und zog ihn ein Stück weiter, um seinen herabgesunkenen Kopf auf eine kleine Erhöhung des Rasens zu betten... Plötzlich aber und sehr unsanft ließ er ihn niederfallen — ein durchdringender Schrei hatte an sein Ohr gegellt: die Vinska! durchzuckte es ihn... der Teufel führt die jetzt her — die Vinska!

Sie war's; sie hatte Peters Abwesenheit zu einem Besuch bei ihrem Vater benützt und, kaum aus der Hütte getreten, den Lärm auf der Straße gehört und die Leute von allen Seiten in der Richtung nach ihrem Hause zustürzen gesehen. Von Angst erfaßt, war sie quer durchs Dorf, war durch den Wirtshausgarten gelaufen, und das erste, was sie dort erblickte, das war ihr Mann, mit Blut überströmt, im Grase liegend, und Pavel über ihn gebeugt — unverletzt.

Ein wilder Verdacht loderte, Besinnung raubend, toll machend, in ihr auf. „Schurk, das hast du getan!" rief sie, ballte die Faust und schlug Pavel, der stumm und erschreckt zu ihr emporschaute, ins Gesicht.

Da mäßigte Anton den Eifer, mit dem er geholfen hatte, die Füchse aus den Strängen zu wickeln, wandte sich und sprach gelassen: „Nicht schimpfen, lieber bedanken; wenn der nicht

zugegriffen hätt, wär dein Mann jetzt zerquetscht und so dünn wie ein lebzeltener Reiter."

Die Äußerung erweckte Heiterkeit! nur Vinska achtete ihrer nicht, wußte überhaupt nichts von dem, was vorging. Sie hatte sich neben Peter auf den Boden geworfen und war in Schluchzen ausgebrochen. Pavel stand langsam auf von seinen Knieen, starren Blickes schaute er zu, wie sie den Verwundeten herzte und küßte, mit Fieberschauern hörte er ihr zu, wie sie ihn beschwor, nicht zu sterben, und den rohen Gesellen ihr teures Seelchen nannte, ihr Glück, ihr Leben, ihr eines und alles. Leidenschaftlich glühten Pavels Augen sie an; ein weißer Rand bildete sich um seine fest aufeinander gepreßten Lippen, und zwischen den dichten Brauen und auf der Stirn ballte sich's zusammen, ein Gewitter von finsteren, qualvollen Gedanken.

Endlich, mit einem heftigen Rucke, kehrte er sich ab von dem Schauspiel, das ihn festhielt und ihn folterte, und ging und half mit beim Aufrichten des Lokomobils. Als das mit schwerer Mühe vollbracht war, und Anton die Ansicht äußerte, „die Maschin" sei Gottlob! ohne Schaden davongekommen und könne gleich wieder in Gang gebracht werden, schüttelte Pavel den Kopf, und auf die das Schieberventil führende Stange deutend, sprach er:

„Wird schwerlich gehen. Seht ihr nicht, daß das Stangel verbogen ist?"

Der Schmied schüttelte auch den Kopf, zog den von einem spärlichen, staubfarbigen Bartgestrüpp umwachsenen Mund verächtlich in die Breite und antwortete, wenn was verbogen sei, werde er's „schon sehen", und wenn was fehle, werde er's „schon machen".

Nun entrichtete Pavel seine bisher noch unbestellte Botschaft des Försters an den Bürgermeister und ging dann zurück in den Wald, wo er über seine Arbeit herfiel, wie der Löwe über seine Beute. So oft er die Hacke hob und niedersausen ließ,

war es, als ob er seine ganze Kraft sammeln und in einem Hiebe ausgeben wollte. Die Holzhauer vom Fache stellten wiederholt die eigene Tätigkeit ein, um der dieses Dilettanten mit spöttischer Mißgunst zuzusehen. Der Führer der „Partie", in die Pavel eingereiht worden war, der rohe Hanusch, machte ihm die Bemerkung: „Zerreiß dich, wenn's dich freut, deswegen kriegst um keinen Kreuzer mehr bezahlt als ein andrer."

Indessen war es doch nicht lauter Unzufriedenheit, die er erweckte. Am Ende der Woche, da er mit seinen Genossen zur Auszahlung zum Förster kam, hatte dieser ein paar freundliche Worte für ihn, trug auch dem Heger auf, den arbeitswütigen Kerl im Auge zu behalten und ihm bei nächster Gelegenheit den Vorzug vor allen übrigen Tagelöhnern zu geben.

Bald darauf, am ersten September, dem Tage des heiligen Agidius, feierte die Kirche in Soleschau ihr Fest.

Alles war, wie es immer gewesen. Die Marktbuden standen auf den gewohnten Plätzen; die ganze Einwohnerschaft des Dorfes versammelte sich auf der Wiese zwischen der großen Rüster und dem Garten des Herrn Pfarrers. Die Frau Baronin, die sonst in jedem Wetter fein demütig zu Fuß zur Kirche huschte und wackelte, kam heute die fünfhundert Schritte vom Schlosse her gefahren, in höchster Stattlichkeit und Parade. Die gurkenförmigen Schimmel in schweren, mit Silber beschlagenen Geschirren. Jakob und Matthias auf dem Bocke, an Riesenexemplare der Livreeraupe gemahnend, in blauen Fräcken mit gelben Längslinien über den Rücken, mit gelben Westen und Aufschlägen. Und im weitläufigen „Schwimmer" die kleine, alte, halbblinde Frau, die nach links und rechts grüßte auf gut Glück und manchem ihr unverschämt ins Gesicht starrenden Grobian mit freundlichem Kopfnicken dankte und manchen ehrerbietigen Gruß unerwidert ließ. Vor der Kirche angelangt, stieg sie aus und ge-

riet in ein großes Gedränge, in dem sie sich ungemein tapfer hielt, wie immer. — Alles wie immer.

Sie hörte jeden Klagenden, jeden Heischenden an, sie schrak vor keinem noch so bedenklichen Handkuß zurück, kein Bittender ging leer aus, im schlimmsten Falle gab's eine schlagfertige Antwort, und für die, die nichts wollten, als ihren Respekt bezeugen, einen Scherz, eine teilnehmende Erkundigung, die allerdings nicht immer an die rechte Adresse kam. Eine Unverheiratete wurde nach ihrem Kinde gefragt, ein junger Ehemann nach seinem Schatz, aber das schadete nicht, erhöhte nur die fröhliche Stimmung, die sich unverhohlen äußern durfte. Die Gutsfrau liebte den Spaß und verzieh ihn, sogar wenn er auf ihre Kosten ging, weil sie sich im Grunde von den Leuten hochgeschätzt wußte — und das war ihre Stärke. Die Gutsfrau zweifelte nicht, daß die Leute sie betrogen und bestahlen, wo sie konnten, verzieh ihnen aber auch die Unredlichkeit, weil sie sich von ihnen geliebt wußte — und das war ihre Schwäche.

Das erste Läuten erscholl, der Pfarrer erschien an der Kirchentür in einer Wolke von Weihrauch, umringt von drei Assistenten; heute wurde die Messe, wie Jakob sich kutschermäßig ausdrückte, „vierspännig" gelesen.

„Weicht aus," rief die Baronin in die Menge, „laßt mich zur Kirche gehen, ich muß ja für euch beten."

„Wir tun's für Euer Gnaden, unsre Schuldigkeit, freiherrliche Gnaden," sprachen die Leute und gaben Raum, und die alte Frau ging auf den Geistlichen zu, der ihr das Weihwasser reichte, bekreuzte sich andächtig und verschwand in ihrem Oratorium.

Alles wie immer. Außergewöhnlich war nur die Schönheit des Tages, an dem auch der verbissenste Wetterkritiker nichts auszusetzen gefunden hätte. Ein grüner Herbst war dem feuchten Sommer gefolgt, ein sonniger Herbst, der die reiche Ernte auf Feldern und Wiesen gemächlich und ohne Hindernis einzubringen

gestattete. Alle Besitzenden waren in der besten Laune, die sich auf dem Markte in reger Kauflust äußerte. Frauen und Männer standen an den Buden, prüften die Ware, feilschten sie an; abgeschlossen sollte der Handel erst nach der Messe werden.

Zweites Läuten. Hohe Zeit auch für die minder Andächtigen, sich in das schon halbgefüllte Gotteshaus zu begeben. Der Zug der Kirchgänger wird dichter, die Männer schreiten vorbei am Pfarrersgarten, an dessen Einfassung wie vor sieben Jahren Pavel lehnt. Damals ein verwahrloster, zerlumpter Junge, heute ein gedrungener kraftstrotzender Bursche, dessen Kleidung sich von der der andern nur dadurch unterscheidet, daß sie besser sitzt und sorgfältiger gehalten ist.

Nach den Männern kamen die Frauen. Pavel fühlte es in jedem Nerv, in jedem Blutstropfen — nun kamen die Frauen.

Er lehnte sich zurück an die Stakete, kreuzte die Beine und nahm eine gleichgültige Miene an. Was kümmerten ihn, die an der Spitze gingen, die Mädel? Er hatte mit keiner etwas zu tun, hatte vielmehr für jede einzelne mehr Geringschätzung als sie alle zusammen ihm gegenüber aufbrachten, die armen Gänse. Nach den Mädeln kommen die Frauen, die jungen zuerst und unter ihnen die eine ... die eine, deren Namen er nie mehr aussprechen, für die er blind und stumm sein will von jetzt an bis zu seiner letzten Stunde. Was durch ihn für sie geschehen war, hatte er nie erwogen, nie überlegt; es war eben getan worden, willenlos, unter einem übermächtigen Zwang, ohne klares Bewußtsein, ohne den Gedanken an ein Verdienst von seiner Seite, an eine Verpflichtung von der ihren.

Neulich aber, im Wirtshausgarten, als sie ihn angeklagt und beschimpft, da schwand das Dämmern, da schieden Licht und Schatten sich grell, da sagte er sich, was alles er für sie getan hatte ... Unerhörtes, Ungeheures — und sie? Er rechnete zum ersten Male und schloß auch gleich die Rechnung ab. Es ist aus zwischen ihm und ihr, sie lebt für ihn nicht mehr ...

Und dennoch fühlt er ihr Nahen? ... Warum fühlt er's, wenn es aus ist? ... Er warf den Kopf zurück und hob den Blick empor zum höchsten Wipfel der Rüster und sah dort oben etwas, das seine Aufmerksamkeit fesselte. Inmitten der grünen Zweige, der Blätterunendlichkeit, einen großen himmelanragenden, abgestorbenen Ast. — Der Anblick griff ihm ins Herz, als ob er an dem blühenden Leib eines geliebten Wesens das Zeichen schweren Siechtums entdeckt hätte.

Wipfeldürr, der herrliche Baum.

„Pavel, Pavel, hör mich an," sprach eine wohlbekannte Stimme, und er erzitterte, er fürchtete sich — vor sich. Wird es ihn wieder überkommen, das entsetzliche Gefühl, werden sie ihn wieder packen, die feuerigen Krallen, ihm die Brust zusammenpressen und ihm den Atem rauben?

Vinska wiederholte: „Pavel, hör mich an ... ich habe dir unrecht getan, verzeihe mir." Sie sagte es freundlich, demütig, sie stand da und leistete Abbitte in Gegenwart aller, die mit ihr zugleich gekommen waren, und unter denen niemand dem kleinen Auftritt eine so neugierige Aufmerksamkeit schenkte, als ein blondes, schlankes Kind, ein halber Fremdling im Orte, eine Erscheinung von solcher Lieblichkeit, daß sie sogar in diesem bedeutungsvollen Augenblick Pavel auffiel.

„Dich sollte ich kennen," dachte er, und er kannte sie wirklich, er besann sich dessen; es war dieselbe, die dereinst, als er aufs Gericht geführt worden, das bitterste Hohnwort für ihn gefunden und den Stein geschleudert hatte, der jetzt unter seiner Türschwelle vergraben lag. Seit Jahren hatte man sie im Dorfe nicht mehr gesehen, sie sei im Dienst in der Stadt, hieß es, und nun war sie heimgekehrt und war schön wie die Madonna auf dem Altarbild. Pavel blickte abwechselnd sie an und Vinska, und eine so ruhig wie die andre. O Wunder, o Glück, o Sieg! Keinen befreiten Gefangenen, keinen von schwerer Krankheit Genesenen hat er Ursache zu beneiden. Er ist geheilt von der Krank-

heit dieser Liebe, er ist befreit von den Fesseln, die er gehaßt hatte — er ist gesund und frei.

„Verzeihe mir," bat Vinska von neuem, und er mit wonnig genossener Gelassenheit erwiderte:

„Laß gut sein, die Zeit ist vorbei, in der ich mir so was zu Herzen genommen hätt."

Sie errötete, biß sich auf die Lippen und setzte ihren Weg weiter fort. Sie ging verwirrt mit der beschämenden Empfindung, daß ihr eine Macht geraubt worden war, die sie für unverlierbar gehalten hatte. Die Feine, die Blonde, folgte ihr. Pavel aber stemmte beide Hände in die Seiten, wiegte sich übermütig in den Hüften und sprach vor sich hin:

„Die Weiber, pfui, zu nichts gut als zum Schlechten!"

XIV.

Peter ging es täglich besser; er durfte wieder sprechen und durfte essen, was ihm schmeckte, nur Schreien und Rauchen war ihm noch verboten. Während seiner Krankheit hatte er nicht aufgehört, sich zu fürchten, im Anfang vor dem Sterben und später vor der Rechnung, die der Arzt ihm machen würde. Als dieser seine Besuche einstellte und die Rechnung nicht sofort schickte, ließ Peter sie abholen, aber nur, um ihr einen schnöden Empfang zu bereiten. Er legte sie auf den Tisch, setzte sich vor sie hin und begann Posten für Posten grimmig anzufeinden. Sein Weib schlich voll Besorgnis um ihn herum und bat ihn schüchtern, nicht so zu toben, worauf er es noch viel ärger trieb. Zu Fleiß! — weil er doch sehen wollte, ob die Reparatur, die der alte Notenreißer an ihm vorgenommen und sich so unverschämt bezahlen lasse, wenigstens ordentlich gemacht sei.

Es war ihm gelungen, sich völlig um sein bißchen Menschenverstand zu bringen und in den nicht mehr zurechnungsfähigen Zustand hinein zu ärgern, in den ihn Vinska am liebsten vor der Begegnung mit fremden Leuten bewahrt hätte, als es an der Tür pochte und recht zur unguten Stunde der Wirt erschien.

Er zog höflich den Hut, und Vinska sah auf den ersten Blick: Der will etwas und zwar etwas nicht ganz Rechtmäßiges.

Peter gab auf die Erkundigung nach seinem Befinden, mit der der Besuch sich einführte, keine Antwort, schob, als jener sich neben ihn gesetzt hatte, ihm nur die Rechnung hin, schnaubte: „Da!" und sah ihn von der Seite gespannt und erwartungsvoll an.

Der Wirt versank in das Studium des Schriftstückes. Nach einer Weile, die hingereicht hätte, um es auswendig zu lernen, sprach er, seine Worte mit einem Schlage der flachen Hand auf das Papier bekräftigend:

„Das ist die Rechnung vom Doktor."

„Die Rechnung vom Doktor, vom Spitzbuben; furchtbar überhalten hat mich der Lump."

„Kann's nicht finden," erwiderte der Wirt: „Dich überhalten, so einen Sparmeister! — kommt nicht vor. Die Rechnungen sind in Ordnung — beide Rechnungen, die vom Doktor und," er lächelte verlegen, griff in die Brusttasche und zog langsam ein gefaltetes Papier hervor, das er dem Peter hinhielt, „und die meinige auch."

Peter fuhr zurück wie vor einem Feuerbrand und schrie aus Leibeskräften: „Rechnung?" — Was das zum Teufel für eine Rechnung sein könne, hätte er wissen mögen; er hatte keinen Kreuzer Schulden im Wirtshaus, er trank nie einen Tropfen, den er nicht sogleich bezahlte.

Ja, meinte der Wirt, als er endlich zu Worte kommen konnte, es handle sich auch nicht um Tropfen, sondern um einen

Zaun, den Zaun seines Gartens nämlich, der bei Gelegenheit des Lokomobilsturzes zu Schaden gekommen war.

Nun geriet Peter völlig in Wut. Was in aller Welt ging der Zaun ihn an? Wie konnte der Wirt sich erfrechen, ihm die Rechnung für den Zaun zu bringen?... Daß der Zaun umgerissen worden, das war ja die Ursache des ganzen Unglücks gewesen. Es geschah in dem Augenblick, in dem Peter just im Begriff gewesen, die Pferde wieder in die Hand zu kriegen, er hatte sie schon, ein Riß noch, und sie wären gestanden wie Mauern und hätten die Wendung genommen ins Hoftor wie die Lämmer. Freilich, wenn der Zaun umpoltert vor ihren Nasen, da werden solche Tiere scheu. Kühe sind's ja nicht. So war's, Peter schwor es hoch und teuer — schwor auch, jeden, der es nicht einsähe, mittels Fußtritten davon zu überzeugen. In seiner Aufregung verließ er trotz Vinskas Abmachungen das Haus und begab sich mit dem Wirt an die Ecke des Gartens, um den Vorgang an Ort und Stelle ausführlichst zu demonstrieren.

Sorgenvoll blickte sein Weib ihm nach. Sieben Wochen lang hatte er das Zimmer nicht verlassen und unternahm jetzt seinen ersten Ausgang an einem stürmischen Oktobertag im leichten Hausanzug, heiß vor Zorn und keuchend vor Aufregung. Bis herüber hörte sie ihn schreien. Als er den Zaun erblickt hatte, dessen Wiederaufstellung zu bezahlen ihm zugemutet wurde, war er in die Höhe gesprungen wie toll. Was war denn das! Betrug! schuftiger Betrug!... Nicht nur einfach aufgestellt, neu hergestellt war der Zaun. Mehr als die Hälfte seiner morschen Bretter durch neue ersetzt. Wie? ein alter Zaun war umgefallen und ein neuer aufgestanden, und zwar auf Peters Kosten?... Er tobte, er rief jeden Vorbeigehenden zum Zeugen des Diebstahls, den der Wirt an ihm verüben wollte. Vor einem immer wachsenden Publikum erzählte er die Geschichte ein halbes Dutzend Mal nacheinander, erzählte sie mit immer

neuen, seine Behauptung bekräftigenden Zusätzen. Der verfluchte Zaunumreißer, der „Bub", hat alles auf dem Gewissen, das Scheuwerden der Pferde, den Sturz des Lokomobils, den Unfall Peters — des Helden, der, selbst im Augenblick dringender Lebensgefahr, die Rettung des Eigentums der Gemeinde im Auge behalten und, statt zur Seite zu springen, noch ganz zuletzt seinem Gespann eine Wendung gegeben, einen Ruck der verhindert hätte, daß die Maschine auf „Fransen" ging. Er war zuletzt so heiser wie eine Rohrdommel und fiel vor Müdigkeit fast um. In der Nacht ließ die Unruhe ihn nicht schlafen, und des Morgens schickte er zum Bürgermeister, zu den Räten und zu einigen Freunden und entbot sie ins Wirtshaus, wo er eine ernstliche Beratung mit ihnen pflegen wollte. Sie kamen, und er setzte ihnen auseinander, daß er sein Recht verlange, und wenn die Gemeinde es ihm nicht gewähre, werde er sich's beim Bezirksgericht holen, beim Kreisgericht, beim Kaiser.

Der Bürgermeister stieß Seufzer um Seufzer aus, während Peter sprach, lächelte ängstlich, sah die Räte um Beistand bittend an. Er war der sanftmütigste Mann im Orte, sehr jung für sein Amt und — weil etwas gebildeter als die meisten seiner Standesgenossen — ihrer Roheit gegenüber ziemlich hilflos. Was denn also Peters Recht sei? fragte er, und dieser statt zu antworten, begann seine Geschichte zu erzählen, die seit gestern noch viel wunderbarer, unmöglicher und glorreicher für ihn geworden war. Der Bürgermeister zuckte die Achseln, der älteste der Räte schlief ein; Anton machte seine ausdrucksvollste bedauernde Gebärde. Einige Witzbolde erlaubten sich, Peters Prahlereien im Scherz zu überbieten und erregten damit großes Gelächter. Er schwankte eine Weile, ob er mitlachen oder sich ärgern sollte, wählte aber dann das letztere:

„Hab ich den Zaun umgerissen?" rief er.

„Nein, nein!" antwortete man ihm.

„So bezahl ich ihn auch nicht."

„Nein, nein!"

„Wer aber tut's!" jammerte der Wirt, dem dicke Schweißtropfen auf den glänzenden Wangen standen.

„Wie du die Rechnung gestellt hast, niemand; sie ist auf alle Fälle unverschämt," sagte Anton, und dankbar nickte der Bürgermeister ihm zu. Barosch jedoch, der eben sein fünftes Schnapsgläschen leerte und gern ein sechstes auf Kredit bekommen hätte, neigte demütig den kleinen kugelrunden Kopf auf die Seite und sagte:

„Warum niemand? warum nicht der, der ihn umgerissen hat? warum nicht der Bub?"

„Der Bub? Das wäre — das wäre was — haha, der Bub!" kicherte, lachte, spottete man; trotzdem aber ließ sich unschwer erkennen, daß der Vorschlag Anklang gefunden hatte.

Peter bemächtigte sich seiner sogleich und beanspruchte ihn als sein Eigentum. Das war das Recht, von dem er geredet, die Genugtuung, die ihm gebührte für die Gefahr, in die der Bub ihn gebracht. Ihn, der so viel Opfermut bei Rettung der Maschine an den Tag gelegt hatte.

Der älteste Rat war eben aufgewacht und fiel verdrießlich ein: mit dieser Rettung sei es ein verfluchtes Geflunker. Bei dieser Rettung habe das Lokomobil „eins hinauf bekommen", von dem es sich nicht erholen könne. In einem fort repariere Anton an ihm und vermöge nicht es „auf gleich" zu bringen. Es puste wie schwindsüchtig, und sein vormals so heller Pfiff gliche jetzt dem Miauen einer kranken Katze. Daran läge gar nichts, meinte Anton; Pfeifen und Miauen käme am Ende auf eins heraus; das aber, daß die Maschine weit weniger leistungsfähig sei als früher, müsse er leider gelten lassen.

Seine Erklärung erweckte allgemeine Unzufriedenheit, nur Peter nahm keine Notiz von ihr, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch und rief:

„Der Bub muß her, und der Bub muß zahlen."

„Muß her, freilich," stimmte man von vielen Seiten bei, und der Bürgermeister, der immer ungeduldiger wurde, je ohnmächtiger er sich fühlte, der Strömung entgegen zu steuern, die die öffentliche Meinung genommen hatte, sagte lauter, als sonst seine Weise war:

„Er muß, was muß er? Das nicht, was ihr euch einbildet!" Eine abwehrende Handbewegung war seine Antwort auf die Einwendungen, die sich erhoben, und er schloß: „Er kommt nicht, kann nicht kommen, weil er und der Arnost einberufen worden sind und sich heute haben stellen müssen."

Das war nun allerdings etwas andres, und es hieß sich bescheiden.

Wohl kam Pavel am nächsten Morgen zurück, brachte aber nur vierundzwanzig Stunden daheim zu und sprach nur mit zwei Personen, mit dem Bürgermeister und mit Anton. Beim ersten meldete er sich in Gesellschaft Arnosts. Sie hatten beide das Glück gehabt, zur Landwehr eingeteilt zu werden, mußten jedoch sogleich einrücken.

Der zweite, den er zufällig traf, der Schmied, klagte ihm seine Not mit der Maschine und forderte ihn auf, nach dem Hofe Peters zu kommen, wo sie noch immer stand. Beim ersten Blick, den Pavel auf sie warf, wiederholte er, was er schon einmal gesagt hatte: „Seht Ihr nicht, daß das Stangel verbogen ist?" — Anton gab es zu, war aber der Ansicht, an der Kleinigkeit läge nichts.

„Alles liegt dran," entgegnete Pavel. „Deswegen stoßt's ja so, deswegen geht der Schieber nicht ordentlich, und wie soll denn der Dampf richtig eintreten? Einmal kommt zu viel, einmal zu wenig."

Es gelang ihm, den Schmied zu überzeugen, und nun brachten sie miteinander die Sache in kurzer Zeit in Ordnung.

Peter zeigte sich nicht, aber man hörte ihn in der Scheuer

jämmerlich husten. „Er hat sich verdorben mit lauter Schreien," sagte Anton, „der Doktor kommt wieder zu ihm."

Diese Mitteilung wurde so gleichgültig aufgenommen, als sie gemacht worden war. Pavel ging heim, bestellte sein Haus, sperrte es ab und begab sich beinahe fröhlichen Mutes nach dem Orte seiner neuen Bestimmung. Das Wenige, das er bei der Assentierungs-Kommission vom militärischen Wesen gesehen, hatte ihm sehr gefallen.

Dem Schmiede wurde viel Lob zuteil wegen der wieder vollkommen hergestellten Maschine; er schien es jedoch nur ungern anzunehmen und brachte, wenn jemand damit anfing, das Gespräch sofort auf etwas andres. Daß die Hilfe Pavels nötig gewesen war, um die Ursache des Schadens, den das Lokomobil erlitten hatte, zu entdecken, wollte ihm nicht über die Lippen.

Während Pavels Abwesenheit kam die Frage, wer die Rechnung über die Reparatur des Zaunes bezahlen solle, im Gemeindeamt auf die Tagesordnung. Der Wirt ließ mit Drängen nicht nach und setzte die Erledigung der Angelegenheit endlich durch. Stimmenmehrheit entschied: Der Bub zahlt — man ist ja schon früher einig darüber gewesen.

„Wenn er aber nicht kann," wendete der Bürgermeister ein.

„Ach was, wie soll er nicht können? Er hat Geld, und wenn er keins hat, ist ja sein Haus da, das immerhin ein paar Gulden wert ist. Mag ihn der Wirt auspfänden lassen."

Dabei blieb es, trotz des Verdrusses, den dieser Beschluß dem Bürgermeister verursachte.

Als Pavel nach der Übungszeit heimkehrte, fand der Wirt sich schleunigst bei ihm ein, erzählte ihm, was in seiner Angelegenheit ausgemacht worden war, und endete mit der Versicherung, daß an der Sache nichts mehr zu ändern sei und Pavel unweigerlich zahlen müsse.

Der riß die Augen immer weiter auf; es kochte in ihm,

obwohl er äußerlich ganz ruhig schien. Dennoch wurde dem kleinen, dicken Wirt unheimlich beim Anblick dieser Ruhe.

„Wer hat denn das bestimmt, daß ich zahlen muß?" fragte Pavel.

„Nun, die Gemeinde, — der Bürgermeister, die Bauern."

„Der Bürgermeister, die Bauern," wiederholte der Bursche und trat einen Schritt auf ihn zu, der Wirt aber mehrere Schritte zurück.

„Zahl," sagte er; „wenn du gleich zahlst, laß ich die Kreuzer nach ... laß ich einen Gulden und die Kreuzer nach."

„Setz dich und zieh den Gulden und die Kreuzer gleich von der Rechnung ab."

Der Wirt hätte gern widersprochen, wäre dieser Aufforderung sehr gern nicht nachgekommen, aber er tat es doch und erkundigte sich dann schüchtern: „Wirst du jetzt zahlen?"

„Eher nicht, als bis ich mit den Bauern gesprochen habe. Am Sonntag komm ich ins Wirtshaus und spreche mit den Bauern. Auf was warteſt du noch?"

Die Frage war mit einem Nachdruck gestellt, der den Wirt veranlaßte, sie nicht erst in wohlgesetzter Rede, sondern zugleich mit der Tat zu beantworten und dabei nicht mehr Zeit zu verlieren, als er brauchte, um die Tür zu erreichen, die er mit vorsichtiger Geschwindigkeit hinter sich schloß.

Abends erzählte er seinen Gästen: „Der Kerl hat euch beim Militär ein Wesen angenommen wie ein Korporal. Einer, der keine Courage hat, könnt sich vor ihm fürchten, und am Sonntag will er kommen, hierher ins Wirtshaus, und mit den Bauern reden."

Die Gäste — unter denen auch Anton und Barosch sich befanden — widersprachen der Behauptung, daß man Courage brauche, um sich vor Pavel nicht zu fürchten, und Barosch meinte, die Absicht, mit den Bauern zu reden, könne der Bub haben, ausführen werde er sie schwerlich: „Weil," und dabei

klopfte er voll ungewohnter Hochachtung für sich selbst an die eingefallene Brust: „Weil wir mit uns nicht reden lassen."

„Überhaupt," rief der Wirt, „nimmt er sich in der letzten Zeit viel zu viel heraus."

„Was denn eigentlich?" fragte Anton, der bis jetzt geschwiegen hatte, worauf der Wirt versetzte:

„Und man soll es ihm einmal wieder zeigen."

„Was soll man ihm zeigen?"

Auf diese zweite Frage erhielt Anton ebensowenig Antwort wie auf die erste, niemand wußte eine; trotzdem stimmten alle dem Wirte bei: Der Bub nimmt sich zu viel heraus und man muß „es" ihm einmal wieder zeigen.

Und eine kleine Karikatur der Fama setzte eine Kindertrompete an den Mund und huschte im Dorfe umher von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte und verbreitete die Kunde: am Sonntag kommt das Gemeindekind ins Wirtshaus und wird dort Rechenschaft verlangen von seinen Nährvätern, und die werden ihm das geben, was ihm gebührt. Sie haben sich's vorgenommen, sie werden es ihm einmal wieder zeigen. Worin das geheimnisvolle „es" bestand, verriet die kleine Fama nicht und gab dadurch dem erwarteten Ereignis einen ganz besonderen Reiz.

Am Sonntag war das Wirtshaus überfüllt; aber der Bürgermeister erschien nicht und von den Räten nur der älteste, Peschek, ein braver Mann und auch energisch, wenn er nicht eben an Schlafsucht litt. Peter hatte sich eingefunden mit seiner zahlreichen „Freundschaft". Er sah übel aus, seine Kleider schlotterten um ihn, seine Stimme war heiser, und sein Atemholen glich dem Geräusch einer arbeitenden Säge.

In der dunklen Ecke neben dem Ofen hockte auf einem Schemel Virgil. Das rote Gesicht des Alten und seine funkelnden Augen glänzten aus dem Schatten hervor.

An die große Wirtsstube stieß das einfenstrige Zimmerchen,

in dem der Honoratiorentisch stand. Vor einer Welle hatten der Doktor und der Förster an demselben Platz genommen und den einzigen Zugang, den es hatte, die Tür ins anstoßende Gemach, offen stehen gelassen, da auch sie nicht ganz ohne Neugier den Dingen, die da kommen sollten, entgegensahen. Sie blinzelten einander zu, als der Wirt hereinglitt, mit anmutig auswärts gesetzten Füßen, wie er zu tun pflegte, wenn er das „Extrazimmer" betrat, und lispelte: „Da ist er."

Pavel trat ein, und zum allgemeinen Erstaunen kam Arnost in seiner Begleitung. Waren am Ende gute Kameraden aus den Zweien geworden während ihrer kurzen Dienstzeit? — etwas Militärisches hatten beide angenommen. In strammer Haltung, ohne den Hut zu lüften, trat Pavel auf den Tisch der Bauern zu. Er trug ein weißes Blatt, das er langsam entfaltete, in der Hand, näherte sich Peschek, hielt es ihm vor die Augen und sprach: „Der Wirt sagt, daß der Bürgermeister und die Bauern wollen, ich soll diese Rechnung bezahlen. Ist das wahr?"

Kein Laut der Erwiderung ließ sich vernehmen. Peschek hatte gar nicht aufgeblickt, und Pavels Stimme klang vor Bewegung so unterdrückt, daß der Rat bei dem herrschenden Durcheinander auch wirklich tun konnte, als hätte er die Frage überhört. Er klopfte mit dem geleerten Bierglas traumselig auf den Tisch und mahnte den Wirt einzuschenken. Pavel wartete, bis das geschehen war, dann wiederholte er Wort für Wort sein Sprüchlein. Zum zweiten Male verweigerte ihm Peschek seine Aufmerksamkeit, und nun legte Pavel die Hand auf dessen Schulter und sprach fest und drohend: „Antwortet mir!"

„Hund!" ertönte es vom anderen Ende des Tisches. Peter hatte geredet, und in seiner Umgebung erhob sich ein beifälliges Gemurmel. Pavel jedoch drückte stärker, als er wußte und wollte, die Schulter des alten Rates.

„Ob ich zahlen muß, frag ich Euch, frag ich die Bauern, frag ich den dort," rief er zu Peter hinüber.

„Ja! ja! ja!" wetterten ihm alle unter einer Flut von Flüchen entgegen. Peschek wand und krümmte sich: ihm war der Schlaf vergangen, so wach hatte er sich lange nicht gefühlt und kaum je so hellsehend.

„Laß mich los," drohte er zu Pavel hinauf und dachte bei sich: An dem Menschen wird ein Unrecht begangen. — „Ich kann dir nicht helfen," fuhr er fort, „auch wenn ich möchte. Du mußt zahlen."

Pavel wechselte die Farbe und zog seine Hand zurück. „Gut," knirschte er, „gut also."

Langsam, mit einer feierlichen Gebärde, griff er in die Brusttasche, entnahm einem Umschlage, den er bedächtig öffnete, eine Zehngulden-Note, reichte sie samt der Rechnung dem Wirt und sprach: „Saldier und gib heraus."

Eine Pause des Erstaunens entstand: das hatte niemand erwartet. Schadenfreude und Enttäuschung teilten sich in die Herrschaft über die Gemüter, nur der Wirt war eitel Entzücken. Bereitwilligst legte er, nachdem er die Banknote eingesteckt, einen Gulden vor Pavel hin.

Dieser nahm ihn in Empfang, kreuzte die Arme und warf einen kühnen, herausfordernden, einen echten Feldherrnblick über die ganze Gesellschaft. „So," sagte er: seine Stimme war nicht mehr umschleiert, sie klang laut und mächtig, und mit einem wahren Genuß ließ er sie zu den Worten erschallen:

„Und jetzt sag ich dem Gemeinderat und den Bauern, daß sie alle zusammen eine Lumpenbagage sind."

Ein einziger Aufschrei beantwortet diesen unerhörten Schimpf, den der Geringste im Dorfe den Reichen, den Machthabern zugeschleudert. Die Nächststehenden stürzten sich auf ihn und hätten ihn niedergerissen ohne Arnost und Anton, die ihm zu Hilfe kamen. Als in dem furchtbaren Lärm die Worte „undank-

bare Kanaille," die Peter ausgestoßen, an Pavels Ohr schlugen, bäumte er sich auf, und mit der Bewegung eines Schwimmers, der mit beiden Armen die auf ihn eindringenden Wellen teilt, hielt er sich die Menge, die ihn bedrohte, vom Leibe.

„Undankbar!" donnerte er, und durch die Empörung hindurch, von der er glühte und bebte, klang erschütternd eine Klage lang erlittenen Schmerzes. „Undankbar? Und was verdank ich euch? Für den Bettel, den ihr zu meinem Unterhalte hergegeben, hab ich mit meiner Arbeit tausendfach bezahlt. Den Unterricht in der Schul hat mir der Lehrer umsonst erteilt. Keine Hose, kein Hemd, keinen Schuh hab ich von euch bekommen. Den Grund, auf dem mein Haus steht, habt ihr mir doppelt so teuer verkauft, als er wert ist. Wie der Bürgermeister gestorben ist, habt ihr mir die Schuld gegeben an seinem Tod, eure Kinder hätten mich beinah gesteinigt, und wie ich freigesprochen war, da hat es geheißen: Bist doch ein Giftmischer! Jetzt rette ich dem Peter sein Leben, und weil ich dabei dem Wirt seinen Zaun umgerissen hab, muß ich den Zaun bezahlen ... Bagage!" Er warf ihnen zum zweiten Male das Wort ins Gesicht wie eine ungeheure Ohrfeige, die allen galt und für alle ausreichte, und war's die elementare Macht des Zornes, der ihm aus den Augen loderte, war es die halb unbewußte Empfindung der Berechtigung dieses Zornes — trotz des Aufruhrs, den jenes Wort hervorrief, konnte Pavel fortfahren: „Warum wart ihr so mit mir? Weil ich als Kind ein Dieb gewesen bin? — Wie viele von euch sind denn ehrlich? ... Weil mein Vater am Galgen gestorben ist? — Kann ich dafür? ... Bagage!" und jetzt übermannte ihn die Wut; betäubend, racheheischend stieg die Erinnerung an alles, was er erduldet hatte, und was ungesühnt geblieben war, in ihm auf. Er fand keine Worte mehr für eine Anklage. Er fand nur noch Worte für eine Drohung und die stieß er heraus: „Wenn ich aber heute etwas tue, was auch mich an den Galgen bringt, dann ist es eure Schuld!"

Nicht, was er gesagt, und was die wenigsten verstanden hatten, aber seine geballten Fäuste, die herausfordernde Fechterstellung, die er angenommen hatte, reizten die Geschmähten, und plötzlich hagelten Schläge auf Pavel nieder, ohne viel mehr Wirkung hervorzubringen, als ob sie auf einen Felsen gefallen wären. Er machte aber jeden, der auch nur einen Schlag von ihm empfing, kampfunfähig für diesen Tag und vermutlich auch für ein paar der nächsten Tage.

„Gib jetzt Ruh!" rief der Förster, dessen große Gestalt in der Tür des Honoratiorenzimmers erschien, „du hast es ihnen gesagt, jetzt gib Ruh."

„Gib Ruh!" tönte ein heiseres Echo zurück. Peter war auf den Tisch gestiegen und schleuderte einen Bierkrug nach dem Kopfe Pavels, fehlte ihn und traf Arnost so hart an die Stirn, daß der Bursche taumelte; doch raffte er sich sofort zusammen, sprang auf den tückischen Angreifer los und riß ihn vom Tisch herunter.

Nun war der Kampf entbrannt.

Zwei Parteien bildeten sich, die kleine Pavels, die große Peters; der Wirt und Peschek flüchteten zum Doktor ins Nebenzimmer. Der Förster, der als Friedensstifter aufzutreten gesucht hatte, sah die Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen ein, brach sich Bahn durch den Tumult und verließ das Haus. Draußen war schon eine zahlreiche Menge, meist aus Weibern und Kindern bestehend, zusammengelaufen. Die Buben, berauscht von der Nähe einer großen Prügelei, schrien, sprangen an den Fenstern empor, rauften sich um die besten Plätze. Die Schwächeren, von den Fenstern der Wirtsstube verdrängt, machten sich an das des Honoratiorenzimmers heran, stoben aber auf einmal kreischend auseinander. Über ihnen waren ein paar Beine zum Vorschein gekommen und hatten die Köpfe der Jungen als Stützpunkt benutzen wollen, um Boden zu gewinnen. Der Förster eilte hinzu und half dem Inhaber dieser Beine, dem Doktor, aus seiner schwebenden Stellung.

„Nicht mehr möglich, sich in andrer Weise zu entfernen," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, „und entfernen muß ich mich ... Der Holub geht fürchterlich los ... Ein Bär der Mensch — das glaubt nur, wer es gesehen hat. — Ich empfehle mich."

Auf demselben Wege, wie der Doktor, kam auch Peschek auf die Straße und hinter ihm der Wirt, der laut klirrte, als er auf den Boden sprang. Dieses Geräusch wurde durch die Messer und Gabeln hervorgerufen, die er eiligst von den Tischen genommen und in seinen weitläufigen Kleidern geborgen hatte, bevor er die Gaststube dem tollen Heer überließ, das jetzt darin hauste. Er klagte, daß er nicht auch die Krüge und Gläser habe mitnehmen können, jammerte, trieb die Gassenjugend hinweg, preßte das Gesicht an die Fensterscheiben und suchte zu erkennen, was in der Stube geschah. Aber das furchtbare Ringen ging im Halbdunkel der schon hereingebrochenen Dämmerung vor, im Qualm aufgewirbelten Staubes. Man sah nur einen wild ineinander gekeilten, hin und her bewegten Menschenknäuel, hörte Stöhnen und Fluchen und das Stampfen schwerer Tritte und das Krachen zertrümmerten Holzwerks.

„O meine Bänke! o meine Tische!" seufzte der Wirt, und wie er sich an Peschek mit der Frage wenden wollte, ob man nicht nach dem Gendarm schicken solle, war der vorsichtige Rat in Gesellschaft des Doktors verschwunden.

„Herr Förster, machen Sie Ordnung!" rief der Wirt, „ich steh für nichts — der Schmied, der Arnost, der Holub — drei gegen alle, sie werden alle drei erschlagen ... mit meinen Bänken, meinen Tischen!" setzte er, in Verzweiflung ausbrechend, hinzu.

„Wird nicht so arg werden," erwiderte der Förster, und plötzlich kamen durch die offene Tür herausgeflogen zwei Bauernsöhne aus Peters Sippe. Sie hatten sich noch nicht aufgerafft, als ein paar gute Freunde ihnen nachkollerten, und, nicht minder unwillkürlich als die Vorhergehenden, drei und vier

und fünf andre erschienen, im Purzelbaum, im kurzen Bogen, der mit den Füßen zuerst und jener mit dem Kopfe. Und der Förster begrüßte die Ankömmlinge und verstand es meisterlich — unterstützt von den Überredungskünsten ihrer Frauen — die wenigen, die sich anschickten, auf den Kampfplatz zurückzukehren, von der Ausführung ihres Vorsatzes abzuhalten.

Einen unverhofften Verbündeten fand er an Barosch, der unter kräftiger Nachhilfe am Ausgang des Flurs erschien, und hinter dem bald mehrere, der älteren Generation angehörende Männer sichtbar wurden. Auf der obersten Treppenstufe blieb Barosch stehen und brachte mit großer Anstrengung hervor: „Der Gescheitere gibt nach." Er besann sich, griff mit den Händen in die Luft, wiederholte: „Der Gescheitere gibt nach," und fiel die Stufen herunter.

„So ist's recht," rief der Förster. „Meine Hochachtung vor den Gescheiteren!" und als alle in der Tür Eingekeilten sich herausgedrängt hatten, sprang er die Stiege hinauf, und vor der Wirtsstube angelangt, entfuhr ihm ein: „Potz Blitz und Donnerwetter!"

Wie hatten die Reihen sich gelichtet. Inmitten der Trümmer dessen, was die Einrichtung der Gaststube gewesen war, behaupteten Peter und die wenigen Getreuen, die bei ihm ausgehalten hatten, noch das Feld gegen Pavel. Der hatte sich seiner Jacke entledigt und stand in Hemdärmeln vor Arnost und dem Schmied, zu seinen Füßen kauerte, seinen Schutz anrufend, Virgil. Peter, außer sich, im Fieber glühend, suchte die Seinen zu neuem, offenbar schon oft zurückgeschlagenen Angriff auf den Gegner anzufeuern. Sie aber zagten, und als nun der Förster auf sie losdonnerte: „Frieden! Daß sich keiner mehr rührt!" — gehorchten sie ihm, und auch Pavel gehorchte, aber sein Gesicht wurde erdfahl, und tödlicher Haß sprühte aus seinen auf Peter gerichteten Augen.

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Was die Zwei miteinander

auszumachen hatten, vermochte durch die Dazwischenkunft eines Dritten nicht geschlichtet zu werden.

„Hund! Hund! Hund!“ kreischte Peter, fuhr plötzlich mit der Hand in die Hosentasche, ein einschnappendes Messer knackte, und er warf sich mit blanker Klinge auf den Gegner. Arnost war vorgestürzt, den Angriff zu parieren. Es gelang ihm halb und halb, der gegen Pavels Brust geführte Stoß streifte die Rippen, ein großer Blutflecken färbte sein Hemd.

„Zurück!“ schrie er, „zurück! laßt den Kerl mir allein!“ und ein Ringen begann, wie das eines Menschen mit einem wilden Tier. Peter schäumte, biß und kratzte: Pavel wehrte sich nur, hielt ihn nur von sich, ließ sich Zeit, sammelte seine Kraft zu einem entscheidenden Streich.

Und nun geschah's ... Mit der Linken sein Gesicht deckend, schob er raschen Griffes die Finger der Rechten in Peters ledernen Gurt — hob ihn hoch in die Luft, hielt ihn so mit ausgestrecktem Arm, schüttelte ihn und keuchte: „Bestie! wenn ich dich jetzt hinhau, bist du fertig.“

„Tu's!“ rief Arnost,

„Tu's nicht!“ rief der Förster, und Pavel fühlte die Last seines Feindes schwer werden wie Blei; Peters zusammengekrampfte Hände öffneten sich, das Messer entfiel ihm, die hinaufgezogenen Beine sanken matt herab, ein — Erschöpfter erwartete, daß ihm der Rest gegeben werde.

Da lief ein Schauer über Pavels Rücken, und sein Zorn erlosch. Er ließ Peter langsam niedergleiten, sagte: „Ich mein, du hast genug!“ und warf ihn seinen Freunden zu, die den Wankenden, halb Besinnungslosen schweigend aus der Stube geleiteten.

Der Förster schloß hinter ihnen die Tür, und Pavel brach in Jauchzen aus:

„Draußen alle, und wir drinnen!“ Er spürte nichts von seiner Wunde, nichts von den Beulen, mit denen er bedeckt

war; er spürte nichts als seine Siegeswonne und eine stürmische, äußerungsbedürftige Dankbarkeit für seine Verbündeten: „Draußen alle, und wir drinnen, wir drei!“

„Wir vier,“ wimmerte Virgil, „hab ich nicht bis zuletzt bei dir ausgehalten, Pavlicek, gegen den Schwiegersohn?“

Pavel fuhr fort zu jubeln: „Gesagt hab ich es ihnen auch!“

„Gesagt und gezeigt,“ schrie Arnost, „und wenn sie bald wieder was hören oder sehen wollen, kannst auf mich zählen, Kamerad.“

Der Förster musterte Pavel vom Kopf bis zu den Füßen: „Verfluchter Bursch!“ sprach er lächelnd, und Anton lächelte ebenfalls. Der letzte Widerstreit zwischen seiner Eitelkeit und seiner Rechtschaffenheit war geschlichtet.

„Und die Maschin hat er auch repariert,“ sagte der Schmied.

XV.

Um Mitternacht wanderte Pavel nach Hause. Es war kalt und sternenhell. In der Nähe der Kirche begegnete er dem Nachtwächter Much, der ihn mit einer gewissen scheuen Verbindlichkeit grüßte und zu ihm sagte: „Unsere Hunde haben just einen fremden Hund erbissen. Verfluchtes Vieh, hat sich gerauft wie der Teufel.“

„Auch einer gegen eine ganze Menge,“ dachte Pavel, und als er beim großen Ziehbrunnen anlangte und über ein Ding stolperte, das auf dem Boden lag, freute er sich, daß er es unter seinem Fußtritt wimmern hörte. Er zog den Hund aus der Blutlache, in der er lag, schöpfte Wasser und schüttete den vollen Eimer über ihn aus. Soviel er in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, war der unvorsichtige Eindringling übel zugerichtet.

Grausam hatte sich an ihm der tierische Patriotismus bewährt, dem der blinde Zug zum Einheimischen blinden Haß gegen das Fremde bedeutet.

Der Hund gab kein Zeichen des Lebens mehr. Pavel ließ ihn liegen und setzte seinen Weg fort. Bald aber bemerkte er, daß das Tier ihm nachkroch, mühsam den Berg hinauf; er wehrte ihm nicht, ließ sich seine Begleitung gefallen, und daheim angelangt, pflegte er es trotz des Ekels, den seine außergewöhnliche Häßlichkeit und seine klaffenden Wunden ihm einflößten.

Am nächsten Tage ging er wie an jedem andern Wintertag hinüber in die Fabrik. Die Arbeit kam ihm heute schwer an, in seinem Kopf war es schwül, und der ganze Körper schmerzte. Bei der Heimkehr am Abend erwartete er eine Vorladung zum Bürgermeister zu finden; sie war nicht da und kam auch später nicht.

In der nächsten Zeit, so oft er an einem seiner Feinde vorbeikam, machte er sich auf einen Angriff gefaßt und bereit zur Gegenwehr. Aber jedesmal umsonst, niemand schien Lust zu haben, mit ihm anzubinden. Fürchteten sie ihn? Sie alle zusammen ihn allein, waren sie so feig? Oder gedachten sie nur, ihn sicher zu machen, und warteten auf eine Gelegenheit, sich zu rächen, — waren sie so schlecht und tückisch? Jedenfalls wollte er keinen Augenblick unterlassen, auf seiner Hut zu sein, nie vergessen, daß er unter lauter Gläubigern wandelte, die eine böse Schuld bei ihm einzukassieren hatten. Indessen verging der Winter, ohne daß es zum Ausbruch von Feindseligkeiten gegen ihn gekommen war. Er konnte unangefochten in seiner Hütte hausen — ihr Anblick, der so viel Mißgunst erweckt hatte, ließ die Leute jetzt gleichgültig. Im stillen staunte sogar mancher über den Hauch von Wohlhabenheit, der sich allmählich über die kleine Ansiedlung breitete.

Pavel hatte sein Haus ringsum mit einem Zaun aus kreuzweis gesteckten Weidenruten umgeben, hinter dem er Gemüse

zog. Alles gedieh, dank seinem unermüdlichen, eigensinnigen, seinem eisernen Fleiße. Das Fichtenbäumchen, das einzige, das den Angriffen der Übelwollenden widerstanden, hatte es glücklich bis zum Soldatenmaße gebracht, es guckte mit dem Wipfel in das Fenster an der Seite der Hütte hinein. Ein stämmiges Ding von einem Bäumchen, mit breiten Ästen, die es trotzig von sich streckte, und das sich, so jung es war, schon einen weißen Moosbart angeschafft hatte. Das ganze Anwesen, die Hütte mit ihrem schiefen Dach, der Fichtenbaum daneben, der Zaun davor, nahm sich aus wie ein Bildchen, das Kinder entwerfen, bei ihren ersten Versuchen in der Zeichenkunst. Auf der Schwelle, unter der der Stein eingegraben war, der Pavel immer mahnen sollte an Haß und Verachtung gegen seine Mitmenschen, lag sein neuer Hausgenosse, sein bissiger Hund, den er in unbewußtem Humor „l'amour" genannt.— „L'amour", nach Pavels Orthographie: Lamur, hatte die Größe eines Hühner- und den Knochenbau eines Fleischerhundes; seine breite Nase war von Natur aus gespalten, was ihm etwas sehr Unheimliches gab, beim geringsten Anlaß bleckte er die Zähne und sträubte sein kurzes schwarzes Haar. Ein bitterer Groll gegen alles Lebendige schien unablässig in seiner Seele zu gären. Nie ließ er sich in eine Liebesaffäre ein. Hund oder Hündin waren ihm gleich verhaßt, und er wußte sich beiden Geschlechtern gleich fürchterlich zu machen. Nur eine tiefe, stille, an Äußerungen arme Anhänglichkeit kannte er, die an seinen Herrn. Stundenlang saß er vor dem Hause, ohne den Blick von dem Wege zu wenden, auf dem Pavel kommen mußte. Sah er ihn endlich, dann verrieten höchstens einige Freudenschauer, die ihm über die Haut liefen, und ein kümmerliches Wedeln des kurzen Schwanzes etwas von den Gefühlen seines Innern. So wenig Zärtlichkeiten Lamur spendete, so wenig wurden ihm zuteil; aber sein Futter erhielt er gleich nach der Heimkehr seines Herrn, und bevor der noch einen Bissen zu sich genommen hatte.

Aus der ungetrübten Gemütsruhe, in der Pavel seit einigen Monaten dahinlebte, wurde er durch die Ankunft eines Briefes seiner Mutter gerissen. Noch hatte er ihr letztes Schreiben nicht beantwortet, und nun kam dieses nach fast einjähriger Pause und enthielt weder eine Klage noch einen Vorwurf, es wiederholte nur die Bitten, von denen schon das frühere erfüllt gewesen, Bitten um Nachrichten von den Kindern, und schloß ebenfalls wie jenes und wie alle seine Vorgänger mit den Worten: „Mir geht es soweit gut." Dann folgte die Unterschrift und endlich eine Mitteilung, die von der Schreiberin bis zuletzt aufgespart und dann an den äußersten Rand des Papieres verwiesen worden, wo sie wie zagend und verschämt stand. „Heut über 14 Monat is meine Strafzeit aus."

Das war am Abend des sechsten März.

Pavel rechnete an seinen Fingern. Im Mai des nächsten Jahres wird sie also kommen, um mit ihm zu hausen, die Mutter. — Die Mutter, die Genossin eines Raubmörders, die vor Gericht gegen die furchtbare Anklage, die Teilnehmerin seines Verbrechens gewesen zu sein, keine Silbe, keinen Laut der Einwendung gefunden hat, nicht geleugnet hat — nie ... Plötzlich erwachte in ihm der Gedanke: Wie ich! ... Auch er hatte vor Gericht nicht geleugnet, auch er sich nicht entschuldigt. Weil er nicht gekonnt hätte? Nein — weil er nicht gewollt. Vielleicht — unaussprechlich tröstend, sein ganzes Inneres erhellend, überkam es ihn: Vielleicht hätte auch sie gekonnt und hat es nicht gewollt.

Noch am selben Tage schrieb er an seine Mutter; aber er schämte sich, ihr einzugestehen, daß er von Milada nichts wisse, und beschloß, seinen Brief erst abzuschicken, wenn er sich die Möglichkeit verschafft haben würde, Kunde von seiner Schwester zu geben, sollte es auch nur die kurze, karge sein: Milada ist gesund, sie läßt Euch grüßen.

Der grauende Morgen fand ihn auf der Wanderung nach

der Stadt, und so früh kam er vor der Klosterpforte an, daß er lange nicht wagte, zu schellen.

Er lehnte sich an die Mauer des großen Hauses, dessen Dach das Liebste barg, das er auf Erden besaß. Das einzige ihm naheſtehende, ihm Teuere, das rein und unentweiht geblieben war, das Einzige, an dem sein ganzes Herz hing — die Schwester, die sich freiwillig von ihm abgewendet hatte.

Die Glocken der Klosterkirche läuteten zur Messe, feierliche Orgeltöne erklangen, und ein Gesang erhob sich so hell, so weich wie die leise bewegte Luft, die ihn auf bebenden Schwingen herübertrug aus der Ferne... Aus einem irdischen Himmel, dachte Pavel, aus einem Reich der Seligen und Friedfertigen, zu hoch, zu hehr, um auch nur von der Sehnsucht eines makelvollen Erdenkindes erreicht zu werden, zu hoch, zu hehr, um ihm andres einzuflößen, als Ehrfurcht und Anbetung.

Allmählich hatte sich um Pavel eine kleine Versammlung von alten Leuten und Kindern gebildet, ständigen Kostgängern des Klosters, die auf Einlaß warteten. Als er ihnen gewährt wurde, schloß sich Pavel als der Letzte ihrem Zuge an. Die Pförtnerin wies die Armen an einen Tisch, auf dem ein Frühmahl für sie bereit stand, und richtete an Pavel, der am Eingang stehen geblieben war und sich nicht rührte, die Frage: „Was wollen Sie?“

Und er, obwohl ihm war, als würde er an der Gurgel gefaßt und gewürgt, brachte doch die Worte heraus: „Ich heiße Pavel Holub.“

Eine dunkle Röte überflog das strenge Gesicht der Pförtnerin: „Ach ja,“ sagte sie; die unangenehme Erinnerung an Pavels ersten Besuch dämmerte in ihr auf.

„Ich bin,“ nahm er wieder das Wort, „der Bruder der kleinen Milada.“

„Ach ja, ach ja — und Sie möchten Ihre Schwester sehen?“ setzte sie überstürzt hinzu.

Nein, zu einer so kühnen Hoffnung hatte er sich nicht versiegen, erst bei dieser Frage flammte sie in ihm auf und trieb ihm schwindelnd das Blut zu Kopf. „Ob ich möchte?" stammelte er, „freilich — und wie!"

Die Pförtnerin wurde der Übereilung inne, die sie begangen hatte, und sagte verlegen:

„Es ist aber kein Einlaß zu dieser Stunde, es ist heute überhaupt kein Einlaß und ... Aber da ist Mutter Afra," unterbrach sie sich ... „warten Sie ein wenig."

Sie ging einer alten Klosterfrau entgegen, die, gefolgt von zwei Laienschwestern, die in die Halle führende Treppe heruntergeschritten kam. Pavel erkannte sie sogleich; es war das Fräulein Ökonomin, das einst ein so wichtiges Wort gesprochen hatte in der Sache, an der ihm damals sein ganzes Heil zu hängen schien. Die Pförtnerin sprach leise zu ihr, und Pavel konnte nicht zweifeln, daß von ihm die Rede war, denn Fräulein Afra hatte, während sie schweigend zuhörte, den Blick wiederholt und mit großer Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

Nun winkte sie ihn heran, fragte melancholisch lächelnd, ob er wirklich Pavel Holub sei, und sagte, als er es bejahte: „Schwer zu glauben, so sehr haben Sie sich verändert. Und was bringen Sie uns Gutes?"

Rasch, wie sie entstanden, war Pavels Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seiner Schwester erloschen, und er wagte nicht einmal zu gestehen, daß er sie gehegt hatte. Einer Stube voller roher, halb betrunkener Gesellen hatte er den Meister gezeigt; diese alte Frau in ihrer heiteren Würde, mit der milden Freundlichkeit in den leidverklärten Zügen, schüchterte ihn ein. Unterdrückten und bewegten Tones antwortete er:

„Ich bring einen Gruß von der Mutter an meine Schwester Milada und möchte auch fragen" ... seine Stimme wurde beinahe unhörbar, „wie es meiner Schwester geht?"

„Die Frage können wir beantworten, nicht wahr, Schwester

Cornelia?" wandte Fräulein Afra sich an die Pförtnerin. „Ihre Schwester ist gesund an Leib und Seele, dem Himmel sei Dank, der sie geschaffen hat zu unsrer Freude und Erbauung. Was den Gruß betrifft, da müssen wir erst Erlaubnis einholen, ihn zu bestellen, nicht wahr, Schwester Cornelia?" Ihr Auge ruhte wohlwollend auf Pavel, während er immer noch schwer beklommen sagte:

„Ich möcht auch gern der Mutter schreiben, daß die Schwester sie grüßen läßt."

„Ja so," versetzte Afra, „nun, auch das kann bestellt werden — nicht wahr, Schwester Cornelia? Nur ein wenig gedulden müssen Sie sich. Haben Sie Zeit, sich zu gedulden?" setzte sie scherzend hinzu, nickte mit dem Kopf und schritt weiter an Pavel vorbei, der sich ungeschickt, aber tief vor ihr verbeugte.

Er wurde von der Pförtnerin in dasselbe Zimmer geführt, in dem er als kleiner Junge so unvergeßliche Stunden der peinlichsten Erwartung durchlebt hatte.

Nichts verändert in dem traurigen Raume, jeder Sessel an der alten Stelle, an der Mauer derselbe feuchte Fleck. Nur die Aussicht aus den vergitterten Fenstern bot heute ein freundliches Bild, denn die damals halb entblätterten Obstbäume prangten jetzt im Frühlingsschmuck weißer und rosiger Blüten. Am Ende des Rasenplatzes, vor dem bis an die Gartenmauer reichenden Seitenflügel des Hauses, trieb sich eine lustige Gesellschaft von kleinen Klosterzöglingen herum. Sie unterbrachen oft ihre Spiele und rannten im Wettlauf auf die Novize zu, der die Aufsicht über sie anvertraut war. Und was hatte diese zu tun, um sich der Liebkosungen des anstürmenden Schwarms zu erwehren! Und wie gütig tat sie's und wie ernst; wie verstand sie, die Wildfänge zu bändigen und die Schüchternen aufzumuntern, Tadel und Lob zu verteilen, Zärtlichkeit zu spenden und Strenge walten zu lassen nach Verdienst und Gebühr! Pavels Augen hingen unverwandt an ihrer holden, garten-

schlanken Gestalt. Ihre Züge genau zu unterscheiden, vermochte er nicht; doch bildete er sich ein, das Wesen des jungen Mädchens mahne an das Miladas. So, ungefähr so mochte sie jetzt aussehen, seine Milada. Nur nicht so groß konnte sie geworden sein, das schien ihm unmöglich, unmöglich auch, daß sie jetzt schon das Kleid der Nonnen trage.

Ein Glockenzeichen erscholl; die Novize nahm das kleinste Mädchen auf den Arm, die andern liefen vor ihr oder neben ihr her — einen Augenblick, und alle verschwanden im Hause.

Pavel trat vom Fenster zurück. Er war durch die Worte des Fräuleins Afra auf ein langes Warten vorbereitet gewesen und nun sehr überrascht, als sich schon nach wenigen Minuten die Tür in ihren Angeln drehte. Auf der Schwelle erschien, in gewohnter edler Ruhe, unverändert durch die verflossenen Jahre, die Oberin. Sie führte ein junges Mädchen an der Hand, ein hohes, schlankes, dasselbe, dessen stilles Walten Pavel gesehen, dasselbe, das ihn an seine Schwester gemahnt hatte — Milada im Novizenkleide.

Er starrte sie an in grenzenlos wonnigem, grenzenlos wehmütigem Staunen; über ihre Lippen kam bei seinem Anblick ein Ausruf des Entzückens, die Blässe ihres zarten Gesichts wurde noch durchsichtiger, noch farbloser.

„Pavel, lieber, lieber Pavel!" sprach sie, aber sie riß sich nicht los von der führenden Hand, sie stand still und sah ihn mit großen, glückstrahlenden Augen an.

Auch er stand still. Mächtiger als der Wunsch, auf sie zuzustürzen und sie an seine Brust zu ziehen, war die ehrerbietige Scheu, die ihn ergriffen hatte und ihn gebannt hielt und ihm die geliebte Ersehnte, die Nahe — unnahbar machte.

Beklommen schwieg er; in seinem Kopfe jagten sich diese Gedanken: diese junge Heilige, war das seine Schwester?... Durfte er sie noch so nennen? — War sie's, die er tausendmal in seinen Armen gehalten, geküßt, geherzt hatte, — manchmal

auch geschlagen? — War sie's, deren Geschrei „Hunger, Pavlicek, Hunger!" ihn zum Diebstahl verleitet hatte, wie oft, wie oft! — War sie's, deren Füßchen er verbunden, wenn sie sich wundgelaufen bei den Wanderungen von Ort zu Ort, hinter dem Vater und der Mutter her?... War sie's?

Die Oberin weidete sich an der Überraschung der Geschwister. „Nun," sagte sie, sich freundlich zu Milada wendend, „wer hat denn einst in kindischem Vorwitz gesagt: ich sehe dich nie mehr, sie werden mir nie mehr erlauben, dich zu sehen?... Und jetzt ist er da, dein Bruder, begrüßt euch, gebt euch die Hände."

Die Aufforderung mußte wiederholt werden, bevor Pavel und Milada ihr nachzukommen wagten, und dann, als Pavel die Hand seiner Schwester in der seinen hielt, beängstigte ihn ihr Glühen und das Jagen der Pulse, die an seine Finger klopften. In seiner derben Rechten lag eine kleine schmale Hand, aber nicht die weiche Hand einer Müßiggängerin, sondern eine mit der Arbeit vertraute. So hat man die zarte Pilgerin auf dem Wege zum Himmel nicht enthoben von der gemeinen Mühsal der Erde.

Ein, als der Lehrer es zu ihm gesprochen, halb verstandenes Wort tauchte im Gedächtnis Pavels auf: „Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Kerze brennen!" — Sein Herz schnürte sich zusammen, er erhob die Augen von der Hand Miladas zu ihrem Angesicht. „Eine Nonne, also eine Nonne —" sagte er.

Die Oberin erwiderte: „noch nicht; über ein Kleines jedoch wird sie zu denen gehören, die mit unsrem göttlichen Erlöser sprechen: Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?"

Bei dem Worte Mutter erwachte Pavel wie aus dem Traum: „Die Mutter läßt dich grüßen," sagte er, „es geht ihr gut. Sie möchte auch gern wissen, wie es dir geht. Was soll ich ihr schreiben "

„Schreibe ihr," antwortete Milada, unterbrach sich und

richtete einen um Erlaubnis bittenden Blick auf die Oberin. Erst als diese zustimmend genickt, begann sie wieder: „Schreibe ihr, daß mein ganzes Leben nichts ist als ein einziges Gebet für sie und — noch für einen, unsren armen unglücklichen Vater . . .“ ihre Stimme hatte sich gesenkt, nun erhob sie sich freudigen Klanges — „und auch für dich, lieber, lieber Pavel.“

Pavel murmelte etwas Unverständliches, seine Augen begannen unerträglich zu brennen; plötzlich ließ er Miladas Hand aus der seinen gleiten und trat einen Schritt zurück

Sie fuhr fort: „Der Allbarmherzige hat mich erhört, er hat dich gut werden lassen . . . nicht wahr? sprich, lieber Pavel, sag ja, du darfst es sagen — es ist ja ein Werk seiner Gnade. Sag, ich bitte dich, daß du gut und brav geworden bist . . . Pavel, Lieber, bist du gut und brav?“

Er senkte den Kopf, gepeinigt durch ihr Flehen, und sprach: „Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“ fragte Milada, und als er schwieg, rief sie mit aufsteigender Besorgnis die Oberin an: „Er weiß es nicht — ehrwürdige Mutter, wie kann das sein?“

Die Oberin sah Bangigkeit und Unruhe sich in den Zügen der Novize malen, sah ihre bleichen Wangen sich immer röter färben und versetzte beschwichtigend: „Es kann wohl sein. Er hat dir eine schöne Antwort gegeben, die des Bescheidenen, die seinen Wert nicht kennt. Wir kennen ihn, wir wissen von den Fortschritten, die dein Bruder auf dem Wege des Heiles macht. Darum auch durfte er seinen Auftrag selbst bestellen und den deinen selbst einholen. Es ist geschehen, und nun, liebe Kinder, sagt euch Lebewohl.“

Pavel seufzte tief auf: „Jetzt schon?“ und zugleich und mit schmerzlicher Bestürzung drangen aus Miladas Munde dieselben Worte. Aber nur ein kurzer Kampf, und dem unwillkürlichen Schrei des Herzens folgte der Ausdruck der Ergebung in einen fremden Willen, und sie sprach:

„Lebe wohl, Pavel."

Ihr frommer Gehorsam wurde belohnt, die Oberin lächelte gütig: „Du kannst auch sagen: auf Wiedersehen."

„Bei meiner Einkleidung," fiel Milada begeistert ein, „zu meiner Einkleidung wirst du kommen, das darf man ... Nicht wahr, ehrwürdige Mutter, man darf — er darf ... und ich," setzte sie nach kurzem Besinnen demütig hinzu, „darf ich noch eine Frage an ihn stellen?"

„Frage!"

Milada, die schon im Begriffe gewesen war, der Oberin zu folgen, wendete sich wieder Pavel zu: „Lieber, hast du allen verziehen, die dir Böses getan haben?"

Er sah die gespannte, bebende Erwartung, mit der sie seiner Antwort lauschte, er prüfte sein Herz und sagte: „Einigen schon."

„Du mußt aber allen verzeihen: sie sind ja Werkzeuge Gottes, die dich zu ihm führen durch Prüfungen. Verzeih ihnen, liebe sie, versprich es mir."

Sie beschwor ihn mit einem Ungestüm, der an die Milada früherer Tage gemahnte. „Versprich's, mein Pavel. Wenn du es nicht tust, muß ich leiden," klagte sie; „es ist ein Zeichen, daß ich noch nicht genug getan, gebetet, gebüßt habe."

„Ich versprech es!" rief er überwältigt und streckte seine Arme nach ihr aus.

„Dank," hörte er sie noch sagen. „Dank, lieber, lieber Pavel," und alles war vorbei, die Lichterscheinung entglitten. Die Oberin hatte Milada mit sich fortgezogen, er war allein.

Bald darauf öffnete die Pförtnerin die Tür und blieb stehen, die Klinke in der Hand. Pavel leistete ihrer stummen Aufforderung Folge, er trat in die Halle, er trat ins Freie.

XVI.

Pavel schritt langsam über den Platz, der ihm einst einen so großen Eindruck gemacht, und für dessen Herrlichkeiten er heute keinen Blick hatte. Das Glücksgefühl über das unerwartete Wiedersehen mit Milada zitterte noch eine Weile in ihm nach, wich aber bald einer jede andre verdrängenden Empfindung qualvoller Besorgnis und füllte seine Seele mit Leid und mit Reue.

Er hätte sich nicht fortweisen lassen dürfen, wie er es in feiger Schüchternheit getan, er hätte bleiben und der Frau Oberin sagen sollen: „Mir bangt um meine Schwester, sehen Sie nicht, daß sie sich verzehrt in Arbeit, Gebet und Buße?" Das wäre seine Pflicht gewesen, wohl auch sein Recht. — Der Gedanke einmal gefaßt, und sogleich ward er auch zum Entschluß. Pavel kehrte nach dem Kloster zurück und zog an der Glocke.

Es wurde nicht geöffnet, aber an einem in der Tür angebrachten kleinen Gitter kam ein Auge zum Vorschein; die Pförtnerin fragte nach dem Begehr des Schellenden. Zögernd gab Pavel Antwort und erhielt den Bescheid, die Frau Oberin sei nicht zu sprechen. Die Klappe hinter dem Gitter schloß sich.

Was tun? Pochen, Stürmen, den Einlaß erzwingen, auf die Gefahr hin, den Unwillen der frommen Frau auf sich zu laden? ... Und wenn dies geschah — wer würde für Pavels Vergehen büßen, mehr büßen wollen als müssen? — Milada. Er wußte es wohl und trat von neuem seine Wanderung an.

Am Ende der Stadt, in unmittelbarer Nähe der Brücke, stand ein Einkehrhaus und davor eine breitästige Linde, die ein paar mit dünnen Füßen in die Erde eingelassene Tische und Bänke beschattete. Pavel nahm auf einer der letzteren Platz, er war hungrig und durstig und rief nach Bier und Brot. Aber als das Verlangte ihm gebracht wurde, vergaß er zu essen und zu trinken.

Im Hofe des Gasthauses ging es lebhaft zu. Ein Stellwagen war angekommen und hatte einige Reisende abgesetzt, von denen sich zwei in lebhaftem Streit mit dem Kutscher wegen des von ihm geforderten Trinkgeldes befanden. Eine alte Frau vermißte ein Bagagestück und durchstöberte, zum Verdruß der andern Fahrgäste, den kleinen Berg von Mantelsäcken und Bündeln, der unter dem Türbogen zusammengetragen worden war.

Diesen Vorgängen schenkte Pavel anfangs nur eine flüchtige Aufmerksamkeit; aber sie wurde sehr rege, als ihm plötzlich ein Kofferchen, ein Pelz und ein Knotenstock auffielen, die er neben dem Eckstein auf der Erde liegen sah. Das waren ja drei alte Bekannte!... besonders der Stock, der hatte ihm einmal recht lustig auf dem Rücken getanzt.

Ohne sich zu besinnen, rief er laut: „Herr Lehrer, Herr Lehrer! sind Sie da?" sprang auf und wollte ins Haus stürzen ... da trat ihm Habrecht schon mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Alle guten Geister! Pavel ..."

„Woher? wohin?" fragte der Bursche.

„Wohin? zu dir! dich wollte ich besuchen und treffe dich auf meinem Wege. Ein glücklicher Zufall, ein gutes Omen!"

„Sie haben mich besuchen wollen — das ist schön, Herr Lehrer."

„Schön? I, warum nicht gar ... Aber sag mir nicht ‚Herr Lehrer', — ich bin kein Lehrer mehr ... das ist alles vorbei. Ich bin ein Jünger geworden, und" — er spitzte die Lippen und sog die Luft mit tiefem Behagen ein, als ob er von etwas Köstlichem spräche, „und ein neues Leben beginnt."

Pavel war erstaunt und sprach: „Hat denn das neue Leben noch nicht begonnen?"

„War nichts, ist durchaus mißraten," erwiderte Habrecht kopfschüttelnd, „sollst hören, wie. Komm ins Haus. Unter der Linde — ein schöner Baum ... werde mich vielleicht sehr

bald nach dem Anblick einer solchen Linde sehnen — ist's mir zu frisch ... Komm, lieber Mensch, ich habe viel für dich auf dem Herzen und will auch viel von dir hören, ehe wir uns trennen, voraussichtlich — auf Nimmerwiedersehen."

Er bestellte ein Mittagessen für sich und Pavel, ließ das beste Zimmer des ersten Stockes aufsperren und erklärte sich ungemein zufrieden, als ihm eine große Stube angewiesen wurde, deren Einrichtung aus zwei schmalen Betten mit hochaufgetürmten, rosenfarbigen Kissen, aus einem mit Wachsleinwand überzogenen Tisch und aus vier Sesseln bestand. Auch die trübe Suppe und der noch trübere Wein, das ausgewässerte Rindfleisch und die halb rohen Kartoffeln, die der Wirt ihm vorsetzte, begrüßte er mit unbedingten Lobeserhebungen. Sein eigenes Nahrungsbedürfnis war nicht größer, als das eines indischen Büßers, aber seinen Gast munterte er fortwährend auf: „Iß und trink, laß dir's schmecken, das Mahl ist gut, und ich würze es dir mit nützlichen Gesprächen, mit der Quintessenz meiner Erfahrungen."

Er begann zu erzählen, geriet in immer erhöhtere Stimmung, hielt es nicht lange aus auf einem Platze, sprach jetzt stehend, jetzt sitzend, jetzt im Zimmer hin- und herschwirrend und stets mit eigentümlich hastigen Gebärden.

Ja, das war ein Irrtum gewesen, das mit dem Glauben an die neue Lebenssonne, die ihm in dem neuen Wirkungskreise aufgehen würde. Die Gespenster der toten Vergangenheit huschten nach in die lebendige Gegenwart und richteten Verwirrung und Hader an, wo Klarheit und Frieden herrschen sollten. Zu gut hatte Habrecht es machen wollen, zu viel Eifer an den Tag gelegt, sich zu demütig um Gunst beworben — dies alles, verbunden mit dem Fleiße, seiner strengen Pflichterfüllung und makellosen Lebensführung, erweckte Mißtrauen. „Der Mann muß ein schlechtes Gewissen haben," sagten die Leute.

„Spürst du was?“ fragte Habrecht. „Als ich das hörte, grinste das Gespenst mich an, von dem ich im Anfang gesprochen habe. Wäre ich gewesen wie einer, der nichts gut zu machen hat — hätt ich's nicht zu gut machen wollen, wäre meinen geraden Weg einfach und schlicht gegangen, unbekümmert um fremde Wohlmeinung... Noch eins! sie sind dort noch viel rabiater tschechisch als hier, mein deutscher Name verdroß sie. Sie haben bei mir deutsche Gesinnungen gesucht, bei mir, dem die Erde eine Stätte der Drangsal ist und jeder Mensch ein mehr oder minder schwer Geprüfter! Ich werde einen Unterschied machen, ich werde sagen: am Wohlergehen dessen, der hüben am Bach zur Welt gekommen, liegt mir mehr als am Wohlergehen dessen, der drüben geboren worden ist .. Es gibt eine Nation, ja, eine, die leitet, die führt, die voranleuchtet; alle tüchtigen Menschen — der anzugehören wär ich stolz... Was jeden anderen Nationalitätenstolz betrifft, —“ er griff sich an den Kopf und lachte, „Narrheit, unwürdig des Jahrhunderts. Das ist mein Gefühl... Gefällt euch mein Name Habrecht nicht — sagte ich, nennt mich Mamprav, mir gilt das gleich... Nun, damit daß ich bereit war, ihnen auch in der Sache nachzugeben, damit hab ich's ganz verschüttet. Jetzt war ich ein Spion, der sie kirren wollte, Gott weiß, in welchem Interesse. Und jetzt trat ich auf Schlangen bei Tritt und Schritt. Zuletzt konnte ich beim Bäcker kein Stück Brot mehr bekommen für mein gutes Geld und bei der Hökerin keinen Apfel... O, die Menschen, die Menschen! man muß sie lieben — und will ja — aber manchmal graut einem. Es graut einem sogar sehr oft.“

Die Erinnerung an das jüngst Erlebte drückte ihn nieder, er blieb eine Weile still. Bald jedoch gewann seine unverwüstliche Lebhaftigkeit die Oberhand, und neuerdings ließ er den Strom seiner Rede sprudeln und vergaß, von ihm hingerissen, auf die Begriffsfähigkeit seines Zuhörers Rücksicht zu nehmen. Pavels

Interesse für die Auseinandersetzungen seines alten Gönners hatte große Mühe, sich dem mangelhaften Verständnis gegenüber, das er ihnen bieten konnte, zu behaupten.

Die letzte Prüfung, die Habrecht bestanden hatte, war bitter, aber kurz gewesen. Ein Freund, ein einstiger Schulkamerad, mit dem er in steter Verbindung geblieben war, erschien eines Morgens bei ihm als Erlöser aus aller Pein und Not. Zwischen den Schicksalen beider Männer bestand eine gewisse Ähnlichkeit, und es war die außerordentliche Übereinstimmung ihrer Sinnesart, die ihren Seelenbund trotz jahrelanger Trennung aufrecht erhalten hatte. Sie beschlossen in der ersten Stunde des Wiedersehens, die Fortsetzung des Lebenskampfes Seite an Seite aufzunehmen. Für die Mittel, sich auf das von ihnen gewählte Schlachtfeld zu begeben, sorgte der Freund, sorgten die Freunde des Freundes. Diese lebten in Amerika in Wohlhabenheit und Ansehen und gehörten zu den eifrigsten Aposteln einer „ethischen Gesellschaft", deren Zweck die Verbreitung moralischer Kultur war und die täglich an Anhang und Einfluß gewann.

„Bekenner einer Religion der Moral nennen sie sich," rief Habrecht; „ich nenne sie die Entzünder und Hüter des heiligsten Feuers, das je auf Erden brannte, und dessen Licht bestimmt ist, auf dem Antlitz der menschlichen Gemeinde den Widerschein einer edlen, bisher fremden Freudigkeit wachzurufen ... Ihre Botschaft ist zu mir gedrungen in Gestalt eines Buches, dergleichen noch nie eines geschrieben wurde ... O lieber Mensch! ein Wunderbuch und hat bei mir beinahe das ausgestochen, was du einst, du Tor, ein Hexenbuch nanntest ... Ich folge der Botschaft; ich gehe hinüber, etwas zu suchen, das ich verloren und ewig vermißt habe: eine Anknüpfung mit dem Jenseits. Eins von beiden brauchen wir, wir armen Erdenkinder, ein — wenn auch noch so geringes — Wohlergehen oder einen Grund für unsre Leiden; sonst werden wir traurig, und das ist eines Wackeren unwürdig."

Hier unterbrach ihn Pavel zum ersten Male: „Ist Traurigkeit unwürdig?"

„Durchaus. Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben." Er blieb vor dem Tische stehen, sah Pavel forschend an und sprach: „Sie fehlt dir noch immer, die Heiterkeit, du bist nicht munterer geworden ... Und wie geht es dir im Dorfe?"

„Besser," erwiderte Pavel.

„Das läßt sich hören. Seit wann denn?"

„Seitdem ich es ihnen einmal gesagt und gezeigt habe."

„Gesagt, o! — gezeigt, o, o! ... Wie gezeigt? Hast sie geprügelt?"

„Fürchterlich geprügelt."

„Ei, ei, ei!" Habrecht machte ein bedenkliches Gesicht und kreuzte die Arme. „Nun, lieber Mensch, Prügel sind nicht schlecht, aber nur für den Anfang, durchaus nur! und überhaupt nie mehr als ein Palliativ ... Salbader freilich verstehen von Radikalmitteln nichts, leugnen darum auch, daß es solche gebe. Sei kein Salbader!" schrie er den erstaunten Pavel an, der sich nicht einmal eine ungefähre Vorstellung von dem machen konnte, was damit gemeint war.

Und nun forderte Habrecht ihn auf, zu sprechen: „Ich habe dir meine Generalbeichte abgelegt, laß mich die deine hören." Er begann ihn auszufragen, verlangte von dem Tun und Lassen seines ehemaligen Schützlings genaue Rechenschaft und erhielt sie, so rasch die Ausrufungen, Betrachtungen und guten Ratschläge, mit denen er Pavel fortwährend unterbrach, es erlaubten. Dem aber war das ganz recht, störte ihn nicht mehr, als das Geräusch eines murmelnden Baches getan hätte, und gab ihm Zeit, nach jedem Satze seine Gedanken zu sammeln und einen passenden Ausdruck für sie zu suchen. Endlich hatte er ja doch sein fest verschlossenes, übervolles Herz in das seines wunderlichen Freundes ausgeschüttet.

Sie befanden sich beide in feierlicher Stimmung. Der alte Mann legte dem jungen die Hände aufs Haupt und sprach einen warmen Segen über ihn.

„Der Vernunft und deiner Nährmutter, der Gemeinde nach," schloß er, „hätte ein schlechter Kerl aus dir werden müssen; statt dessen bist du ein tüchtiger geworden. Mach so fort, schlag ihnen ein Schnippchen ums andere, arbeite dich hinauf zum Bauer. Werde ihr Bürgermeister."

Pavel machte größere Augen als je in seinem Leben und sah den Lehrer mit einem zugleich stolzen und ungläubigen Lächeln an. Habrecht nickte hastig:

„Ja, ja! und wenn du's bist, dann zahl ihnen mit Gutem heim, was sie Übles an dir getan haben."

Der Abend brach an, die Stunde der Abfahrt nahte, und Habrecht wurde von fieberhafter Unruhe ergriffen. Er forderte seine Rechnung, bezahlte, schenkte den Versicherungen des Wirtes, daß es zum Aufbruch viel zu früh sei, kein Gehör, verließ das Haus und schlug, von Pavel gefolgt, der das Kofferchen, den Pelz und den Stock trug, im Eilmarsch den Weg zum Bahnhof ein.

Als er dort anlangte und fragte, ob er noch zurecht komme zum Abendzuge nach Wien, wurde er ausgelacht, was ihn beruhigte.

Ein heftiger Sturm hatte sich erhoben und schüttelte die vor dem Stationsgebäude gepflanzten Akazienbäume, daß es ein Erbarmen war; aus den grauen, jagenden Wolken fegte kalter Strichregen nieder. Habrecht achtete dessen nicht und setzte seinen ehrwürdigen Frack, den er auch zu dieser Reise angelegt hatte, schonungslos den Unbilden der Witterung aus. Nur seinem grauen, langhaarigen Zylinder gewährte er den Schutz eines über ihn gebreiteten und unter den schnörkelförmigen Krempen befestigten Taschentuchs und pendelte so neben Pavel auf dem Perron hin und her und sprach ohne Unterlaß.

Nachdem die Kasse eröffnet worden und er ein Billett gelöst hatte, kannte seine Ungeduld keine Grenzen mehr. Er zog seine Uhr, der des Bahnhofes traute er nicht. Zehn Minuten noch ... möglicherweise konnte aber der Zug gerade heute um fünf Minuten früher eintreffen, und da man dann in fünf Minuten scheiden mußte, warum nicht lieber gleich? Er bat Pavel inständigst, heimzugehen, sich seinetwegen nicht länger aufzuhalten. Vorher aber zwang er ihn noch, fast mit Gewalt, seine Uhr anzunehmen.

„Ich brauche sie nicht mehr, mein Freund hat eine. Denk nach: wenn immer auf zwei Menschen eine Uhr käme, was wäre das für ein günstiges statistisches Verhältnis! — Leb wohl, geh jetzt."

Mit einer Hand schob er ihn fort, mit der andern hielt er ihn zurück. „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk sie dir! präge sie dir ins Hirn, in die Seele. Gib acht: Wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: Seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb ... aber ich sehe, das ist dir wieder zu hoch — — anders also! In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst ... Darum sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt. Begreifst du?"

„Ich glaube ja."

„Begreifst du auch, daß du nie eines Menschen Feind sein sollst, auch dann nicht, wenn er der deine ist?"

„So etwas," erwiderte Pavel, „hat mir schon meine Schwester gesagt."

Habrecht drückte seine Freude an dieser Übereinstimmung aus und fuhr fort: „Ferner, verlerne das Lesen nicht. Ich habe aus meinem Vorrat von Schulbüchern, ehe ich ihn verschenkte, sechs Stück für dich beiseite gebracht — du wirst sie durch die Post erhalten — schlichte Büchlein, von unberühmten Männern zusammengestellt; wenn du aber alles weißt, was in ihnen steht, und alles tust, was sie dir anraten, dann weißt du viel und wirst gut fahren. Lies sie, lies sie, immer, und wenn du mit dem sechsten fertig bist, fange mit dem ersten wieder an ... Was das Allerschwierigste im Leben betrifft, die süßeste, die grausamste, die mächtigste und fürchterlichste aller Leidenschaften — ich mag sie gar nicht nennen — so meine ich, du wärst abgeschreckt und könntest es bleiben. Sie ist dir am Quell vergiftet worden, bei ihrem ersten Ursprung, das hilft manchmal für immer. Du hast es mit ihr so schlecht getroffen, wie dein aufrichtiger Freund, für den ich mich halte, es dir nicht besser hätte wünschen können."

Auf dem Bahnhofe waren immer mehr Leute zusammengekommen, ein erstes Glockenzeichen wurde gegeben, aus der Ferne gellte ein Pfiff. Habrecht merkte von alledem nichts, er hatte Pavel am Rock gefaßt und redete hastig und heftig in ihn hinein:

„Nicht jeder braucht einen Hausstand zu gründen; das ist der größte Wahn, daß man eigene Kinder haben müsse — es gibt Kinder genug auf der Welt ... und je besser ein Vater ist, desto weniger hat er von seinen Kindern, — wer fühlt edel und selbstlos genug, um sich zutrauen zu dürfen, er werde ein guter Vater sein? ... Und deinen Ruf, lieber Mensch, achte auf deinen Ruf, du weißt schon, die gewisse Tafel, die blank sein muß — die deine war sehr verkritzelt ... putze, fege, strebe vorwärts ... glaube: wenn du heute nicht etwas besser bist, als du gestern warst, bist du gewiß etwas schlechter ..."

„Herr Lehrer," wollte Pavel ihn aufmerksam machen, als

nun zum zweiten Male geläutet wurde: aber unter dem Zipfel des Taschentuches hervor, das sich aus der Hutkrempe losgelöst hatte und nun, vom Winde bewegt, Habrechts Gesicht umflog, sah dieser ihn liebreich an und fuhr fort:

„Wende mir nicht ein: das sind lauter zu hohe Grundsätze für unsereinen, gehen Sie damit zu denen, die ohnehin schon hoch stehen, wir sind geringe Leute, für uns ist auch eine geringere Moral gut genug ... Ich sage dir, gerade die beste ist für euch die rechte, ihr Geringen, ihr seid die Wichtigen, ohne eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen — von euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird ..."

„Herr Lehrer, Herr Lehrer! es ist Zeit," sagte Pavel, und Habrecht versetzte:

„Eure Zeit, ja wohl — und was ihr aus derselben macht, das wird ..."

„Einsteigen!" rief es dicht an seinem Ohr, und er sah sich um, sah den Zug dastehen und erschrak furchtbar. „Dritte Klasse nach Wien!" schrie er, rannte auf den ihm vom Schaffner bezeichneten Waggon zu und erklomm ihn mit nicht gerade anmutiger, aber wunderbarer Behendigkeit.

Pavel eilte ihm nach und reichte ihm seine Effekten in den Wagen, in dem Habrecht unter vielen Entschuldigungen einen Platz gefunden hatte. Ein neuer Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, eine kleine Strecke konnte ihn Pavel in scharfem Laufe begleiten.

„Gott behüte Sie, Herr Lehrer!" schrie er, und durch das Brausen der davonrollenden Lokomotive und aus Rauch und Dampfwolken kam die Antwort:

„Und dich, lieber Mensch, Amen, Amen, Amen!"

Am späten Abend, nachdem Pavel heimgekommen war, fütterte er seinen Hund, nahm eine Haue und grub dem Steine nach, den er unter die Schwelle seines Hauses versenkt hatte. Lamur saß daneben und warf aus verdrießlich zugekniffenen

Augen so scheele Blicke auf die Arbeit seines Herrn, leckte sich die Nase so oft und sah so verächtlich drein, daß Pavel seine üble Laune bemerken mußte.

„Ist dir's vielleicht nicht recht?" fragte er.

Ein höhnisches Zähnefletschen war die Antwort.

Pavel hatte aber den Stein aus der Erde gehoben, betrachtete ihn, wog ihn in der Hand und fand ihn kleiner und leichter, als er sich ihn vorgestellt hatte.

„Da ist er, schau — nimm!" sagte er und hielt ihn dem Hunde hin, der ihn in die Schnauze nahm und seinem Herrn nachtrug.

Am Brunnen angelangt, an dem ihre erste Begegnung stattgehabt hatte, nahm Pavel dem Hunde den Stein aus dem Maul und schleuderte ihn ins Wasser, in dem er mit einem lauten Glucksen versank.

Lamur gab durch Knurren seine Mißbilligung zu erkennen.

XVII.

Seit einiger Zeit hatte die Frau Baronin ihre Wohnung im ersten Geschoß des großen Schlosses mit einer zu ebener Erde gelegenen vertauscht. Sie fühlte sich sehr alt werden, das Treppensteigen wurde ihr schwer, und sie unterzog sich dieser Mühe nur noch bei besonderen Festlichkeiten, die nirgends anders als im Ahnensaale stattfinden konnten. Am ersten Januar zum Beispiel, wenn die Baronin die Glückwünsche ihrer in corpore mit Gemahlinnen und kurfähigen Nachkommen ausgerückten Beamten empfing; oder am Gründonnerstag, wenn sie, einer Familientradition getreu, dasselbe Fest in bescheidener Nachahmung beging, das an diesem Tage in der Hofburg zu Wien mit kaiserlichem Glanze vollzogen wird.

Das gewöhnliche Leben der Greisin verfloß in gleichmäßiger, immer tiefer werdender Stille. Sie beschäftigte sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod, dem sie ohne Furcht, und, trotz mancher quälenden Leiden und Beschwerden, ohne Ungeduld entgegensah. Sie hatte in ihren letzten Anordnungen das Kloster zum Erben ihres Gutes Soleschau eingesetzt. Das Kloster, in dem Milada erzogen worden war, die, so es Gott und seinen Stellvertretern auf Erden gefiel, bestimmt sein konnte, einst die oberste Leiterin des Hauses zu werden, in das sie vor Zeiten als der ärmste Zögling getreten war. Kein Bedürftiger der Gemeinde war im Testament der alten Dame vergessen und auch keiner ihrer Diener. An sich hatte sie zuletzt gedacht, dann aber recht ausführlich, und das Zeremoniell, das sie bei ihrem Leichenbegängnis beobachtet wissen wollte, genau bestimmt. Die Gruft, die halb verfallen war, und für deren Erhaltung sie grundsätzlich nie etwas getan hatte, sollte noch ihre Reste aufnehmen, dann zugemauert und der Eingang mit Erde und Rasen überdeckt werden. Die Leute, die da drinnen liegen, schließen sich mit Vergnügen von der heutigen Welt ab, meinte sie, ordnete jedoch an, daß die Kapelle, die den Grufthügel krönte, in gutem Stand erhalten werde und immer offen zu bleiben habe, damit jeder, dessen Herz danach verlangen sollte, an der heiligen Stätte ein Vaterunser für die alte Gutsfrau zu sprechen, diesem frommen Bedürfnisse nachkommen könne.

Die Baronin sann jetzt oft darüber nach, wer von den Leuten, denen sie so manche Wohltat erwiesen hatte, den Wunsch empfinden würde, für ihre ewige Ruhe zu beten, und gewöhnte sich, jeden, mit dem sie sprach, darauf anzusehen, ob er wohl zu denen gehöre, die ihrer vergessen, oder zu denen, die ihrer gedenken würden. Und wenn auch nicht ausschlaggebend, war die Bejahung oder Verneinung der Vermutungen, die sie darüber anstellte, doch von großem Einfluß auf ihre Wertmessung der Menschen.

Eines Morgens, am Tage nach Pavels letztem Kloster-besuch — die Baronin saß bei ihrer Arbeit in der Mitte eines Kanapees, das bequem noch einem halben Dutzend Personen von ihrem Umfang Platz geboten hätte, hinter einem ebenso langen, schwerfälligen Tisch —, öffnete sich die Tür des Zimmers, und Matthias trat ein und meldete:

„Der Holub ist schon wieder draußen."

„Schon wieder? — meines Wissens kommt er ja nie," sagte die Schloßfrau, und Matthias erwiderte:

„Ja — aber so halt."

„Hm hm, was will er?"

„Sprechen möcht er."

„Mit wem?"

„Mit freiherrlichen Gnaden."

„Soll kommen," befahl die Baronin, und bald darauf knarrten Pavels schwere Stiefel auf den Parketten.

Er wollte auf die Baronin zugehen und ihr die Hand küssen, wie es sich geschickt hätte, aber der Tisch versperrte den Zugang zum Kanapee, und den wegzuschieben, hätte sich wieder nicht geschickt. So geriet Pavel in einen peinlichen Konflikt der Pflichten, ließ in seiner Verlegenheit den Hut fallen und wagte nicht, ihn aufzuheben.

Die Baronin winkte ihm, näher zu treten, stand auf, beugte sich über den Tisch und suchte sich, so gut ihre Schwachsichtigkeit es erlaubte, durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß wirklich Pavel Holub vor ihr stand. Dann setzte sie sich wieder und fragte, was ihn herführe.

Er indessen hatte abwechselnd sie und die Strickarbeiten angesehen, die vor ihr lagen und neue und farbenfrische Ebenbilder der Röcklein und Jacken waren, in denen alle armen Dorfkinder herumliefen. Angeheimelt durch den Anblick und gerührt durch den Fleiß der alten, gebrechlichen Frau, faßte er sich auf einmal ein Herz und kam mit seinem Anliegen heraus.

Es bestand in der Bitte, die Frau Baronin möge sich gnädigst dafür verwenden, daß man seiner Schwester Milada den Dienst im Kloster erleichtere, sonst könne sie es nicht aushalten und müsse sterben.

„Sterben? Milada sterben?" Die Greisin lachte, war entrüstet, befahl dem impertinenten Dummkopf, der so etwas zu denken wage, dem rohen und grausamen Schlingel, der ein solches Wort über seine Lippen bringe, das Zimmer zu verlassen, rief den Bestürzten, als er gehorchen wollte, wieder zurück und forderte ihn auf, ihr zu erklären, wie er ins Kloster und dazu gekommen sei, Milada zu sprechen. „Aber lüg nicht wie ein Zigeuner, der du bist," setzte sie heftig hinzu.

Pavel erstattete seinen Bericht in äußerster Kürze, jedoch mit einem Gepräge der Wahrhaftigkeit, das wohl den verhärtetsten Zweifler überzeugt hätte.

Die Baronin senkte den Kopf immer tiefer auf ihre Strickerei, sie bereute schon ihre Ausfälle gegen Pavel, besonders den letzten. Warum hatte sie ihn einen Zigeuner genannt? Warum ihn damit an das elende Wanderleben, das er in seiner Kindheit führen mußte, und zugleich an Vater und Mutter erinnert und ihm sein Unglück zum Vorwurf gemacht? — Pfui, daß sie sich so weit von ihrem Ärger über den Burschen hatte hinreißen lassen, weil er eine unbegründete Besorgnis um seine Schwester geäußert. Nach allem, was die Baronin in der letzten Zeit von ihm gehört hatte, verdiente er eher Lob als Tadel. Hatte Anton, einer ihrer Vertrauensmänner, nicht gesagt: „War Nichtsnutz Holub, aber jetzt macht sich." Hatte der Förster ihn nicht ganz außerordentlich gerühmt? Hatte nicht sogar der ihm durchaus nicht wohlgesinnte Pfarrer, auf ihre Erkundigung nach ihm erwidert: „Es liegt nichts gegen ihn vor" — und sie beschimpfte ihn!... Sie, die am Rande des Grabes stand, die bald nicht mehr vermögen würde, einem Menschen wohlzutun, tat noch einem ohnehin Hartgeprüften weh!

„Holub," sprach sie plötzlich, „deiner Schwester fehlt nichts. Trotzdem will ich zu deiner Beruhigung und auch ein wenig zu der meinigen morgen ins Kloster fahren. Denn — einen unangenehmen Eindruck machen mir deine eingebildeten Befürchtungen doch, und ich möchte ihn bald los werden."

Pavels Gesicht strahlte vor Freude. „Wenn die Frau Baronin," sagte er, „sich doch selbst vom Aussehen Miladas überzeugen und bestimmen wollte, daß besser acht auf sie gegeben würde! Wenn die Frau Baronin ihr verbieten ließe, sich weit über ihre Kräfte anzustrengen, wie sie es tut, weil sie sich vorgenommen hat, gar zu schwere Sünder loszubeten — das wäre eine große Wohltat, und der liebe Herrgott würde es der Frau Baronin tausendfach vergelten."

Sie lächelte und meinte: „Da hätte der liebe Herrgott viel zu tun, wenn er alle die Wechsel einlösen sollte, die von unbefugten Schatzmeistern auf ihn ausgestellt werden."

„Freilich, freilich," erwiderte Pavel gedankenlos, hob seinen Hut vom Boden auf, sah sich im Zimmer um und erkannte es als dasselbe, indem er nach dem Federnraube an dem bösen Pfau seine erste Audienz im Schlosse gehabt hatte. Unwillkürlich warf er einen Blick nach der dünnen Schnur an der Decke und sah, daß sie noch immer fest hielt, und daß der vergoldete Kübel bis zur Stunde nicht herabgefallen war. Jede Einzelheit des damaligen Vorganges tauchte vor ihm auf. Er erinnerte sich besonders deutlich der großen Abneigung, die ihm die Frau Baronin eingeflößt hatte und die in solchem Gegensatz zu der Hochachtung stand, von der er sich jetzt für sie durchdrungen fühlte.

Was hatte sich denn verändert? ... Sie nicht, sie war dieselbe geblieben, in seinen Augen nicht einmal älter geworden, eine Greisin damals, eine Greisin jetzt. Er war ein andrer, ein reicherer Mensch, nicht mehr der stumpfe, für den es nichts Verehrungswürdiges gibt, weil ihm der Sinn, es zu erkennen,

fehlt. Er empfand das mit ziemlicher Klarheit und hätte es gern an den Tag gelegt, hätte sich aber auch gern empfohlen, nachdem sein Geschäft beendet, sein Gesuch angebracht und auf das beste aufgenommen worden war. Ohne Ahnung, daß es ihm zukomme, zu warten, bis er entlassen werde, sprach er:

„Ich will Euer Gnaden nicht länger belästigen, ich sag der Frau Baronin tausendmal, vergelt's Gott, und wenn Sie sterben, werde ich für Sie beten."

„So? so?" sie richtete sich empor. „Wirst du das wirklich tun, und andächtig?"

„Sehr andächtig."

„Pavel Holub," sprach die Baronin in freundlichem Tone, „es freut mich, daß du für mich beten willst. — Und jetzt sag mir: mein Feld, das, an dessen Rand deine Hütte steht, hast du es dir wohl recht aufmerksam angesehen? — Wie groß schätzest du's?"

„Es wird so seine fünfzehn Metzen haben, nicht ganz drei Hektare," erwiderte Pavel ohne Zögern.

„Ein schlechtes Feld, was?"

„Ja, die Felder dort oben sind alle schlecht. Wenn ich der Verwalter wär, würd ich dort oben nie Weizen bauen."

„Sondern?"

„Hafer oder Korn, und Kirschbäume würd ich setzen, viele, viele."

„So setze Kirschbäume," sagte die Baronin ernst und rasch, „das Feld ist dein."

„Mein — was ist mein?"

„Nun, das Feld, ich schenk es dir."

„Um Gottes willen — mir — das Feld ..." Ihm war, als ob alles ins Wanken geriete, der Boden unter seinen Füßen, die Wände, das Kanapee und auf dem Kanapee die Frau Baronin. Er streckte die Arme aus und griff nach einem Stützpunkt in die Luft. „Das große, das schöne, das gute Feld ..."

„Hast du nicht eben behauptet, daß es ein schlechtes Feld ist?"

„Für Sie, aber nicht für mich, für mich ist es ein gutes, zu gutes ... Um Gottes willen," wiederholte er, „schenken Sie es mir im Ernst, das Feld?"

Die Baronin blinzelte. „Es tut mir leid, Holub, daß ich das Gesicht, das du jetzt machst, nicht recht deutlich sehen kann. Das Blindwerden, mein lieber Holub," fügte sie leicht aufseufzend hinzu, „verdirbt dem Menschen manche Freude. — Geh jetzt und schick mir den Verwalter. Ich will gleich Anordnungen treffen, daß die Schenkung rechtskräftig gemacht werde."

„Rechtskräftig ... Euer Gnaden ... sogar rechtskräftig ..." Pavel kannte sich nicht mehr, sein Entzücken überwand seine Schüchternheit, er stürzte auf den Tisch zu, schob ihn zur Seite, ergriff die Hände der Gutsfrau und küßte sie, und als sie ihm mit aller Kraft, die sie aufzubringen vermochte, die Hände entzog, küßte er den Saum ihres Kleides und ihre Ärmel und ihr Umhängetuch und stöhnte und jauchzte und konnte nicht sprechen.

Ihr wurde, so mutig sie war, ein wenig bang vor diesem entfesselten Sturm. Sie zankte Pavel tüchtig aus und erklärte ihm, alles müsse ein Ende haben, auch Dankbarkeitsbezeigungen, und wenn er den Verwalter nicht augenblicklich holen gehe, sei es mit der Schenkung nichts.

Das brachte ihn zu sich. In der nächsten Minute war er draußen im Hofe. Vor dem Tor stand die blonde Slava, das Häuslerkind schnöden Angedenkens. Sie diente im Schlosse seit ihrer Rückkehr und war jetzt damit beschäftigt, kecke Turteltauben zu füttern, die sich's nicht einfallen ließen, dem heranstürzenden Pavel auszuweichen; er mußte sich in acht nehmen, nicht eine von ihnen zu zertreten. Slava rief ihm einen guten Morgen zu, und er, ganz vergessend, daß es seine schlimmste Feindin war, die zu ihm sprach, erwiderte:

„Ich hab ein Feld, die Frau Baronin hat mir ein Feld geschenkt."

Die Feindin wurde rot bis unter die Haarwurzeln. „Das ist aber schön," sagte sie, „das freut mich."

Jetzt erst besann er sich, mit wem er redete, und eilte ohne Gruß hinweg.

So ganz Andres und Wichtiges ihn auch erfüllte, nebenbei mußte er doch daran denken, wie gut das Rotwerden ihr gestanden hatte, welch ein bildhübsches Mädchen sie war, und daß es nicht recht sei, vom lieben Herrgott, einer so schwarzen Seele Wohnung anzuweisen in einer so holden Hülle. Jeder Unbefangene mußte dadurch irregeleitet werden. Zum Glück war Pavel kein Unbefangener, ihn vermochte der Schein nicht zu täuschen. Er kannte diese Slava, und ob ihre Lippen sich im Sprechen bewegten, ob sie von lieblichster Sanftmut umschwebt aufeinander ruhten, er konnte sie nicht ansehen, ohne der Stunde zu gedenken, in der sie sich geöffnet hatten, und ihn dem Hohn und Spott preiszugeben mit der grausamsten Frage: „Fahrst zum Vater oder zur Mutter?" ... Verzeih allen — hatten Milada und Habrecht gesagt, und er, wahrlich, er wollte es tun; aber der gemahnt wird, zu verzeihen, wird er nicht auch zugleich an das gemahnt, was er zu verzeihen hat?

Die Erinnerung bildete die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und jenen, mit denen Frieden zu schließen seine liebsten Menschen ihn beschworen.

Die Frau Baronin hielt Wort; die Schenkung wurde rechtskräftig gemacht, Pavel war ein Grundbesitzer geworden. Das unerhörte Glück, das ihm vom Himmel gefallen, trug allerdings nichts bei zur Verminderung seiner Unbeliebtheit. Niemand gönnte es ihm; sogar Arnost hatte, als ihm Pavel die große Nachricht gebracht, den Mund verzogen und gefragt: „Wie kommst du dazu?" Auch der Förster und Anton äußerten im ersten Moment mehr Überraschung als Teilnahme. Was den Verwalter betraf, so sprach er der Frau Baronin gegenüber unverhohlen aus, sie habe sich von ihrer Großmut leider hin-

reißen lassen. Das Geschenk sei ein viel zu namhaftes und müsse in der Dorfbewohnerschaft Neid gegen den Empfänger erregen und Mißmut gegen die Spenderin.

Die Frau Baronin begnügte sich damit, diese Äußerungen der Unzufriedenheit ihres ersten Würdenträgers zur Kenntnis zu nehmen; als jedoch der Herr Pfarrer dasselbe Lied anstimmte und von edlen, aber gar zu spontanen Entschlüssen der Frau Baronin sprach, entgegnete sie: Die Schenkung an Pavel Holub sei die Frucht eines von ihr ausnahmsweise langgehegten Entschlusses und durchaus keine zu großmütige, sondern die genau entsprechende Spende für einen braven, vom Schicksal bisher vernachlässigten Burschen, der überdies der Bruder der mutmaßlich zukünftigen Oberin eines Klosters sei.

Hierauf schwieg der geistliche Herr.

Aus dem Kloster war die Frau Baronin nach mehrtägigem Aufenthalt ganz vergnügt zurückgekehrt, hatte Pavel rufen lassen, ihm zahllose Grüße von seiner Schwester gebracht, ihn wegen seiner Sorgen um sie beruhigt und mit unendlicher Liebe und mit unendlichem Stolz von ihr erzählt. Die alte Frau wurde förmlich schwärmerisch in ihrer Begeisterung über das „Kind." Der Allgütige selbst hatte ihr, der alten müden Pilgerin das Kind gesandt, damit es ihr die letzten Lebensjahre erhelle und ihr die Pforten seines Himmels öffne.

„Mache dich einer solchen Schwester würdig," schärfte sie Pavel ein, und er faßte die besten Vorsätze, nach diesem Ziel, das ihm das denkbar höchste erschien, zu streben, konnte aber den geheimen Zweifel, ob er auch jemals imstande sein werde, es zu erreichen, nicht los werden. Doch kämpfte er redlich und wünschte heiß, daß die Frau Baronin und daß seine Schwester nur noch Gutes von ihm zu hören bekämen. Eine große Ängstlichkeit um seinen Ruf begann sich seiner zu bemächtigen. Die Sehnsucht, gelobt zu werden, die Freude an der Anerkennung erwachte in ihm, und er ahnte nicht, daß sie ihn so schwach

machte, wie einst sein Trotz gegen die Menschen und seine herausfordernde Gleichgültigkeit gegen ihr Urteil ihn stark gemacht hatten.

„Wer kann mir was nachsagen?" wurde seine stehende Redensart. Ein scheeler Blick, ein rauhes Wort vermochten den sonst gegen die rohesten Äußerungen der Mißgunst Gefeiten zu beleidigen; der Neid, den sein Besitztum erregte, und der ihm in früheren Tagen die Freude daran gewürzt hätte, verdarb sie ihm jetzt. Sein Feld wurde zum Räuber seiner Ruhe und seines Schlafes, seine geliebte Qual. So oft er es nach kurzer Trennung wiedersah, war es in irgendeiner Weise geschädigt worden, und er brachte, um es zu verteidigen, die Energie nicht auf, mit der er dereinst seine Ziegel verteidigt hatte. Er wollte nicht, daß der Frau Baronin zu Ohren komme, er habe sich wieder aufs Prügeln eingelassen, und überhaupt sollte sie nie erfahren wie sehr das Geschenk, das sie ihm gemacht hatte, ihm mißgönnt wurde.

Einmal fand er einen Teil des magern, auf seinem Felde stehenden Weizens noch grün abgemäht. In der nächsten Nacht paßte er den Übeltätern auf, die auch wirklich in Gestalt einiger mit Sicheln bewaffneter Weiber und Kinder wiederkamen. Pavel begnügte sich damit, ihnen die Sicheln und die Grastücher abzunehmen, und trug diese am nächsten Morgen zum Bürgermeister. Der zeigte sich erfreut über Pavels gesetzmäßiges und schonendes Vorgehen, versprach, den Schaden erheben zu lassen und das Diebsvolk zur Zahlung anzuhalten. Drei Wochen später lagen die Sicheln und Grastücher aber noch immer beim Ortsvorsteher, weil die Mittel, sie einzulösen, fehlten. Pavel ersuchte endlich selbst, sie ihren Eigentümern zurückzugeben, unter der Bedingung, daß die Leute zu ihm kämen, um sich bei ihm zu bedanken. Es geschah nur allzugern; das war ein neuer, ein guter Spaß, so wohlfeil durchzuschlüpfen und sich dann zu bedanken beim „Gemeindekind". Alle, die den Scherz mitgemacht

hatten, fanden ihn so lustig, daß sie beschlossen, sich ihn bald wieder zu gönnen.

Die Diebereien hörten nicht auf, und Pavel fuhr fort, sich ihnen gegenüber erstaunlich wehrlos zu zeigen, während er anderseits eine außerordentliche Tatkraft entfaltete.

Er hätte sich vervielfältigen, an zehn Orten zugleich sein und an jedem seinen Mann stellen mögen. Er rigolte einen Teil seines Feldes und bereitete es vor zur Aufnahme der Kirschbäumchen; er half dem Schmied, wo er konnte; der Förster verließ sich beim Anlegen der Waldkulturen auf niemanden so gern wie auf ihn, und meinte, das Forstwesen wäre Pavels eigentliches Fach gewesen, wenn er sich ihm von Jugend auf hätte widmen können. „Und was für ein Schmied wäre er geworden, wenn er etwas gelernt hätte!" sagte Anton. „Aber ein Gemeindekind läßt man nichts lernen; die Grundlagen fehlen, und beim Anfang anzufangen, ist es jetzt zu spät. Er wird sich mit dem schlechten Feld plagen bis an sein Ende und doch nichts rechtes herausbringen."

Diese Prophezeiung betrübte Pavel — ihn im Glauben an sein Feld zu erschüttern, vermochte sie nicht. Er bestellte den alten Virgil, der sich seinem Pflegesohn, wie er ihn nannte, mit Haut und Haar geschenkt hatte und tagelang neben Lamur auf seiner Schwelle hockte, zum Hüter seines Grundbesitzes, und Virgil übernahm das Amt freudig, vermochte jedoch nicht mehr, es zu versehen. Vor seinen Augen vollzog sich Frevel um Frevel an Pavels Eigentum. Die Vorwürfe, die Virgil deshalb hören mußte, nahm er mit einem verschmitzt-schalkhaften Lächeln hin und sprach:

„Geh, Pavlicek, was liegt dir an dem Krempel? Du kannst ihnen bald die ganze Geschichte hinwerfen, wirst bald ganz andre Grundstücke haben."

Pavel geriet in Zorn, verwies ihm solche Reden und wendete

sich rasch ab, um den Eindruck zu verbergen, den sie auf ihn hervorbrachten.

Der Alte wurde immer aufgeräumter; sein schwaches Lebensflämmchen schien neu aufzuflackern, indes der Sommer hinwelkte. Ein Wunder, das ihn beglückte, war im Begriff, sich zu vollziehen. Er, der gebrechliche Greis, sollte den jungen starken Peter überleben. Ja, das war das einzige, das ihn freute, er sollte den Peter überleben. Der Arzt machte kein Geheimnis daraus, daß er ihn aufgegeben hatte. Alle Leute wußten es, nur Vinska wollte es nicht glauben, und der Kranke selbst sagte: „ich werde gesund, sobald ich mich ausgehustet habe."

Peter kämpfte tapfer mit dem Tode, je näher der ihm kam, desto mutiger wehrte er sich.

„Nützt alles nichts," vertraute sein Schwiegervater jedem, der es hören wollte, an, „der erste Frost nimmt ihn doch mit, der Herr Doktor hat es mir gesagt" — und Virgil konnte den ersten Frost kaum erwarten.

Eines frühen Morgens, im Oktober, schallte der Klang des Zügenglöckleins durch das Dorf. An ein Fenster der Grubenhütte wurde geklopft, und Lamur schlug an. Pavel fuhr aus dem Schlafe; die Tür seiner Stube war geöffnet worden. Virgil stand da, das Gesicht brennrot, die mit einem Rosenkranz umwundenen Hände auf den Stock gestützt, und sprach:

„Was sagst dazu, Pavlicek? die Vinska ist eine Wittib."

XVIII.

Der Winter in diesem Jahr trat gleich im Anfang mit ungewöhnlicher Kälte und ungewöhnlicher Reinlichkeit auf. Der Schnee, der einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch in kleinen dichten Flocken aus massigen Wolken niedergewirbelt

war, blieb silberweiß liegen; auf den Fahrwegen bildeten sich glatte Schlittenbahnen, und schmale Fußpfade liefen glitzernd von Haus zu Haus und am Rande der Felder hin. An der Hütte Pavels vorbei schlängelte sich der meist benützte von allen, der Pfad, den die Holzknechte auf ihren jetzt regelmäßigen Gängen in den herrschaftlichen Wald ausgetreten hatten. Wenn sie am Morgen an ihre Arbeit gingen, trafen sie Pavel schon an der seinen, und wenn sie gegen Abend aus der Arbeit kamen, schien der unermüdliche Bursche gerade auf dem Punkt angelangt, auf dem der Fleiß zum Hochgenuß wird, zur seligen Besessenheit. Sie blieben dann meistens vor seinem Gärtlein ein wenig stehen, sahen ihm zu und wechselten ein paar Worte mit ihm. Einmal tat Hanusch, der Roheste unter den Rohen, als ob er nicht imstande wäre, zu erkennen, was für ein Ding das sei, mit dem Pavel sich plage.

„Ein Dachstuhl wird's," erklärte dieser.

„So? baust noch ein Grubenhaus?"

Nein, kein Haus, einen Stall beabsichtigte er im nächsten Frühjahr zu bauen.

„Und was willst einstellen?"

„Werdet schon sehen," lautete Pavels Antwort, und Hanusch brach in ein Hohngelächter über seine Geheimnistuerei aus und rief, indem er den viereckigen Kopf zur Seite neigte und mit dem Pfeifenrohr nach den übrigen deutete:

„Die werden's sehen, ich weiß's schon. Wett'st um ein Seidel, daß ich's weiß?"

Das Gekicher der andern bewies, daß sie eingeweiht waren in den versteckten Sinn der Behauptung ihres Gefährten. Pavel aber kümmerten diese elenden Neckereien wenig, und er sandte ihren Urhebern, wenn sie sich endlich trollten, höchstens ein gelassenes: „Hol euch der Teufel!" nach.

Der Holzknechte wegen wäre es ihm nicht eingefallen, den an seinem Wohnort vorbeiführenden Fußsteig zu verwünschen.

Er verwünschte ihn aus einem viel triftigeren Grunde. Auf diesem Fußsteig kam jetzt ein- auch zweimal die Woche Mägdlein Slava daher gewandert, als Botin der Frau Baronin an den Oberförster. Der alte Herr war krank gewesen, erholte sich langsam, und zur Unterstützung der Fortschritte seiner Rekonvaleszenz sandte ihm die gnädige Frau allerlei gute Sachen: edlen Wein aus ihrem Keller, feine Rehrücken, kräftige Hammelkeulen, und meistens war Slava die Überbringerin dieser Leckerbissen. Pavel bemerkte mit Verdruß, daß sie den Schritt verlangsamte, wenn sie in die Nähe seines Gärtleins kam und seine Ansiedlung neugierig betrachtete. Was hatte sie zu betrachten, was hatte sie sich um seine Ansiedlung zu kümmern? In guter Absicht geschah es gewiß nicht. Er gefiel sich darin, sein Vorurteil gegen sie zu nähren, er überredete sich unter anderm, daß sie die Anführerin der Kinder gewesen war, die ihm einst seine Ziegel zertreten hatten. Sie auf der Tat zu ertappen, war ihm allerdings nicht gelungen; aber das bewies keineswegs ihre Unschuld, es zeigte nur, daß sie sich darauf verstanden, rechtzeitig die Flucht zu ergreifen, und die von ihr Verleiteten im entscheidenden Augenblick treulos verlassen hatte. Wie von ihr an ihren Spießgesellen, so war hundert- und hundertmal von den Genossen seiner Bubenstreiche an ihm gehandelt worden. Er wußte, wie es tat, in der Patsche stecken gelassen zu werden. Nachträglich noch hätte er für sein Leben gern den Verratenen eine Genugtuung verschafft, sollte sie auch nur in einem an die Verräterin gerichteten Vorwurf bestehen. Gewöhnlich verbiß sich Pavel, wenn er Slava von weitem erblickte, derart in seine Beschäftigung, daß es nichts zu geben schien, wichtig genug, ihn darin zu unterbrechen.

Einmal machte er aber doch eine Ausnahme.

Da kam sie daher mit ihrem Henkelkorbe, leichten Ganges, vom Sonnenlicht umflossen, die Hexe. Sie trug ein dunkles Wolltuch um das von der Winterkälte rosig angehauchte Gesicht

geknüpft, eine gut gefütterte und doch ungemein zierliche Jacke, ein faltenreiches Röcklein, das bis zu den Knöcheln reichte, blau, mit weißen Sternchen besät, und hohe Stiefel an den schlanken Füßen, unter denen der Schnee knisterte. Und munter nd frisch war sie, daß es ein Vergnügen hätte sein müssen sie anzusehen, wenn einem das Herz nicht voll des Grolls gegen sie gewesen wäre.

Bei der Umzäunung der Grubenhütte angelangt, hemmte sie, wie sie pflegte, den Schritt und musterte das Häuschen vom Grunde bis zum Firste.

Plötzlich richtete Pavel sich von seiner Arbeit auf, warf die Hacke hin und, auf das Mägdlein zuschreitend, sprach er: „Was schaust?"

Und sie, überrascht, aber nicht im mindesten erschrocken, wurde sehr rot und erwid rte: „Was soll ich schauen?"

„Nichts," versetzte Pavel unwirsch, „gar nicht schauen sollst, weiter gehen sollst."

Das schien jedoch keineswegs ihre Absicht, vielmehr hatte sie sich dem Zaun genähert, und da Pavel dies seinerseits auch getan, standen sie ziemlich nahe aneinander. Sie, in der ganzen Zuversicht ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihres Frohsinns; er in seiner befangen machenden Erbitterung gegen sie, gegen ihre lügenhafte Anmut und Holdseligkeit.

Slava hatte ihren Korb neben sich auf den Boden gesetzt und bewachte ihn fortwährend mit ihren Blicken, als ob sie fürchte, daß er davonlaufen werde, sobald sie ihn aus den Augen ließe. Mit gesenkten Lidern und leise bebenden Lippen sagte sie: „Ich schau das Haus an, weil ich mich nicht getrau, dich anzuschauen."

Pavel zog die Brauen finster zusammen und murmelte etwas von einem „bösen Gewissen".

Da wurde sie wieder rot: „Wer hat ein böses Gewissen?"

„Der fragt."

„Ich?... warum hätte denn ich ein böses Gewissen?"

Die geheuchelte Treuherzigkeit, mit der diese Frage gestellt war, empörte ihn, und während tausend brennende Ausdrücke für seinen Zorn sich ihm auf die Lippen drängten, plumpste er heraus mit dem schwächsten, dem kindischesten: „Hast du mir nicht meine Ziegel zertreten?"

Das Mädchen erhob die Augen, ihr Blick ruhte voll und hell auf ihm: „Wann soll ich das getan haben?... Das hab ich nie getan."

„Lüg nicht," herrschte er sie an.

„Ich lüg nicht," erwiderte sie, „warum soll ich lügen? Ich hab's nicht getan und damit gut."

Er glaubte ihr, er konnte nicht anders, als ihr glauben, und schon etwas besänftigt, fuhr er fort: „Bist du mir nicht nachgelaufen mit einem Stein in der Hand?"

„Aber Pavel, wer wird sich denn merken, was ein dummes Kind getan hat. Was hast du nicht alles getan?" Sie schlug leicht und zierlich mit der Hand in die Luft: „So was vergißt man. Ich bitte dich, Pavel, vergiß das."

Er schwieg; es überkam ihn wie Scham über sein allzu treues Gedächtnis. Hatte sie nicht recht? — so was vergißt man. Von Verzeihen, ja von Dankbarkeit gegen die Urheber unsrer Prüfungen hatte Milada gesprochen, vom Vergessen der Beleidigung — nicht. Um ihm davon zu sprechen, von diesem gründlichsten Heilmittel, hatte die kleine nichtsnutzige Feindin kommen müssen.

Sie sagte noch ein paar freundliche Worte, beugte sich, hob ihren Korb auf und setzte ihre Wanderung fort.

Pavel blieb allein mit Lamur, mit seiner Arbeit und mit seinen Gedanken. — Vergiß, dann brauchst du nicht zu verzeihen! Vergiß, dann hast du auch keinen Grund, dir etwas darauf einzubilden, daß du verziehen hast. Wenn man's nur träfe! Er besann sich, daß er es einmal getroffen hatte, der hübschen Widersacherin gegenüber, damals, als er aus dem

Schlosse gestürzt kam, voll des Glückes über das große Geschenk der Frau Baronin. Und was einmal zufällig und unwillkürlich gelang, sollte es nicht wieder gelingen können, freiwillig und mit gutem Bedacht?

Bei ihrem nächsten Gange zum Forsthause hielt Slava abermals eine Zwiesprache mit Pavel, und seine erste Frage an sie war:

„Wenn du kein schlechtes Gewissen gegen mich gehabt hast, warum hast du dich gefürchtet, mich anzuschauen?"

„Weil du immer so verdrießlich gewesen bist und schreckliche Augen auf mich gemacht hast. Das mag ich nicht, ich hab's gern, daß man fröhlich ist und mich freundlich ansieht."

Mit diesem „man" meinte sie nicht etwa ihn allein, sie meinte jeden. Pavel täuschte sich nicht lange darüber. Es war ein Teufelchen der Lustigkeit in ihr, das sie antrieb, den Ernst zu bekämpfen, wo immer sie ihm begegnete. Und diese Lustigkeit, die fast bis an die Grenze der Ausgelassenheit gehen konnte, verbunden mit den hohen Ehren, in denen sie ihr nettes Persönchen hielt, und ihrem jungfräulich züchtigen Wesen machte ihren von jung und alt empfundenen Zauber aus.

Auf niemanden jedoch wirkte er unwiderstehlicher, als auf Arnost; den hatte sie völlig umstrickt, und er machte Pavel gegenüber weder ein Hehl aus seinen Liebesschmerzen noch aus seiner Eifersucht auf ihn. Als ein verständiger, mit praktischem Sinn ausgerüsteter Bursche fand er nichts erklärlicher, als daß Slava den Inhaber eines Hauses und eines Feldes ihm, der nur ein Haus und den dazu gehörenden kleinen Gemeindeanteil besaß, vorziehen müsse.

Daß Pavel in die Reihen der Bewerber um die Gunst oder die Hand des hübschen Mädchens zu treten beabsichtigte, schien ihm so ausgemacht, daß er nicht einmal danach fragte, und sein Freund, dem er das zu verstehen gab, und der schon hatte sagen wollen: „Bist ein Narr, ich denk nicht an sie, sie ist mir

gleich wie nur was," verschluckte diese Antwort; denn — er wollte nicht lügen.

Gleichgültig war sie ihm nicht, sie hatte es auch ihm angetan. Nicht wie dem Arnost; von einem blinden Verliebtsein war bei ihm keine Rede, aber warm machte ihn ihre Nähe, und überaus gut gefiel sie ihm, und überaus lieb wäre es ihm gewesen, wenn er den Zweifel hätte loswerden können, der sich in ihrer Gegenwart immer wieder meldete und eine gewisse bange, unbestimmte Erwartung: „Jetzt und jetzt wird sie etwas tun, das mir ans Herz greifen und mir die Freude an ihr verderben wird."

Ein andres Bedenken, das ihn früher schwer gepeinigt hatte, war er ganz losgeworden, das: wird mich denn eine Ordentliche nehmen? Wird eine Ordentliche unter einem Dache mit meiner Mutter leben wollen? Nun, die Slava war eine Ordentliche und ließ ihn merken, daß sie ihn nehmen würde, obwohl sie recht gut wußte, daß die Mutter heute oder morgen heimkehren und Aufnahme finden werde bei ihrem Sohn. Sie fragte ab und zu nach ihr und sprach einmal:

„Eine Mutter bleibt halt doch immer eine Mutter, sie soll sein, wie sie will, wenn man nur eine hat. Ich hab keine."

Pavel begrüßte sie nun stets sehr artig, machte nie mehr schreckliche Augen „auf sie," verhielt sich aber, was auch in seinem Innern drängte und gärte, äußerst zurückhaltend gegen die Kleine, während Arnost vor ihr in Weichheit zerschmolz oder in Flammen aufloderte. Der verliebte Bursche war immer genau unterrichtet von jedem ihrer Schritte, und immer traf's sich, daß er an den Tagen, an denen sie einen Botengang ins Forsthaus unternahm, zufällig just nichts zu tun hatte und sich Pavel zur Verfügung stellen konnte, um ihm bei seiner Arbeit behilflich zu sein. Kam die Erwartete dann, so fand sie die Zwei an den Zaun gelehnt und ihrer harrend. Wer es in größerer Sehnsucht tat, ob der Ernste, Verschlossene, ob der andre, sie

wußte es nicht. Sie benahm sich gegen beide gleich herzlich, gleich kameradschaftlich, sprach aber mehr mit Arnost, weil sich der viel besser auf Scherzen und Necken verstand.

Nach Weihnachten brachte Slava einmal eine Kunde aus dem Schlosse, durch die alle eingeschlummerten Sorgen Pavels um seine Schwester wieder wach gerüttelt wurden. Milada war krank gewesen, die Frau Baronin hatte neuerdings einen Besuch im Kloster gemacht und war von neuem getröstet heimgekehrt. Es ging besser, versicherte sie, es ging gut. Dennoch hatte sie sich von „ihrem Kinde" nicht leicht getrennt, gedachte bald zu ihm zurückzukehren und dann mehrere Wochen, als Gast der Frau Oberin, im Kloster zu verweilen. Vorher aber — ließ sie Pavel sagen — wolle sie ihn noch sprechen.

Er beeilte sich, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, fand die alte Dame gebeugt und unruhig und, je mehr sie das war, desto bemühter, sich Frieden zu erringen und den der andern nicht zu stören.

Die Frau Baronin gab Pavel das Versprechen, ihm unmittelbar nach ihrem Eintreffen in der Stadt eine Zusammenkunft mit Milada zu erwirken, und nahm dafür sein Wort in Empfang, daß er sich um eine solche nicht auf eigene Hand bemühen werde.

Er schrieb an Milada, erhielt einige schöne, tröstliche Zeilen, wartete auf die Abreise der Frau Baronin, und als diese erfolgte, auf die Berufung zu seiner Schwester. Sein Herz war schwer und wurde nur etwas leichter, wenn es ihm gegönnt war, sich an dem Anblick des holden Mädchens zu laben, das Arnost und er nicht mehr anders als die „Goldamsel" nannten.

Die Zeit kam, in der er es töricht zu finden begann, sich länger gegen die in ihm aufkeimende Neigung zur Wehre zu setzen. Daß Slava eine besondere Liebe für ihn hege, bildete er sich nicht ein, doch zweifelte er nicht, daß sie, wenn Arnost und er um sie freiten, ihm den Vorzug geben und, einmal verhei-

ratet, ein braves Weib sein werde, wie sie ein braves Mädchen war. Aus Rücksicht für den Freund auf sie zu verzichten, der Gedanke flog ihm allerdings manchmal durch den Sinn; aber diese Regungen der Großmut verminderten sich in dem Maße, als sein Wohlgefallen an dem munteren Ding wuchs und wuchs.

Gegen Arnost war er so aufrichtig, wie dieser gegen ihn.

„Wie lieb du sie hast, ich hab sie lieber," sagte Arnost.

„Was nützt das, wenn sie mich nimmt," sagte Pavel. „Und ich werd sie nächstens fragen, ich will auch einmal glücklich sein."

Arnost erwiderte: „Frag sie." — Sein Entschluß war gefaßt. Am Tage, an dem Pavel das Jawort Slavas erhielt, wollte er die Hütte, in der er seit dem Tode seiner Mutter allein hauste, verkaufen und Soldat werden. Es ist kein schlechtes Leben beim Militär, besonders für einen, der es, wie Arnost, schon nach zweimonatlicher Dienstzeit zu einer Charge gebracht hat.

Eines nebeligen Januarvormittags kam er in höchster Aufregung zu Pavel und teilte ihm mit, heute mache die Kleine ihren letzten Besuch beim Oberförster, er sei gesund, die Sendungen aus dem Schlosse hörten auf.

Arnost stand der Angstschweiß auf der Stirn, in seiner Brust ging es zu wie in einem Pochwerk. „Ich halt's nicht mehr aus," sagte er. „Heute mußt du reden, oder ich rede."

„So red," sagte Pavel, „ich werd aber auch reden."

Sie sahen einander mit Augen an, aus denen der Haß funkelte, und gingen hinter dem Zaun hin und her wie zwei Löwen im Käfig. Lamur saß auf der Schwelle, schwarz und häßlich, und beobachtete in stiller Verachtung die beiden von der Leidenschaft gequälten Menschenkinder.

Nun brach ein breiter Sonnenstrahl durch den weißen Dunst, der ringsum auf den Feldern und Wegen lagerte, und verwandelte ihn in licht und farbig glitzernden Duft, von dessen durchsichtigen Schleiern umwoben die kleine Slava heran-

nahte, an diesem Tage, gerade an diesem, an dem die feindlichen Freunde ein Wort im Vertrauen an sie zu richten gedachten, nicht allein.

Sie hatte eine Begleiterin mitgenommen — die Vinska.

Arnost und Pavel entdeckten es zugleich, und der erste rief und der zweite murmelte: „Verwünscht!"

Ein kleines Stück Weges hinter dem jungen Weibe und dem jungen Mädchen kam die Schar der Holzknechte. Sie gingen heute so ungewöhnlich spät in den Wald, weil gestern Sonntag gewesen war und weil ein Holzknecht, der sich achtet, „am Montag früh immer Feierabend macht," wie Hanusch zu sagen pflegte.

Vinska schien es für nötig zu halten, ihr Kommen dadurch zu erklären, daß sie mit dem Herrn Oberförster wegen des Ankaufes von Bauholz sprechen müsse und sich Slava angeschlossen habe, weil sich's zu zweien doch immer besser gehe.

Arnost fing das Wort sogleich auf, gab ihr recht und, ihre Gefährtin anstarrend, stammelte er etwas Verworrenes von der Torheit, das nicht einzusehen, und lieber allein dahin zu zotteln durchs Leben, statt mit einem, der einen übermenschlich gern hat.

Pavel flüsterte ihm ein zorniges: „Red du nur!" zu, und nachdem sein erster Verdruß über Vinskas Anwesenheit verraucht war, forderte er sie und Slava auf, bei ihm einzutreten und ein wenig zu rasten. Damit öffnete er das Gitterpförtchen und hieß sie, nachdem sie seiner Einladung Folge geleistet hatten, nicht ohne hausherrliche Würde, auf eigenem Grund und Boden willkommen.

Diese Höflichkeit vollzog sich vor den Augen der heranrückenden Holzknechte und gab den wüsten Gesellen Anlaß zu Glossen der empörendsten Art.

Pavel gab eine derbe Antwort und rief von seinem Platze aus mit unterdrückter Wut den Holzknechten zu: „Packt euch!"

Sie erwiderten mit Roheiten, schlimmer als alle vorhergehenden, und Hanusch, bequem an den Zaun gelehnt, die Pfeife zwischen den Zähnen, tat, als ob er den im Gärtlein liegenden Dachstuhl aufmerksam betrachtete, und sprach:

„Der is ja fertig, jetzt kannst anfangen, den Stall zu bauen... Bau ihn! bau ihn! tummel dich, die du einstellen willst, is schon auf'm Weg... die aus'm Zuchthaus!"

„Die ja, — Die!" scholl es im Chor, und Hanusch schrie, daß die Adern an seinem Halse schwollen:

„Nehmt ihn! Weiblein! Vor der Schwiegermutter aus'm Zuchthaus braucht ihr euch nicht zu fürchten, die kommt in den Stall, die Mutter..."

Die Worte reuten ihn.

Pavel hatte sich aufgebäumt, aus seiner Brust drang ein gräßliches Stöhnen, über seine Zähne floß Blut aus seiner zerbissenen Lippe. Einen Augenblick schaute er... Da stand die Frau, die er geliebt hatte — da stand das Mädchen, das er liebte, da der ehrliche Bursche, dem er es streitig machen wollte, und dort am Zaun der Schurke, der ihn in ihrer Gegenwart unauslöschlich beschimpft hatte, auf dem Boden aber, zu seinen Füßen, lag sein gutes Zimmermannsbeil. Die Dauer eines Blitzes, und er hatte es ergriffen und geschleudert. — Hanusch kreischte und bog aus. Das nach seinem Kopf gezielte Beil flog haarscharf an der Schläfe vorbei und verletzte das Ohr. Alle schrien. Pavel stieß Vinska weg, die ihm den Weg vertreten wollte, schwang sich über den Zaun und sprang mitten unter die Holzknechte hinein.

So furchtbar war er anzusehen, ein so maßloser Zorn sprühte aus seinen Augen, daß der ganze Trupp vor ihm zurückwich — am weitesten Hanusch, die Hand am Ohr. Aber schon war er ereilt und gestellt von einem, der noch rascher gewesen als Pavel. Lamur hatte ein Unheil verkündendes Knurren ausgestoßen, sich seinem Herrn vorangeworfen und war Hanusch an die

Gurgel gesprungen. Der glitt aus, wankte und stürzte dicht vor Pavel nieder, die hervorgequollenen Augen in verzweiflungsvoller Angst auf ihn gerichtet, der schon seinen Fuß erhob, um den Mund zu zermalmen, der ihm solche Schmach angetan ... Plötzlich jedoch, wie von Abscheu und Entsetzen ergriffen, totenbleich, stampfte er den Boden und rief: „Zurück, Lamur!"

Ungern ließ der Hund ab von seiner Beute. Hanusch erhob sich mühsam, seine Genossen machten Miene, alle zusammen auf Pavel loszugehen, besannen sich aber anders. Sie parlamentierten noch eine Weile mit Arnost, während Pavel, dumpf vor sich hinbrütend, dastand, und zogen endlich, kleinlaut geworden, weiter. Erst in einiger Entfernung vom Grubenhaus faßten sie den Mut, sich zurückzuwenden und Drohungen auszustoßen, die gänzlich unbeachtet blieben.

Pavel und seine Gäste bildeten eine kleine, stumme Gruppe. Er schien der letzte sein zu wollen, das Schweigen zu brechen, er war an die Tür der Hütte getreten und sah zu seinem Hunde nieder, der seinen Blick ernst und verständnisvoll erwiderte.

Eine Weile verging, bevor sich Slava so weit ermunterte, daß sie Pavel an seine vorhin gemachte Einladung erinnern konnte. Halblaut erneuerte er sie und lächelte das Mägdlein, auf dessen Gesicht sich die Spuren des überstandenen Schreckens malten, fremd und traurig an. Man trat ins Haus, in die durch Habrechts Großmut eingerichtete Stube mit der niedrigen Decke, mit den kleinen Fenstern und dem Fußboden aus gestampftem Lehm. Der Tisch stand in der Mitte der Stube, wie er in der Mitte des Lehrerzimmers gestanden hatte, der alte Lehnstuhl und drei Sessel um ihn herum. In der Ecke, der Herdnische gegenüber, der schmale Schrank, der das Heiligtum des Hauses trug, des Freundes kostbares Vermächtnis, die Bücher, in denen immer zu lesen er Pavel empfohlen hatte. Nicht umsonst, man sah es den schlichten Bänden an, daß sie oft, wenn auch in schonender Ehrfurcht, zur Hand genommen wurden.

Vinska nahm Platz im Lehnstuhl, Slava auf einem Sessel neben ihr. Die erste schwieg, die zweite äußerte sich verbindlich über die Reinlichkeit, die im Hause herrschte, brach aber ab, verwirrt durch die strengen Mienen der drei anderen.

Arnost war zu Pavel getreten und hatte ihm ein paar Worte zugeraunt, und Pavel hatte den Kopf geschüttelt, sich nicht mehr geregt und stand, wie auf dem Fleck angewurzelt, in finstere Gedanken versunken.

Lange bezwang sich Arnost, zuletzt aber siegte seine Ungeduld, er faßte Pavel bei der Schulter und sprach: „Was simulierst? hör schon auf ... Was liegt dir dran, was ein paar Betrunkene reden?"

„Ja," fiel die Kleine mit ihrer glockenhellen Stimme ein, „was liegt dir dran? Laß die Leute reden, und sprechen wir lieber von was Lustigem."

Pavel horchte auf — eine so liebe Stimme und konnte doch einen Mißklang erwecken.

„Von ‚was Lustigem?' — gut — ich hab's nicht anders im Sinn." Er lachte herb und trocken, kam auf den Tisch zu und wendete sich an die Kleine. „Ich bin ein Freiwerber," sprach er, „für den da, für den Arnost. Wir haben es schon lang zusammen ausgemacht, daß ich dich fragen soll, ob du ihn nimmst?"

„Mach keinen schlechten Spaß," fuhr ihn Arnost derb an, „was soll denn das heißen?" und noch derber gab Pavel zurück:

„Willst vielleicht nicht mehr werben? Ist die Lieb schon verraucht? ..."

„O, was die Lieb betrifft ..."

Der Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, erledigte die Frage übergenügend.

Eine Viertelstunde später verließ ein Brautpaar die Hütte Pavels. Der Bräutigam glückselig, die Braut still zufrieden. Arnost war ihr lieber als Pavel; noch lieber jedoch wäre ihr Arnost mit dem Felde Pavels gewesen.

Vinska empfahl sich zugleich mit den Verlobten, die sie ins Forsthaus begleiten wollte. Am Ausgang des Gärtchens jedoch hieß sie die jungen Leute vorangehen, blieb stehen und sprach zu Pavel: „Was war das jetzt? Es hat geheißen, du hast die Slava gern?"

„Ich hab sie auch gern," rief er, und mit seiner Selbstbeherrschung war es zu Ende; „aber wie soll denn ich heiraten, wie soll denn ich ein Weib nehmen, ich, dem's alle Tag geschehen kann, er weiß nicht wie, daß er einen erschlagen muß, weil er sich nicht anders helfen kann? Ich hab Schand fressen sollen, dazu hat die Mutter mich geboren. Jetzt haben sie ‚was Bess'res' aus mir machen wollen, der Herr Lehrer und meine Schwester Milada, und jetzt schmeckt mir die Schand nicht mehr, und jetzt bring ich sie nicht mehr hinunter, das ist mein Unglück."

Nach einer Pause, in der Vinska die Augen fest auf den Boden gerichtet hielt, sagte sie: „Du bist mitgegangen beim Begräbnis von meinem armen Peter. Ich hab dir noch nicht danken können, weil du mir immer ausweichst."

Er zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich werd dir nimmer ausweichen. Leb wohl."

„Lieber Pavel," nahm sie nach abermaliger Pause wieder das Wort, „eh ich geh, mußt du noch was anhören. Ich hab keine Ruh, die Leut lassen mir keine Ruh. Mein armer Peter ist erst drei Monate tot, und schon haben sich zwei Freier bei mir gemeldet."

„So such dir einen aus."

„Ich glaube," sagte Vinska, nachdem sie eine Weile in den Schnee geblickt hatte, „daß ich eine Witfrau bleiben werde."

„So bleib eine Witfrau. Leb wohl."

Schon im Begriffe, zu gehen, wendete sie sich noch einmal zu ihm und begann von neuem mit beklommener Stimme: „Du hast gut sagen: Leb wohl. Wenn man gegen jemanden so schlecht gewesen ist, wie ich gegen dich, lebt sich's nicht wohl."

„Deswegen brauchst dir keine grauen Haare wachsen zu lassen," sprach er ruhig, „das hab ich alles vergessen."

Sie senkte den Kopf auf die Brust, ein Schmerzenszug umspielte ihren Mund. „Und du," fragte sie, „wirst du wirklich immer ein Junggeselle bleiben?"

„Ja," entgegnete er, „ich bleib der einsame Mensch, zu dem ihr mich gemacht habt."

XIX.

Die Nachricht, die Pavel aus der Stadt erhalten sollte, traf ein und lautete sehr unbefriedigend. Die Frau Baronin ließ sagen, noch könne ihm die Erlaubnis, seine Schwester zu besuchen, nicht erteilt werden; aus welchem Grunde, solle er später erfahren und sich vorläufig in Geduld fassen.

Bald darauf kam ein Brief von Milada, in dem sie Pavel bat, sein Kommen aufzuschieben. Auf das Liebreichste dankte sie im voraus für die Erfüllung ihrer Bitte, vertröstete ihn auf das Frühjahr, versicherte, daß es ihr von Tag zu Tag besser gehe und schloß mit der Kunde, daß ihre Einkleidung, auf die sie sich unaussprechlich freue, im Mai stattfinden werde.

So mußte Pavel sich bescheiden und tat es; doch wurde es ihm nicht leicht. Jede Woche wenigstens einmal ging er ins Schloß und fragte: „Ist die Frau Baronin zurückgekommen," und erhielt immer zur Antwort: „Nein." — „Hat sie auch nicht geschrieben?" — „Das wohl — um Anordnungen zu treffen, die auf eine neue Verzögerung ihrer Rückkehr schließen lassen."

Mit der Verlobung Slavas, die ihr pflichtgemäß angezeigt worden war, hatte sie sich einverstanden erklärt, dem Mädchen die erbetene Entlassung und ein Geschenk gegeben, das nicht nur hinreichte, um die Kosten der Hochzeit zu bestreiten, sondern

auch, um ein rundes Sümmchen für die Wirtschaft zu erübrigen. Dies alles, weil Slava, obwohl von früher Jugend an verwaist und auf eigenen Füßen stehend, sich stets brav geführt und nun unbescholten an den Altar treten konnte.

Am dritten Sonnabend nach Ostern fand die Trauung statt, Pavel fungierte als Brautführer. Er hatte sich schwer dazu entschlossen, tat es aber dann in guter Haltung und mit Stolz auf seinen über sich selbst errungenen Sieg. Anton der Schmied vertrat die Stelle des Brautvaters, Vinska die der Brautmutter. Sie war trotz des großen Witwentuches, das sie sich über den Kopf gezogen hatte, schöner als die Braut selbst. Der Herr Pfarrer sprach die Traurede mit ganz ungewöhnlicher Wärme, beehrte auch die Neuvermählten mit seiner Gegenwart beim Festessen im Wirtshause. Der Doktor, der Verwalter, der Förster, der Bürgermeister und einige große Bauern kamen, ihren Glückwunsch zu bringen und den Dank des jungen Paares für die ihm ins Haus geschickten Geschenke zu empfangen. Alles ging ohne unanständigen Lärm, einfach aber — „urnobel" zu.

Nach dem Essen wurde getanzt, und nun ereignete sich das Erstaunliche. Virgil, der seit Jahren nur noch schleichen konnte, führte mit einer ungefähr im gleichen Alter wie er stehenden Magd eine Redowatschka an. — Als die Musik auf sein Geheiß die Weise des längst aus der Mode gekommenen Tanzes angestimmt, hatten sich die Gesichter aller anwesenden alten Leute erheitert. Die Männer standen auf, jeder winkte der „Seinigen", sie legten die schwieligen Hände ineinander und schwenkten sich im Tanze hinter dem Hirten und seiner grauen Partnerin. Einmal wieder kamen sie in freundlicher Eintracht zusammen, die alten Paare, die vielleicht längst nichts mehr kannten als Hader oder Gleichgültigkeit. Da spielte ein verschämtes Lächeln um manchen welken Frauenmund, da blitzte es unternehmend aus manchem trüben Männerauge. Bei der lieben Redowa

erinnerten sie sich der Tage, in denen sie jung gewesen waren und einander sehr gut, und tanzten sie unter dem Applaus ihrer Kinder und Enkel durch bis ans Ende.

Manches hübsche Mädchen hatte Pavel schon angeblinzelt und gefragt: „Was ist's mit dir? kannst nicht tanzen?"

„Weiß nicht," gab er zur Antwort, „hab's noch nie probiert."

„So probier's jetzt."

Aber das wollte er nicht, um nichts in der Welt sich da lächerlich machen vor einer so großen Versammlung; er blieb dabei und widerstand sogar den Bitten Slavas, die durchaus wenigstens einmal mit ihm getanzt haben wollte an ihrem Ehrentage.

Dem Beispiel, das er im Entsagen gab, folgte die Vinska. Sie drohte sogar, das Fest zu verlassen, als der stürmischste ihrer Freier sie zwingen wollte, mit ihm in den Reigen zu treten. Pavel und sie wechselten hie und da ein Wort; von seiner Seite, wenn nicht in Freundschaft, so doch in Frieden, von der ihren in tiefem Dank dafür, daß er mehr als verziehen — daß er vergessen hatte.

So war es auch; mit der Liebe zu ihr war die Erinnerung an das Leid erloschen, das er durch sie erfahren hatte. Und wenn er vermocht, sagte er sich, diese erste Liebe, die im Kern seines Daseins gewurzelt hatte, mit ihm gewachsen und stark geworden war, zu besiegen, sollte er nicht vermögen, der zweiten, über Nacht an seinem Lebensbaum erblühten, Herr zu werden? — Ein paar schmerzliche Regungen galt es noch zu überwinden, und er war ein freier Mensch für immer, so Gott will — einsam und frei. Daß er sich in dieser Freiheit wohl fühle, dazu trug heute alles bei. Der Tag war nicht nur für Arnost und Slava, er war auch für ihn ein Ehrentag. Zum ersten Male stand Pavel auf Gleich und Gleich mit den Besten, die er kannte, unter einem Dach. Angesehene Bauern grüßten ihn, der Förster sprach lange mit ihm in fast väterlicher Güte, der Herr Pfarrer

holte seine Meinung in einer landwirtschaftlichen Frage ein, der Schmied wollte durchaus die Geschichte von der Maschine öffentlich erzählen und ließ sich nur aus Rücksicht für Vinska davon abhalten. Arnost beteuerte ihm laut und begeistert seine Dankbarkeit und ewige Freundschaft.

Das Gemeindekind bewegte sich in einer Atmosphäre von Achtung und Wohlwollen, die es einsog durch alle Poren und um so inniger genoß, als eine leise Stimme in seinem Innern mahnte: Freu dich dieser Stunde, sie wiederholt sich dir vielleicht nie ... Mit der Achtung, mit dem Wohlwollen wird es aus sein, wenn die Mutter kommt ... Und sie kann morgen kommen — wer weiß? sie kann schon da sein. Er kann sie finden, wenn er sein Haus betritt, in seiner Stube, an seinem Herd ...

Da faßte es ihn mitten in seinem stillen, schwermütigen Glücke mit übermächtigem Drang: Hinweg! überlaß der Mutter Hütte und Feld, und du wandre fort, weit, weit in die Welt, unter fremde Menschen, die nichts von dir und nichts von deinen Eltern wissen. Lerne und werde — wenn auch später als ein andrer, mehr als die andern.

Diese Gedanken hafteten, begleiteten ihn heim, waren seine letzten, als er einschlief, und seine ersten, als er erwachte.

Am Morgen jedoch, als er seine im Herbst gepflanzten Kirschbäume besuchen ging und sah, wie die meisten von ihnen schon Blüten über Blüten angesetzt hatten, und als er sein Feld abschritt, auf dem die erste von ihm gesäte Frucht grünte, da fühlte er, daß ihm das Scheiden doch schwer sein würde. Und dann, wenn seine Schwester Milada, wenn Habrecht von den Fluchtgedanken, die er hegte, wüßten, was würden die wohl sagen? —

„Kleiner Mensch, bleibe in deinem kleinen Kreise und suche still und verborgen zu wirken für das Wohl des Ganzen."

Das war auch einer der Aussprüche des Freundes gewesen, die im Augenblick, in dem er getan wurde, von Pavels Ver-

ständnis empfangen worden war, wie das Samenkörnlein des Evangeliums vom Felsengrunde. Jetzt aber glich seine Seele nicht mehr dem steinigen Boden, sondern einem guten Erdreich, und das Samenkörnlein keimte und ging auf und mit ihm eine Fülle von Erwägungen ...

Eine Stimme, die seinen Namen rief, weckte Pavel plötzlich aus seinem Sinnen; auf ihn zugelaufen kam ein herrschaftlicher Stallpage, winkte von weitem und rief: „Die Frau Baronin hat einen Boten geschickt, du sollst gleich zu ihr in die Stadt, du sollst fahren."

„Ich werd doch gehen können," erwiderte Pavel, dem es vor Überraschung, Freude, Schrecken heiß und kalt durch die Adern lief; „warum denn fahren?"

„Daß du früher dort bist, vermutlich; mach nur, es wird schon eingespannt."

Hastig wechselte Pavel die Kleider und rannte ins Schloß. Die Fahrgelegenheit wartete schon; ein paar kräftige Wirtschaftspferde, vor einen leichten Wagen gespannt, brachten ihn in kurzer Zeit nach der Stadt, an die Pforte des Klosters, wo ihn die Pförtnerin mit den Worten empfing:

„Ich soll Sie zu der Frau Baronin führen."

„Ist meine Schwester bei ihr?... Wie geht's meiner Schwester?" fragte Pavel mit versagendem Atem.

Die Nonne antwortete nicht, sie schritt ihm schon voran über eine Treppe, durch einen bildergeschmückten Gang, an dessen Ende, einer dunklen Doppeltür gegenüber, ein lebensgroßer Heiland am Kreuze hing.

„Wie geht's meiner Schwester?" wiederholte Pavel.

Die Pförtnerin deutete nach dem dornengekrönten Haupte des Erlösers, sprach: „Denken Sie an seine Leiden," öffnete die Tür und hieß ihn eintreten. Pavel gehorchte und befand sich in einem saalähnlichen, feierlichen Gemach, in dem die Frau

Baronin und die Frau Oberin standen, die alte Dame auf den Arm ihrer Freundin gestützt.

„Gott zum Gruße," sagte die ehrwürdige Mutter; die Baronin wollte reden, vermochte es aber nicht und brach in Tränen aus.

Auch Pavel konnte nur stammeln: „Um Gottes willen, um Gottes willen, was ist's mit meiner Schwester? ... Ist sie krank?"

„Sie ist genesen," sprach die Oberin. „Eingegangen zum ewigen Lichte."

Pavel starrte sie an mit einem Blick der Qual und des Zornes, vor dem ihre schönen ruhigen Augen sich senkten.

„Was heißt das?" schrie er auf in seiner Pein.

Da machte die kleine Greisin sich los von dem Arm ihrer starken Freundin und schwankte auf ihn zu mit ausgestreckten zitternden Händen. „Armer Pavel," schluchzte sie, „deine Schwester ist tot, mein liebes Kind ist mir vorangegangen, mir Alten, Müden."

Die Knie versagten ihr, sie war im Begriff, umzusinken; Pavel fing sie auf, und die alte Gutsfrau weinte an seiner Brust.

Er geleitete sie behutsam zu einem Lehnsessel und half ihr, sich darin niederzulassen; dann, am ganzen Leibe bebend, wandte er sich zur Oberin: „Warum hat meine Schwester mir geschrieben, daß es ihr besser geht von Tag zu Tag?"

„Sie hat es geglaubt, und wir durften ihr diesen Glauben lassen, bis die Zeit kam, sie zum Empfang der heiligen Wegzehrung vorzubereiten ..." sie hielt inne.

„Vorzubereiten," wiederholte Pavel und drückte die Hand an seine trockenen, glühenden Augen, „sie hat also gewußt, daß sie sterben muß?"

Die Oberin machte ein bejahendes Zeichen.

„Und hat sie nicht gesagt, daß sie mich sehen will, nicht

gesagt: ich will meinen Bruder noch sehen? — Frau Baronin," rief er die Greisin mit erhobener Stimme an, „hat sie nicht gesagt, ich will meinen Bruder noch sehen?" —

„Sie hat dich tausend und tausendmal grüßen und segnen lassen, aber dich zu sehen, hat sie nicht mehr verlangt," lautete die Antwort, und die ehrwürdige Mutter fiel ein:

„Sie war losgelöst von allem Irdischen, sie gehörte schon dem Himmel an ... Sie sah ihn offen in ihrer letzten Stunde, sah Gott in seiner Herrlichkeit und hörte den jauchzenden Gesang der Engelchöre, die sie willkommen hießen im Reiche der Glückseligen."

„Wann ist sie gestorben?" würgte Pavel hervor.

„Gestern abend."

Gestern abend — während er ein Fest mitfeierte, während seine Gedanken so fern von ihr waren! Mit wildem Zweifel ergriff es ihn: Es kann nicht sein, es ist ja unmöglich — — und er rief: „Wo ist sie? ... Führen Sie mich zu ihr ..."

„Sie ist noch nicht aufgebahrt," versetzte die Oberin, aber Pavel ließ keine Einwendung gelten, und die Gebietende, die zu herrschen Gewohnte gab nach.

Sie stiegen die Treppe zum zweiten Geschoß empor, durchschritten einen Gang, in den viele Türen mündeten. Vor der einen blieb die Oberin stehen. „Das Zimmer Marias," sprach sie in tiefer Ergriffenheit.

Pavel stürzte vor und riß die Tür auf ... In der weißgetünchten, vom Sonnenlicht durchfluteten Zelle mit dem vergitterten Fenster, mit den glatten Wänden, stand ein schmales Bett. Eine Wachskerze in eisernem Leuchter brannte zu Häupten und eine am Fußende. Dort knieten, im Gebet versunken, zwei Nonnen. Auf dem Bette lag, mit einem Leintuch bedeckt, eine starre, hagere Leiche. Die Oberin näherte sich ihr und zog das Tuch vom Gesicht herab.

Pavel prallte zurück, taumelte und schlug an den Tür-

pfosten an, an dem er stehen blieb und sich wand wie ein Gefolterter. Endlich, endlich brachen Tränen aus seinen Augen, und er schrie: „Das ist nicht meine Milada, das ist sie nicht. Wo ist meine Milada?"

Er war nicht zu beruhigen; sein Schmerz spottete des Trostes.

Die Frau Baronin ließ ihn rufen, weinte, sprach von Milada, und er hatte nicht das Herz, ihr zu sagen, was er unaufhörlich dachte: Würde man sie zu rechter Zeit aus dem Kloster genommen haben, sie wäre jetzt am Leben; du hättest dein Kind noch, und ich noch mein lichtes Vorbild, mein kostbarstes Gut.

Auf den Wunsch der alten Frau blieb er in der Stadt bis zum Tage des Begräbnisses, irrte in den Gassen umher, durch den ungewohnten Müßiggang seinem Schmerze ohnmächtig preisgegeben.

„Milada, meine liebe Schwester," sprach er vor sich hin, und manchmal blieb er stehen und meinte, es müsse ihm jemand nachkommen und ihm sagen: „Kehr um, sie lebt, sie fragt nach dir. Das kleine, zusammengezogene Totenangesicht, das du gesehen hast, war nicht Miladas Angesicht."

Als sie in der Kapelle aufgebahrt lag im Glanz von hundert Lichtern, weißgekleidet, mit weißen Rosen bedeckt, war er nicht zu bewegen, an den Katafalk heranzutreten. — Erst als der Sarg geschlossen wurde, der die Reste seiner Milada barg, warf er sich über ihn und betete, nicht für sie, sondern zu ihr.

Bei der Beerdigung machte der Anblick des Schmerzes seiner alten Gutsfrau ihn fast unempfindlich für seinen eigenen. Ganz gebrochen stand sie neben ihm am Grabe ihres Lieblings auf dem stillen Klosterfriedhofe und ließ nach beendeter Trauerfeierlichkeit den Zug der Nonnen vorüberschreiten, ohne sich ihm anzuschließen. Nach einer Weile erst sprach sie zu Pavel:

„Führe du mich jetzt zurück auf mein Zimmer, und dann geh nach Hause und sage im Schloß, daß sie alles zu meinem Empfang vorbereiten sollen. Ordentlich — es wird ohnehin

die letzte Mühe sein, die ich meinen Leuten mache. Ich glaube, daß ich nur heimkommen werde, um mich hinzulegen zum Sterben."

Pavel widersprach ihr nicht. Er fühlte wohl, auf einen Widerspruch war es hier nicht abgesehen, wie so oft bei alten Leuten, wenn sie Anspielungen machen auf ihren nahenden Tod; es war ernst gemeint, und also wurde es aufgenommen.

Spät am Nachmittag langte er im Dorfe an. Sein erster Gang war nach dem Schloß, wo er den Auftrag der Frau Baronin bestellte. Die Dienerschaft lief zusammen, als es hieß, er sei da; alle sahen ihn voll Neugier an, und er machte sich rasch davon, besorgend, daß Fragen über Milada an ihn gestellt werden könnten. Auf der Straße begegnete er derselben Aufmerksamkeit, die er im Schlosse erregt hatte. Einer oder der andre blieb stehen in der Absicht, ihn anzureden, aber Pavel eilte mit kurzem Gruß vorbei.

Vor dem Hause Vinskas, auf einer Bank, saß Virgil, der sich seit dem Ableben Peters bei seiner Tochter einquartiert hatte. Er winkte Pavel heran. „Bist endlich da?" rief er ihm zu ... „Dein Hund wär verhungert, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätt."

„Hab mich ohnehin darauf verlassen," erwiderte Pavel und schritt weiter; Virgil jedoch schrie aus allen Kräften:

„Lauf nicht, bleib! die Vinska hat dir was zu sagen," und da trat sie auch schon aus der Tür, ging auf Pavel zu und sprach in der demütigen Weise, in der sie sich ihm gegenüber jetzt immer verhielt:

„Wir haben von deinem Unglück gehört ... es tut mir leid ..."

„Laß, laß das!" fiel er ihr ins Wort.

„Sag ihm doch das andre," ermahnte Virgil voll Ungeduld.

Vinska verfärbte sich. „Lieber Pavel," begann sie, „lieber Pavel, deine Mutter ist angekommen."

Er zuckte zusammen: „Wo ist sie? ... Ist sie in meinem Hause?"

„Nein, sie hat in dein Haus nicht treten wollen, bevor du da bist. — Sie hat auch nicht zu mir kommen wollen," setzte sie hinzu.

„Hast du sie eingeladen?"

„Ja, ich hab sie eingeladen, zu mir zu kommen und bei mir auf dich zu warten. Sie hat nicht gewollt: sie wohnt beim Wirt, aber von dir erzählt habe ich ihr den ganzen Tag, und sie hat sich gar nicht satt hören können. Dann ist sie hinaufgegangen zu deinem Haus. Sie wird jetzt dort sein."

Pavel war zumut, als ob ein großes Stück Eis auf seine Brust gefallen wäre. „Gut," murmelte er, „gut, so geh ich," aber er rührte sich nicht. Sein unstet irrender Blick begegnete dem Vinskas, der angstvoll gespannt auf seinem finsteren Gesichte ruhte, und plötzlich sprach er: „Ich dank dir, daß du sie eingeladen hast."

„Nichts zu danken," versetzte Vinska.

Die Herzen beider pochten hörbar, deutlich las jeder in der Seele des andern. Sie fand in der seinen nicht mehr die alte Liebe, aber auch nicht mehr den alten Groll; die ihre war in allen Tiefen erfüllt von schwerer, von nutzloser Reue, hervorgegangen aus dem Bewußtsein: Was ich an dir gefrevelt habe, vermag ich nie wieder gut zu machen.

Ohne noch ein Wort zu wechseln, schieden sie.

Pavel ging langsam die Dorfstraße hinauf — die Sonne versank hinter den waldbekränzten Hügeln, scharf und schwarz ragten die Wipfel des Nadelholzes in die purpurfarbige Luft. Auf das Grubenhaus hatten klare Schatten sich gebreitet, sie glitten über sein ärmliches Dach, trübten den Glanz seiner kleinen Fensterscheiben und umflossen eine hohe Gestalt, die vor dem Gärtchen stand, vertieft in den Anblick des untergehenden Tagesgestirns.

Die Mutter, sagte sich Pavel — die Mutter.

Da war sie, ungebeugt von der Last der letzten zehn Jahre, ungebrochen durch die Schmach ihrer langen Kerkerhaft. Pavel setzte seinen Weg fort — nicht mehr allein! das unterdrückte Geräusch von flüsternden Stimmen, von Schritten, die ihm nachschlichen, schlug unsäglich widerwärtig an sein Ohr. Eine Schar von Neugierigen gab ihm das Geleite und wollte Zeuge sein der ersten Begegnung zwischen Mutter und Sohn. Er sah sich nicht um, er ging vorwärts, äußerlich ruhig, seinem Verhängnis entgegen. —

Die Mutter hatte sich gewendet, erblickte ihn, und Wonne, Stolz, erfüllte Sehnsucht leuchteten in ihren Augen auf; aber sie blieb stehen, wo sie stand, mit herabhängenden Armen, sie sprach ihn nicht an.

„Grüß Euch Gott, Mutter," sagte er rasch und gepreßt, „warum bleibt Ihr vor der Tür, tretet ein."

„Ich weiß nicht, ob ich soll," antwortete sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen, aus denen eine Liebe sprach, ein glückseliges Entzücken, die wie Licht und Wärme auf ihn einströmten. „Ich habe nicht gedacht, dich so zu finden, Sohn —" ihre Stimme bebte vor tiefinnerlichstem Jubel — „nicht so wie ich dich finde. Ich möchte dir nicht Schande bringen, Pavel."

Nun faßte er ihre Hand: „Kommt, kommt, und noch einmal: Grüß Euch Gott." Er führte sie ins Haus und sah, daß sie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machte, als sie es betrat. „Setzt Euch, Mutter," sagte er; „ich hab Euch viel zu sagen, viel Trauriges ..."

Sie war seiner Aufforderung gefolgt, sah sich bewegt und staunend in der Stube um und sprach: „Was du mir sagen willst, weiß ich im voraus: daß ich hier nicht bleiben kann. Es ist mir nicht traurig — eine Freude nur, daß ich dich so gefunden habe, wie du bist, wie ich dich sehe ... Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, Sohn, daß ich dir beschwerlich fallen

will, und wie du geschrieben hast: Ich bau ein Haus für Euch, da habe ich gedacht: Baue! und Gott segne jeden Ziegel in deinen Mauern. Baue! baue! aber für dich — nicht für mich."

„Warum habt Ihr so gedacht?"

„Weil du mich hier nicht brauchen kannst," antwortete sie ruhig ohne den Schatten eines Vorwurfs. Er aber murmelte:

„Was meint Ihr?"

„Wenn dich in den vielen Jahren dein Herz an die Mutter gemahnt hätte," fuhr sie in ihrer Gelassenheit fort, „hättest du dich manchmal nach ihr umgeschaut. Du hast es nie getan, und darum bin ich auch nur gekommen, weil ich es nicht mehr ausgehalten habe, dich nicht zu sehen, und ich gehe wieder, heute noch."

„Wohin? Ihr könnt doch nicht ins Gefängnis zurück?"

„Das nicht; aber in unser Spital, wo ich Krankenwärterin bin."

„So, Mutter, so? Seit wann?"

„Seit ein paar Monaten schon."

„Das muß was Schweres sein, Krankenwärterin bei den schlechten Leuten."

„Schwer und leicht; die ärgsten werden oft die besten, wenn sie einen brauchen ... und schwer oder leicht, was liegt daran? Ich hab dort einmal mein Heim; ich bin zufrieden. O lieber Gott, mehr als zufrieden —" und wieder umfaßten ihre strahlenden Blicke den Sohn mit unergründlicher Liebe. „Mehr als zufrieden, weil ich dich jetzt gesehen habe, so stark, so brav, so gesund ... Und mein zweites Kind, das sie dem lieben Herrgott geschenkt haben, das ich nicht sehen darf, — Milada ..." Pavel stöhnte — „ist sie schon eine kleine Klosterfrau?"

„Nein, Mutter."

„Nein?" Sie erbebte bei dem gramvollen Ton seiner Worte. „Nein," murmelte sie mit trockenen Lippen und stockendem Atem, „noch nicht würdig befunden worden dieser höchsten Gnade?"

„O Mutter," rief Pavel, „wie redet Ihr? — nicht würdig? Sie war eine Heilige ... Das ist das Traurige, das ich Euch gleich habe sagen wollen — Milada ist tot."

„Tot ..." Zweifelnd, dumpf und gedehnt sprach sie es ihm nach und schrie plötzlich: „Nein, nein!"

„Seit drei Tagen, Mutter."

Sie sank zurück, erdrückt von der Wucht eines Schmerzes, der mächtiger war als sie. — Allmählich erst kam wieder Leben in ihre Züge, und ihre Starrheit wich dem Ausdruck wehmütiger Begeisterung: „Ich glaube dir, Sohn, ich glaube dir. Sie war eine Heilige, und jetzt ist sie im Himmel, und dort werde ich sie finden, wenn es dem Herrn gefallen wird, mich abzuberufen."

„Mutter," entgegnete Pavel zögernd, „hofft Ihr denn, daß Ihr in den Himmel kommen werdet?"

„Ob ich es hoffe? — Ich weiß es! — Gott ist gerecht." „Barmherzig sagt ... Sagt Ihr nicht barmherzig?" Seine Mutter richtete sich auf: „Ich sage gerecht," sprach sie mit einer erhabenen Zuversicht, vor der alle seine Zweifel versanken, die einen Glauben an dieses arme, verfemte Weib in ihm entzündete, so fest, stark und beseligend, wie nur je ein Glaube an das Höchste und Herrlichste. Er trat näher, sein Mund öffnete sich, sie erhob bittend die Hände: „Frag mich nicht mehr, ich kann dir nicht antworten ... Die Frau hat am Altar geschworen, ihrem Manne untertänig zu sein und treu ... Dafür wird er unsrem Herrgott dereinst Rechenschaft über sie ablegen müssen. Mög ihm der ewige Richter gnädig sein. — So bete ich, und so sollst auch du beten und schweigen und nicht fragen."

„Nein," beteuerte er, „nein — und ich frage ja nicht. Ich bitte Euch nur, daß Ihr es von selbst aussprecht, daß Ihr keinen Teil habt am Verbrechen des Vaters ... Erbarmt Euch meiner und sprecht es aus ..."

Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre Lippen: „Pavel, Pavel, das tut mir sehr weh ... Es hat mir ja oft einen Stich

ins Herz gegeben: Wer weiß, was die Kinder denken? — Ich hab mich immer davon losgemacht wie von einer Eingebung des Bösen ... Das war mein Irrtum. —" Sie hob das Haupt, ein ernster und edler Stolz malte sich in ihren Zügen. „Ich hätte dir nicht über die Schwelle treten sollen, bevor ich zu dir gesagt hätte: Ich bin unschuldig verurteilt worden, Sohn."

Da brach er aus: „Barmherziger Gott, wie schlecht war ich gegen Euch!..."

„Klage dich nicht an," versetzte sie mit unerschütterlicher Ruhe, „du warst so jung, als ich dich verlassen mußte. Du hast mich nicht gekannt."

„Mutter," konnte er nur sagen, „Mutter" ... und er stürzte vor ihr nieder, barg sein Haupt in ihrem Schoß, umschlang sie und wußte, daß er jetzt seinen besten Reichtum, sein kostbarstes und teuerstes in seinen Armen hielt. „Bleibt bei mir, liebe Mutter," rief er. „Ich werde meine Hände unter Eure Füße legen, ich werde Euch alles vergelten, was Ihr gelitten habt. Bleibt bei mir."

Und sie, verklärten Angesichts, einen Himmel in der Brust, beugte sich über ihn, preßte die schmale Wange in seine Haare, küßte seinen Nacken, seine Schläfen, seine Stirn. „Ich weiß nicht, ob ich darf," sagte sie.

„Der Leute wegen?"

„Der Leute wegen."

Da sah er zu ihr empor: „Was habt Ihr eben gesagt? — Die ärgsten werden oft die besten, wenn sie einen brauchen. Nun, liebe Mutter, das müßt doch kurios zugehen, wenn man zwei Menschen, wie wir sind, nicht manchmal brauchen sollte, Ihr bleibt bei mir, liebe Mutter."

Ein kleiner Roman

Erzählung

I.

Es ist schon ziemlich lange her, seit ich die Entdeckung gemacht habe, daß ich anfange, ungesellig zu werden. Ein gewisser Schrecken bemächtigt sich meiner, so oft mir ein Billett ins Zimmer gebracht wird, das danach aussieht, als ob es eine Einladung oder eine Ansage enthielte. Kein Tag vergeht mir so rasch, hinterläßt mir eine so angenehme Erinnerung wie einer, an dem ich weder einen Besuch zu machen noch zu empfangen brauche. Kein Abend scheint mir besser angewendet als der, den ich in meiner Kaminecke verträume, allein mit meinen Gedanken und mit meiner Strickerei.

Indessen, es gibt eine Ausnahme. Es gibt eine Frau Hofrätin, die mich noch niemals zu sich beschieden hat, ohne daß ich ihrem Rufe mit Freude und Eilfertigkeit Folge geleistet hätte.

Die Hofrätin ist eine liebenswürdige, schöne, ja bildschöne, mehr als siebzigjährige Frau. Edlere Züge lassen sich nicht denken als die ihres zarten, blassen, mit unzähligen Fältchen bedeckten Gesichtes. Die großen, hellbraunen Augen haben ihr Feuer längst verloren, aber es spiegelt sich in ihnen der Widerschein eines inneren Lichtes, einer Seele voll Güte, Geist und Adel. Die Lippen sind farblos und schmal geworden, doch umgibt sie im Schweigen wie im Sprechen ein Ausdruck, den man geradezu hold nennen muß.

Ihre Gestalt ist hager und etwas über mittelgroß. Wenn ich meiner alten Freundin auf der Straße begegne, bewundere ich jedesmal die Leichtigkeit ihres Ganges, ihre gerade Haltung,

ihre eigentümliche Art, den Kopf zu tragen, so hoch und frei so ungebeugt von des Lebens Mühen.

Ich liebe sie, das heißt, wir lieben uns, denn sie ist nachsichtig, und ich bin dankbar. Sie tadelt zwar meinen Hang zur Ein- oder höchstens Zweisiedelei, aber sie verzeiht, ja sie unterstützt ihn noch. „Ich lasse es Ihnen wieder sagen, wenn ich nicht zu Hause bin," beschwichtigt sie regelmäßig meine Klagen über die allzu rasche Flucht eines mit ihr zugebrachten Abends.

Leider jedoch ist sie meistens zu Hause für einen großen Bekanntenkreis, der sich in zwei roten Salons auf gleißenden Atlasmöbeln und unter Kronleuchtern für je achtundvierzig Kerzen um die gastfreie Greisin versammelt. Schöne, mir aber unheimliche Ungeheuer, diese beiden Säle! Es heißt zwar, daß man sich in ihnen sehr gut unterhält, daß gefeierte Menschen darin umherwandeln, Tee trinken und sich dabei so natürlich benehmen, daß man sie von gewöhnlichen Sterblichen kaum unterscheiden kann. Trotzdem fühle ich keine Sehnsucht nach ihrem Anblick. Ein gutgearteter, alter Vogel begleitet gewiß alles, was noch fliegen kann, mit seinen innigsten Segenswünschen; wenn er aber dabei den Kopf unter dem erlahmenden Flügel versteckt, braucht ihm das niemand übel zu nehmen.

Was mich betrifft, ich danke für die roten Salons und bin es zufrieden, im grauen Schlafgemach meiner Hofrätin empfangen zu werden.

Das ist mir ein liebes Zimmer! Geräumig, einfach und nett. An den vier Wänden stehen einander ehrlich und gerade gegenüber ein Pfeilerkasten und ein Etablissement, ein schmales Bett und ein breiter Schrank. In dem Pfeilerkasten residieren sicherlich Hüte und Hauben, und den mächtigen Schrank habe ich in Verdacht, trotz seiner eingelegten Flügeltüren und gewundenen Säulen doch nur ein Kleider- und Wäschebehältnis zu sein. Das Etablissement besteht aus einem Kanapee, einem Tisch,

zwei Fauteuils und vier Stühlen, alles dünnbeinig und die Sitzmöbel mit einem Wollenstoff überzogen, auf dem seit unvordenklichen Zeiten indische Schützen ihre Pfeile auf phantastische Vögel anlegen, die, inmitten zierlicher Arabesken thronend, das tödliche Geschoß getrosten Mutes erwarten. — Das Bett ist mit glattem, grünen, auf einen Rahmen gespannten Zeuge überdeckt, und über dem Bett hängt das Porträt des Herrn Hofrates selig. Ein freundlicher, alter Herr im schwarzen Frack, mit hoher, weißer Krawatte, das Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens an rotem Bande um den Hals. Er trägt einen etwas zu reichen Haarschmuck, der nicht auf seinem Kopfe gewachsen zu sein scheint. Die Augen sind klein, die Nase ist groß, gebogen und messerrückendünn, der Mund eingekniffen, das Kinn spitzig, und man kann nicht genug darüber staunen, daß so scharfe Züge so viel Milde auszudrücken vermögen. Unwillkürlich denkt man: Der hat seiner Umgebung das Leben leicht gemacht! Und diesen Gedanken äußern, heißt der Hofrätin eine Freude bereiten. Sie hat mit ihrem Mann eine sehr glückliche Ehe geführt, obwohl sie ihn dereinst lange schmachten ließ, bevor sie die Seine wurde.

Er hatte sie in Paris kennen gelernt, wo sie ihre Jugend als Erzieherin der einzigen Tochter der Herzogin von P. zubrachte und er als Beamter an der österreichischen Botschaft angestellt war. Wie der Blitz schlug die Liebe in sein Herz ein. Von ihrer göttlichen Zuversicht und dem Glauben an Erwiderung erfüllt, warb er um die Hand Fräulein Helenens und erhielt ein wohlgeflochtenes Körblein. Sie sprach ihren Dank für den ehrenvollen Antrag aus und den Entschluß, ihren teuern Zögling nicht zu verlassen, bevor dessen Erziehung beendet sei.

Aus Verzweiflung über die erlittene Enttäuschung stürzte sich der abgewiesene Freier — in die Arme einer hübschen Französin, deren Neigung bis jetzt von ihm verschmäht worden war. Ein paar Jahre hindurch quälte ihn das verwöhnte und kränk-

liche Geschöpfchen mit eifersüchtigen und andern Launen, dann starb es und hinterließ ihm ein zartes Töchterlein, das sein Dasein erst nach Monden zählte. Bald nach dem Tode seiner Frau wurde der Beamte zu einem höheren Posten befördert und nach der Heimat zurückberufen. Dort setzte er seine Laufbahn fort und erlaubte sich, alljährlich an Fräulein Helene ein ehrfurchtsvolles, ein wenig steif gehaltenes Schreiben zu richten, in dem er nach ihrem werten Befinden fragte und kurzen Bericht über das seiner kleinen Dora erstattete. Darauf wurde ihm regelmäßig eine freundliche Antwort zuteil.

So ging es fort, bis ihm die Kunde zukam, daß die Tochter der Herzogin im Begriff stehe, sich zu verheiraten, und nun beeilte er sich, ihrer Erzieherin seinen vor Jahren gemachten Antrag zu erneuern. Er tat es in warmen Worten und nicht nur in Berücksichtigung des eigenen, sondern auch des Wohles seiner Tochter. Diese setzte zum Zeichen, daß sie den Schritt billige, ihren Namen neben den seinen unter das inhaltreiche Schriftstück. Sie tat es mit Buchstaben, die so groß waren wie Fingerhüte und eine verhängnisvolle Ähnlichkeit mit Runen hatten. Sie gaben Zeugnis von einem bedenklich niedrigen Bildungsgrade des achtjährigen Kindes. Vielleicht trug gerade dieser Umstand zu der Einwilligung bei, mit der die Erzieherin ihren standhaften Bewerber jetzt beglückte. Bald darauf verließ sie das Haus, das ihr in der Fremde ein heimisches geworden war, um daheim ein fremdes zu beziehen. Die alte Herzogin klagte, daß sie zwei Töchter zugleich verliere; man machte für die Zukunft allerlei Wiedervereinigungspläne, allein sie gingen nicht in Erfüllung. Man sah einander nie wieder, blieb aber immer in schriftlichem Verkehr.

Die Nachrichten, die Frau Helene von sich, von Mann und Kind zu geben hatte, waren durchweg gute. Später gesellten sich zu dem Stieftöchterchen eigene Kinder, die von ihrer Mutter sehr geliebt und gut erzogen wurden, nicht mehr und nicht

besser jedoch als Dora, für die Helene eine wahrhaft mütterliche Empfindung hatte und bewahrte. Die kleine Familie wurde nach und nach eine große, und als der Tod des Hofrats eine schmerzliche Lücke in dieselbe riß, blieb seine Witwe der Mittelpunkt der Liebe und Verehrung ihrer Kinder und einer zahlreichen, zum Teil auch schon herangewachsenen Enkelschar. Niemals aber erstickte im Herzen dieser Frau das Interesse für ihre Angehörigen jenes für fremdes Wohl und Weh. Sie darf wohl fragen: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?" Sie macht das Wort lebendig: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid", und jeder, dem daran gelegen ist, sich bei ihr einzuschmeicheln, der ergreift das sicherste Mittel dazu und hilft ihr — helfen.

So tue auch ich nach meinen schwachen Kräften und werde reich belohnt für die lobsüchtige Emsigkeit, die ich dabei entfalte. Vor kurzem erst bot sich eine Gelegenheit, den besonderen Dank meiner Gönnerin zu verdienen. Sie hatte allen ihren Bekannten aufgetragen, für ein junges Mädchen, das ihrem Schutze empfohlen war, eine Stelle als Erzieherin in einem achtungswerten Hause ausfindig zu machen. Nun ließ mein guter Freund, der Zufall, mich das Gesuchte an einem Tage entdecken, an dem mich die Hofrätin, ein weiblicher Gleim, „auf einen Kuß und einen Kaffee" zu sich geladen hatte.

O große Wonne! Ich brauchte nicht meine herrliche Neuigkeit durch ein völlig gleichgültiges Blatt Papier übermitteln zu lassen, ich konnte sie selbst bringen und glückliche Zeugin der Freude sein, die hervorzurufen ich nicht verfehlen konnte.

Frohlockend trat ich vor die Hofrätin, schwang triumphierend meinen bereits bis zur Hälfte gediehenen Bettlerstrumpf und sprach: „Ich hab's! ich hab's! ... Eine Stelle, besser als gut ... ein Haus, mehr als achtungswert ... alle Erwartungen übertroffen!"

Die alte Frau reichte mir beide Hände! „Ah — wirklich — nein — Sie sind ... Nehmen Sie Platz!"

Sie setzte sich in die Ecke ihres Kanapees, ich mich ihr gegenüber, auf einen Fauteuil, den ich immer mit Vergnügen einnehme, obwohl er Schuld an manchem blauen Fleck an meinen Ellenbogen trägt.

„Das Haus also mehr als achtungswert? Jetzt bitte ich aber, es mir zu nennen."

Ich tat es, und sie wurde plötzlich ernst: „Da ist ja kürzlich die Frau gestorben."

„Ganz recht. Zwei kleine Mädchen sind zurückgeblieben. Allerliebste Kinder, an denen Mutterstelle zu vertreten ..."

„Niemand vermag!" fiel sie mir ins Wort. „Niemand auf Erden. Mutterstelle vertritt niemand."

„Sie sagen das?... Sie?... Ihre Stieftochter ist andrer Meinung."

Sie beantwortete meinen Einwand nicht. Ich war im Zweifel, ob sie ihn gehört hatte, so vertieft schien sie in ihre eigenen Gedanken. Nach einer Pause des Nachsinnens sprach sie: „Der Vater dieser Kinder ist noch jung, so viel ich weiß ... Er wird sich wohl wieder verheiraten?"

„Das glaube ich nicht. Er hat seine verstorbene Frau zu sehr geliebt."

Ich begann ihn herauszustreichen, so viel ich konnte und mit dem besten Rechte auch durfte. Ich erzählte, welch ein treuer, redlicher Mensch und zärtlicher Vater er sei.

Sie hörte mir aufmerksam zu, allein je mehr ich ihn lobte, desto enttäuschter schien sie zu werden.

„Er trauert um seine Frau, er beschäftigt sich viel mit seinen Kindern. Das ist schlimm," sagte sie endlich. „Nein, nein — ich danke Ihnen, aber die Stelle paßt nicht für meinen Schützling."

Ich muß gestehen, daß diese Äußerung mich verdroß und

daß ich augenblicklich so unangenehm wurde, wie gutmütige Leute zu werden pflegen, wenn man ihnen eine Gelegenheit verdirbt, sich nützlich zu erweisen.

Eine lange Kontroverse begann. Ich geriet in Eifer, mir scheint sogar, daß ich Bosheiten sagte.

Die Hofrätin bemühte sich, mich zu beschwichtigen. „Ärgern Sie sich nicht," sprach sie. „Was kommt dabei heraus? — Daß Sie jedes Ihrer Worte bereuen werden, und daß ich meine Weigerung doch nicht zurücknehme. Ich habe meine Gründe dafür. Wenn Sie wüßten! — Gute Gründe, aus einer eigenen Erfahrung geschöpft."

Ich bat sie, mir dieselben mitzuteilen, und sie wollte im Anfang nichts davon wissen. Sie hatte „von dieser Geschichte" nur einmal in ihrem Leben gesprochen, und zwar mit ihrem seligen Mann, am Tage vor der Verlobung. Sie konnte sich nur schwer entschließen, die alten, schlummernden Erinnerungen wieder zu erwecken. Endlich jedoch gab sie meinem Flehen und Drängen nach und begann:

II.

„Ich muß im Gegensatz zu so vielen meiner ehemaligen Standesgenossinnen sagen, daß mir die Gouvernante an der Wiege gesungen worden ist. Von Kindheit an hörte ich: Lerne, damit du lehren kannst; gehe den rechten Weg, um ihn andern weisen zu können. Der Wohlstand, den du jetzt genießest, erlischt, sobald sich die Augen deines Vaters schließen. Dann heißt es, selbst für dein Brot sorgen. Die Erinnerung an die Ratschläge und an das Beispiel deiner Eltern ist der ganze Reichtum, den du auf deinen Lebensweg mitbekommst.

Ich war achtzehn Jahre alt, als meine Mutter starb; bald darauf folgte der Vater ihr nach, und ich stand vereinsamt in der Welt. Ich bin eine uralte Frau, mein Gedächtnis fängt an mir untreu zu werden, aber die Empfindung, mit der ich nach dem Begräbnis meines Vaters unsere verlassene Wohnung wieder betrat, gehört zu den Dingen, die ich heute noch nicht vergessen habe."

Ich blickte zu ihr hinüber. Sie hatte nicht aufgehört zu stricken, fleißig, und lautlos wie immer. Kerzengerade die Arme fest an den Leib geschlossen, saß sie da in ihrem enganliegenden schwarzen Kleide, mit ihrer hohen, weißen Haube und den Locken an beiden Seiten der Stirn, die sich nur durch den Silberschimmer, der auf ihnen lag, von ihrer schneeigen Umrahmung unterschieden.

„Man ließ mir keine Zeit, meinem Schmerze nachzuhängen," fuhr sie fort. „Wenige Wochen nach dem Tode meines Vaters brachte mich der Vormund, der mir bestellt worden war, als Erzieherin in eines unserer vornehmsten Häuser. Die Stellung war in jeder Hinsicht glänzend. Nur ein Zögling, ein siebenjähriges Mädchen, unumschränkte Herrschaft in meinem Gouvernantendepartement, äußerst vorteilhafte Bedingungen in der Gegenwart und — wenn ich meine Aufgabe zu Ende geführt hätte — eine gesicherte Zukunft.

Die Eltern meiner kleinen Anka hatten auf mich, als ich ihnen vorgestellt wurde, einen ungemein günstigen Eindruck gemacht. Beide jung, schön, liebenswürdig. Beide von der gewinnenden Höflichkeit, die sich von selbst versteht, sich wenigstens damals in der feinen Welt von selbst verstand. Sie erschienen mir einfachem Bürgerkind inmitten ihres Luxus, der alles überstieg, wovon ich je gehört oder geträumt hatte, ein wenig halbgottmäßig. Ich fand es ganz natürlich, daß ein Wesen, das so völlig einem Engel glich wie meine Gräfin, nur im Fluge an uns vorüberrauschen könne, daß man einer so himm-

lischen Erscheinung nicht zurufen dürfe: ‚Verweile, laß dich ansehen, recht nach Herzenslust.‘ Es wäre mir gar nicht eingefallen, ihr zuzumuten, daß sie sich in die Kinderstube setzen möge und Puppenkleider zuschneiden, einen Kreisel peitschen oder nach der Schreiblektion ein tintig gewordenes Fingerchen abwischen. Sie schien mir zu dergleichen viel zu wenig irdisch.“

„Ich bitte Sie!“ erlaubte ich mir einzuwenden, „das war jugendliche Schwärmerei. Wenn man irdisch genug ist, um ein Kind in die Welt zu setzen, ist man's auch, um das Kind zu betreuen ... Und was die Schönheit betrifft, ich wette darauf, daß Sie mindestens ebenso schön gewesen sind wie Ihre Gräfin.“

„Nein!“ entgegnete die Hofrätin. „Es ist gewiß so manches minder hübsche Gesicht, als das meine damals war, bewundert worden, aber mit der Gräfin ließ sich überhaupt niemand vergleichen — Märchenprinzessinnen und Engel ausgenommen. Dennoch war etwas, das mir die Freude an ihrem Anblick trübte: eine kränkliche Blässe, ein Ausdruck von Müdigkeit, der sich täglich deutlicher in ihren Zügen aussprach. Freilich war diese Müdigkeit eine natürliche Folge des Lebens, das die Gräfin führte. Eine angespannte, aufreibende Tätigkeit, wirkliche Arbeit schwerster Art hätten die junge Frau nicht mehr in Anspruch genommen als die Vergnügungen, denen sie sich hingab. Es war das Jahr der Vermählung des Kaisers Franz mit der Erzherzogin Luise von Este. Ein Taumel der Lust hatte das leichtsinnige Wien ergriffen. Die gute Stadt entschädigte sich für die Trauer, in welche sie durch die Schicksalsschläge versetzt worden war, die kurz vorher das Reich getroffen hatten. Meine Gräfin durfte bei keinem Feste fehlen; sie war im höchsten Grade, was man zu jener Zeit in der Gesellschaft ‚répandiert‘ nannte, und ich dachte oft mit stiller Erbitterung: Du wirst dich so lange ‚répandieren‘, bis dein letzter Lebensatem im Dienste nichtiger Zerstreuungen verhaucht sein wird.

Niemals rollte der Wagen, der die Herrschaften nach Hause

brachte, vor drei oder vier Uhr morgens in die Einfahrt. Das Rasseln der Karosse, das Getrappel der Pferde weckte jedesmal die kleine Anka aus dem Schlaf. Sie stellte sich auf in ihrem Bette und spähte in den Hof hinab, in den unsere ganze Fensterreihe sah. Bis herauf stoben die Funken, qualmte der Rauch der Fackeln, die von den Läufern an den Eckſteinen ausgeschlagen wurden. Laut und lärmend ging es dort unten zu, indessen drüben im gegenüberliegenden Trakte des Palais zwei hohe Gestalten lautlos an den breiten Bogenfenstern des Ganges vorbeiglitten, in die hellerleuchtete Halle traten und hinter den Flügeltüren verschwanden, die voraneilende Lakaien geöffnet hatten.

Regelmäßig begann Anka dann zu weinen und verlangte nach dem Vater, für den sie überhaupt mehr Zärtlichkeit äußerte als für die Mutter. ‚Aber ich will ihm gute Nacht sagen! Aber ich will ihm nur einmal —, aber ich will ihm nur ein bißchen gute Nacht sagen!‘ jammerte sie und war nicht zu beschwichtigen. Ich sprach ihr zu, ich bat, befahl, schalt und drohte ... ja, das half! — mir zu dem Gefühl meiner Ohnmacht der Kleinen gegenüber, sonst zu nichts. Sie schwieg nicht eher, als bis ihr die Stimme ausblieb, und schlief erst vor Erschöpfung ein.

Ratlos saß ich an ihrem Bette, ich fühlte: dir bin ich nicht gewachsen. Sie war verwöhnt, herrisch und klug, sie hätte Strenge gebraucht, zu der ich mich aus dem einfachen Grunde nicht brachte, weil ich meinen Zögling nicht liebzugewinnen vermochte. Durchaus nicht lieb, so sehr ich danach strebte. Meiner Strenge würde das Gegengewicht gefehlt haben; sie hätte leicht in Härte ausarten können. Unter allen Umständen jedoch wäre es eine schwere Aufgabe mit dieser Kleinen gewesen. Sie wurde merkwürdig gehalten. Sie durfte über einen förmlichen Hofstaat die Herrschaft führen. Ich muß vorausschicken, daß es einen unglaublichen Luxus an Dienerschaft im Hause gab. Die geringste Mühewaltung, und wenn sie auch noch so kurze

Zeit in Anspruch nahm, war einer eigens dafür bestellten Persönlichkeit übertragen. Da war zum Beispiel Ankas ehemalige Bonne, die hatte in der Gotteswelt nichts zu tun, als des Abends in unserm Schlafzimmer die Nachtlampe anzuzünden. Da war die alte Wartefrau des Kindes, deren ganze Obliegenheit darin bestand, die Puppengarderobe in Ordnung zu halten. Für die Garderobe des lebendigen Püppchens sorgte wieder eine Kammerkatze, der zwei weibliche Adjutanten beigegeben waren. Wir hatten sechs Dienerinnen und einen Diener zu unserer Verfügung, — für mich die bösen Sieben! Sie bildeten ein Völkchen, über das meine Anka wie eine junge Sklavenhälterin die Peitsche schwang, oder mit dem sie, je nachdem ihr die Laune stand, viel zu vertraulich verkehrte. Alle Leute im Hause waren Erbdiener, Urenkel, Enkel und Kinder von Untertänigkeiten, die schon bei den Altvordern der jetzigen Gebieter die Pferde gelenkt, die Tafel gedeckt, die Perücken frisiert hatten. Sie feindeten mich an, wenn ich sie in Schutz nahm gegen die Tyrannei der ‚kleinen Komteß'. ‚So ein Kind', sagten Wartefrau und Bonne, ‚hat ja noch keinen Verstand.' Ja, wenn es von ihnen abgehangen hätte, wäre das Kind nie zu Verstand gekommen, indessen sein länglicher Kopf mit der großen, hohen Stirn ein so vollgerüttelt Maß davon beherbergte, daß ich oft darüber erschrak. Wir führten einen stillen Krieg, sie und ich. Eigentlich konnte sie mich nicht ausstehen, aber sie unterhielt sich mit mir besser als mit irgend jemandem. Sie lernte gern und ausgezeichnet gut, und ich war die einzige, die sie etwas lehren konnte. Sie hörte gern Geschichten erzählen, und ich wußte so schöne! Sie spielte ebenso gern, als sie lernte, und über welchen unerschöpflichen Vorrat von Hilfsmitteln dazu hatte ich zu verfügen! So warb sie denn um meine Gunst, so wenig ihr daran lag, mein Herz zu gewinnen, und so erpicht sie eigentlich darauf war, mir einen Verdruß, eine Kränkung zuzufügen, für die sie nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Die Schlauheit und Tücke, die sie

bei solchen Gelegenheiten entwickelte, erweckten in mir oft ein der Verzweiflung verwandtes Gefühl. Ich hätte alles darum gegeben, mich nur einmal bei ihrer Mutter Rats erholen, nur einmal mit der Gräfin über das Kind sprechen zu dürfen. Allein mein Vormund hatte mich gerade davor dringend gewarnt. ‚Strafen Sie, nachdrücklich, wenn es sein muß, tätlich, wenn es nicht anders geht, tun Sie, was Sie für gut halten, nur — klagen Sie nie, das wird unverzeihlich gefunden; man will keine Klage über seine Kinder hören', waren die Worte gewesen, mit denen er mich verließ, nachdem er mich in mein neues Amt eingeführt hatte.

Ich befolgte seine Warnung ziemlich lange Zeit; einmal jedoch ließ ich sie außer acht, einmal, als die Gräfin unerwartet bei uns erschien, während ich Anka soeben wegen eines ihrer Streiche zur Rede stellte. Ihre Mutter hörte mir gelassen zu, blickte mich aber dabei mit so frostiger Überraschung an, daß es mir wie eine physische Empfindung von Kälte zum Herzen drang. Als ich zu Ende war, lächelte die Gräfin, nickte ein wenig mit dem Kopfe und wandte sich zu der Kleinen, um ihr zu sagen, daß sie nach Tisch in den Salon gerufen werden würde, um ihre Großmutter zu sehen, die heute da speise. Sie reichte dem Kinde die Hand zum Kuß und entschwebte.

Vernichtet blieb ich zurück.

Haben Sie nicht auch einmal in frühen Mädchenjahren einen Fanatismus der Liebe und Bewunderung für eine etwas ältere Frau in sich genährt, die Ihnen der Inbegriff aller Herrlichkeit schien? Er kommt oft vor in den Ausläufern der Backfischzeit. Einen solchen Götzendienst trieb ich im stillen mit meiner Gräfin. Ich hätte mich auf die Folter spannen lassen, um ein freundliches Wort von ihr zu verdienen, und nun wollte mein Unstern, daß ich mir ihre Ungnade zuzog; denn Ungnade, äußerste Ungnade, leuchtete mir mit grausamem Glanze aus den Augen entgegen, mit denen sie mich, während ich sprach,

unverwandt ansah und zu fragen schien: Was tun Sie denn? Was fällt Ihnen ein?!...

Meine Reue und meine Bestürzung waren bitter und groß. Einen Trost hatte ich aber doch. Wenn ich in Ungnade bei der Gebieterin stand, im Lichte ihrer Gunst durfte sich niemand sonnen. Sie war gleich unnahbar für alle ihre Untergebenen. Anschwärzungen hatte man nicht zu fürchten, es wäre ihnen kein Gehör geschenkt worden.

Der Sommer nahte heran, und wir reisten aufs Land. Drei Tage und zwei Nächte waren wir unterwegs, in sechs Kaleschen, mit je vier Postpferden bespannt. Der Graf und die Gräfin voran, dann Anka und ich, in den vier folgenden Wagen ‚die Kammer', das heißt die Leute, die einen unmittelbaren Dienst bei der Herrschaft versahen. Das Küchenpersonal fuhr voraus und besorgte die jeweiligen Mahlzeiten in den Wirtshäusern, in denen Halt gemacht wurde. Wir hatten das schönste Wetter, und die Freudigkeit ist nicht zu schildern, die mich überkam, als wir so mit sechzehn Füßen in das freie, grüne Land hineinliefen. Alle Poesie der Eisenbahnen in Ehren, ich bin durchaus nicht abgeneigt, sie gelten zu lassen; aber denken Sie, ob die Eindrücke, die ich auf späteren Reisen empfing, die heitere Erinnerung an die erste verlöschen konnten. Nun freilich, daß es eben die erste war, trug nicht wenig dazu bei, sie mir besonders entzückend erscheinen zu lassen. Und dann, — ich kannte nur die glatte Oberfläche des Lebens, ich hatte noch keinen Blick in die Tiefen seines Elends und seiner Schlechtigkeit getan, ich konnte mich unbefangen an dem Genuß ergötzen, der mir zufiel bei dem Zuge — er glich einem Triumphzuge — eines großen Herrn nach seinen Gütern.

Vor jedem Posthause, an dem wir anlangten, standen schon die vierundzwanzig Pferde bereit, die uns weiterbefördern sollten. Die Postillone sprangen von den Wagen, spannten ihre dampfenden, müde gejagten Gäule aus, und sie wurden durch

frische, gut ausgeruhte ersetzt. Der Kurier öffnete die Geldkatze, die Silbergulden blinkten, sechs vergnügte Gesichter lachten uns an; der Postmeister trat mit der Kappe in der Hand an den Wagen des Grafen heran; unsere Diener liefen von einem Viergespann zum andern: ‚Kein Koller dabei?‘ — ‚Wär' nicht übel!‘ antworteten die Postillone, und vorwärts, was die Pferde laufen konnten, und lustig dazu ins Horn geblasen, was die Brust nur hergab an Atem. Und so ging's vorbei an Feldern und Wäldern, an blühenden Wiesen, am blinkenden Strom. Klein-Peterl, der Page auf dem Bock unseres Wagens, machte sich die Reisefreiheit zu nutze und erlaubte sich unaufgefordert hie und da ein Späßchen.

Da hatte Anka Stoff zum Lachen während der ganzen Fahrt, und wenn sie lachte, war sie mir noch am liebsten; so befanden wir uns beide in bester Stimmung und freuten uns der Freude, mit der wir allenthalben empfangen wurden.

Mir fiel es nicht ein, daß der Schlüssel zu dem Glück, das wir durch unser Kommen verbreiteten, an dem Riemchen der Ledertasche hing, die unser Kurier umgeschnallt hatte.

Am dritten Tage, demjenigen, an dem wir unser Reiseziel erreichen sollten . . .“

„Wo lag denn dieses?“ unterbrach ich die Hofrätin. „Ich fahre da mit Ihnen, Verehrteste, wie in einem Feenmärchen, ohne Ahnung, wo ich mich befinde und wohin Sie mich führen.“

„Das sollen Sie, von mir wenigstens, auch nicht erfahren,“ war ihre Antwort. „Im Gegensatz zu allen guten Erzählern, die ihren Geschichten einen deutlich gezeichneten Hintergrund, eine prägnante Lokalfarbe zu geben suchen, tue ich mein möglichstes, um Sie in Ungewißheit über den Schauplatz zu erhalten, auf dem mein kleiner Roman sich abspielte. Und noch etwas ganz Ungehöriges und von allen Kunstkennern Verurteiltes will ich mir zuschulden kommen lassen, ich will von einem Fatum wie von einer ausgemachten Sache sprechen.

Über meiner Jugend waltete offenbar ein Fatum. Seinen ersten bedeutungsvollen Wink hat es mir im Angesicht eines abscheulichen, höchst prosaischen Posthauses gegeben, — und unter dem Dach desselben Posthauses hat es sich erfüllt."

III.

„Am dritten Tage also," begann die Hofrätin von neuem, „gerieten wir, nachdem eine sternenhelle Nacht durchfahren worden, in einen heftigen Regen hinein. Er strömte mit eigensinniger Ausdauer über einen breiten Talkessel nieder, auf dessen Sohle eine freundliche, kleine Stadt sich sehr planlos nach allen Richtungen der Windrose ausgebreitet hatte. Die Wagen rasselten über das holprige Steinpflaster, rumpelten, wo es ein solches nicht gab, durch hochaufspritzende Pfützen und lenkten in den Hof des Posthauses ein, in dem die letzte Mittagsstation gehalten werden sollte. Der Hof war ziemlich geräumig, es standen aber Dutzende von Vehikeln darin, und er selbst stand unter Wasser. Postchaisen und unsere Fourgons füllten den Torweg, und in die Nähe des Trottoirs vor dem Hause zu gelangen, war unmöglich. Eine förmliche Wagenburg verhinderte die Zufahrt. Die Bedienten schrien, die Postillone fluchten, einige Fuhrleute machten taube Ohren, andre zeigten sich willig, ihr Gefährt aus dem Wege zu räumen. Aber die Verwirrung war zu arg; der Versuch, sie zu lösen, vergrößerte sie nur. Da wurde der Graf ungeduldig, und plötzlich sahen wir ihn, bis an die Knöchel im Schlamme watend, die Gräfin in seinen Armen ans Ufer, das heißt an die Torschwelle, tragen. Auf dieselbe Weise brachte sofort Klein-Peterl die lachende und jubelnde Anka unter Dach. Ich schickte mich an, ihr zu folgen, setzte schon

den Fuß auf die letzte Stufe des Wagentrittes und senkte dabei einen Blick voll innigsten Bedauerns auf meinen Schuh und meinen Strumpf. Da rief es laut und fast wie erschreckt vom Hause her: ‚Halt! Halt! Warten Sie!... Sie werden doch nicht?...‘ Und derselbe Mann, mit dem ich bisher nicht zwanzig Worte gewechselt, mein gestrenger Herr, sprang herzu, erfaßte mich ohne Umstände, und als ob es gar nicht anders sein könne, trug er auch mich, wohlgeborgen unter seinem Mantel, indes auf ihn der Regen des Himmels niederflutete, bis an die Treppe, wo er mich mit einer höflichen Verbeugung wieder auf die Beine stellte.

Hören Sie, liebe Freundin, das machte mir einen Eindruck. Zum erstenmal seit meinem Eintritt in sein Haus erhielt ich ein Zeichen persönlicher Beachtung. Wie mir das wohltat, können Sie sich nicht ..., doch, Sie können es sich vorstellen, wenn Sie die absolute moralische Einsamkeit erwägen, in der ich mich seit dem Tode meines Vaters befunden, ich junges, liebebedürftiges und an Liebe gewöhntes Geschöpf. Von diesem ganz unerwarteten und auch wirklich unüberlegten spontanen Beweis der Fürsorge ging eine Empfindung des Beschütztseins aus, die mich mit freudigem Mute durchdrang. Und von dem Augenblick an war ich meinem Grafen anhänglich und dankbar.

Ein paar Stunden später setzten wir unsere Reise fort und langten gegen Abend bei wieder günstig gewordenem Wetter vor dem Schlosse an, einem großartigen Gebäude in italienischem Stil, das mitten im Garten lag. Da ich mich auf eine genaue Beschreibung der Örtlichkeit nicht einlasse, mögen Sie nur wissen, daß es ein Garten voll von Überraschungen war. Sie wandelten zwischen glatten, geschorenen Buchenwänden hin, Sie lenkten nach rechts, nach links in andre Gänge ein, die von den früher durchschrittenen nicht zu unterscheiden waren. Sie wurden des Spazierens zwischen grünen Paravents endlich

satt, wollten gern aus dem Labyrinth wieder heraus ins Freie, — es war unmöglich. Wie eine verwunschene Prinzessin irrten Sie darin umher, bevor es Ihnen gelang, den Ausweg zu finden. — Sie schritten über breite Kiespfade, an Rosenhügeln, an Bosketts vorbei und gelangten zu einem Tempel im Barockstil. Der stand offen; ein Blick ins Innere lockte Sie einzutreten. Künstliche Tropfsteine hingen von der Decke nieder, Felsenpartien, bunte Korallenriffe, kleine Berge aus Muscheln erhoben sich auf dem mit glitzernden Kieseln eingelegten Boden. Im Hintergrunde schwang ein fleischfarbiger Neptun den Dreizack mit unmotivierter Wildheit über eine Gruppe von Nereiden und Tritonen, die harmlos zu seinen Füßen lagerten. Trieb Ihr Vorwitz Sie weiter, in die Nähe dieser steinernen Gestalten, so wurden Sie plötzlich von einem Regenschauer übersprüht, den Ihnen Neptuns Dreizack, die Muschelhörner der Tritonen und die ausgestreckten Finger der Wasserweiber entgegensandten. Sie wollten entfliehen — betraten eine Steinplatte auf dem Boden vor dem Ausgang — ein Schleier aus Wasser schob sich zwischen Sie und ihn, und nun hatten Sie die Wahl: entweder Gefangenschaft oder ein unfreiwilliges Duschbad.

Am Ende des Gartens, da, wo er an die herrlichen Forste grenzte, befand sich eine Einsiedelei mit einem Glockentürmchen. Öffneten Sie die Tür, so begann die Glocke zu läuten und hörte nicht früher auf, als bis Sie den Strang aus der Hand eines hölzernen Kapuziners gelöst hatten, der ihn in Bewegung setzte. Diese Einsiedelei hatte sich Anka zum Geschenk ausgebeten; sie war feierlich zur Eigentümerin des kleinen Hauses eingesetzt worden, das zwei ganz allerliebste, mit großem Luxus und Geschmack eingerichtete Zimmer enthielt. Dort brachten wir unsere Vormittage mit Lernen, Lesen und Arbeiten zu. Um zwei Uhr servierte Peterl unser Diner in der Einsiedelei, und nachmittags öffneten wir die Pforte des Gitters, das den Garten von dem Walde trennte, und zogen zu weiten Spaziergängen

aus. Erst gegen Abend kehrten wir zurück. Der Graf ließ fast regelmäßig um diese Zeit, seitdem wir auf dem Lande wohnten, die Kleine rufen und behielt sie bei sich, bis sie schlafen ging. Ich kann Ihnen versichern, daß es mir in Ankas Seele wohltat, sie nun täglich doch eine Stunde lang in Gesellschaft eines Wesens zu wissen, das von ihr geliebt wurde und sie wieder liebte. So wenig Sympathie sie mir einflößte, des Mitleids mit ihr konnte ich mich nicht erwehren. Es will etwas heißen für ein Kind, unzertrennlich von einer Person zu sein, für die es kein Herz fassen kann... Nicht kann!" rief die Hofrätin mit erhobener Stimme und wies den Einwand zurück, den ich hier machen wollte. „Ebensowenig als ich mit dem besten Willen, mit dem Bewußtsein, es wäre deine Pflicht! mir auch nur einen Funken Neigung für sie entlocken konnte.

Ein halbes Jahr war ich schon bei ihr — das zählt im Leben eines Kindes —, da gab sie mir ein Pröbchen ihrer Gesinnung für mich, das mir unvergeßlich geblieben ist.

Auf dem Heimweg von einem unsrer Waldgänge ruhten wir, beide etwas ermüdet, unter hohen Tannen aus. Anka hatte sich im Grase ausgestreckt, ich saß neben ihr, hörte ihrem Geplauder zu und wunderte mich im stillen, wie gewöhnlich, über die komischen und originellen Einfälle, die ihr zuströmten, wenn sie sich ihren Gedanken überließ.

Auf einmal schwieg sie, erhob sich und begann im Kreise um mich herumzuhüpfen. Sie hüpfte immer im Gehen und hielt sich dabei gerade wie ein Ladestock. ‚Fräulein, Fräulein', sagte sie, und ihre hellbraunen Augen blitzten vor Schelmerei, ‚Sie sitzen vor einem kleinen Hügel, legen Sie den Kopf zurück, da her, Sie werden sehen, wie angenehm das ist.'

Der kleine Hügel, von dem sie sprach, war ein Ameisenbau, der nicht anders aussah, als ob an dieser Stelle ein Haufen Fichtennadeln zusammengeharkt worden wäre. Anka hatte ihr

Taschentüchlein ausgebreitet und lud mich ein, mir's darauf bequem zu machen.

„Ich will es tun, wenn Sie meinen, daß es angenehm sein wird," erwiderte ich. „Wissen Sie was? ich bin schläfrig, ich werde ein wenig schlafen, und Sie werden mich beschützen. Wenn ein Bär kommt, so jagen Sie ihn davon, und wenn eine Ameise mir über das Gesicht kriechen will ..."

Jetzt verriet sie sich: ‚Eine Ameise kommt gewiß nicht!' rief sie.

„Das soll mir lieb sein," meinte ich, und so begab ich mich denn unter ihren Schutz. Ich setzte nur noch eine Frage hinzu, ob sie wisse, daß es schändlich sei, Vertrauen zu täuschen?

Da lachte sie, und diesmal ging mir ihr Lachen wirklich durch das Herz. Ich wollte aber doch sehen, wie weit sie es treiben würde, lehnte die Wange an das Tuch — sehr leicht, wie Sie denken können — und tat, als ob ich mich anschickte, einzuschlafen. Anka blieb eine Weile regungslos, schlich dann heran, bückte sich, schob leise und vorsichtig ein dünnes Reis dicht neben dem Tuch, so tief sie konnte, in den Ameisenbau und begann, es hin und her zu bewegen. In dem Augenblick sprang ich in die Höhe, sprach kein Wort, schlug sie aber tüchtig auf die Hand. Sie blieb starr; es geschah zum erstenmal, daß sich jemand an ihrem geheiligten Persönchen vergriff. Sie weinte nicht, sie war auch nicht beschämt, sie trachtete offenbar nur danach, wieder in Besitz ihrer sorglosen und herausfordernden Gleichgültigkeit zu kommen, die sich dann auch erstaunlich bald einstellte.

Beim Nachhausegehen fragte ich sie, ob es denn irgendwen gäbe — außer ihren Eltern natürlich —, von dem sie sich nicht ohne großen Schmerz trennen würde, um den es ihr leid täte, wenn er sie verlassen müßte. Sie dachte nach. Man sah diese Kleine denken. Sie blickte dabei mit halbgesenkten Wimpern nach der Seite, und ihr Gesichtchen nahm einen erstaunlich gesammelten und ernsten Ausdruck an.

‚Ich will Ihnen sagen,‘ antwortete sie langsam und bestimmt, ‚wenn man mir den Člověk wegnehmen würde, das täte mir leid.‘

Člověk heißt auf böhmisch ‚der Mensch‘; Anka hatte die häßlichste unter ihren Puppen, ein Wickelkind ohne Beine, mit großem hölzernen Kopf, so getauft. Die Nase war dahin, ein Arm verloren, denn die Gunst, in der Člověk stand, hinderte seine Herrin nicht, ihn gelegentlich an die Wand zu schleudern ...

Die Antwort, die mir das Kind damals gab, hat sich mir so tief eingeprägt, weil sie prophetisch war.

Aber lassen wir das gut sein! Ich kehre zu meiner Wanderung mit Anka zurück. Um jeden Preis, sehen Sie, wollte ich an jenem Tage eine Regung der Reue in ihr erwecken. Ich legte es ihr so nahe, daß sie es greifen mußte, welches Wort ich von ihr zu hören ersehnte. Sie verstand mich völlig! Es war aus der Geschicklichkeit, mit der sie mir auswich, deutlich zu erkennen. „Was wünschen Sie also?“ rief ich. „Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie jetzt wünschen.“

‚Ich wünsche,‘ entgegnete sie, und blickte mit triumphierender Miene zu mir empor, ‚ich wünsche so stark zu sein, daß jeder Wagen, der an mich anfährt, umwirft.‘

Das war der Erfolg, den meine Beredsamkeit schließlich erreichte.

Sehr oft dachte ich damals: Wenn dieses Kind zu erlösen ist, kann es nur durch Liebe geschehen. Ich fühlte mich von meiner Aufgabe hauptsächlich deshalb so schwer bedrückt, weil ich mich des Zweifels nicht erwehren konnte: Du bist vielleicht ungerecht, die Schuld liegt vielleicht mehr an dir als an dem Kinde.

Meine Seelenqual wurde endlich so bitter, daß ich sie einem Gönner anvertraute, den ich mir nach und nach erworben hatte, dem alten Hausarzt. Er war in dem ganzen Hofstaat der einzige unabhängige und aufrichtige Mensch. Obwohl er nicht viele

Worte machte, empfand ich, daß ich Vertrauen zu ihm haben dürfe, und so hatt' ich's denn und bat ihn, dem Grafen und der Gräfin zu sagen — da mir der Mut fehlte, es selbst zu tun —, daß ich mein Amt, dem ich nicht gewachsen sei, niederlege."

Er zeigte kein Erstaunen über meinen Entschluß, aber er suchte ihn zu erschüttern. ‚Das dürfen Sie nicht tun!' wiederholte er mehrmals. ‚Es kommt keine Bessere nach... Sie müssen ja doch Rücksicht nehmen auf das arme Ding — die Anka. Bedenken Sie, was der bevorsteht... Ich bitte Sie, wie lange soll denn ihre Mutter, die Frau Gräfin, noch leben?'

Er sagte das mit furchtbarer Bestimmtheit und — mit furchtbarer Gleichgültigkeit. Sie können den Eindruck ermessen, den diese Worte auf mich hervorbrachten. Daß sie meine eigenen Besorgnisse bestätigten, das erhöhte noch den Schrecken, den ich empfand. Ich hatte die Gräfin einige Tage vorher gesprochen, wie immer nur flüchtig und bei einer zufälligen Begegnung, und war erschrocken gewesen, nicht bloß über ihr krankhaftes Aussehn, sondern fast noch mehr über den starren, gleichsam versteinerten Ausdruck ihrer Züge.

„Aber um Gottes willen, was geschieht, um sie zu retten? Weiß der Graf, wie es mit ihr steht?" fragte ich und erhielt lauter trostlos klingende Antworten. Weder der Graf noch die Gräfin hielten die Ängstlichkeit des Arztes für gerechtfertigt, und namentlich die Kranke lehnte sich gegen deren Konsequenzen auf. Der Doktor meinte, ich wäre nun lange genug da, um zu wissen, ob es möglich sei, mit der Gräfin über Dinge zu sprechen, von denen sie nicht hören wolle? — Darauf mußte ich antworten: Nein! es ist nicht möglich.

Nur der, der in einem großen Hause gelebt hat, weiß, wie unüberbrückbar die Kluft ist, die seine Gebieter von ihren Untergebenen scheidet. Man lebt unter einem Dache, man sieht einander, man hat gemeinsame Interessen, und dennoch findet nicht der Schatten eines Verkehrs statt. Das Wichtigste hängt

von der Beherzigung einer Warnung ab, die man pflichtgemäß ausgesprochen hat — einmal, mehrmals: sie wird nicht beachtet, und man vermag ihr keinen Nachdruck zu geben. Es scheint unglaublich, aber es ist so, und was die treueste, redlichste Absicht abhält, sich geltend zu machen, das sind Hindernisse, so durchsichtig, zart und fein, daß man sie aus einiger Entfernung nicht wahrnimmt. Erst beim Nähertreten erkennt man, daß die scheinbar ganz unbedeutenden, kaum nennenswerten, unübersteiglich und unüberwindlich sind. Aus der Art, in der ich zurückgewiesen wurde, als ich die Eiswand zu durchbrechen suchte, hinter der die Gräfin sich verschanzte, konnte ich auf die Erfahrungen schließen, die der Arzt bei ähnlichen Gelegenheiten gemacht haben mochte. Sie waren gewiß schuld an der Teilnahmslosigkeit, mit der er sich jetzt über den Zustand der Kranken äußerte, und die mir trotz dieses Erklärungsgrundes grausam, ja entsetzlich erschien. Er zuckte die Achseln zu der Bemerkung, die ich ihm darüber machte, und antwortete mit der erneuerten Bitte, bei Anka auszuharren. Wenn ich sie verließe, sagte er, das erst wäre ein schweres Unglück für sie. Er ließ den Einwand nicht gelten, daß ich unfähig sei, dem Kinde zu nützen, und behauptete, es habe sich unter meiner Leitung schon ein wenig zu seinem Vorteil verändert. Ich ließ mich endlich bestimmen, mein mühsames Erziehungswerk weiterzuführen. Die Versicherungen des Doktors, daß ich nicht ganz erfolglos daran arbeitete, hatten meinen Mut gehoben; ich fühlte mich beruhigt, und so gut wie seit langem kein andrer, begann für mich der Tag, an dem mir ein peinvolles Erlebnis bevorstand. — Ein unbeschreiblich peinvolles Erlebnis, das mir die Augen über Dinge öffnete, die ich nie hätte erfahren mögen. Sie ahnen wohl, daß der unglückselige Graf Stephan dabei im Spiele war... Aber" — unterbrach sich die Hofrätin und ließ voll Entmutigung die Strickerei in den Schoß sinken — „was bin ich doch für eine schlechte Erzählerin! Von diesem Grafen hätte

ich längst sprechen müssen ... Freilich — freilich — der spielte damals schon eine Weile mit in meiner Geschichte ... Verzeihen Sie — jetzt bleibt mir nichts übrig, als allerlei nachzuholen."

IV.

Graf Stephan führte denselben Familiennamen wie meine Gräfin, war ihr Vetter und der jüngste von acht Brüdern, die alle im kaiserlichen Heere dienten. Ihr Vater lebte noch, sie bezogen von ihm eine spärliche Apanage und waren von klein auf zum Waffenhandwerk bestimmt. Sie machten dem Beruf auch Ehre, hatten sich in den letzten Feldzügen durch ihre Tapferkeit und ihr kaltes Blut glänzend hervorgetan. Unser Graf Stephan stand seinen Brüdern nicht nach; ebenso tollkühn, aber weniger glücklich als sie, war er als neunzehnjähriger Jüngling in der Schlacht von Caldiero durch einen Hieb über die Schulter verwundet worden. Eine Zeitlang blieb es zweifelhaft, ob er seine militärische Laufbahn je wieder werde aufnehmen können. Indessen kam es besser, als man anfangs gemeint hatte; er war jetzt hergestellt. Seine Verletzung hatte keine Folgen hinterlassen, eine geringe Steifheit der Finger seiner rechten Hand ausgenommen, die ihm jedoch um alle Schätze der Erde nicht feil gewesen wäre. Die Steifheit mein' ich. Er paradierte damit, vergaß ihrer nie und sorgte dafür, sie den andern in Erinnerung zu bringen.

Einige Tage nach unsrer Ankunft erschien der Vetter der Gräfin auf dem Schlosse; er sollte nur eine Woche da verweilen und sich dann zu seinem Regiment begeben. Nun waren aber schon zwei Monate vergangen, und der junge Herr traf noch immer keine Anstalten zu seiner Abreise. Anka ärgerte sich darüber;

sie konnte ihn nicht leiden, und wenn ich sie fragte: warum? antwortete sie: ‚Ich weiß nicht — halt so — er ist so dumm.‘

Er war aber durchaus nicht dumm; er war ein liebenswürdiger, hübscher, unbedeutender Mensch, moralisch so schwach und zaghaft, wie er physisch stark und mutig war. Anka gegenüber legte er eine Geduld und Nachsicht an den Tag, die für mich etwas Rätselhaftes hatte. Er ließ sich von ihr necken, mißhandeln, verspotten, er kam immer wieder, er war von allen Gästen ihrer Eltern der einzige, der sich um sie bekümmerte. Wir trafen ihn erstaunlich oft auf unsern Spaziergängen im Walde, und immer schloß er sich uns an, beschäftigte sich aber nur mit Anka und schien sich so gut mit ihr zu unterhalten, daß es mir nicht einfiel, zu denken, ein andres Interesse, als das an seiner kleinen Nichte führe uns den jungen Herrn fast täglich in den Weg. Allmählich jedoch mußte ich trotz aller Unbefangenheit inne werden, daß er mit mir kokettierte, daß die gute Laune, das kindliche Wesen, deren er sich befliß, die Geschicklichkeit und Kühnheit, mit der er für die Kleine eine Blume von steiler Felswand, einen Mistelzweig aus einer Baumkrone herabholte, oder zu ihrem Ergötzen einen schäumenden Waldbach übersprang, — doch nur von mir bewundert werden sollten. Einen Augenblick vielleicht — ich sage vielleicht, denn ich weiß es wirklich nicht mehr gewiß — schmeichelte mir diese Entdeckung; der bleibende Eindruck jedoch, den sie auf mich hervorbrachte, war der des Widerwillens. Naive Gefallsucht ist nur albern, man kann sie entschuldigen, sogar bei einem Manne; aber bewußte berechnete Gefallsucht, die erschien mir immer verachtenswert, und ich fand nicht nötig, das dem jungen Grafen zu verbergen. Statt darüber in Zorn zu geraten, wurde er sentimental, begann den Gekränkten zu spielen und trieb großen Aufwand mit Seufzern und verschleierten Blicken. Niemals aber tat er eine Äußerung, die er nicht auch vor hundert Zeugen hätte tun oder die ihn hätte verhindern können, mich für verrückt zu erklären,

wenn ich behauptet haben würde, er mache mir den Hof. Diese Vorsicht war überflüssig. Seiner Freiheit drohte durch mich keine Gefahr, und wie wenig mir daran lag, ihn in Bande zu schlagen, das erfuhr er später.

Ich habe Ihnen gesagt, daß der Graf seine Tochter fast regelmäßig in den Abendstunden zu sich rufen ließ, und daß ich die Weisung hatte, sie zur Zeit ihres Schlafengehens abzuholen. Ich erwartete sie im großen Saale, wohin der Graf sie brachte, um sie persönlich meiner Obhut zu übergeben. Dabei sagte er mir immer ein paar freundliche Worte, wenn auch nur ganz eilig und kurz, denn seine Gäste folgten ihm gewöhnlich schon auf dem Fuße, da die Gesellschaft sich vor dem Souper im Saale versammelte.

Eines Abends hatte ich mich, überpünktlich in meinem Eifer, nicht auf mich warten zu lassen, zu früh im Saale eingefunden. Er war noch unerleuchtet, und in dem mit Gobelins und dunkelm Getäfel versehenen Raum, den sogar das Tageslicht nicht völlig zu erhellen vermochte, herrschte jetzt im Zwielicht beinah völlige Finsternis. Ich tappte mich zu meinem Platz in der Nähe der Tür, durch die der Graf einzutreten pflegte. Sie führte aus seinen Zimmern in den Saal, und ihr gegenüber lag der Eingang zu den von der Gräfin bewohnten Gemächern. Dann gab es noch zwei Türen, einander gleichfalls gegenüberliegend: die des Altans, und eine, durch die man aus der Halle hereingelangte, in welche das Treppenhaus mündete. Nun denn, ich sitze eine Weile ganz ruhig und warte. Da ist mir plötzlich, als ob ich am andern Ende des Saales ein Geräusch vernähme und dort etwas sich regen sähe, das meine, allmählich an die Dunkelheit gewöhnten Augen als eine hoch über das menschliche Maß hinausragende und doch menschliche Gestalt erkennen. Ich rufe sie an und schreite geradeswegs auf sie zu. Ängstlich und flüsternd antwortet sie mit einer Beschwörung, mich ruhig zu verhalten. Ich stehe jetzt dicht vor ihr, fasse sie am Kleide

und überzeuge mich, daß ich es mit meiner Feindin, der Bonne, zu tun habe, die auf einen Schemel gestiegen ist, um ihr Ohr an das Schlüsselloch der hohen Flügeltür legen zu können, an der sie lauscht, die Abscheuliche!

„Herunter!" sage ich, „herunter — oder ich rufe . . ." Sie mußte gehorchen, stieg von ihrem Schemel, schob ihn weg und brummte: ‚Ich kann ohnehin nichts mehr hören, sie sind ins zweite Zimmer gegangen; er bekam schöne Vorwürfe — Ihretwegen!'

„Wer?" fragte ich bestürzt. ‚Nun — wer? . . . Ihr Seladon!' zischelt sie, und im nächsten Augenblick: ‚Still, er kommt!' und zerrt mich in die Nähe der Wand . . . Die Tür, vor der wir eben gestanden hatten, öffnet sich, ein Mann durcheilt mit leisen Schritten das Gemach, die Balkontür wird vorsichtig aufgetan und wieder geschlossen . . . Einige Sekunden vergehen, die energische Französin hat mich in die Mitte des Zimmers geführt und tut, während eben eingetretene Diener sich damit beschäftigen, die Kerzen an den Kronleuchtern und Girandolen zu entzünden, als ob sie mit mir ein eifriges Gespräch über Anka fortsetzte. Dann geht sie mit der unschuldigsten und heitersten Miene ihrer Wege. Ich vermochte nur sie anzustarren und zu schweigen. Was bedeutete der geheimnisvolle Vorgang? Wer hatte sich soeben aus dem Zimmer der Gräfin gestohlen wie ein Dieb und stand jetzt auf dem Altan wie ein Ausgesetzter? . . . Er konnte nicht mehr in den Saal zurück, die Diener hatten den Eingang schon verriegelt und waren noch mit dem Herablassen der Vorhänge beschäftigt, als der Graf eintrat. Er führte Anka an der Hand und ersuchte mich, sie sogleich zu Bett bringen zu lassen, sie scheine nicht ganz wohl zu sein. Indessen war sie nur verdrießlich. Gewiß hatte Papa, ohne es zu ahnen, — absichtlich tat er es ja leider nie — ihr eine Laune durchkreuzt, und jetzt schmollte sie mit ihm. Und ihr Schmollen war etwas Widerwärtiges. Jeder Zug von Kindlichkeit verschwand dabei

aus ihrem Gesicht, sie wurde ganz blaß, man konnte sie wirklich für leidend halten. — Dieser Zustand änderte sich wie auf einen Zauberschlag, sobald sie ihrem Vater aus den Augen kam, und als wir unsere Gemächer betraten, begann sie wie eine Rasende umherzutollen. Sie wollte noch spielen, wollte tanzen, wollte sich nicht auskleiden lassen, entwischte kreischend dem Stubenmädchen, das ihr nachrannte, und wurde in diesem Getreibe durch Francine unterstützt, die an der Tür stand mit ihrer Nachtlampe in der Hand und sich krümmte vor Lachen.

Ich machte zuletzt der Komödie ein Ende, indem ich meine wilde Hummel einfing und selbst ihre Toilette besorgte. Die Bonne erschwerte mir die Aufgabe und begann immer von neuem mit Anka zu scherzen. Zuletzt gelang es mir aber doch, die Kleine zu beruhigen, und als ihr Kopf auf dem Kissen lag, da schlief sie auch schon.

Klug wäre es nun gewesen, mit der Bonne, die sich noch immer in der Nähe hielt und mich zu beobachten und auf etwas zu warten schien, nicht mehr zu sprechen; doch war die Angst, von der ich gepeinigt wurde, zu unerträglich, und die Art und Weise der Französin zu herausfordernd. Voll Entrüstung sagte ich, daß ihre Lustigkeit mich staunen mache. ‚Warum‘, erwiderte sie, ‚ich habe ja keinen Grund, mich zu kränken.‘ Ihr lederfarbenes Gesicht, das einst schön gewesen sein mochte, und ihre schwarzen Augen drückten eitel Bosheit aus, sie erging sich in Andeutungen und halben Worten, die ich nicht verstand. Plötzlich nahm sie eine freche Protektormiene an und raunte mir zu: ‚Seien Sie ruhig. Ihr Vogel hat zwar keine Flügel, kann aber doch fliegen.‘

Wer denn ‚mein Vogel‘ sei, fragte ich. Aber sie wollte mir nicht Rede stehen, erhob ihr widerwärtiges Gekicher und lief davon.

In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen, das weiß Gott! Sie eröffnete den Reigen der ‚weißen Nächte,‘ wie die Franzosen

sagen, die mir in nächster Zukunft bevorstanden. Am folgenden Morgen, als ich mit Anka auf dem Wege zur Einsiedelei an dem Balkon vorüberkam, sah ich aufmerksam zu ihm hinauf und bemerkte, daß er von einem ziemlich breiten Mauervorsprung umgeben war, auf dem es sich allenfalls wegschreiten ließ. Aber von ihm aus, wohin? Sich in die Blumen fallen lassen, die in weiches Erdreich dicht um das Haus gepflanzt waren, hätte sichtbare Verheerungen angestellt. Auf den harten Kiesweg herunterspringen, von der Höhe des ersten Geschosses, wäre kaum ohne Beinbruch abgegangen; und im Sprung den Weg übersetzen und den Rasen erreichen — das schien unmöglich. So dachte ich und — stand im selben Augenblick vor zwei Fußstapfen, die, wie mit dem Prägstock eingeschlagen, am äußersten Rande des Grases sichtbar waren. Unheilvoll sichtbar, denn es hatte in der Nacht geregnet, und die beiden Vertiefungen bildeten ein paar kleine Wasserreservoirs. Ich beeilte mich, diese verräterischen Zeichen mit dem Stocke meines Sonnenschirmes zu verwischen. Erst als es vollkommen gelungen war, folgte ich Anka nach, die vorausgelaufen war und mir zurief, sie zu haschen.

Als wir den Grafen Stephan das nächste Mal auf unserer Waldpromenade von weitem auf uns zukommen sahen, durchschauerte es mich, als ob ich ein giftiges Gewürm erblickt hätte, und ich sagte Anka, daß wir versuchen wollten, dem Onkel auszuweichen; es sollte ihm nicht gelingen, uns zu entdecken. Das war nun etwas für die Kleine! Da glänzten ihr die Augen vor Vergnügen, und sie entfaltete an dem und an folgenden Tagen die Pfiffigkeit und den Spürsinn eines Indianers. Wir sahen den Grafen Stephan von einem Hügel aus in einer Lichtung zu unsern Füßen jeden Heger und Jäger, dem er begegnete, anhalten, offenbar, um nach uns zu fragen. Wir sahen ihn aus unserm Versteck hinter einem Felsstück oder einem Gebüsch ratlos vorübereilen, hörten ihn fluchen und rufen, rührten uns

nicht, und während er tiefer in den Wald drang, schritten wir dem Hause zu. Dieses Spiel konnte nicht lange fortgesetzt werden. Es war eine zu reiche Quelle der Schadenfreude für Anka. Ich dachte schon daran, ihm durch das Aufgeben unserer Spaziergänge überhaupt eine Ende zu machen, als eben jenes Ereignis eintrat, bis zu dem ich vorhin meine Geschichte geführt habe.

An einem Vormittage war es. Wir hatten unsere Lektionen beendet. Anka machte sich in dem Puppengärtchen zu tun, das wir unter einer Ulmengruppe in der Nähe der Einsiedelei angelegt hatten; ich war mit dem Ordnen der Lehrsachen beschäftigt — da stand plötzlich Graf Stephan vor mir.

‚Grausame!‘ sagte er leise im weichsten Molltone und sah mich mit dem allertraurigsten seiner Blicke an. Er hatte uns um diese Zeit und an diesem Orte noch nie aufgesucht, mein Schrecken über sein unerwartetes Erscheinen war im Anfang nicht gering, wurde aber bald durch die Empörung überwogen, die in mir aufstieg, als der junge Herr zu klagen begann, sein höchstes Glück sei ihm geraubt, er fühle sich elend, seitdem es ihm nicht mehr vergönnt sei, mich zu sehen, den Laut meiner Stimme zu hören, und so weiter! Statt aller Antwort wandte ich mich und rief nach Anka. Da schrie der Graf laut auf, daß ich ihn mißhandle, daß er nicht verdiene, so gequält zu werden. — In dem Augenblick, in dem er begann die Stimme zu erheben, hörte ich die Glocke in der Einsiedelei anschlagen und dachte, Anka sei eingetreten, um, wie sie pflegte, den Turm zu ersteigen und in ungeduldiger Erwartung des Mittagessens nach Freund Peterl auszuspähen. Ich rief nochmals und nochmals — aber sie ... sah mich vermutlich, sah meine Ungeduld, hatte ihre Freude daran und antwortete um keinen Preis. Mir war abscheulich zumute in meinem Ärger über diesen Kobold von einem Kind, und in der Angst, die mich allmählich vor dem jungen Herrn erfaßte, der mehr und mehr den Kopf verlor und im Begriff schien, sich aus einem girrenden in einen sehr kecken

Ritter zu verwandeln. Doch war ich viel zu hoffärtig, um etwas von meiner Unruhe zu verraten, und schritt ganz langsam der Tür zu, die sich auf der andern Seite des Hauses befand. Graf Stephan folgte mir Schritt für Schritt. Er sprach nur noch von Liebe und Seligkeit oder Verzweiflung und Tod.

Endlich bogen wir um die Ecke und der Anblick der offenstehenden Tür der Einsiedelei, in der ich Anka vermutete, erfüllte mich mit all der Unverzagtheit, die ich bisher nur geheuchelt. Mein Verfolger hatte mich vergeblich um ein Wort, ein einziges Wort beschworen, jetzt sprach ich deren mehrere und, ich glaube, lieber als diese war ihm mein früheres Schweigen. Wenigstens stockte der Strom seiner Beredsamkeit plötzlich, und als ich nun wagte, ihm ins Gesicht zu sehen, erblickte ich darin den Ausdruck der peinlichsten Überraschung und Beschämung. Ich eilte vorwärts, ich war am Ziel, setzte den Fuß auf die Schwelle und — prallte erschrocken zurück ... Die Gräfin trat mir entgegen ...

Liebe Freundin, ich war damals neunzehn Jahre alt und heute bin ich siebzig, aber ich brauche nur zu wollen und ..." die Hofrätin streckte den Arm aus und blickte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin — „da steht sie! deutlich wie in jener Stunde. Da steht sie, schrecklich und wunderschön in ihrem weißen Sommerkleide und der griechischen Frisur, die so gut zu ihrem klassischen Profil paßt und die edle Form des kleinen Kopfes und des schlanken Nackens so herrlich zur Geltung bringt. Ja, wunderschön, aber nicht wie eine Lebendige, sondern wie eine Tote, der man vergessen hat, die Augen zu schließen. So starrt sie mit unbeweglichem und glanzlosem Blick den an, der bei ihrem unerwarteten Erscheinen in voller Fassungslosigkeit aufgeschrien hat, der sich aber jetzt mit aller Gewalt zusammennimmt und sein Entsetzen hinter erzwungenem Lachen und kläglichem Gestotter zu verbergen sucht.

Sie antwortete ihm nicht; sie fuhr fort, ihn mit diesem

grauenhaften Blick anzusehen und schritt aufrecht und stolz an mir vorüber aus der Hütte. Stephan faltete mit stummer Beschwörung die Hände gegen mich und folgte der Gräfin gesenkten Hauptes langsam nach.

Sie waren kaum fort, als ein vortrefflich nachgeahmter Wachtelschlag sich im Gebüsch hinter den Ulmen hören ließ, und Anka herbeisprang. Als ihr Onkel auf mich zugekommen war, hatte sie sich versteckt, war Zeuge von allem gewesen, was hier geschah, mußte gehört haben, was gesprochen wurde und — verlor auch nicht ein Wort darüber. Machte sie sich keine Gedanken oder mehr, als sie gestehen wollte? Ich wußte es nicht und erfuhr es damals auch nicht. So verschlossen war mir der Einblick in dieses Kindergemüt, daß ich von allem, was darin vorging, nur das kannte — und das ist ja bei einem Kinde das Wenigste — wonach sich fragen läßt. Es war so gar kein Verständnis zwischen uns, so gar keine Spur davon! Und wenn es aufs Erraten ankam, da erriet Anka viel eher mich, als ich sie.

Am Abend desselben Tages war Ball im Schlosse, und Anka hatte die Erlaubnis, dem Tanze zuzusehen. Wir erhielten unsern Platz auf der Galerie des Saales; der Doktor geleitete uns hinauf und leistete uns Gesellschaft. Die Gräfin und ihr Vetter eröffneten das Fest. Ich bemerkte, wie die besorgten Blicke des Grafen seiner Frau folgten. Sie war kaum imstande, sich zu schleppen, aber sie tanzte leidenschaftlich, mit Raserei. Es war ein unbeschreiblich qualvoller Anblick, der auch das Kind mit Schrecken erfüllte. Es preßte sich an mich und flüsterte: ‚Sehen Sie doch Mama ... Ich werde gewiß von ihr träumen!‘

Der Graf suchte uns auf unter dem Vorwand, seiner Tochter gute Nacht zu sagen; den wahren Grund seines Kommens aber verriet bald die Bitte, die er an den Arzt stellte. ‚Lieber Doktor, meine Frau scheint leidend, Sie sollten ihr heute das Tanzen verbieten.‘

‚Das Tanzen ist Ihrer Erlaucht schon vor zwei Jahren, seitdem öfters und niemals nachdrücklicher als am heutigen Morgen verboten worden,‘ erwiderte der Doktor in trockenem Ton, und der Graf schwieg. Er mochte wissen, wie lange, wie hartnäckig die Warnungen des Alten mißachtet und als Schwarzseherei verspottet worden waren.

Sobald der Graf uns verlassen hatte, verlangte Anka hinweg. Sie hielt meine Hand fest, während wir durch die hellerleuchteten Gänge nach unsern Zimmern zurückkehrten. ‚Bleiben Sie da, bleiben Sie neben mir,‘ wiederholte sie beständig, als sie schon im Bett lag. ‚Sie müssen die ganze Nacht neben mir sitzen bleiben.‘ Sie zitterte, ihre Zähne schlugen aneinander, ihre Stirn und ihre Lippen glühten. Sie schien von einem plötzlichen Fieberanfall ergriffen. Mir war bang, ich läutete, ich wollte um den Arzt schicken, aber niemand kam, keiner war da von der ganzen zahlreichen Dienerschaft. Die einen hielt ihr Dienst, die andern ihre Neugier und Schaulust in der Nähe des Festes.

„Fehlt Ihnen etwas, haben Sie Schmerzen Anka?“ fragte ich.

Nein, ihr fehlte nichts, und es tat ihr nichts weh als nur das Gellen der Geigen, der Lärm der Musik. Nun herrschte aber tiefste Stille um uns, auch nicht ein Laut drang von dem entfernten Teile des Schlosses herüber, in dem getanzt wurde, und ich sagte zu der Kleinen, sie träume schon. Da begann sie zu klagen und zu wimmern, sie träume nicht und wolle nicht träumen, wolle lieber nie mehr schlafen. Auf jede meiner Einwendungen hatte sie ein Dutzend Antworten. Endlich wurde sie ruhiger und schloß sogar die Augen. Doch schreckte sie bei meiner geringsten Bewegung auf und rief: ‚Bleiben Sie bei mir!‘

Mitternacht war längst vorüber, da traten unsre Frauen alle zugleich in das Nebenzimmer. Durch die nur angelehnte Tür drang das Geflüster ihrer Stimmen, ein hastiges ver-

worrenes Durcheinander, aus dem kein deutliches Wort zu entnehmen war. Anka legte den Finger an den Mund und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit; als jedoch der Kopf Francines an der Tür erschien, stellte das Kind sich sogleich schlafend und erreichte auch seinen Zweck. Trotz meiner abwinkenden Zeichen, die sie nur der Sorge zuschrieb, Anka könne geweckt werden, raunte die Bonne mir zu:

‚Der Ball ist aus. Die Gräfin stirbt.'

Anka stieß einen fürchterlichen Schrei aus und warf sich mir um den Hals. Ihr kleiner Körper zuckte und wand sich in einem Ausbruch wahnsinniger Angst. ‚Sie war schon tot, sie war schon den ganzen Abend tot und hat noch getanzt und wird jetzt gleich hereintanzen!' rief sie und drückte sich zitternd und bebend an mich.

Francines alberne Versuche, sie zu beruhigen, regten sie nur noch mehr auf. ‚Du lügst!' schrie sie und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht, als die Bonne nun plötzlich zu behaupten begann, Mama habe nur eine kleine Ohnmacht gehabt, eine unbedeutende kleine Ohnmacht, und werde morgen gesund sein.

Wir wachten die ganze Nacht hindurch.

Jetzt ging es wirklich sehr lärmend um uns zu. Die Wagen der abfahrenden Gäste rollten unter unsern Fenstern vorüber, auf den Treppen, den Gängen war es laut von auf und ab eilenden Schritten, im Hofe wieherten die Pferde der Estafetten und Kuriere, die nach dem nächsten Städtchen und von dort aus auf Postpferden weiterreiten sollten, um Ärzte aus der Residenz herbeizuholen.

Am Morgen kam der Doktor und brachte Nachricht von der Gräfin. Sie war auf dem Balle plötzlich umgesunken, konnte lange nicht zu sich gebracht werden. Eine Lungenentzündung stand zu befürchten. Anka hörte ihm halb ungläubig, halb befriedigt zu und wiederholte mehrmals leise, als ob sie sich selbst Trost zusprechen wollte: ‚Meine Mutter ist nur krank,

nur krank ...' Dann schlief sie ein und schlief bis zum Abend. Mit der Dunkelheit kehrten all ihre Schrecken und Bangigkeiten wieder; wir durchwachten diese wie die vorige Nacht und bei Tag wurde wieder geschlafen. So ging es fort eine Woche lang, am Morgen des achten Tages verschied die Gräfin.

Der Graf hatte während ihrer Krankheit nicht von ihrer Seite weichen dürfen. ‚Sie klammert sich an ihn wie die Reue an die Barmherzigkeit,' sagte Francine, die sich mit ihrer zudringlichen Dienstfertigkeit den Eintritt ins Krankenzimmer erzwang. Anka zu sehen hatte die Gräfin nur einmal verlangt, und als man ihr sagte, sie schliefe, sich damit zufrieden gegeben, und nicht wieder nach ihr gefragt. Graf Stephan irrte im Schlosse umher wie ein Verzweifelter. Er wußte nicht, wohin sich flüchten. Wenn er schwer gesündigt hatte, in diesen Tagen hat er schwer gebüßt. Auf Wunsch des Grafen mußte er alle Berichte über das Befinden der Kranken an die Verwandten, namentlich an die Mutter der Gräfin, schreiben. Ratlos kam er, um meinen Beistand zu erbitten. Die Feder führen war nicht seine Sache, und er gestand es ohne Beschämung ein. Es versteht sich von selbst, daß ich ihm hilfreiche Hand bot, und er war so gequält, so zerknirscht und so dankbar, daß ich beinah Mitleid mit ihm hätte haben können. Damals begegnete ihm, was ihm wohl nie vorher begegnet war, er vergaß, an sich und an den Eindruck zu denken, den er hervorbrachte, er wußte nichts, als daß er ein geschlagener Mensch war. Das Leben, das er gedankenlos und leichtfertig als Freudenjagd behandelt, hatte plötzlich mit stummer und gewaltiger Beredsamkeit zu ihm gesprochen und sein Gewissen geweckt. Er sah um zehn Jahre gealtert aus, als er am Todestage der Gräfin Anka holte, um sie zu ihrem Vater zu führen. Sie sträubte sich, man mußte ihr beteuern, um sie fortzubringen, daß sie gewiß nicht in die Nähe der Verstorbenen kommen würde. Als sie eine halbe Stunde später zurückkehrte, sprach sie nicht ein Wort von ihrem

Vater; sie fing gleich an, mit ihren Puppen zu spielen, führte eine ganze Komödie auf und unterbrach sich auf einmal, um zu sagen: ‚Ich habe immer gehört, daß ein Kind traurig ist, wenn seine Mutter stirbt. Warum bin denn ich nicht traurig, Fräulein?‘ ... Ja, die war merkwürdig, diese Kleine! Ich kam mir bei ihren Fragen, auf die ich gar oft keine Antwort wußte, ganz kläglich vor.

Den Herrn Grafen sah ich erst am dritten Tage nach dem Tode der Gräfin bei den Trauerfeierlichkeiten wieder. Er erschien ehrfurchtgebietend in seinem großen, stolz getragenen Schmerz. Ich wagte kaum, ihn anzusehen, und als er zu mir trat und sagte: ‚Ich empfehle Ihnen Anka,‘ hätte ich die Hand, die er mir reichte, küssen mögen.

Nach der Einsegnung, die am frühen Morgen stattgefunden hatte, wurde die Leiche der Gräfin zur Beisetzung in die Familiengruft nach dem Stammsitze des Hauses gebracht. Einige Stunden später begaben wir uns dahin. Den Grafen begleiteten Graf Stephan und die beiden Brüder der Gräfin, die sich eingefunden hatten, um ihrer Schwester die letzte Ehre zu erweisen. Anka und ich folgten. Ein Teil der Dienerschaft war vorausgeschickt worden, um alle Vorbereitungen zum Empfang der toten Herrin und ihres Geleites zu treffen.

Das war eine andere als die erste Reise!

Unser Zug richtete sich durch eine rauhe, unwirtliche Gegend, nach dem Norden des Landes. Langsam, trotz der häufig gewechselten Pferde, fuhren wir über schlechte Wald- und Gebirgswege in den trüben Herbsttag hinein, im Gefolge einer Leiche.“

V.

Mitternacht war vorüber, als wir uns dem Ziel unsrer Wanderung näherten. Anka schlief längst, den Kopf auf meinem

Schoß. Zuletzt ging es noch eine Stunde lang steil aufwärts durch den Wald unter der Eskorte einer Schar von Leuten, die man mit Windlichtern versehen und uns entgegengeschickt hatte. Wir erreichten endlich die Platte eines stumpfen Bergkegels und rollten im raschen Trabe einer dunkeln Masse zu, deren Umrisse in den wallenden Nebeln verschwammen. Nur ein schlanker Turm löste sich scharf und deutlich vom Hintergrund des Horizontes ab, den der verschleierte Mond mit fahlem Schimmer erhellte. Plötzlich ging ein Riß durch die Nebel, in dem Düster vor uns flammte es auf, und wie riesige, rote Feuerzungen erglänzten die Fenster der Kapelle, in der die letzte Nachtwache am Sarge der Gräfin gehalten wurde.

Nun rasselten unsere Wagen über eine hölzerne Brücke und durch eine Einfahrt, des wildesten Raubschlosses würdig: hoch, düster und ganz mittelalterlich, von Fackeln erleuchtet, die in eisernen Ringen an den schwarzen Mauern staken.

Die Herren wurden von der männlichen Dienerschaft über die Treppe geleitet, Anka und mich nahmen die Frauen in Empfang. Francine half mir, das Kind, das nicht zu erwecken war, nach den für uns vorbereiteten Zimmern tragen. Sie lagen im Hochparterre, und wir gelangten zu ihnen nach einer Wanderung durch öde Gänge, die mir endlos schienen. An der Schwelle begrüßte uns Peterl taumelnd, mit Augen, die vor Schläfrigkeit ganz schief standen, und lallte die Meldung, das Abendessen sei aufgetragen. Wir traten ein. Nicht ein paar Zimmer, eine lange Reihe von Zimmern hatte man für uns zurecht gemacht, alle geräumig, unregelmäßig und, soviel sich bei dem schwachen Scheine der Wachskerzen, die auf den Tischen flackerten, erkennen ließ, mit großem, wenn auch längst überlebtem Luxus eingerichtet. Es herrschte darin der seltsame Duft, der gutgehaltenen, aber unbewohnten Gemächern alter Schlösser eigentümlich ist, eine Mischung von Kampfer-, Moschus- und Staubgeruch — parfümierter Moder dünkt mich die beste Be-

zeichnung dafür. Anka wurde zu Bett gebracht, Francine und die Stubenmädchen empfahlen sich, und meine Wenigkeit stand vor dem Lager, das man ihr angewiesen hatte, und betrachtete es mit fröstelnder Scheu. Lange konnte ich mich nicht entschließen, die Stufen zu ersteigen, die, mit verschossenem roten Sammet überzogen, zu der feierlichen Schlafstelle emporführten.

Mit ihrem reichen, zum Teil vergoldeten Schnitzwerk, ihren schweren Säulen und dem Himmel aus Damast, der all die Herrlichkeiten überwölbte, war sie ebenso prachtvoll wie unheimlich. Wenn sich von den hochaufgespeicherten Kissen die Ahnfrau des Hauses erhoben und mich mit erloschenen Augen angestarrt hätte — ich würde mich gefürchtet, aber nicht gewundert haben. Mehr als einmal wanderte ich zu Anka zurück, um mir Ermutigung zu holen aus dem Anblick ihres friedlichen Schlummers, bevor ich mich endlich entschloß, meinerseits Ruhe zu suchen. Ich fand keine, ich wagte nicht, das Licht zu löschen, erwartete jeden Augenblick die Kleine aus ihren Träumen aufschrecken und nach mir rufen zu hören. Erst als die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen durch die Fenster warf, übermannte mich die Müdigkeit, und ich sank in tiefen Schlaf. Anka weckte mich mit gewohntem Ungestüm schon nach ein paar Stunden. Sie wollte sich in ihrem schwarzen Staat bewundern lassen und mir auch sagen, sie fühle schon einige Traurigkeit kommen, seitdem man ihr Trauerkleider angezogen hätte.

Am Nachmittag fand die Beerdigung der Gräfin statt. Man hatte vergeblich auf das Eintreffen ihrer Mutter gewartet, sie erschien nicht und sandte auch keine Kunde; erst am folgenden Morgen brachte ein reitender Bote, der sich unterwegs verspätet hatte, die Absage. Die Gräfin fühlte sich zu angegriffen, um die Fahrt von ihrem zwei Tagereisen entfernten Gute wagen zu dürfen. Sie hatte bis zum letzten Augenblick an den Ernst der Krankheit ihrer Tochter nicht glauben wollen, sie mußte von der Todeskunde wie von einem Blitzstrahl getroffen worden

sein. Ich fand ihr Ausbleiben sehr begreiflich und tadelte Francine, die ihre Glossen darüber machte. Die Bonne hatte mehrere Jahre hindurch das, wie ich glaube, nicht besonders anstrengende Amt einer Vorleserin bei der Gräfin versehen und behauptete, sie zu kennen wie niemand. Wegen dieser Vertrautheit mit den Lebensgewohnheiten ihrer einstigen Gebieterin hatte Francine den Auftrag erhalten, die Vorbereitungen zum Empfang der alten Dame zu überwachen. Allein sie war mit gekreuzten Armen müßig dabeigestanden, immer nur wiederholend: ‚O, Madame la Douairière kommt nicht dahin, wo man weint.'

Als ihre Vorhersagung bestätigt wurde, triumphierte sie. Sie hatte es gewußt, sie war wie von ihrem Dasein überzeugt, die Gräfin denke vorderhand nur daran, sich zu zerstreuen. Ihre lebendige Tochter war von ihr geliebt worden, o gewiß! die tote möchte sie aus dem Gedächtnis streichen können.

Francine schwatzte so viel, daß ich mir fast abgewöhnt hatte, ihr zuzuhören. Diese Worte jedoch fielen mir unwillkürlich wieder ein, als ich die Gräfin kennen lernte ... aber halt! Das kommt erst später, ich mag nicht wieder nachzuholen haben. Was jetzt kam, war eine Reihe von gleichförmig stillen und trüben Tagen. Unendlicher Regen fiel vom Himmel, wir konnten nicht ins Freie. Anka, die mit einer großen Dosis Rastlosigkeit gesegnet war, machte sich Bewegung auf den Gängen. Ihr größtes Vergnügen fand sie darin, die unbewohnten Räume des Schlosses zu durchwandern. ‚O, Fräulein! Erlauben Sie, daß ich die antiken Zimmer aufsperren lasse, die antiken! die antiken!' rief sie mit ihrer dünnen Fistelstimme und stieß das ‚i' so gellend heraus, daß es mir wie eine Nadel ins Ohr drang. Ach, was hatte ich oft zu tun, um die Ungeduld zu bemeistern, in die mich dieses Kind zu versetzen wußte!

Die Frau des Kastellans wurde geholt, erschien mit ihrer taubstummen Tochter und mit ihrem Schlüsselbunde und öffnete vor uns lange Galerien und weite Säle und kleine, winklige

Stübchen, alles eingerichtet, alles angefüllt mit Möbeln, Geräten und Kunstwerken aus entschwundenen Jahrhunderten. Dieses Schloß, von außen so häßlich und kahl, ein viereckiger Kasten auf hohem Unterbau von zyklopischem Mauerwerk, mit plumpen Türmen, mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern, barg in seinem Innern einen Reichtum an köstlichen Altertümern, der heutzutage den Stolz jedes Museums ausmachen würde. Damals legte man auf die Reliquien der Vorfahren geringen Wert; man ließ sie an ihrer Stelle stehen, weil sie seit undenklichen Zeiten dastanden und niemand genierten. Liebe für diese Sachen besaß nur die Kastellansfamilie, in der sich die mit ihnen verknüpften Traditionen von Kind auf Kindeskind vererbt hatten. Unsere Führerin offenbarte jedoch höchst widerwillig ihre Kenntnis der Geschichte des gräflichen Hauses. Jede Auskunft, nach der man verlangte, mußte ihr abgerungen werden. Es hieß, sie habe zwischen ihrem verstorbenen Mann, der ein Schwätzer gewesen, und ihrer stummen Tochter das Sprechen verlernt. Auf meine Fragen antwortete sie gewöhnlich nur mit einem Nicken, auf die Ankas mit Ja oder Nein. Und dabei neigte ihre große, schattenhafte Gestalt sich ehrfurchtsvoll und feierlich, ihre blassen Lippen zitterten leise, und sie schien in Demut zu ersterben vor ihrer jungen Gebieterin, dem Sprößling so vieler Generationen, deren tote Schätze zu hüten ihre Lebensaufgabe war. Diese Huldigungen hatten etwas Unheimliches, wie das Weib, das sie spendete, und wie die Umgebung, in der wir uns befanden; ich freute mich immer, wenn Anka sich endlich müde gegangen und geschaut hatte und wir in unsere doch auch nichts weniger als heitere Wohnung zurückkehrten. Am liebsten hätte ich aber wieder einmal frische Waldluft geatmet, und ich empfand es wie ein Gnadengeschenk des Himmels, als wir eines Morgens bei hellem Sonnenschein erwachten. Es war gerade der für die Abreise der Schloßgäste bestimmte Tag. Den jungen Herren brannte schon, wie ich durch Anka hörte, der

Boden unter den Füßen. Sie wissen ja, in welcher Zeit wir damals lebten. Österreich bereitete sich zu neuem Kriege gegen Napoleon vor. Man hat ihn später den Koalitionskrieg genannt; warum, weiß ich nicht, da wir ihn doch ganz allein ausfechten mußten. Eine Kampfbegeisterung ohnegleichen war im ganzen Lande entbrannt, alle Provinzen rüsteten. Was jung war oder sich so fühlte, arm und reich, Niedrig- und Hochgeboren lief zu den Fahnen, die jüngsten Knaben wünschten Männer zu sein, um zu den Waffen greifen zu können gegen den Zwingherrn der Welt. Am wütendsten gehaßt in unserm Hause wurde dieser von der legitimistisch gesinnten Francine. Sie blies ihre Gefühle auch der kleinen Anka ein, die nur noch von der Vernichtung des Emporkömmlings träumte, zu der ihre drei jungen Oheime das meiste beitragen sollten. Die Brüder der seligen Gräfin waren im Begriff, sich in Wien für die Dauer des Feldzugs anwerben zu lassen, Graf Stephan begab sich zu seinem Regiment.

Die Stunde der Abreise kam, die Wagen fuhren vor, und Anka wurde zum Grafen gerufen, um Abschied von ihren Verwandten zu nehmen. Sie hatte unser Zimmer kaum verlassen, als ich im Vorgemach die Stimme des Grafen Stephan hörte, der eine Frage an die Kammerfrau richtete, ohne die Antwort abzuwarten vorwärts eilte und plötzlich vor mir stand. ‚Wo ist Anka? ich möchte ihr Lebewohl sagen,‘ sprach er, und als ich erwidert hatte, sie sei bei ihrem Vater, stieß er mühsam das Bekenntnis hervor, das habe er gewußt, und eben deshalb sei er gekommen. Er wolle nicht mehr lügen, er sei fertig mit der Lüge für alle Zeit. Er wisse, wie schlecht meine Meinung von ihm sei, und würde sie gern verbessert haben, nicht durch Worte, sondern durch seine Lebensführung. Dazu brauche es aber Zeit, und so wolle er jetzt dennoch sprechen. ‚Ich bin nicht so verworfen, wie Sie denken. Mein ganzes Unrecht war, daß ich nicht den Mut hatte, einer — glauben Sie mir! — unschuldigen Jugend-

schwärmerei ein Ende zu machen, zu sagen: Es ist aus! ... Die Ehre eines andern habe ich nie verletzt. Glauben Sie mir! ... Ich stehe vielleicht bald vor Gott. Glauben Sie mir auch, daß ich einen Ekel an meinem Treiben empfand von der Stunde an, in der ich Sie kennen gelernt habe. Leben Sie wohl, Fräulein Helene. Wenn ich wiederkomme, werde ich ein Besserer geworden sein. Erlauben Sie mir, Ihnen dann in Ehrfurcht zu nahen. Wenn ich nicht wiederkomme, wenn Sie hören, daß ich tot bin, beten Sie ein Vaterunser für mich.' Er schwieg und bot mir die Hand. Unwillkürlich zog ich die meine zurück ... Ich sah ihn erbleichen, und bevor ich mich besann, bevor ich ein Wort des Abschieds sprechen konnte, hatte er das Zimmer verlassen."

„Das wird Ihnen doch leid gewesen sein," fiel ich der Hofrätin ins Wort, „denn der bleibt, der arme, junge Mensch, das sieht man voraus, der bleibt bei Eckmühl oder Regensburg."

„Leid?" wiederholte die Hofrätin und strickte emsig fort. „Ich will Ihnen aufrichtig gestehen — nein. Im ersten Augenblick empfand ich nichts als die Wohltat, von einem Menschen, dessen Nähe mich beängstigte, befreit zu sein. Es gibt nichts so Hartherziges wie ein junges Mädchen dem Manne gegenüber, den es gerichtet hat; und gerichtet hatte ich ihn. Was wußte ich damals von einem Verrat, der dem Nächsten an die Ehre geht oder nicht geht. Verrat ist's einmal, und ich litt für den, an dem er verübt, dem das Herz seiner Frau entwendet worden war. So wenig ich diese Frau begreifen konnte, so unverzeihlich ihr Vergehen in meinen Augen war, bedauerte ich sie doch. Sie hatte gewiß viel gelitten und wenige Tage vor ihrem Ende noch die demütigende Eifersucht auf ein untergeordnetes Wesen kennen lernen müssen, vielleicht sogar geahnt, daß Stephan mit ihr nur gespielt hatte. All dies war nicht geeignet, Mitleid für den Scheidenden in mir aufkommen zu lassen, und ich befand mich, nachdem er gegangen, keineswegs in weicher Stimmung. Dennoch berührte es mich peinlich, als Anka bald darauf hereinlief

und mit übermütiger Lustigkeit auf die Melodie des ‚Pulverstofferl' die selbsterfundenen Worte sang: ‚Sie fahren fort, sie fahren fort, sie fahren in den Krieg'."

„Was machte sie denn gar so lustig?" warf ich ein.

„Ich glaube, nur der Ernst, den sie auf allen Gesichtern sah. Ja, sie war ein merkwürdiges Kind und ist doch eine so wenig merkwürdige Frau geworden ... Ich sagte Ihnen, daß die Antwort, die sie mir einst in bezug auf ihre Puppe gab, prophetisch gewesen ist. In der Tat hat meine Anka auch später nie etwas anderes geliebt als ihren Vater und einen Popanz. Der zweite freilich war lebendig, war ihr Gemahl; er wurde von ihr unter einer Schar von Bewerbern, die der Majoratskomtesse nicht fehlten, auserkoren. Ihr Vater widersetzte sich ihrer Verbindung mit dem schönen, aber ganz hohlen, fischblütigen Menschen. Anka bestand auf ihrem Willen, und er geschah. Ob sie unglücklich geworden ist, weiß ich nicht, aber daß sie unglücklich gemacht hat, davon hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen. Ihr Tod war eine Erlösung für ihre Kinder und ist als solche von ihnen empfunden worden, obwohl diese Kinder brave und warmherzige Menschen sind. Ja, warmherzig! die Kinder Ankas und ihres fürstlichen Človek des Zweiten. Die Gelehrten erklären uns, wieso in gewissen Fällen Licht, zu Licht gefügt, Dunkelheit erzeugt; vielleicht vermögen sie auch Auskunft darüber zu geben wieso aus der Verbindung von Kälte und Kälte — Wärme entspringen kann. Jetzt aber den Kaffee," sagte die Hofrätin und zog den Glockenstrang: „Fortsetzung folgt."

VI.

Es war später geworden, als wir beide gedacht hatten, und die Hofrätin mußte die Erfüllung ihres Versprechens auf einen

andern freien Abend verschieben. Zu meiner Freude fand sich ein solcher bald.

„Nach der Abreise der jungen Herren," fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „kam der Graf auf unser Zimmer und teilte mir seine Absicht mit, den ganzen Winter in ... — den Namen dürfen Sie nicht wissen — zuzubringen. Der Doktor sei zwar dagegen, finde den Aufenthalt zu einsam, die Entfernung von der nächsten Stadt zu groß, allein der Graf wünsche dennoch zu bleiben, vorausgesetzt, daß es seiner Umgebung, namentlich mir, nicht allzu schrecklich sei. Natürlich erwiderte ich, meine Meinung käme hier nicht in Betracht, da er sie aber zu hören verlange, könne ich nur sagen, ich sei überall gern, wohin die Pflicht mich stelle. Ja, meine liebe Freundin, wir waren damals ganz anders erzogen als die Damen, die heutzutage erziehen. So gern ich auch fort wollte aus dem alten Eulennester, und nach unserm früheren schönen Aufenthalt zurück, als mein Herr und Gebieter so gnädig war, Notiz von meinem Willen zu nehmen, da hatte ich keinen mehr. Er dankte mir mit einigen gütigen Worten, beugte sich zu Anka nieder, nahm sie in seine Arme, küßte sie zärtlich und sprach: ‚Wir werden hier bleiben bei der armen Mama, wir werden sie oft besuchen in ihrer Gruft und ihr Blumen bringen.' Und während er das sagte, hatte sein männliches Gesicht den Ausdruck eines so tief brennenden und dabei so kraftvoll und edel getragenen Schmerzes, daß ich mich abwenden mußte, denn mir traten Tränen in die Augen.

Wir winterten uns ein auf dem Schlosse. Der Graf verließ die gegen Norden gelegenen Prunkgemächer und bezog im ersten Stock dieselben Zimmer, die wir im Erdgeschoß innehatten. Es waren die freundlichsten des ganzen Hauses. Sie empfingen die Strahlen der Morgensonne und sahen auf einen mit efeuumrankten Mauern eingefaßten Vorhof, den ein paar magere Rasenplätze und einige Gruppen Monatsrosen zierten. Durch ein steinernes Tor gelangte man ins Freie, auf den Berg-

rücken; ‚die Glatze' wurde er im Volksmunde genannt. Basaltblöcke bedeckten den Boden, zwischen zerbröckeltem Gestein sproß niederes Gesträuch und eine spärliche Vegetation von würzigen Kräutern und wunderbar mannigfaltig gebildeten Moosen. Von dieser Seite glitt die Gebirgslehne in sanften Wellenlinien ins Tal herunter. Nach kurzer Wanderung gelangte man in den Wald, und durch diesen auf einem gut gehaltenen Wege, am Forsthause vorbei, zu einem ansehnlichen Marktflecken.

Wir führten ein sehr einförmiges Leben. Den Vormittag verbrachten Anka und ich bei unsern Lektionen; zum Gabelfrühstück fanden sich der Graf und der Doktor ein. Der Speisesaal und der Salon, den wir benützten, lagen im Erdgeschoß, von unsern Gemächern nur durch die der Frauen getrennt. Nach dem Frühstück wurde spazieren gegangen oder gefahren, wir kehrten erst mit einbrechender Dunkelheit nach Hause zurück. ‚Der Mensch ist ein Lufttier,' sagte der Doktor, und litt uns vor Sonnenuntergang, sogar bei recht schlechtem Wetter, nicht im Zimmer. Das Diner wurde erst am Abend aufgetragen. Von sieben bis acht Uhr spielte der Graf mit seiner Tochter Domino, ich mit dem Doktor eine Partie Schach, oder wir beteiligten uns alle an irgend einem Gesellschaftsspiel. Dann ging Anka schlafen, und wenn ich meine kühle Nixe zu Bett gebracht hatte, blieben mir einige Stunden für mich. Aufrichtig gestanden, wurden sie mir manchmal lang und die Augen fielen mir zu über einem Buche, das ich las, oder einem Brief, den ich schrieb.

Ich war jung, schlafbedürftig und dennoch des Nachts zu höchst unfreiwilligem Wachen verurteilt. Sie wissen, daß der Graf die Zimmer bezogen hatte, die über den unsern lagen; je weiter die Nacht vorschritt, desto lauter hörte ich ihn mit langsamen, dröhnenden Tritten in seinem Gemach auf und ab gehen. Mir verriet dieses rastlose Wandeln in der Nacht das Geheimnis der Sehnsucht, die ihn quälte. Ich sah ihn im Geiste vor mir, dem Schmerz ganz hingegeben, den er mit starkmütiger Selbstver-

leugung vor uns verbarg; ich bildete mir ein, ihn aufschluchzen, ich meinte ihn klagen zu hören um die Frau, die er geliebt und verloren hatte. Endlich trat eine Pause ein, ich vernahm eine Zeit lang nichts mehr und gab mich der Hoffnung hin, daß er endlich Ruhe gefunden habe. Nach kurzem jedoch erschallten seine Schritte von neuem über meinem Haupte, weckten mich aus dem Schlummer, in den ich kaum gesunken war, und hielten mich wach bis zum Tagesgrauen. Am Morgen aber, sobald Anka die Augen aufgeschlagen hatte, rief sie nach mir und bat mich, die Laden zu öffnen, und wenn ich nun ans Fenster trat, sah ich schon den Grafen sich aufs Pferd schwingen, oder ich erkannte an dem erschlossenen Hoftor, daß er ausgeritten war auf einem seiner wilden Hengste, die nur er allein zu bändigen verstand. Einige Stunden später erschien er beim Frühstück so ruhig und in so gleichmäßiger Laune, als ob er sich im tiefsten Frieden mit seinem Schicksal befände. Was auch in ihm vorging, wie gequält er war, wir litten nicht unter seiner Trauer, er war gegen seine Umgebung gütig und rücksichtsvoll, wie es sogar die nur äußerst selten sind, die am meisten dazu verpflichtet wären — die Glücklichen.

Es verflossen Wochen, Monate, ein neues Jahr war angebrochen, da ereignete es sich eines Tages, daß die Schloßuhr die erste Nachmittagsstunde schlug, Anka vor Hunger bereits weinte — das Kind hatte einen Appetit wie Ludwig XVI. — vom Gabelfrühstück aber noch immer nicht die Rede war. Sie schellte, sie fragte nach der Ursache dieser Verspätung, und da hieß es, der Graf sei vom Spazierritte noch nicht heimgekehrt, der Doktor aber, der Anka sonst zürnen half, wenn die Mahlzeiten nicht pünktlich aufgetragen wurden, hatte Urlaub genommen, um Verwandte zu besuchen, die im benachbarten Städtchen lebten; wir erwarteten ihn nicht vor dem nächsten Morgen.

Der Tag war eisig kalt, der Schnee zwischen den Steinen und Blöcken zu festen Eismassen zusammengefroren. Blank wie

ein Spiegel schimmerte der Teil des Waldweges, den wir vom Fenster aus überblickten. Plötzlich kam mir der Gedanke, es könne ein Unglück geschehen, der Graf mit dem Pferde auf dem Glatteis gestürzt sein, und im selben Moment rief Anka: ‚Da kommt Papa zu Fuß und führt den Fuchs!' Der Graf näherte sich langsam dem Tore, die Zügel des Pferdes in der linken Hand, die rechte im Rock eingeknöpft und — der Atem verging mir vor Schrecken — das Gesicht von Blut überrieselt. Die Diener rannten ihm über den Hof entgegen, Anka begann zu schreien und schoß wie ein Pfeil aus dem Zimmer. Ich folgte ihr. Der Graf war schon ins Treppenhaus getreten, als wir dort anlangten. Er ging hoch aufgerichtet, wischte das Blut vom Gesicht und wehrte ungeduldig, wie ich ihn nie gesehen, die Hilfeleistungen seiner Diener ab. Als er die Stimme Ankas vernahm, wandte er sich und lachte. Sie stürzte auf ihn los und stieß, da er sich beugte, um ihr die Stirn zu küssen, an seinen im Rock eingeknöpften Arm. Der Graf zuckte zusammen, erbleichte bis an die Lippen und preßte mit zorniger Willenskraft einen Ausruf des Schmerzes zurück. Ich trat rasch vor und zog Anka an mich ... ohne besondere Zärtlichkeit scheint mir, vielleicht nicht sehr sanft, jedenfalls in einer Weise, die ihrem Vater mißfiel. Er warf mir einen strafenden Blick zu und sprach in aggressivem Tone, und recht wie jemand, der die Gelegenheit, einen Tadel zu äußern, vom Zaune bricht:

‚Ich hoffe, daß Anka gefrühstückt hat.'

„Noch nicht," erwiderte ich und fügte hinzu, wir hätten auf ihn gewartet. Er rügte das, äußerte sehr trocken den Wunsch, ich möge in Zukunft, ohne Rücksicht auf ihn, die Tagesordnung einhalten, grüßte und stieg mühsam, von seinem alten Haushofmeister gefolgt, die Treppe empor.

Kleinlaut wandte ich mich mit Anka zur Rückkehr in unsere Gemächer. Francine, die im Gange stehengeblieben war und alles mit angesehen hatte, begleitete uns. ‚Ja, so ist er ... O,

Sie kennen ihn noch nicht,' flüsterte sie mir zu, ‚er hat sich geärgert, nicht über das verspätete Frühstück, sondern über Ihre Bestürzung und über das Mitleid, mit dem Sie ihn ansahen. Das war aber auch gewaltig ...' Sie kicherte und warf mir einen spöttischen Blick zu. Sie hatte so häßliche Augen! Tiefschwarze, kugelrunde Augen, fast ohne Lider, dafür aber mit dichten, halbkreisförmigen Brauen. ‚O, Mitleid verträgt er nicht, der Graf, Sie sollten das wissen; bemerken Sie nicht, wieviel Mühe er sich gibt, seinen Schmerz um seine Frau zu verbergen? Wie er sich stellt, als ob er ihren Verlust mannhaft ertrüge, während er ‚des larmes de sang' um sie weint. Jetzt darf niemand wissen, wie übel er sich beim Sturz mit dem Pferde, den er ohne Zweifel getan, zugerichtet hat, damit er nur ja nicht bedauert werde. Aber, das können Sie mir glauben, sein Kopf tut ihm nicht wohl in diesem Moment, und der rechte Arm ist verrenkt oder gebrochen.'

Instinktmäßig, ich wußte damals wirklich nicht, warum ich es tat, suchte ich ihr den Schrecken zu verbergen, in den ihre Worte mich versetzten, und fragte mit anscheinender Ruhe, ob man nicht einen Boten nach dem Doktor schicken sollte? Sie meinte nein, der Doktor komme morgen früh, müsse demnach schon unterwegs sein; es bliebe nichts übrig, als zu warten.

Warten — ja, wenn es nur mit dem Gedanken hätte geschehen können, der Kranke sei bis zum Eintreffen des Arztes leidlich versorgt. Diesem Troste durften wir uns jedoch nicht hingeben. Der Haushofmeister, den der Graf, gelangweilt durch dessen Klagen, aus seiner Nähe gewiesen, kam am Nachmittag, Francine zu beschwören, sie möge sich der Pflege des Patienten ein wenig annehmen. Der Alte hatte an der Tür gelauscht und behauptete, der Graf sei bewußtlos, der Kammerdiener allein bei ihm, und der sitze in einem Winkel, die Hände im Schoß. Er wage nicht, sich zu rühren und dem Fiebernden auch nur ein feuchtes Tuch auf die Stirn zu legen. Anka und ich stimmten

in die Bitten des alten Dieners ein, aber Francine blieb unbeweglich und erklärte einmal ums andere, sie dränge sich nicht auf; wenn der Graf ihrer bedürfe, möge er sie rufen lassen. Und so oft wir wiederholten: er sei ja bewußtlos, er könne sie nicht rufen lassen, so oft wiederholte sie, wie eine gedankenlose Maschine, ihren albernen Satz. Endlich riß mir die Geduld. „Bleiben Sie denn hier, ich gehe zu ihm!" rief ich und schritt resolut aus dem Zimmer und über die Treppe und pochte an der Tür des Grafen. Der Kammerdiener öffnete mir. Er hieß Raimund, war ein ältlicher, dicker Mensch, der immer schläfrig aussah, und, obwohl anfangs erschrocken über mein kühnes Eindringen, dankte er bald dem Himmel und jedem einzelnen Heiligen darin, daß ich da war. Kein Wunder, denn ich wußte bei Kranken Bescheid. Hatte doch mein jüngerer Bruder, dessen Wartung zumeist mir obgelegen, von den dreizehn Jahren seines Lebens neun auf dem Siechbette zugebracht. Überdies, meine Teuerste, bleiben das Kinder- und das Krankenzimmer ewig die Domäne, in der der Frau recht gern die Herrschaft eingeräumt wird.

So hatte ich bald Ordnung geschafft, Verbandzeug herbeigebracht und einen Kübel mit Eis vor das Bett stellen lassen, an das ich nun trat und dessen Vorhänge ich zurückschlug. Der Graf lag gerade ausgestreckt auf dem Rücken, wachsbleich und regungslos, aber nicht in Ohnmacht, sondern in jenem dumpfen, schweren Schlaf, in den kräftige Leute nach überstandenen körperlichen Schmerzen versinken. Um die Stirnwunde war das Blut geronnen; sie schien klein und tief, durch den Sturz auf einen spitzen Stein hervorgebracht. Der beschädigte Arm lag hoch angeschwollen auf der Decke, ich schnitt den Ärmel des Hemdes entzwei und begann meinen Krankenpflegerdienst. Raimund ging mir treulich an die Hand, solange er sich des Schlafes erwehren konnte. Als er aber nur noch wie ein Träumender meinen Weisungen nachkam, eine halbe Stunde brauchte, um das erlöschende Feuer im Kamin anzufachen, als er begann, die

Umschläge, statt auf die Stirn und den Arm des Grafen, auf das Kissen und die Decke zu legen, da dankte ich ihm für seine Beihilfe und ließ ihn ungestört schlafen auf einem Bärenfell, auf das er hingesunken war wie ein Klotz.

Mein Kranker begann indes zu fiebern und zu phantasieren, sein Atem wurde kürzer; die Tücher, die ich eiskalt auf seine Stirn gelegt hatte, nahm ich wenige Minuten später dampfend vor Hitze wieder hinweg. So kam die Mitternacht heran.

Daß ich müde oder schläfrig werden könnte, fürchtete ich nicht, davor schützten mich meine Aufregung und meine Besorgnis; doch waren infolge des beständigen Hantierens mit dem Eise meine Finger ganz erstarrt, ich mußte ihnen Zeit gönnen, sich zu erwärmen, und Raimund wecken, um mich von ihm ablösen zu lassen. Im Begriff, auf ihn zuzugehen, wandte ich mich, und — fühlte mich plötzlich zurückgehalten. Der Graf hatte meine Hand erfaßt. ‚Sitta!‘ rief er — der Name seiner Frau —, ‚Sitta! Sitta!‘ und, den Kopf etwas erhoben, blickte er mich mit weitgeöffneten Augen an ... Augen freilich, die nur sahen, was das Fieber ihnen vorspiegelte; aber ich war doch sehr erschrocken, regte mich nicht mehr, als wenn ich von Stein gewesen wäre, und verwünschte mein albernes Herz, das zu pochen anfing — laut, bildete ich mir ein, so laut, daß man es hören konnte ... Der Kranke lächelte, seine Lippen bewegten sich und flüsterten Worte der Liebe und Zärtlichkeit. Er sank auf das Kissen zurück, die Wange an meine Handfläche geschmiegt, schloß die Augen und schlief ein. Noch einige rasche Atemzüge, dann hob und senkte sich seine Brust gleichmäßig, und er lag in süßem, erquickendem Schlaf.

Ich aber stand da und hatte nicht den Mut, meine Hand zurückzuziehen. Ein Wunsch nur beseelte mich und stieg als inbrünstiges Gebet zum Himmel. Herrgott, laß ihn nicht erwachen! laß ihn jetzt nicht erwachen, barmherziger Gott, sonst muß ich sterben vor Scham ... Meine Knie wankten, ich war

erschöpft und mußte mich endlich, um nicht umzusinken, auf den Rand des Bettes setzen, und dachte immer nur an das eine: Laß ihn nicht erwachen! Damals lernte ich eine von jenen Stunden kennen, in denen jede Sekunde zur Ewigkeit wird. Das sind die Stunden, die uns alt machen; die Leute, die solche nicht erlebt haben, bleiben jung bis zum Tode. Endlich gelang mir doch, was ich wohl hundertmal vergeblich versucht hatte: meine Hand zu befreien, ohne den Grafen zu wecken. Wie erlöst atmete ich auf, trat ans Fenster, und da fuhr auch schon der Wagen, der den Doktor brachte in den Hof. Ich lief dem sehnlich Erwarteten entgegen, erzählte ihm in kurzen Worten, was sich ereignet hatte, und begab mich auf mein Zimmer, als ich den Arzt bei dem Kranken wußte. Die Spöttereien, mit denen Francine mich im Laufe des Tages neckte, ließen mich gleichgültig. Ich war von Natur aus gegen dergleichen kleinliches Zeug gefeit, besonders war ich es jedoch in jenen Augenblicken. Mir war ein heißes Gebet erfüllt worden, und nachmittags kam der Doktor zu uns und sagte: ‚Der Arm ist eingerichtet, und Ihnen verdankt es der Graf, daß es ohne übermäßigen Schmerz geschehen konnte.'"

VII.

Der Graf erholte sich nicht ganz so rasch, als der Arzt erwartet hatte. Erst nach drei Wochen erschien er wieder bei Tisch, einen Verband um die Stirn, den Arm, der an zwei Stellen gebrochen war, in der Schiene. Seine Unbehilflichkeit machte ihn ärgerlich, und die Ruhe, die ihm seiner Kopfwunde wegen vorgeschrieben war, verursachte ihm Langeweile. Bis zur Speisestunde hielt er es in seinen Zimmern aus, nach dem Essen blieb er nun im Salon, auch nach beendeter Spielpartie mit Anka,

und wir erlaubten uns, das Kind eine Stunde länger als sonst aufbleiben zu lassen, ohne daß dieser Frevel an der unverbrüchlichen Tagesordnung von ihm gerügt worden wäre.

‚Erzähle mir etwas,‘ sagte er eines Abends zu der Kleinen, und sie erwiderte, zu erzählen wisse sie nichts, aber vorlesen wolle sie ihm. Er staunte, er wollte es nicht glauben, daß sie schon lesen könne — sie ging damals ins achte Jahr — und als sie begann, geriet er in stilles Entzücken; aus seinen tiefliegenden Augen brachen Blitze der Bewunderung, während sie auf dem klugen und kalten Gesicht des lesenden Kindes ruhten.

‚Das war für den Grafen! Jetzt etwas für mich!‘ rief der Doktor, als Anka mit ihrem Märchen zu Ende gekommen. Er trug einige Bücher herbei, unter denen die Herren — ziemlich aufs Geratewohl — den Cid von Herder wählten. Der Zögling wurde schlafen geschickt, und die Erzieherin begann vorzulesen. Ein dankbares Publikum wie früher war der Graf jetzt nicht, aber er hörte mir doch zu, und von nun an verstanden die Leseabende sich von selbst, Anka las regelmäßig eine halbe Stunde, ich regelmäßig eine ganze Stunde, und die Befriedigung hatte ich, meinen guten Grafen nach einem Weilchen mannhaft mit dem ersten Gähnen kämpfen zu sehen. Seine Züge nahmen einen friedlichen, etwas müden Ausdruck an, und wenn ich beim Glockenschlag der zehnten Stunde das Buch schloß, dankte er mir, versicherte, es sei sehr interessant gewesen, und wünschte mir gute Nacht. Und ich hatte sie, denn um mich und in mir herrschte Ruhe.

Einmal, nachdem Anka uns verlassen hatte, brach der Graf in Lobpreisungen seiner Tochter aus. Er fand, daß sie erstaunliche Fortschritte im Lernen gemacht hätte, ihr Verstand entwickle sich von Tag zu Tag mehr, das Herz sei von jeher vortrefflich gewesen. ‚Sie ist ein gutes, liebevolles Kind,‘ schloß er mit einer Innigkeit in seinem Tone, einer beglückenden Überzeugung, die mir weh taten. Ich schwieg, der Doktor warf mir einen viel-

sagenden Blick zu. Die Worte des Grafen waren Wasser auf seine Mühle, sie betätigten eine Behauptung, die er gern wiederholte: ‚Eltern haben nie ein richtiges Urteil über ihre Kinder.‘ Er hätte seinen Satz gewiß aufgestellt und dem Grafen ins Gesicht verteidigt, wenn ihm in diesem Augenblick überhaupt an etwas anderm gelegen gewesen wäre, als an der Fortsetzung unsrer Lektüre. Er brannte zu heiß darauf, zu erfahren, ob der Cid, ‚matt von Jahren, matt von Kriegen,‘ im Kampf mit Bucar erlegen, und ob das gute Pferd ‚Babieça‘ wirklich ohne den Helden vom Schlachtfeld zurückgekehrt war, um nicht alles zu vermeiden, was die Befriedigung seiner Neugier hätte verzögern können. So begnügte er sich damit, ausweichend zu sagen: ‚Gut? gut? alle Kinder sind gut und alle Kinder sind böse, wie man's nimmt ... Lesen Sie, Fräulein, lesen Sie, verlieren wir keine Zeit.‘

Mir gaben die Worte des Grafen viel zu denken. Für so verblendet hatte ich ihn doch nicht gehalten, daß er gerade das Gegenteil dessen, was seine Tochter war, in ihr sah: ein gutes, liebevolles Kind. Es schnürte mir das Herz zusammen, wenn ich mir vorstellte, wie herb die Enttäuschung sein werde, die er früher oder später an dem Wesen erleiden müsse, das ihm über alles in der Welt teuer war.

Du lieber Gott, was machte den ganzen Reichtum dieses Mannes aus? Was hielt ihn aufrecht und spendete ihm Trost in dem großen Unglück, das er erfahren hatte? Wahn und wieder Wahn! Der Glaube an die Liebe und Treue seines Weibes verklärte ihm seine Erinnerungen, der Glaube an die Güte seines Kindes schimmerte wie ein mildes Licht über seinem Leben.

Ein tiefes Erbarmen erfüllte mich und zugleich eine Verehrung ohne Grenzen. Dieser Mann hatte gewiß nicht viel über sich nachgedacht, die edlen Eigenschaften, die ihn erfüllten, kamen ihm nur in andern zum Bewußtsein ... O, Freundin! die Welt verlacht die Betrogenen — ich liege vor ihnen auf den

Knien ... Ich konnte meinen Grafen nicht ansehen, konnte nicht an ihn denken, ohne mir zu sagen: Du braves Herz! Aus deiner Ehrlichkeit entspringt dein Glaube, aus deiner eigenen, lauteren Seele dein Vertrauen, dein günstiges Vorurteil ... Du armer Mann, wie reich bist du!

Ich bedauerte und bewunderte ihn und meinte nun doch zu können, was mir bisher unmöglich geschienen hatte: sein Kind zu lieben und es lieben zu lehren. Er sollte nicht nur eingebildete Güter besitzen, das eine unter ihnen, das meiner Obhut anvertraut war, mußte durch mich ein wirklich wertvolles werden, und ich wollte mir sagen können, wenn ich es einst in seine Hand zurückgäbe: Jetzt gleicht dein Kind dem Bilde, das du dir von ihm gemacht hast.

Damals habe ich meinen ersten großen Kampf gekämpft mit einem kleinen Mädchen. Ach Gott, mir erging es schlimmer als Moses in der Wüste Zin. Zweimal pochte der an einen Felsen — wie oft ich es getan, ist nicht zu zählen, und wie vergeblich, nicht auszudrücken. Ich hatte mich dahin gebracht, Anka gegenüber eine eherne Stirn anzunehmen, und sie stellte ihre Feindseligkeiten ein, als sie zu bemerken glaubte, daß sie mir keinen Eindruck machten. Jetzt, ganz beseelt von meinen neuen Vorsätzen, begann ich freundlicher mit ihr zu werden, und augenblicklich, so rasch wie ein Messer einschnappt, der Hahn eines Gewehrs knackt, sprang sie aus ihrer Gleichgültigkeit in ein herausforderndes, verletzendes Wesen über. ‚Ich weiß recht gut, Sie wollen sich bei mir einschmeicheln,‘ warf sie mir einmal hin, ‚aber es nützt Ihnen nichts.‘ Je nachsichtiger ich sie behandelte, desto gereizter schien sie. Ich sah wohl, daß Francine sich's angelegen sein ließ, sie wieder mich zu hetzen, konnte aber nicht erraten, durch welches Mittel. Ebenso rätselhaft war mir manches im Benehmen der Dienerschaft. Jeder einzelne zeigte sich kriechend und unterwürfig, wenn er mir allein begegnete, steif und verlegen in Gegenwart seiner Genossen. Es schien

jedem um meine Gunst zu tun, und jedem auch darum, es nicht einzugestehen. Nur der Doktor blieb immer derselbe. Er war weder ein Mann von vielen Worten noch von feiner Erziehung. ‚Ich bitte' oder ‚ich danke' hat er selten gesagt. Seine ärztlichen Ratschläge erteilte er kurz, und verachtete jene, die sie nicht befolgten. Armen und Dienern gegenüber besaß er nicht die nötige Duldsamkeit, war immer gleich bereit, die Hand von ihnen abzuziehen, wenn sie sich einen Zweifel an der Wirksamkeit seiner Mittel und der Weisheit seiner Anordnungen erlaubten. Blinden Glauben und Gehorsam jedoch belohnte er durch unermüdliche, aufopfernde Fürsorge, und seine Patienten fuhren wohl dabei. Mir ist er von dem Tage, an welchem ich das Haus betrat, bis zu dem, an welchem ich es verließ, ein treuer Freund gewesen und er zeigte sich auch damals mir gegenüber unverändert.

Wir lebten allerdings samt und sonders in schrecklicher Spannung, und nur spärlich drangen Nachrichten in unsern vergessenen Erdenwinkel. Aufs höchste verstimmt war der Graf. Er litt noch heftige Schmerzen, die zu verbeißen ihm nicht immer gelang, und grollte darüber mit sich selbst. Krank sein erschien ihm wie eine Art Schande für einen Mann. Und nun gar jetzt in diesen Tagen, in denen er sich am liebsten aufs Pferd geworfen hätte, um dem Erzherzog nachzureiten, der an der Spitze der Hauptarmee über Böhmen zog, gegen Regensburg. Wie begreiflich war diese Sehnsucht, wie gut konnte ich sie verstehen! Er hatte als Jüngling unter Erzherzog Karl gedient, den Feldzug vom Jahre neunundneunzig mitgemacht; an Stockach, Zürich, Mannheim knüpften sich seine glorreichen Erinnerungen, er betete den Helden an, dem er sie verdankte. Wir erfuhren oder errieten vielmehr aus einzelnen seiner Äußerungen, daß es schon im Spätherbst beschlossene Sache bei ihm gewesen war, an dem neuen Feldzuge teilzunehmen, und daß er alle vorbereitenden Schritte zu seinem Wiedereintritt ins Heer durch

Stephan hatte machen lassen. Nun schrieb dieser: ‚Komm!‘ und gab den Ort an, nach dem die Kriegsequipage zu senden sei, und der Graf saß da, in seinem einsamen Schloß, unfähig, einen Säbelgriff zu halten, ein Pferd zu besteigen, und führte statt des ersehnten Kampfes gegen tapfere Feinde einen erniedrigenden und nutzlosen Kampf mit elenden Gebresten.

Von Zeit zu Zeit fuhr der Doktor nach dem Städtchen, um dort Neuigkeiten einzusammeln. Dies war denn einmal wieder geschehen; Anka und ich befanden uns allein bei dem Grafen. Er hielt die Kleine auf seinem Schoß; sie plauderten von der schönen Sommerzeit, von dem Schlosse, das wir früher bewohnt hatten, von dem Garten und seinen Wundern. Endlich kam die Rede auf die Einsiedelei. Ach, wie gut hatte sich Anka in der Einsiedelei unterhalten ... aber welchen Schrecken hatte sie einmal dort ausgestanden! Wenn der Papa das wüßte, und — ich sage Ihnen, das Blut erstarrte in meinen Adern ... ‚Soll ich's erzählen, Fräulein?‘ wandte sie sich plötzlich zu mir. Der Graf sah meine Bestürzung, sie schien ihn zu ergötzen; lachend munterte der Unglückliche sein Kind zum Schwatzen auf. Anka ließ sich nicht bitten, berichtete alles genau — wie Stephan uns im Walde gesucht und wir ihm ausgewichen. ‚Da kommt er in die Einsiedelei,‘ sprach sie lebhaft, ‚ich seh ihn von weitem und lauf davon; dann seh ich auch Mama, die im Garten spazieren geht, und rufe: Komm uns zu Hilfe, Stephan ist da! — und da wird Mama ganz weiß — ich fürchte mich, verstecke mich und rühr mich nicht ... Mama versteckt sich auch vor Stephan und dem Fräulein. Will sie überraschen, verstehst du? Stephan ist zornig und schreit — nun ja, es ärgert ihn, daß wir nicht mehr mit ihm sprechen wollen. Er wird immer zorniger. Da tritt Mama aus dem Hause und schaut ihn an‘ — das Kind erzitterte bei dieser Erinnerung und wiederholte flüsternd: ‚Schaut ihn an — — — und ich, ganz erschrocken, rühr mich wieder nicht, und dem Stephan ist himmel-

angst geworden! Umgedreht hat er sich, weg vom Fräulein und ist der Mama gefolgt, wie dir die Lady folgt, wenn du sie geprügelt hast.' Der Graf hob die Kleine von seinem Schoß und sprang auf. Ein dumpfer Laut der Qual entstieg seiner Brust. Hatte das Kind an eine verborgene Wunde gerührt? leise glimmende Zweifel entfacht?... Ich wagte nicht, in sein Gesicht zu sehen, dachte nur: „Jetzt gilt's!" und sprach so munter und so ruhig, als ich vermochte: „Ich werde der Frau Gräfin ewig danken, daß sie mich durch ihre Dazwischenkunft aus einer peinlichen Verlegenheit gerettet hat. Graf Stephan scherzte nur, aber sehr keck. Das Erscheinen der Frau Gräfin war für mich eine wahre Wohltat..." Ich schwieg, ich hörte ihn tief aufatmen, und jetzt erhob ich die Augen zu ihm... Nie bin ich imstande, Ihnen den Ausdruck seines Gesichtes zu beschreiben, die Befürchtung, die Hoffnung, die Freudigkeit, den Schmerz, die sich abwechselnd in seinen Zügen aussprachen. Seine Augen hingen an meinen Lippen, als spendeten meine Worte ihm das Leben. Nachdem ich geendet hatte, gelang es ihm, mit ziemlicher Gelassenheit zu sagen: ‚Stephans Scherze waren vielleicht sehr ernst gemeint. Übrigens habe ich Sie, Fräulein, stets für entschlossen gehalten und für vollkommen fähig, Zudringlichkeit ohne fremden Beistand in Schranken zu halten.'

„Dennoch habe ich den der Frau Gräfin gesegnet..."

Er richtete sich empor. ‚Genug!' unterbrach er mich und setzte leise, aber mit einer Gebärde unwiderruflicher Entschlossenheit hinzu: ‚Ich will es glauben.' Er faßte Anka in seine Arme, sie umklammerte seinen Hals und schmiegte ihr Gesichtchen an seine Wange; so nahm er mit ihr seinen früheren Platz wieder ein, verweilte lange unbeweglich und stumm in Gedanken versunken und fragte endlich zerstreut: ‚Was lesen wir heute?' Nichts mehr, meinte ich, da es sehr spät geworden sei. ‚So geht denn, gute Nacht! gute Nacht!' und plötzlich reichte er mir die Hand, hielt die meine fest in der seinen und sprach dabei kein

Wort; aber welchen innigen, warmen Dank sagte mir der Händedruck!

Anka und ich traten aus dem Salon, und in dem Augenblick, in dem ich die Tür aufstieß, huschte Francine von ihr hinweg. Sie hatte wieder gelauscht.

„Schämen Sie sich nicht?" fragte ich empört. Aber sie lachte: Nein, sie schämte sich nicht im geringsten. ‚Wie echauffiert Sie sind!' sagte sie, ‚und das Kind hat wohl schon geschlafen?'

Es lag ein so frecher Verdacht in ihrem Blick, ihr Mund verzog sich so höhnisch, daß ich alle Herrschaft über mich verlor und ihr, die uns inzwischen auf unser Zimmer gefolgt war, befahl, sich augenblicklich zu entfernen.

Da warf sie sich mit einem Ausbruch leidenschaftlicher Klagen Anka zu Füßen und kroch mit zigeunerhafter Geschmeidigkeit vor ihr auf dem Boden. ‚Mein Herzchen hört, wie man die arme Francine behandelt — mein Herzchen sieht es! Nun, ich gehe schon!' Sie drückte ihr Tuch vors Gesicht und eilte hinweg. Das Kind jedoch trat vor mich hin wie eine kleine wütende Megäre und sagte: ‚Warten Sie nur, Großmama weiß alles, Francine schreibt alles der Großmama!'

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte ich, „was bedeutet Ihre Drohung? Großmama darf alles wissen, was hier vorgeht, und Francine mag es ihr nur schreiben." Die Kleine blickte betroffen zu mir empor und begann mich anzuflehen, niemand etwas von dem zu verraten, was sie mir eben gesagt, niemand — am wenigsten Francine. Ich suchte sie zu beruhigen. Sie forderte ungestüm ein förmliches Versprechen, und nachdem ich es gegeben, küßte sie mich ein paarmal, kalt, mit augenscheinlicher Selbstüberwindung, als ob sie höchst ungern eine zu hohe Rechnung bezahle. Das war ich dir schuldig, da hast du's!... Sie gab so schwer etwas weg von ihrer Armut, diese karge Seele.

Ich aber, meine liebe Freundin, hatte nun erfahren, zu

welchem Zweck mich Francine mit stündlicher Überwachung umgab, warum sie mir nachschlich auf Schritt und Tritt, unversehens neben mir auftauchte, wenn ich sie am wenigsten in der Nähe vermutete. Sie war eben nichts andres als ein elender Spion und berichtete über mich in Briefen an die Schwiegermutter des Grafen. Ich hatte sie oft schreibend gefunden, wenn ich durch ihr Zimmer kam, und gelacht über die Hast, mit welcher sie bei meinem Nahen ihr Gekritzel mit der Hand bedeckte oder in die Schublade schob. Angeekelt hat mich das alles, aber nicht besorgt gemacht. Ich war in mancher Hinsicht jünger als meine Jahre und dachte: Übles kann von mir nicht gesagt werden, wenn auch, wie Anka sich ausgedrückt hatte, ‚alles' gesagt wurde; es fiel mir nicht ein, daß sich mehr sagen lassen könne als alles Wahre, nämlich etwas Falsches."

VIII.

„Wir befinden uns, wie Sie sich erinnern, im Jahre Neun," hub die Hofrätin von neuem an, „es ist im Beginn des Monats Mai. Daß unsre schönen Träume von einem siegreichen Vordringen unsrer Armee unter ihrem großen Führer sich nicht erfüllten, wissen wir bereits. Etwas ganz Bestimmtes, Unwiderrufliches haben wir aber noch nicht erfahren.

Ein Mainachmittag also, ein gar lieblicher noch dazu; der Doktor, Anka und ich kehren vom Spaziergang zurück, und wie wir uns dem Tore des Hofes nähern, sehen wir es offen, und vor dem Schlosse einen großen Reisewagen stehen, schwer bepackt, mit vier Schimmeln bespannt. ‚Anka!' ruft der Doktor, ‚wessen Equipage ist das? Wer ist angekommen?' Die Kleine schreit auf: ‚Großmama! Es ist Großmama!' und läuft so

schnell sie kann in den Hof. Ich ging dem Kinde nach, ohne meine Schritte zu beschleunigen, und hatte alle Zeit, die Dame zu betrachten, die unbeweglich neben dem Grafen stand und ihre Enkelin heraneilen ließ. Sie blickte über Anka hinweg und hielt mich ins Auge gefaßt, aufmerksam, neugierig, ohne Mißgunst und ohne Wohlwollen. Erst nachdem Anka bei ihr angelangt war, beugte sie sich zu dem Kinde nieder, drückte es an ihre Brust und begann mit ihm zu plaudern. Ich sah die Gräfin zum ersten Mal; in der Stadt war ich ihres Anblicks nie teilhaftig geworden, und überrascht und unwillkürlich zweifelnd fragte ich: „Die Großmutter? Ist das möglich? Die Dame eine Großmutter?" Der Doktor murmelte etwas von: ‚wunderbar erhalten', ‚unglaublich konserviert', aber die Gräfin machte nicht den Eindruck einer gut konservierten, sondern wirklich den einer jungen Frau. Ihre hohe, junonische Gestalt bewegte sich mit der Leichtigkeit und Anmut jener Jahre, die für klassische Frauenschönheit die der höchsten Blüte und Entfaltung sind. Trotz des hellen Sonnenlichtes, von dem sie umwoben wurde, war nicht die Spur einer künstlichen Nachhilfe im rosigen Inkarnat ihres schönen Gesichtes zu bemerken. Ihre niedere Stirn, von glatt gescheiteltem, dunkelblonden Haar umrahmt, die klaren blauen Augen, die feine Nase, der liebliche, etwas schwellende Mund erinnerten an die verstorbene Gräfin. Dieser freilich sah man ihr Leiden schon an, als ich sie kennen lernte, während ihre Mutter sich der vollen Frische blühender Gesundheit erfreute. So heiter und sorglos sie dreinsah, so finster und verstört erschien der Graf: ‚Schlechte Nachrichten!' rief er uns schmerzlich entgegen. ‚Geschlagen! Unsere Armee auf dem Rückzug, Bonaparte auf dem Wege nach Wien!...'

‚Ich bin auf der Flucht, Herr Doktor,' sagte die Gräfin, ‚auf der Flucht vor unsern heimkehrenden Truppen. Das sind jetzt traurige und beschämte Leute. Kolowrat übernachtet

heut in meinem Hause. Der Arme! Vor kurzem sprach ich ihn, da war er trunken von Siegeshoffnung. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn jetzt wiederzusehen ... Er hat so große Enttäuschungen durchgemacht, er, und alle, alle ... Mademoiselle Helene, nicht wahr?' wandte sie sich an ihren Schwiegersohn, nachdem sie von neuem ihren glänzenden und teilnahmslosen Blick auf mir hatte ruhen lassen.

Der Graf erwiderte, sie müsse mich von Wien aus kennen. Alles in ihm kochte vor Zorn über den Gleichmut dieser Frau. Sie nahm davon keine Notiz. ‚Mais pas du tout,' sagte sie. ‚Ich hatte noch nicht das Vergnügen, und es ist eines, Sie zu sehen, mein liebes Kind.' Nun, wenn es ihr eines war, sie gönnte sich's. So hartnäckig, so gleichsam zergliedernd, wie die Gräfin tat, hatte mich noch niemand betrachtet, und ich fühlte es: sie weiß dich jetzt auswendig, sie könnte dich malen, sie könnte Rechenschaft geben von jedem Faden an dir, vom Band an deinem Hut bis zu dem an deinem Schuh. Und dabei beantwortete sie die Fragen, mit denen der Doktor sie bestürmte. Ja, ja, wir hatten furchtbare Verluste erlitten; über das Schicksal ihrer Söhne jedoch konnte die Gräfin, Gott sei Dank, ruhig sein. Sie hatten sich wacker gehalten und waren in mörderischen Gefechten unversehrt geblieben. Aber der arme Stephan — ja der ... ‚Was ist's mit ihm?' rief der Graf, der bisher geschwiegen, die Zähne zusammengebissen hatte und offenbar mit Widerstreben den Erzählungen seiner Schwiegermutter zuhörte. Er wollte wissen, was sie sagte; die Art, in der sie es sagte, war ihm ein Greuel. Er wiederholte seine Frage, und die Gräfin antwortete, indem sie bedauernd die Achseln zuckte: ‚Verwundet, vielleicht schwer ...' ‚Vielleicht tot!' warf der Graf heftig ein, und ich erbebte bis ins Innerste. Andächtig — dafür stehe ich Ihnen gut — habe ich an dem Abend das Vaterunser gebetet, das Graf Stephan sich ausbedungen.

Die Gräfin berichtete alles, was sie wußte. Es war nicht

viel, sie hatte es durch einen ihrer Söhne erfahren, der Mittel gefunden, ihr Nachricht zukommen zu lassen. In der Nähe von Regensburg, bei dem heldenmütigen Angriff der Stipsicz-husaren auf die Kavalleriedivisionen St. Sulpice und Nan-souty, hatte man den jungen Rittmeister, an der Spitze seiner Schwadron, von mehreren Karabinerkugeln zugleich getroffen, vom Pferde stürzen sehen.

‚Tot also oder gefangen,‘ sprach der Graf und stampfte ingrimmig mit dem Fuße; ‚Doktor, Doktor, wann machen Sie mich endlich gesund?!‘

Die Gräfin meinte, man würde auch ohne ihn mit den Franzosen fertig werden, und ließ sich in das Schloß führen, um vor der Tafel ein wenig auszuruhen. Beim Diner erschien sie umgekleidet, parfümiert, in einer hellgrauen Toilette von entzückender und sehr kostbarer Einfachheit. Sobald sie am Tische Platz genommen hatte, war sie die Herrin des Hauses, der Graf schien nur noch ihr Gast zu sein; sie führte ein sehr lebhaftes Gespräch und unterhielt uns, und zugleich auch sich selbst, auf das beste. Nach dem Speisen spielte sie mit Anka Domino, ließ die Kleine gewinnen und bezahlte den Verlust der Partie mit einem blanken Dukaten, den sie durch ihren Kammerdiener herbeibringen ließ. Dann schickte sie ihr Enkel-chen schlafen, erklärte zu wissen, daß die Abende bei uns mit Lesen zugebracht würden, und rief:

‚Zur Lektüre denn!‘

Hocherfreut rieb der Doktor sich die Hände: ‚Schön! schön! und zu welcher befehlen Eure Erlaucht?‘

Zu welcher? Ja dafür wußte Ihre Erlaucht Rat. Sie besaß ein nicht mehr ganz neues, gewiß jedoch sehr schönes Buch und hatte es hierher mitgenommen.

‚O, Liebe,‘ wandte die Gräfin sich zu mir, ‚es liegt irgendwo in meinem Zimmer ... auf dem Tisch oder auf der Toilette ... gehen Sie es holen, Liebe ...‘

Ich war rasch aufgestanden, zugleich mit mir aber auch der Graf: ‚Bleiben Sie, Fräulein!‘ befahl er, ‚ich will das Buch holen‘ ... ‚Oder — ich,‘ fand der Doktor für gut zu sagen, und machte Miene, sich zu erheben. Zu spät; der Graf hatte das Zimmer schon verlassen.

Die Gräfin stieß ein leises, langgedehntes ‚Ah!‘ hervor und sah mich heiter lächelnd und diesmal nicht ohne Wohlwollen an. Doch war es ein sonderbares Wohlwollen, eines, das nichts mit Herzlichkeit zu tun hat, sondern aus übermütiger Laune, aus munterem Belustigtsein entspringt; ein Wohlwollen war's, das nicht wohltut. Ich errötete und wußte eigentlich nicht warum.

Der Graf kam zurück. Er legte vier kleine Bände vor seine Schwiegermutter hin. ‚Sind das die rechten? Ich kann es nicht glauben, — französische Bücher, wir werden doch nicht französische Bücher lesen, Mama?‘

‚Französische?‘ wiederholte der Doktor entrüstet, und die Gräfin lachte. ‚Geniert Sie das? Haben Sie am Ende gar Ihr Französisch vergessen?‘ sprach sie, worauf der Alte mit unbeschreiblicher Geringschätzung entgegnete: ‚Wär unmöglich, Erlaucht, sintemal ich nie ein Wort davon gewußt habe.‘ Er erhielt den Rat, nur recht gut zuzuhören; mit Hilfe des Lateinischen, das er als Arzt doch kennen müsse, werde er heute etwas, morgen mehr und übermorgen alles verstehen.

Da rief der Graf, der inzwischen in einem der Bücher geblättert hatte: ‚Ich finde nichts als Betrachtungen und Predigten. Die Geschichte scheint mir langweilig. Erlassen Sie uns diese Prüfung, Mama.‘

‚Langweilig!‘ — Das eine Wort kühlte den Leseeifer der Gräfin plötzlich ab. Sie war auf einmal zu nichts mehr so gut aufgelegt wie zu einer Partie Pikett mit ihrem Schwiegersohne. Ich aber kam bei dieser Gelegenheit zu dem ersten französischen Roman, den ich je mit Augen geschaut. Die Gräfin übergab

mir ihn zur Durchsicht, und noch am selben Abend machte ich die Bekanntschaft der ‚Delphine' von Madame de Staël.

Lesen Sie das Buch heute und vieles darin wird Ihnen sentimental und veraltet erscheinen. Das immerwährende Niedertauchen in die eigene Seele, das Belauschen der eigenen Empfindungen, in dem besonders die Heldin sich gefällt, wird Sie ermüden, und dennoch, ich wette! aus der Hand legen Sie den Roman nicht gern. Die Menschen, mit denen er Sie vertraut macht, sind doch gar zu interessant. Diese Delphine ist gar zu herrlich in dem Glanze ihres weltumfassenden Geistes, gar zu rührend in der Naivetät ihrer großartigen Wahrhaftigkeit. So wirkt das Buch heute noch; ermessen Sie, wie es auf ein neunzehnjähriges Mädchen wirken mußte, das zu einer Zeit damit bekannt wurde, in der die Sitten, die es schildert, noch nicht antiquiert waren und das Wort ‚romantisch' bei weitem nicht für einen Tadel galt. Delphine ist die schöne, junge Witwe eines Greises, der sie nur geheiratet hat, um ihr sein Vermögen hinterlassen zu können. Sie hat durch ihre Großmut die Verbindung ihrer Cousine mit einem Manne ermöglicht, den weder die ihm bestimmte Braut noch Delphine bisher gesehen haben. Die letztere hört viel von ihm, sieht sein Porträt, ihre Phantasie ist von ihm erfüllt, sein bester Freund sagt ihr: ‚Sie sind für ihn geschaffen, Sie allein würden es verstehen, ihn dauernd zu beglücken ...' Er wird infolge eines Abenteuers auf der Reise verwundet, man bringt ihn nach Paris, er ruft seine zukünftige Schwiegermutter an sein Krankenlager und hofft, seine Braut werde sie begleiten. Statt dieser, die es aus übertriebenen Schicklichkeitsrücksichten verweigert, läßt Delphine sich dazu herbei. Unterwegs bereut sie ihre Nachgiebigkeit. Sie fürchtet, Leonce (der Held) könne den Schritt, den sie tut, mißbilligen. Ein Zagen ergreift sie, als sie vor ihn treten soll, aber sobald sie ihn gesehen, weicht jede andre Empfindung der des Mitleids. Sie steht an seinem Ruhebett;

er vermag kaum den Kopf zu erheben, um sie zu begrüßen, und bietet in seiner Hilflosigkeit den Anblick des edelsten und rührendsten Leidens. Eine tiefe Gemütsbewegung bemächtigt sich ihrer ...

Bis dahin kam ich, nicht weiter — an diesem Tage nicht um ein Wort weiter!... Ich sah nicht mehr, was auf den Blättern stand vor meinen leiblichen Augen, ich sah ein andres Bild als das dort geschilderte, ein andres und doch so ähnliches Bild, und gewaltiger, als es mich in der Wirklichkeit ergriffen hatte, ergriff es mich in der Erinnerung. Was ich damals ahnungslos empfunden, jetzt wußte ich's! Dieses Buch hatte es mich gelehrt!

Am nächsten Vormittag wurden Anka und ich zur Gräfin gerufen. Es roch köstlich in ihrem Zimmer, sie sah frisch aus, wie eine Rose, war eben aus dem Bade gestiegen, lag auf der Chaiselongue und trank Schokolade. Jetzt wollte sie eine kleine Konversation mit uns haben. ‚Unterhalte mich, Anka!' Sie begannen zu schwatzen, und die Großmama war die Lustigere von beiden, zog auch mich ins Gespräch, machte mir Komplimente über meine Augen, meine Zähne, meinen Teint, über was weiß ich. Die große Dame zeigt gegen Unsereinen ebensowenig Stolz wie gegen ein Hündchen oder einen Kanarienvogel. Man spielt mit solchen Wesen, wenn sie niedlich sind, schmeichelt ihnen und verwöhnt sie. Der Vogel löscht seinen Durst aus dem Glase der Gebieterin, das Hündchen schläft auf ihrem Schoß, aber die Vertraulichkeit, in der man mit ihnen lebt, ändert nichts an der Rangordnung, die sie in der Stufenleiter der Geschöpfe einnehmen. So wenig Menschen- und Weltkenntnis ich damals besaß, über den Wert der Freundlichkeiten, die mir die Gräfin erwies, gab ich mich keiner Täuschung hin.

Mitten in ihrem Geplauder fiel es Anka plötzlich ein, zu fragen, ob ihre Großmutter in die Gruft gehen werde, den schönen Sarkophag zu sehen, in dem Mama liege.

Da vereiste gleichsam das Gesicht der Gräfin, ein Ausdruck

des Widerwillens umzuckte ihren Mund, wie zurückgestoßen drückte sie sich in die Kissen. ‚Nein, nein, was denkst du? ... Man darf die Ruhe der Toten nicht stören,‘ sagte sie, und sogleich entließ sie uns mit dem Auftrag, ihr Francine zu schicken.

‚Wissen Sie was?‘ begann Anka, nachdem sie ein Weilchen schweigend neben mir einhergegangen war, und mit der wichtigsten Miene und in belehrendem Tone fügte sie hinzu: ‚Wir müssen, wenn wir uns bei Großmama langweilen, nur anfangen, von der Gruft zu sprechen, da schickt sie uns gleich fort.‘

Wir sahen die Gräfin erst bei Tische wieder. Abends beteiligten wir uns alle an einem Lottospiel mit Anka. Ich saß dem Grafen gegenüber, dessen Blick mit einer Aufmerksamkeit auf mir ruhte, die abzulenken seine Schwiegermutter mehrmals umsonst versuchte. Ob mir dabei wohl oder weh zumute war, dürfen Sie mich heute nicht fragen; vielleicht habe ich es sogar damals nicht deutlich gewußt. Klar empfand ich nur eines: ein nicht ganz trostloses, sondern mit einer geheimnisvollen, schmerzlich süßen Befriedigung gemischtes Gefühl: Du mußt fort ... Und immer mehr befestigte sich die Überzeugung in mir: „Du mußt fort!“

IX.

Die Erzählerin machte eine kleine Pause. „Vergangene Freuden, vergangene Leiden sind wie geträumte Freuden und Leiden,“ sagte sie. „Vermutlich schlage ich als Siebzigjährige zu gering an, was ich als neunzehnjähriges Mädchen im stillen und ganz allein mit mir selbst durchzumachen hatte. Mag sein, und hat weiter nichts zu bedeuten. Wovon aber Notiz genommen werden muß, das ist die Veränderung, die sichtlich im Benehmen des Grafen gegen mich eingetreten. war Er kam

jetzt öfters am Vormittag auf unser Zimmer, wohnte einer oder der andern Unterrichtsstunde bei und verließ uns nicht, ohne seine Freude über Ankas Fortschritte ausgedrückt, ohne gesagt zu haben: ‚Anka und ich können Ihnen nie genug danken.‘ Er begann mir eine Rücksicht, ja eine Ehrerbietung zu erweisen, die mich in Verlegenheit setzte, die Gräfin zum Spott reizte und das Kind entrüstete. Die Kleine wies jeden, auch den geringsten Tadel, den ich ihr erteilte, zurück, sie tat es sogar mit den Worten: ‚Sie sind böse, weil ich nicht soviel Wesens mit Ihnen mache wie Papa.‘ Indes ihr Vater meinte, sie unter meiner Leitung zu einer kleinen Vollkommenheit heranwachsen zu sehen, wurde sie immer herber und eigenwilliger, und ich ihr gegenüber immer machtloser. Ich hätte das eingestehen, dem Grafen die Wahrheit sagen sollen, aber er tat mir zu leid, er war ohnehin gequält genug. Die verhängnisvolle Wendung, die der Krieg genommen hatte, das peinliche Bangen vor den Entscheidungen der nächsten Zukunft, die Untätigkeit, zu der er dabei verdammt war — ich konnte es nicht über mich gewinnen, den Seelenzustand noch zu verschlimmern, in den alles das ihn versetzte. Ich wußte, was in dem Manne vorging, was er litt und schweigend leiden mußte. Ihm war nicht einmal der karge Trost vergönnt, seine Befürchtungen oder Erwartungen mit einem gleichfühlenden Wesen zu besprechen. Den Doktor hatte das neuerliche Unglück unsrer Waffen außer Rand und Band gebracht. Im Anfang tobte er, dann erklärte er sich für schwer krank, legte sich zu Bett und stand nur einmal im Tage auf, um den Arm des Grafen nachzusehen. Was die Gräfin betrifft, so entfaltete sie in ihren Bemühungen, jede ernste Erörterung zu vermeiden, eine unnachahmliche Meisterschaft. ‚Ja, mein Gott, c'est la guerre!‘ war ihre stehende Antwort auf jede Besorgnis, jede Klage, die in ihrer Gegenwart laut wurde. Und sogleich brachte sie eine angenehme Nichtigkeit, eine erfreuliche Lappalie aufs Tapet. Sie kam mir

vor wie eine höchst alberne Fee, die, in der Absicht, alles Elend auf Erden zu verdecken, mit einem Vorrat rosenfarbiger Schleier einhergeschwebt käme. Diese Frau — ich fing an, sie zu hassen. Ihre beiden Söhne standen vor dem Feind, jeder Tag konnte ihr die Nachricht bringen: du hast keine Kinder, uns allen aber die: Ihr habt kein Vaterland mehr! — und sie glitt dahin, voll Anmut, in spiegelheller Heiterkeit und erzählte charmante Anekdoten von charmanten Dingen und charmanten Leuten.

Eine Woche ungefähr befand sie sich auf dem Schlosse, da kamen eines Abends durch die Post Nachrichten für den Grafen und für die Gräfin.

Trostlos lauteten die Mitteilungen an den Grafen.

Die Franzosen waren in Wien. — Gescheitert waren alle Hoffnungen des Erzherzogs, vor dem Feinde die Kaiserstadt zu erreichen, gescheitert alle auf ihren Entsatz gerichteten Entwürfe. Wien hatte kapituliert, die Franzosen waren in Wien!... Zum zweiten Mal im Verlauf von vier Jahren schrieb Napoleon der Welt Gesetze vor aus dem Hauptquartier Schönbrunn.

Dies also das letzte Ergebnis!... Und der Preis, um den es errungen worden? Der Tod von Tausenden, von denen jeder einzelne ein Held gewesen war, Regimenter aufgerieben, Bataillone gefangen...

Knirschend warf der Graf die unheilverkündenden Blätter auf den Tisch: ‚Welchen Trost wissen Sie dafür?‘ rief er seiner Schwiegermutter zu. Sie atmete etwas rascher als gewöhnlich und fuhr leicht mit den Fingern über ihre Stirn, auf der sich ein paar Fältchen gebildet hatten. ‚Nur nicht verzweifeln, nur nicht den Kopf verlieren. Ich habe einen Brief, der einen weniger düstern Ton anschlägt. Höre den an, es wird dir wohltun. Lesen Sie, Liebe.‘

Das Schreiben, das mir die Gräfin mit diesen Worten reichte, war von ihrem älteren Sohne verfaßt und von dem jüngeren mit unterzeichnet. Kraus die Züge, kühne Wendungen,

ein komischer Stil, im ganzen — der frischeste Soldatenbrief, den je ein wackerer Bursch in seines Herzens ungelöschten, Durst nach Siegesglück geschrieben. Oben am Rande stand: 19. Mai, irgendwo am Ufer vom Rußbach, und die ersten Worte des Textes lauteten: ‚Mama, es geht uns gut!' Graf Albert gab zu, daß es ein Elend gewesen sei bei Thann und Landshut, bei Abensberg und Regensburg, und ein verfluchtes Reiten, heimwärts über Böhmen, erst zu schnell und dann viel zu langsam. Indessen — das ist vorüber und wird wieder gutgemacht werden, so denkt die Armee... Wenn die Mama sich nur einen Begriff davon machen könnte, wie ihren Söhnen jetzt zumute ist! Sie brächte ebensowenig wie die beiden heute Nacht ein Auge zu. ‚Morgen in aller Früh geht's in die Lobau!' — der Satz löste sich förmlich aus dem Briefe wie ein Jubelschrei — ‚die Franzosen machen sich breit auf der Insel, scheinen sogar über den großen Donauarm eine Brücke zu schlagen. Man muß schauen, was sie denn wollen, und ein Teil der Avantgarde unter Klenau, und ein paar von unsern Regimentern brechen morgen dahin auf. Da wollen wir uns andre Sporen verdienen als die, die wir in dem verwünschten Bayern unsern Pferden in die Flanken setzten. Hoch lebe Österreich!'

Die Gräfin nickte beistimmend, bemühte sich zu lächeln, und ihr Gesicht erhielt etwas Verzerrtes, Maskenhaftes, ein grünlicher Schatten bildete sich um ihren Mund. Nein! Sie war nicht angetan, Schmerz und Sorge zu ertragen, und wenn sie immer und um jeden Preis nach Gelassenheit rang, so geschah's aus Notwehr, und sie rang dabei um ihr Leben.

Sie griff nach dem Briefe in meiner Hand. „Frau Gräfin!" rief ich, „da ist noch eine Nachschrift..." sie erzitterte: ‚Nun — lesen Sie...'

Ich las: „‚Was sagst Du zur Rettung Stephans? Sind das brave Kerle, seine drei Husaren, die ihn zurückgetragen haben!'"

Diese gute Nachricht am Schluß, so unbestimmt sie war, verlieh der Gräfin wunderbare Erquickung. Eine gute Nachricht, ein günstiges Omen! Jetzt befand sie sich wieder in ihrem Element und der Name Stephans, den sie, seitdem das Gerücht von seinem Tode zu uns gedrungen, nicht mehr ausgesprochen hatte, kam an dem Abend immer von neuem über ihre Lippen.

Am nächsten Tage, es war der 24. Mai, hatte Ankas Unterrichtsstunde eben begonnen, da hörten wir plötzlich Pferdegetrappel im Hofe und sahen einen Reiter hereintraben, vor dem Schlosse absteigen, die Zügel eines müdegejagten, schweißtriefenden Postgaules dem ersten Diener, der herbeilief, zuwerfen und mühsam, mit ganz steifen Beinen, ins Tor treten. Anka hatte in dem Angekommenen sogleich den Reitknecht ihres Onkels Albert erkannt. Der brachte große Neuigkeiten. Sie ließen nicht lange auf sich warten ... So sag ich jetzt; damals kam es mir anders vor, und ich war in meiner Ungeduld schon im Begriff, ein Verbrechen am geheiligten Hausbrauch zu begehen und Anka mit einer Bitte um Nachricht an ihren Vater abzusenden, als die Tür aufgerissen wurde und er selbst hereinstürmte. Er selbst, der Graf, totenbleich, mit leuchtenden Augen.

‚Fräulein!‘ rief er, ‚teures Fräulein!...‘

Betroffen über diese vertrauliche Ansprache steh ich da — er tritt auf mich zu, ergreift meine Hand und zieht sie an seine Brust: ‚Fräulein!‘ wiederholt er, ‚Sie müssen es durch mich erfahren. Österreich ist gerettet, Napoleon ist geschlagen, Napoleon ist in zweitägiger Schlacht vom Erzherzog Karl geschlagen...‘

‚Geschlagen?‘ fragte Anka, und jetzt erst schien er ihrer Gegenwart inne zu werden, das Blut schoß ihm ins Antlitz, er wandte sich zu ihr.

‚Merke dir, Anka: Aspern und Eßlingen — den 21. und 22. Mai... da haben die Österreicher die große, unüberwindliche Armee glorreich besiegt...‘ Die Stimme versagte ihm. Ich

sah ihn zum ersten Mal überwältigt und nicht mehr Herr seiner selbst, ich sah die ersten Tränen in seinen Augen. ‚Und ich!...‘ schrie er plötzlich auf, erhob den rechten Arm, streckte ihn gewaltsam aus und ließ ihn mit einer Gebärde der Verzweiflung niedersinken.

Ich war sprachlos und hatte nicht weniger Mühe, meine Fassung zu bewahren, als er, die seine wiederzugewinnen.

‚Albert hat einen Boten geschickt, er ist bei der Gräfin — gehen Sie hinauf mit Anka, hören Sie, was er erzählt,‘ sagte der Graf. ‚Gehen Sie!‘ wiederholte er, als ich einen Augenblick zögerte, ‚ich folge.‘

Wir trafen die Gräfin auf ihrem Kanapee ruhend, der Doktor, Francine und August, der Reitknecht, standen vor ihr. Francine, triumphierend über die Niederlage des ‚Usurpateur‘, der Doktor, die Stirnader hochgeschwollen, die Brille verkehrt aufgesetzt, die Schleife der Krawatte am Ohr, rief die Französin zur Ordnung, so oft sie den Erzähler mit Freuden- und Beifallsäußerungen unterbrach. Der aber hielt sich so steil aufrecht, als sein runder Rücken und seine zitternden Beine es erlaubten, und berichtete von den Heldentaten seiner jungen Herren. Von dem Generalissimus, von Wimpffen und Smola, von Liechtenstein, Hohenzollern und andern Leuten zu sprechen, überließ er der Geschichte. Er sprach von Albert und Viktor, *seinen* Helden, war unerschöpflich in ihrem Preise, in der Beschreibung ihres Aussehens und dessen, was sie getan und gesagt hatten, und wie es nach der Schlacht ihr erster Gedanke gewesen sei, Botschaft zu schicken an die erlauchte Mama. Und wie dann er, August, gemeint: ‚Ich reit halt hinüber, ich kenn mich schon aus,‘ und wie er Pferde requiriert hatte, wo er sie fand, und in achtundvierzig Stunden kaum aus dem Sattel gekommen war. Schreiben würden die Herren Grafen später. Jetzt sei er da und vermelde unterdessen, was er zu vermelden habe: Einen Handkuß.

Damit beugte er sich, um denselben gehorsamst zu übermitteln. Sein altes, gelbes, mit Schweiß und Staub bedecktes Gesicht näherte sich der Hand der Gräfin, und fast wäre sein langer Schnurrbart, dessen Enden wie die Zweige einer Trauerweide niederhingen, mit dieser schönen, duftenden Hand in Berührung gekommen. Aber ihre Eigentümerin zog sie rasch zurück und sprach, den allzu gewissenhaften Boten fortwinkend:

‚Laß Er's gut sein!'

Der Graf war vor einer Weile eingetreten, hatte, von niemand außer mir bemerkt, ganz still in einer Ecke Platz genommen und bis jetzt schweigend, mit gesenktem Haupte, zugehört.

‚Geh, lieber Alter,' sprach er nun, sich erhebend, ‚iß, trinke, schlafe, laß dir's wohlgeschehen.'

Der Doktor machte sich anheischig, für August auf das beste zu sorgen, und führte ihn hinweg.

‚Ein braver Mensch!' sagte die Gräfin, ‚wirklich exzellent. Aber welche Atmosphäre! — Francine, öffnen Sie das Fenster!'

An dem Tage war natürlich nur noch von den Nachrichten die Rede, die August gebracht hatte.

Eine Trauerbotschaft befand sich darunter.

Der älteste Bruder des Grafen Stephan war bei Aspern geblieben. Seinem unglücklichen Vater stand der Jammer bevor, die Todesnachricht des Erstgeborenen am Kranken-, vielleicht am Sterbebett des jüngsten Sohnes zu erfahren. Leider hatte der Wachtmeister, der den Grafen Stephan nach Hause geleitet, bei der Rückkehr zum Regiment nicht viel Tröstliches über den Verwundeten zu berichten gewußt. Man hoffte, ihn am Leben zu erhalten, man hoffte! aber sicherlich war es noch lange hin bis zu seiner Genesung, und ob diese jemals ganz vollständig sein werde — das konnte nur Gott wissen.

So meinte August, weil er es so gehört hatte. Die Gräfin hingegen meinte, die Ärzte wüßten wohl auch, daß alles gut enden würde, gäben es nur noch nicht zu; das ist schon ihre

Art, man kennt das, Klappern gehört zum Handwerk. Ein paar Kugeln in der Brust bringen einen jungen kräftigen Menschen nicht um; man nimmt sie heraus, und er ist wieder gesund.

Wunderbarerweise gewann es wirklich den Anschein, als ob die verwegenen Voraussetzungen der eingefleischten Optimistin eintreffen sollten. Die nächste Kunde von dem Grafen Stephan, die bald darauf zu uns drang, sprach von einer kleinen Besserung.

Inzwischen hatten wir erfahren, daß der Sieg bei Aspern nicht zu einem offensiven Vorgehen von seiten des Erzherzogs benutzt worden war. Die beiden Heerführer standen einander gegenüber, ohne Anstalten zu einer neuen großen Schlacht zu treffen, jeder nur auf die Verstärkung seiner Streitkräfte bedacht. Da hoffte nun der Graf, wenn die Waffenruhe ein paar Wochen dauere, wenigstens an dem Schlusse des Feldzuges teilnehmen zu können. Er werde den Arm wohl bald notdürftig gebrauchen können, gab ihm der Doktor zu, und fragte: ‚Sind Sie jetzt getröstet?' Aber der Graf antwortete: ‚Ach, Doktor! Im Jahre Neun ein Mann gewesen sein, ein Österreicher und ehemaliger Soldat, und von Aspern und Eßlingen nur gehört haben — darüber tröstet nichts!'

Die Gräfin beschloß nun, in den nächsten Tagen heimzureisen; der Graf gedachte in ungefähr einer Woche zur Armee zu gehen, und wollte vorher Anka bei ihrer Großmutter installieren, wo wir die Zeit seiner Abwesenheit zubringen sollten. Da geschah es, daß die Kleine, von der Gräfin kommend, zu mir sagte: ‚Fräulein, die Großmama hat Sie gar nicht gern, aber gar nicht!' Bei Tisch fand ich den Grafen düster und unfreundlich, die Gräfin aber war äußerst angeregt, sonnig und eisig wie ein schöner Wintertag. Am Abend, gleich nachdem wir den Salon betreten, empfahl sich der Doktor; er warf mir beim Fortgehen einen mitleidigen Blick zu und sagte leise: ‚Seien Sie wacker!' — Anka wurde früher als gewöhnlich zu Bett geschickt, sie weinte und der Graf, dem sonst die geringfügigste

Verstimmung seiner Tochter eine wahre Seelenpein verursachte, blieb diesmal gleichgültig bei den Tränen, die sie vergoß.

Sobald wir allein waren, eröffnete die Gräfin das Gespräch ..."

Die Hofrätin zog die Achseln ein wenig in die Höhe, überlegte ein Weilchen und sprach: „Ich will Sie nicht auf die Folter der Neugier spannen, liebe Freundin, sondern gleich sagen: was die Gräfin mir mitzuteilen hatte, war etwas Überraschendes, etwas ganz Außerordentliches. Der Vater des Grafen Stephan ersuchte die Gräfin, meine Gesinnungen gegen seinen Sohn zu erforschen. Im Falle diese günstig seien, solle in aller Form um meine Hand geworben werden.

‚Ich entledige mich meines Auftrages,' sprach die Gräfin nachlässig, ‚halte es aber für meine Pflicht, Ihnen meine Meinung von der Sache zu sagen.'

O weh! wenn die Gräfin den Ton anschlug, da mochte man sich vorsehen! Da durfte die Eitelkeit oder das Zartgefühl, oder irgend etwas leicht Verwundbares in der Seele des andern — ich hatte es schon erfahren — einer schmerzlichen Berührung gewärtig sein. Ich wollte eine solche überhaupt nicht erleiden, am wenigsten jedoch in Gegenwart des Grafen, und beeilte mich, der Gräfin ins Wort zu fallen und ihr sehr lebhaft zu erklären, daß ich keine Neigung für ihren Neffen habe und mich niemals entschließen könnte, seine Frau zu werden.

‚Was sagt ich Ihnen, Mama?' fragte der Graf; und so leise es geschah, eine mächtige Freude klang aus diesen Worten. Der sie gesprochen, erhob sich und verließ das Zimmer.

Der Gräfin mußte ungefähr zumute sein wie jemandem, der sich zu einem Pistolenduell vorbereitet und im Augenblick, in dem er auf den Gegner anlegen will, plötzlich bemerkt, daß er keinen hat. Sie rückte sich in ihrem Sessel zurecht, betrachtete mit flüchtiger Aufmerksamkeit die Stickerei ihres Taschentuches, sagte mir einige Schmeicheleien und forderte mich auf, Vertrauen

zu ihr zu haben. Sie gab mir zugleich einen Beweis des ihren, indem sie gestand, von allem unterrichtet zu sein, was zwischen dem Grafen Stephan und mir vorgegangen war. Sie wußte nicht nur, daß ihr Neffe mir den Hof gemacht, sondern auch, daß er es ohne Glück getan hatte. Sie fand das erste unrecht, aber begreiflich, das zweite anerkennenswert und gleichfalls begreiflich. Jetzt aber müsse sie über einiges staunen.

Die Gräfin räusperte sich und suchte nach Worten; zu ihrer Ehre sei es gesagt: es wurde ihr nicht leicht, fortzufahren.

‚Was mich in Verwunderung setzt, ist nicht der Antrag Stephans ... Mein Gott, Stephan ist eben verliebt, jung und töricht. Auch das ist es nicht, daß sein Vater sich dahin bringen ließ, diesen Antrag zu billigen und zu protegieren ... Mein Gott, ein Greis, der seinen Kindern gegenüber schwach geworden, und es mehr ist denn je ein diesem Augenblick. Wenn man soeben einen Sohn verloren hat, schlägt man dem zweiten, kaum wiedergewonnenen, einen Wunsch nicht ab, an dem sein Herz hängt. Ein Stärkerer als mein armer Vetter wäre vielleicht unfähig. Wie gesagt, über die andern staune ich nicht, ich staune über Sie und über die Raschheit und Bestimmtheit, mit der Sie Stephans Bewerbung ablehnen.‘

Sie heftete die Augen auf mich, und ich fühlte mein Gesicht hoch aufflammen und dann erbleichen im Strahle dieses kalten und durchdringenden Blickes.

‚Sie haben keine Neigung für Stephan,‘ fuhr die Gräfin fort, ‚haben Sie auch keinen Ehrgeiz?‘

Fragend und verwundert wiederholte ich dieses letzte Wort, und sie mußte sehen, daß ich seinen Sinn in Wahrheit nicht erfaßte, denn sie ließ sich zu einer Erklärung herbei.

‚Ich meine, Stephan ist arm, er wird siech bleiben, heißt es. Seine Frau, wenn sie pflichttreu sein will, würde das Leben einer Krankenwärterin führen. Aber sie wäre doch seine Frau und nach seinem Tode die verwitwete Gräfin Stephan ...

Haben Sie keinen Ehrgeiz ...' Ihre Stimme veränderte sich, ohne lauter zu werden, wurde sie schärfer und eindringlicher. ‚Keinen Ehrgeiz oder einen viel höherfliegenden? — Sie haben keine Neigung für Stephan, für *ihn* nicht. Seine Liebe hat Sie nicht gerührt — hoffen Sie vielleicht, daß die Ihre rühren *werde* — einen Mann rühren, der Ihnen wünschenswerter erscheint?'

Dieser furchtbare Angriff kam so unversehens, daß ich nicht einmal daran dachte, mich zu verteidigen. Halb sinnlos vor Beschämung und Schmerz empfand ich nur den brennenden Wunsch, sogleich und unwiderleglich zu beweisen, daß mir Unrecht geschah.

Die Gräfin sah den Eindruck, den sie hervorgebracht hatte. Sie lehnte sich behaglich zurück, sie war wieder lauter Freundlichkeit. Es ist ja so angenehm, aus dem Frieden der eigenen unzerstörbaren Ruhe dem Kampfe einer armen Seele zuzusehen, die bebt und flattert wie ein verwundeter Vogel und vergeblich nach Befreiung von ihren Qualen ringt.

‚Nun, Liebe, was antworten Sie mir?' fragte die Gräfin, und ich erwiderte mit so viel Festigkeit, als ich aufzubringen vermochte — ach, sie war höchst gering! — daß ich längst den Entschluß gefaßt, das Haus zu verlassen, und nur noch gezögert habe, ihn dem Herrn Grafen mitzuteilen. Der Herr Graf würde fragen, warum ich fort wolle, und ihm darauf der Wahrheit gemäß zu antworten, sei mir schwer. Doch müsse es endlich gesagt werden. Ich gehe, weil ich die Hoffnung aufgegeben habe, irgend einen Einfluß auf meinen Zögling zu gewinnen. Wir hätten durchaus kein Verständnis für einander, denn ich flöße Anka ebensowenig Sympathie ein, als ich für sie empfinde.

Die Gräfin nickte mir mit etwas ironischem Beifall zu. Nicht übel, schien sie sagen zu wollen, das hast du nicht übel gemacht. Die Worte, die sie indessen aussprach, waren:

‚A—h?... ja so!... das ist schlimm. Das können Sie

meinem Schwiegersohn allerdings nicht sagen. Es klänge doch gar zu sonderbar in dem Munde einer Erzieherin.' Sie bot mir an, dem Grafen mein Gesuch um Entlassung vorzubringen, und ich hatte noch Selbstbeherrschung genug, ihre Vermittlung anzunehmen und ihr dafür zu danken.

Wie ich dann in mein Zimmer gekommen bin, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich den Doktor noch am selben Abend sprach, und daß es mich befremdete, ihn von dem Schritt unterrichtet zu finden, den der Vater des Grafen Stephan bei mir unternommen hatte — ohne Vorwissen seines Sohnes behauptete der Doktor, und ich glaubte es gern. Es war ein Opfer, das der schwache und gütige Greis der Neigung seines ihm wiedergeschenkten Kindes bringen wollte.

‚Sie haben abgelehnt,' sprach der Doktor, ‚das versteht sich von selbst. Was geschieht aber jetzt?'

Er stand vor mir mit gesenktem Kopfe; sein Gesicht drückte die tiefste Verstimmung aus, und seine dichten weißen Brauen waren finster zusammengezogen. Als ich ihm sagte, daß ich das Haus verlassen werde, erklärte er sich damit einverstanden:

‚Je eher, desto besser. Am besten gleich morgen mit der Gräfin.'

Er wurde am nächsten Tage sehr zornig, als es hieß, die Gräfin reise allein. ‚Welcher Unsinn!' rief er. ‚Weil eine Reise mit einem Kinde ihr lästig wäre, werden Sie zurückgelassen. Sie ist klug, diese Frau, sie ist klug — bis an die Grenze der Bequemlichkeit. Wo aber die Unbequemlichkeit anfängt, da hört ihre Klugheit auf ... Na,' unterbrach er sich, ‚gehen Sie ihr Lebewohl sagen, sie ist mit Anka und dem Grafen im Speisezimmer.'

Ich ging dahin, und die Gräfin empfing mich mit den Worten: ‚Kommen Sie endlich, meine Schönste? Ich bin im Begriff, in den Wagen zu steigen.'

Sie scherzte mit Anka, und der Graf trat an mich heran, auch er in vorzüglich guter Laune.

‚Was höre ich?‘ fragte er, ‚Sie wollen uns verlassen? Das ist ja treulos und grausam. Darauf war meine arme Anka nicht gefaßt. Indessen, wenn Sie durchaus nicht bei uns bleiben wollen ... durchaus nicht,‘ wiederholte er nachdrücklich und forschend, ‚dürfen wir Sie nicht zurückhalten.‘

Die Gräfin klopfte mich auf die Wange: ‚Wir meinen es gut mit Ihnen,‘ sagte sie, ‚wir werden Ihrer nicht vergessen. Adieu!‘

Sie ging, und wenige Minuten später rollte der Wagen, der sie entführte, aus dem Hofe.“

X.

Acht Tage noch, dann sollten auch wir das Schloß verlassen. Unser Weg war gemeinsam bis zu dem Städtchen, in dessen Posthause wir auf der Reise nach unserm früheren Wohnort Mittagsrast gehalten hatten. Dort teilte er sich. Der Graf gedachte mit Anka nach dem Gute seiner Schwiegermutter zu fahren, der Doktor mit mir nach einem kleinen Badeorte unweit von Wien, wo mein Vormund mit seiner Familie vor den Kriegsereignissen Zuflucht gesucht hatte.

Acht Tage noch! — Eine lange und — eine kurze Zeit. Lang, weil ich sie in Erwartung eines schrecklichen Augenblicks zubrachte, kurz, weil mir schien, daß es die letzte sei, die ich zu leben habe, und als könne nach ihr nur der noch Tod kommen.

Anka bemühte sich, mir den Abschied leicht zu machen. Sie verbarg ihre Freude darüber nicht, daß sie eine Zeit lang ohne Gouvernante sein sollte. Sie brauchte keine. Francine blieb vorläufig allein bei ihr, Großmama liebte die neuen Gesichter nicht.

Am Abend nach der Abreise der Gräfin, als Anka ihrem

Vater gute Nacht sagte, empfahl ich mich zugleich mit ihr. ‚Sie kommen doch wieder?‘ rief der Graf. Er war unzufrieden, als ich es verneinte und erwiderte kaum meinen Gruß. Am nächsten Vormittag erschien er bei unserer Unterrichtsstunde und hörte seiner Anka, die ihm alle Reiche Deutschlands an den Fingern herzählte und auf der Karte nachwies, mit stiller Bewunderung zu. Sie nahm eine kluge Miene an und fragte ihn: ‚Weißt du das auch?‘ Er behauptete gar nichts zu wissen als das, was sie ihn soeben gelehrt hatte; da jubelte die Kleine und wiegte sich in der Wonne ihrer befriedigten Eitelkeit. Sie lachte ihn aus und war dann wieder ein wenig zärtlich mit ihm, um ihn zu trösten. Man mochte ihr gut sein oder nicht, man mochte die Veranlassung zu ihrer Freude billigen oder nicht, das stand fest: Sie sprühte von Geist und Lebendigkeit, sie war herzig, sie war fast hübsch in diesen Augenblicken. Und der Graf küßte ihre mageren Händchen — und sie verstanden einander, und sie liebten einander, und gehörten zusammen wie der Schatten zum Licht. Er selbstlos und sie selbstsüchtig, er die anbetende Unterwürfigkeit und sie die verkörperte Tyrannei. Wehe dem Dritten, der sich hätte eindrängen wollen in ihren festgefügten Bund. Wehe dem Billigen und Gerechten, der gesucht hätte, ihre schreienden Gegensätze auszugleichen, der dem starren Geiz zugerufen hätte: Gib auch du einmal! und dem überquellenden Reichtum: Halte Maß!

Ich saß neben ihnen und fühlte mich ihnen so fern, als schwebten sie durch den Weltraum auf einem andern Gestirn. Ich blickte in das schöne, offene Gesicht des Vaters und dachte: Nie wirst du ein Weib lieben wie dieses Kind. Ich sah das Kind an und dachte: Dir den Vater entwenden, hieße die einzige lebendige Empfindung in deiner Seele ertöten.

Die Zeit verging. Der Abend des letzten Tages kam heran. Als ich mich mit Anka entfernen wollte, ersuchte mich der Graf zu bleiben.

‚Ich habe mit Ihnen zu sprechen,‘ sagte er, und gab dem Doktor ein verabschiedendes Zeichen, das dieser übersah. ‚Allein zu sprechen!‘ fügte der Graf streng und herrisch hinzu, und dem Alten blieb nichts übrig, als sich, langsam freilich und mit offenbarem Widerstreben, zurückzuziehen.

Die Überwachung, der er sich unterworfen sah, hatte den Grafen verstimmt; wenigstens war der Ton durchaus nicht freundlich, in dem er zu mir sprach: ‚Sie sind meiner Schwiegermutter zu Dank verpflichtet, Fräulein, sie bemüht sich sehr um Sie. Da hat sie Ihnen schon einen vortrefflichen Platz als Erzieherin ausfindig gemacht, im Hause der Herzogin v. P., einer Österreicherin von Geburt, aber an einen Franzosen verheiratet. Sie lebt in Paris ... Reflektieren Sie auf einen solchen Platz, Fräulein? Wünschen Sie auszuwandern?‘

Ich antwortete, daß ich dazu bereit sei, und er rief ungeduldig: ‚Machen Sie ein Ende. Wie lange soll denn die Komödie noch dauern?‘

„Komödie?“ wiederholte ich, und der Graf fuhr gereizt fort: ‚Jawohl, Komödie! Meine Schwiegermutter können Sie über die Gründe täuschen, die Ihnen eine Trennung von Anka wünschenswert machen, aber nicht mich. Ich kenne Sie besser, kenne Sie so gut, daß Sie wohltäten, wahr gegen mich zu sein. Ich bitte also um Aufrichtigkeit: ‚Warum wollen Sie fort?‘

„Weil ich mir bewußt bin, meiner Aufgabe nicht gerecht werden zu können.“

‚Es ist zum Lachen!‘ rief er, erhob sich, trat an das Fenster, und nachdem er eine Weile dort gestanden und in die Nacht hinausgeblickt hatte, kam er zurück, setzte sich mir gegenüber und begann ruhig und ernst:

‚Ich begreife, daß Sie sich dagegen sträuben, einige Zeit in der Nähe meiner Schwiegermutter zuzubringen. Die Gräfin ist Ihnen nicht angenehm, kann es nicht sein. Auch sind Sie der Gefahr ausgesetzt, Stephan bei ihr zu begegnen. Sie tun klug,

ein Haus zu meiden, von dem man ihn nicht fernhalten kann. Ich sehe das ein, ich freue mich dessen sogar, ja — daß ich es nur gestehe! — ich hätte Sie selbst gebeten, für die Dauer meiner Abwesenheit Urlaub zu nehmen, wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären.'

Ich nahm alle meine Selbstüberwindung und Kraft zusammen, um dem Grafen jetzt zu sagen, daß ich nicht um einen Urlaub, sondern um eine Entlassung ersucht habe.

‚Die bekommen Sie nicht! ... Ich habe eine wahre Freude gehabt, als ich erfuhr, daß Sie meine Schwiegermutter nicht begleiten wollen, aber Sie verstehen es, mir diese Freude zu vergällen. Sie sind edel und charaktervoll, ich ehre Sie, man muß jedoch nichts übertreiben, nicht einmal die Tugend. Was ist das für ein Opfermut und für eine Lust, sich selbst und andere zu quälen, wenn Sie, nur damit ich Ihren Fluchtversuch nicht vereitle, Ihren Wert in meinen Augen verringern?'

„Das war nicht meine Absicht," entgegnete ich.

‚Dann hatten Sie unrecht, einen Vorwand zu ersinnen, der diese Folge haben und der mich nebenbei tief verletzen mußte.'

Ich gab keine Antwort. Ich kämpfte mit meinen Tränen, aber wacker; denn mir blieb der Sieg!

‚Kein Verständnis für Anka?' nahm der Graf wieder das Wort. ‚Keine Neigung für Anka? Sie haben so viel für das Kind getan und behaupten, daß Sie es nicht lieben?'

„Fragen Sie doch, Herr Graf, ob das Kind mich liebt," sprach ich, mir mit unsagbarer Mühe so viel Atem abringend, als ich brauchte, um meine Stimme vernehmbar zu machen. Ich wählte den mildesten Ausdruck, den ich fand: „Wir sind einander gleichgültig. Sie wollen Wahrhaftigkeit von mir — ich gebe sie ..."

‚Helene!' rief der Graf.

Zum erstenmal nannte er mich Helene ... und so genannt,

mit diesem Ausdruck, mit dieser Leidenschaft, dieser Liebe — klang mein eigener Name mir fremd.

‚Helene, ich bat Sie um Wahrhaftigkeit, jetzt möchte ich Sie beinah um eine barmherzige Lüge bitten. Indessen — nein! besser hoffnungslos als getäuscht. Der geirrt hat — leide!... Ich habe geirrt, als ich glaubte, in Ihnen die einzige gefunden zu haben, die meinem armen verwaisten Kinde die Mutter ersetzen könnte!‘

Damit wandte er sich und verließ nach kurzem Gruße das Zimmer.

Am frühen Morgen brachen wir auf, die beiden Herren im ersten Wagen, Francine, Anka und ich im zweiten. Anka war wieder von ihrem Reisetaumel erfaßt. Bis an ihr Ende soll ihr die Lust am Reisen geblieben sein, die so viele Menschen haben, in deren Seele nichts vorgeht. Unbewußt fühlen sie sich getrieben, den Mangel an innerer Bewegung durch äußere zu ersetzen.

Bei den Haltestationen kam der Graf zu uns, schritt auch wohl, wenn es langsam bergan ging, neben unserm Wagen, sprach mit Anka und bedauerte Francine, die an einer heftigen Migräne litt. An mich richtete er nicht ein einziges Mal das Wort.

Am letzten Tage vor einem Abschied für das Leben demütigte er mich vorsätzlich durch die Hartnäckigkeit, mit der er mich übersah.

Und Anka wurde immer toller. — ‚Du bist ja sehr lustig,‘ sagte er zu ihr. — ‚Ja, sehr lustig und froh.‘ — ‚Worüber denn?‘ Sie warf einen vielsagenden Blick auf mich, beugte sich aus dem Wagen, drückte den Mund an das Ohr ihres Vaters und flüsterte ihm etwas zu; dann warf sie sich zurück, um den Eindruck zu beobachten, den ihre Worte gemacht hatten.

Es war ein tiefer und peinlicher. Der Graf wurde feuerrot, seine Lippen zuckten: ‚Anka!‘ sagte er in drohendem Tone und verließ uns.

Wir sahen ihn erst im Speisezimmer des Posthauses wieder, vor dem wir mit einbrechender Nacht anlangten. Das Abendessen erwartete uns. Francine nahm daran nicht teil; sie hatte sich, aus dem Wagen steigend, sogleich ein Zimmer anweisen lassen, nachdem sie einen raschen Abschied von mir genommen. Beim Souper wurde wenig gesprochen und noch weniger gegessen. Wäre Anka nicht gewesen, man hätte die Speisen unberührt abgetragen.

Plötzlich erhob sich der Graf: ‚Geh schlafen, Anka! Fräulein, ich sage Ihnen Lebewohl. Sie reisen früher als wir, Sie haben einen weiteren Weg, ich sehe Sie morgen nicht mehr,‘ sprach er rauh und bestimmt; seine Worte klangen wie eine Kriegserklärung. ‚Ich danke Ihnen im Namen Ankas für die Sorgfalt, die Sie ihr angedeihen ließen. Ihr Verdienst ist um so größer, als alles, was Sie taten, für Menschen geschah, die Ihre Freundschaft nicht zu gewinnen vermochten.‘

Er verneigte sich, und ich wollte sprechen, wollte stark bleiben bis ans Ende. Aber der Abschied zerriß mir das Herz. Ich war erschöpft von den Qualen dieses Tages, ich vermochte nicht länger die Tränen zu unterdrücken, die mich erstickten ...

‚Sie weinen?‘ rief der Graf voll Bestürzung und gleich darauf mit seltsamer Freudigkeit: ‚Nun, Gott sei Dank, daß Sie doch weinen können!‘

Der Doktor näherte sich mir und wollte meinen Arm ergreifen. ‚Sie bleibt!‘ befahl der Graf. ‚Führen Sie Anka indessen auf ihr Zimmer. Geht!‘

Der Alte und das Kind gehorchten nach einigem Zögern, und wir waren allein.

Finster und schweigend stand der Graf eine Weile vor mir, dann begann er mit erregter Stimme: ‚Ich bitte Sie, Fräulein, zeigen Sie sich einmal, wie Sie sind! Würdigen Sie mich eines Einblicks in Ihre Seele. Seien Sie ehrlich gegen mich. Sie waren es bisher nicht. Sich schlimmer machen, als man ist,

sich hart und gefühllos zeigen — gleichviel aus welchem edelmütigen Grunde — ist das ehrlich?'

Eine große Verwirrung und Angst erfaßte mich. Was verlangte er?...

Ehrlich sein ihm gegenüber, das hieß mein schmerzlich bewahrtes Geheimnis verraten und meinen Stolz aufgeben, der allein mir geholfen hatte, die schwerste Prüfung zu bestehen, die einem jungen Menschenherzen auferlegt werden kann: den stillen Kampf mit seiner ersten Liebe.

Er schien zu erraten, was in mir vorging; plötzlich erhellte sich sein Gesicht, er machte einen raschen Schritt auf mich zu — unwillkürlich trat ich zurück.

‚Was fürchten Sie?' fragte er. ‚Sie stehen unter meinem Schutz — vertrauen Sie mir, Helene... Wenn ich Ihnen wert bin, so fassen Sie den Mut... was sag ich — den Entschluß, es auszusprechen.' Er faltete die Hände... ‚Lassen Sie sich bewegen, lassen Sie sich herab, es auszusprechen: Sind Sie mir gut? Wollen Sie mein Weib werden — mit einem Worte: Lieben Sie mich?'

Bangende Hoffnung, bittende Erwartung sprachen aus seiner Stimme — und ohne mich länger zu besinnen, ohne zu denken, was ich tat, gab ich in einem Augenblick die Frucht meines langen Kampfes preis und antwortete: „Ja!" Da faßte er mich in seine Arme. ‚Endlich!' jauchzte er. ‚Törin, Selbstquälerin!'

Er legte seine Hand auf meinen Scheitel und blickte mir lange schweigend in die Augen.

‚Und ich, Helene, habe für Sie die tiefste und innigste Liebe. Der Quell dieser Liebe — ich will Sie nicht täuschen — war Dankbarkeit für die Sorgfalt, mit der Sie Anka umgaben. Und Anka muß auch in Zukunft das Erste und Letzte für uns sein.' Er unterbrach sich, ein Schatten flog über seine Stirn. — ‚Meine Liebe zu Ihnen, die — ich fühle es — wachsen wird von Tag

zu Tag, darf den Rechten Ankas keinen Eintrag tun. Anka darf nicht verarmen, weil ich reicher geworden bin, reicher, als ich glaubte jemals wieder werden zu können. Ich hatte auf alles Glück verzichtet, und nun erblüht es mir von neuem. Ich blickte in die Zukunft wie in trübes, einförmiges Dunkel, und nun steht sie in lichter Schönheit vor mir.'

Er begann diese Zukunft auszumalen. Nicht alles war sonnig darin. ‚Wir werden uns vereinsamen oder kämpfen müssen um unser Glück,' sagte er. ‚Versöhnung mit unserm Bunde ist von den Meinen nicht zu hoffen — ich ertrage ihren Tadel, ich weiß, was ich gewinne und was ich verliere, ich kenne die Welt und habe ihre Freuden genossen, und deren Wert gewogen. Aber du —'

Er wollte mich nicht betrügen, er sprach offen mit mir, er schilderte mir getreulich alle Bitternisse, die mir bevorstanden. Ich gedachte der Großmutter Ankas, und wie ihr niedriger Verdacht gegen mich nun gerechtfertigt sei in ihren Augen und in denen der vielen, die durch diese Augen sahen. Sie war ja die größte Egoistin und darum die Herrin in der Familie. Frei von diesem tyrannischen Einfluß fühlte sich nicht einmal der Mann, der um mich warb, den Vorurteilen seines Standes zum Trotz.

‚Ist dir bange?' fragte er. ‚Du wirst manches erleiden, gegen das ich dich nicht zu schützen vermag; es ist ja nicht zu greifen, nicht zu erweisen, es hat keinen Namen und verwundet doch bis in die innerste Seele. Willst du es um mich erleiden?'

Erleiden!... O Gott, alles um ihn — und mit himmlischer Wonne!"

Die Greisin erhob das Haupt, ihr Gesicht erschien mit einem Mal verjüngt und verklärt.

„Noch sehe ich das Leuchten seiner Augen, ich fühle seinen reinen glühenden Kuß noch auf meinen Lippen. Ich habe lange Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt, ich habe Kinder geboren

und Freude an ihnen gehabt — jenen einzigen Augenblick hat nie ein andrer überboten, kein dauerndes Glück hat die Erinnerung an dieses flüchtige verlöscht...

‚Und du wolltest uns verlassen? Das Kind und mich? Und mit welchem Mißklang,‘ begann er plötzlich, ‚mit welcher Täuschung, mit welcher Verleumdung deiner selbst!... Du konntest sagen, daß du mein Kind nicht liebst?!‘

Er hielt inne — er sah mich zagend und staunend an. Ich hatte mich erbleichen gefühlt, die Arme waren mir gesunken, und wie ein Hauch des Todes überlief es mich.

‚Helene,‘ fuhr er fort, ‚es war eine Ausflucht, ich bin davon überzeugt, ich schwöre dir: ich zweifle nicht — aber schwör auch du, daß ich nicht zu zweifeln brauche! Es ist nur eine Laune, eine Grille — aber aus Liebe zu mir, aus Erbarmen, gib ihr nach!‘

Nun — — ich konnte nicht. Ich konnte nur weinen und flehen: „Erlaß es mir!“

Er fuhr heftig auf: ‚Die Stunde trennt uns oder vereinigt uns für immer... Die mein Kind nicht liebt, liebt mich nicht... Helene, so war es keine Lüge?... Nun, dann war alles, was mich rührte, was Ihnen meinen Dank gewann, Heuchelei! Liebloſigkeit im Gewande der Liebe, dem kalten Herzen mühsam abgerungene Pflichterfüllung?... Sagen Sie mir, wie kann man bei Ihnen unterscheiden zwischen Liebe und ihrem Gegenteil — der Pflicht?... Sie sind furchtbar... Der Mann, der am Altar Ihren Schwur empfängt, wird sich ewig fragen müssen, folgt sie dem eigenen Herzenszug oder hält sie nur gewissenhaft ein gegebenes Wort?‘

Was jetzt folgte, was er sprach, was ich erwiderte — nicht einmal in Gedanken vermag ich dabei zu verweilen.

Meine schwer erkämpfte Ruhe, Selbstüberwindung und Selbstverleugnung — zu meinem Unheil hatte ich sie ausgeübt. Was ich für das Beste an mir gehalten, erhob sich gegen mich

und klagte mich an. Wie hätte ich mich gegen diese Zeugen verteidigen sollen?

Er sah, was ich litt, und in der letzten Sekunde noch hatte er eine Regung des Mitleids. ‚Wir trennen uns, aber wir gehen nicht aus der Welt. Prüfen Sie sich ... Wenn Ihre Gesinnungen sich ändern sollten, wenn Ihnen die Abneigung gegen Anka vielleicht doch in einiger Zeit nicht mehr so unbesiegbar scheinen sollte wie jetzt, wenn Sie noch einen Versuch wagen wollten — dann geben Sie mir ein Zeichen! Ich werde es begrüßen wie einen Boten des Lichts. Helene! werden Sie mir das Zeichen geben können? Glauben Sie es? Darf ich darauf hoffen?‘

Noch einmal zog er mich an seine Brust, aber ich empfand nur Qual, Beschämung und Reue. Wie ein Raub erschien mir jedes Wort der Zärtlichkeit, das er an mich verlor, und Schrecken flößte die stürmische Heftigkeit mir ein, mit der er mich plötzlich umfaßte.

Angstvoll entzog ich mich seiner Umarmung ... Auf seine letzte Frage hat er keine Antwort erhalten — mein letzter Blick hat den seinen vergeblich gesucht. Stumm, unbeweglich stand er da und starrte mit düsterer Entschlossenheit vor sich nieder.

Auf halbem Wege nach meinem Zimmer kam mir der Doktor entgegen. ‚Es bleibt doch dabei? Wir reisen?‘ sprach er hastig. ‚Sie haben Abschied genommen für immer? Nun, Gott sei Dank! Ein Freund sagt Ihnen das, ein Vater!‘

Er geleitete mich durch sein eigenes Gemach, das von dem Anka und mir bestimmten nur durch ein leerstehendes getrennt war. Einen andern Eingang schien unsere Stube nicht zu haben. Auf der Schwelle blieb der Alte stehen, empfahl uns, sogleich zur Ruhe zu gehen, und schloß die Tür.

Anka war noch hellmunter und spielte Fangball mit ihrem Člověk. Als ich eintrat, näherte sie sich mir, betrachtete mich von unten hinauf, das Gesichtchen gesenkt, die Augen erhoben.

‚Sie haben geweint, Fräulein?‘ fragte sie, und wie inner-

lich abgestoßen, zog sie sich vor mir zurück und begann von einer Ecke in die andre zu hüpfen. Auf einmal blieb sie in der Nähe des geöffneten Fensters stehen und rief ganz erschreckt:

‚Hören Sie, Fräulein, hören Sie! — Es wohnt jemand neben uns.‘

„Was liegt daran, Anka?“

‚Ich höre jemand auf und ab gehen.‘

„So mag er doch.“

‚Wenn er aber hereinkäme?‘

„Wie denn? — Durch die Wand?“

‚Da herein! Da ist eine Tür ... Sehen Sie den Schlüssel?‘

Sie hatte recht. Am Ende des Zimmers, in der dunkeln Ecke, welche die Wand gegen das Fenster bildete, befand sich eine Tapetentür. Anka glitt auf den Fußspitzen an sie heran, legte das Ohr an den Spalt und schrie laut auf:

‚Es ist Papa! Der neben uns wohnt, ist Papa!‘ und bevor ich's verhindern konnte, hatte sie die Tür geöffnet und war in das Nebenzimmer eingedrungen.

Ich hörte den Ausruf der Überraschung, mit dem der Graf sie empfing. Sie wechselten einige Reden, die Kleine erschien wieder, ich schloß hinter ihr die Tür und legte den Schlüssel auf den Tisch.

Anka ließ sich auskleiden. Sie half dabei so gut sie konnte, wich meiner Berührung so viel als möglich aus, vermied, mich anzusehen und kniete endlich unaufgefordert in ihrem Bett zum Abendgebet nieder. Dann legte sie sich hin, drückte den Kopf in das Kissen und sagte vergnügt:

‚Wenn ich morgen erwache, sind Sie nicht mehr da.‘

„Wird Sie das sehr freuen, Anka?“

Sie lachte ein wenig verlegen. ‚Warum fragen Sie? — Sie wissen schon, Sie wissen recht gut.‘

Jawohl, ich wußte! ... Was ich von ihr zu erwarten hatte, wußte ich.

Eine Weile verging, das Kind schlief. Ich saß an seinem Bett und sann — und sann — und in mir nagte der Schmerz!... Was ich empfand, war einzig darum nicht Verzweiflung, weil ich noch nicht wußte, wie viel man überlebt, und mich wie jedes junge Geschöpf, das unter einem schweren Schicksalsschlag zusammenbricht, tödlich getroffen wähnte.

Ich sah mich als eine Sterbende an, und als solche gab ich mir Rechenschaft von den verhülltesten Vorgängen in meiner Seele. Im Begriff, zu scheiden, brauchte ich vor der vollen Erkenntnis meiner Liebe nicht mehr zu zagen, durfte sie gelten lassen in ihrer Unermeßlichkeit. Hatte sie nicht, bewußt und unbewußt, all mein Denken und Empfinden gelenkt? Nicht mit eifersüchtiger Qual jede Äußerung der Zärtlichkeit des Vaters gegen sein Kind bewacht? Hatte sie ihn nicht beherrschen wollen, wie sie mich beherrschte? Im stolzen Gefühl ihrer Echtheit und Größe sich an die Stelle von allem setzen wollen, was ihm bisher teuer gewesen?... Und war das nicht ihr heiliges Recht? War sie nicht ohne Falsch und bot ihm echte Treue und wirklichen Wert für eingebildeten? Aber sie gab nicht nur, sie forderte auch. Forderte gebieterisch, was der geliebte Mann nicht mehr geben durfte: Ein ganzes Herz.

‚Prüfen Sie sich!‘ hatte er zu mir gesagt. Es war geschehen, und der letzte Zweifel getilgt, die letzte Hoffnung erloschen. Ich wollte nichts mehr als hingehen und sterben und ihn dem Kinde lassen — ich dachte nicht mehr: er wird enttäuscht werden. An Göttern kann man zweifeln, aber an Götzen nicht. Die schafft man und schmückt man täglich neu, die liebt man wie der Künstler sein Werk; sie bleiben gut und schön, so lange das Auge offen ist, das in ihnen das Gute und Schöne sieht.

Anka bewegte sich, murmelte einige Worte; ich blickte in ihr kleines, unerbittliches Gesicht... herausfordernd schien der halbgeöffnete Mund noch im Schlafe zu sagen: ‚Was fragen Sie? Sie wissen schon.‘

Eine Regung des Hasses zuckte in mir auf. Ich erhob, ich wandte mich und trat an das geöffnete Fenster.

Es war eine gewitterschwüle Julinacht. Über dem Städtchen lag Dunkel und Stille, eine bleierne Schwere in der Luft. Kein Licht schimmerte auf Erden und kein Stern am Himmel. Ich beugte mich hinaus, nach Erquickung lechzend ...

Da pochte es ... leise pochte es an der Tür, und eine bange, gedämpfte, sehnsüchtige Stimme flüsterte: ‚Helene ... Helene ... Hören Sie mich!'

Und es lag ein Ton in dieser Stimme, der an jenen mahnte, vor dem ich einmal schon zurückgebebt ... Ich hielt den Atem an, umklammerte das Fensterkreuz mit aller Gewalt meiner Arme ... Da stehst du und regst dich nicht! Schweige Herz — schweig oder brich ... Herrgott im Himmel beschütze mich, beschütze mich vor mir selbst. So betete ich und dennoch — unwillkürlich, unwiderstehlich streckte meine Hand sich aus, und ich hielt den Schlüssel in meiner Hand — eine Bewegung nur noch und alles war vorbei, und das Flehen dessen war erhört, der immer heißer beschwor: ‚Helene — öffnen Sie!'

„Nein, nein! — Um seinetwillen nicht. Was du für dich nicht könntest, tu's für ihn, erspare ihm Zwiespalt und Reue," rief es in mir, und ich schleuderte den Versucher, den Schlüssel, hinaus in die Nacht.

Er flog, er klirrte und schlug im Auffallen einen kleinen Funken aus dem Stein. Nun war's geschehen, und was ich nachher empfand — am besten ist es, darüber zu schweigen. Es gibt seltsame Dinge in der Menschenseele, die klarste hat ihre dunklen Stunden ...

Am Bett des Kindes sank ich zusammen und vergrub mein Gesicht in die Decken und wünschte taub zu sein oder bewußtlos oder am liebsten tot! Beim ersten Morgengrauen verließ ich das Haus, begleitet von meinem alten Freunde."

„Und der Graf machte keinen Versuch, Sie zurückzuhalten, Sie wenigstens noch einmal zu sprechen?"

„Keinen, Gott sei Dank!"

„Und Sie haben ihn nie wiedergesehen?"

„Nie wiedergesehen, aber noch oft durch die Herzogin von ihm gehört. Er hat sich nicht wieder verheiratet und seine Tochter auch dann nicht verlassen, als sie einen eigenen Hausstand gegründet hatte. Laut wurde es auf seinen Schlössern nur noch, wenn sie mit ihrem Gefolge dort verweilte. Manche haben gefunden, sie sei gegen ihn nicht rücksichtsvoll genug gewesen, indessen — die beiden gehörten wahrlich zueinander. Anka war in ihren Gemahl verliebt, hat ihn aber um viele Jahre überlebt. Ihrem Vater ist sie bald nachgestorben. Sie war erst im vierzigsten Jahre," schloß die alte Frau, und lehnte sich erschöpft zurück; ihr durchgeistigter Blick schien in weite Ferne zu schauen.

Ich war ergriffen von dem Ausdruck stiller Hoheit in ihren edlen Zügen, stand auf und nahm ihre Hand. Da fühlte ich sie leise in der meinen zittern.

Ohne Liebe

Dialogisierte Novelle

Ein Salon im Palais der Gräfin Laßwitz in Wien. Die Einrichtung ist im Zopfstil gehalten, die Wände sind mit blauem Brokat überzogen. Eine hohe Mitteltür führt in ein Eingangszimmer, eine Tür links in die Wohnzimmer der Gräfin, eine Tür rechts in die ihrer Enkelin, Gräfin Emma Laßwitz. Im Vordergrund rechts steht ein kleines Kanapee, davor ein Arbeitstisch und ein Sessel. Gegen den Hintergrund links an der Wand ein großes Etablissement. Auf dem Kanapee, den Fauteuils, den Sesseln ist eine reiche Bescherung an Toilettegegenständen, Kleidern, Hüten usw. ausgelegt. Gräfin Laßwitz beschäftigt sich mit dem Ordnen der Blumenspenden, Schmucksachen, Albums und Bücher, welche den Tisch bedecken. Emma, in einfachem, dunklem Morgenanzug, tritt ein. Sie ist schön und anmutig, sehr ruhig in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise. Seelenfrieden, innere Klarheit drücken sich in ihrem Wesen aus.

Gräfin. Dein Geburtstag, liebes Kind, wir gratulieren.

Emma (küßt ihr beide Hände). Dank und aber Dank! (Die Geschenke betrachtend.) Alles wunderbar. Ja, das bist du; eine solche Wahl trifft nur du ... Wie dir das alles ähnlich sieht. Meiner Treu! ... wenn ich diesen Reithut auf dem Kopf der Kaiserin von China sähe, rief ich aus: den hat Ihnen, Majestät, meine Großmutter geschenkt! (Umarmt die Gräfin.)

Gräfin. Ach — geh!

Emma. Und von wem die Blumen?

Gräfin. Diese von Berg.

Emma. Der gute Alte!

Gräfin. Die von Tal.

Emma. Freuen mich nicht.

Gräfin. Die von Hügel.

Emma. Da hätten wir ja die Landschaft beisammen. Kein Achenbach, leider. (Sie nimmt ein Schmuckkästchen vom Tisch.) Diamanten ...

leichtsinnige Großmutter, nun gar Diamanten ... die darf ich ja nicht tragen, ich alte Jungfer.

Gräfin. So warten wir, bis aus der alten Jungfer eine junge Frau wird.

Emma. Pst! heute spricht man nicht von unangenehmen Dingen — nur von dir, von deiner Großmut. (Sie mustert die Geschenke von neuem.) — Es ist wirklich und wahrhaftig zu viel.

Gräfin. Ich habe für drei zu geben, vergiß das nicht.

Emma. Wie sollt ich? Du hast mir nie etwas Gutes getan, ohne zu sagen: ich Namen deiner armen verstorbenen Eltern. (Sie führt die Gräfin zu dem Kanapee im Vordergrund, nimmt auf dem Sessel Platz, ergreift beide Hände der Gräfin.) Verzogen aber hast du mich in deinem eigenen Namen.

Gräfin. Verzogen?

Emma. Du hast mir das Leben zu angenehm gemacht, zu schön, zu leicht ... Großmutter, sag einmal: wie alt war ich, als mir mein Vater starb und bald darauf meine Mutter? Drei Jahre — nicht?

Gräfin. Ungefähr.

Emma. So bin ich nun seit einundzwanzig Jahren bei dir. Sie sind mir vergangen wie ein Tag, aber was nützt das? Auch wenn man unvermerkt alt geworden, alt ist man doch.

Gräfin. Mit vierundzwanzig?

Emma. Als ich sechzehn war und Damen in meinen jetzigen Jahren auf den Bällen herumhüpfen sah, dachte ich: was wollen denn diese alten Schachteln, wollen sie sich vielleicht einen Mann ertanzen? ...

Gräfin. Das hast du nicht notwendig. Die Bewerber kommen uns ins Haus.

Emma. Gott weiß es. Was für Menschen!

Gräfin. Nun, nun, Rüdiger befindet sich unter ihnen, und der liebt dich, nicht dein Geld.

Emma. Möglich, weil er selbst genug hat. Aber Großmutter, er ist ein Familiengötze.

Gräfin (ungeduldig). Das sagst du immer; was meinst du eigentlich damit?

Emma. Was soll ich anders meinen als einen Menschen, mit dem seine Verwandten Abgötterei treiben?

Gräfin (wie oben). Sie tun es, weil er es verdient.

Emma. Niemand verdient Abgötterei, am wenigsten derjenige, der sie duldet.

Gräfin. Woher hast du diese Phrase?

Emma (drückt den Zeigefinger an die Stirn). Ich hab's daher, und deshalb ist es keine Phrase. Denk einmal darüber nach — wodurch hat sich Rüdiger die Anbetung seiner Familie zugezogen? Durch eitel negative Tugenden. Er hat nie Schulden, nie einen Rausch, nie ein Duell gehabt. Er bringt seine Tage im Bureau und zwei Abende in der Woche bei seiner Mutter zu, umgeben von Tanten und Schwestern und Basen, und die Damen alle schwingen Weihrauchfässer. Ach, der einzige Sohn, Neffe, Bruder, Vetter! Ach, der einzige überhaupt! Wo gibt es noch seinesgleichen? ach, und wo weilt sie, die Glückliche, die er erwählen und einführen wird in den Kreis seiner Priesterinnen, damit auch sie das Weihrauchfaß ergreife und...

Gräfin. Schweige! — Einen vortrefflichen Menschen verspotten hören ist mir überhaupt unangenehm; von dir aber tut es mir weh. Er liebt dich mit beispielloser Treue, obwohl (faßt sie scharf ins Auge), wenigstens scheinbar, unerwidert.

Emma (nach einer Pause, sehr ernst). Auch ich habe jahrelang so geliebt und bin mit dieser Liebe fertig geworden. Er soll mir's nachmachen!

Gräfin. Kind, überlege, bevor du diesen Mann abweisest. Überlege, was das ist, unter dem Schutz und Schirm eines solchen Mannes zu stehen.

Emma. Gute Großmutter, ein Götze ist niemandem ein

Schirm, der braucht selbst Schirme ... (Gräfin will sprechen, sie kommt ihr zuvor.) Laß mich eine alte Jungfer bleiben; wie soll ich heiraten? — Ich kann ja nicht mehr lieben. Marko war für mich der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, er hatte alle Vorzüge, die ich bewundere, alle Fehler, die mir verzeihlich scheinen. Wir sind als Nachbarskinder aufgewachsen, und schon meine Wärterin hatte mir gesagt: der Graf Marko ist Ihr zukünftiger Bräutigam. Dergleichen merkt man sich, und so liebte ich ihn denn wie einen Bräutigam. Er hingegen liebte mich, wie man eine Schwester liebt, und heiratete meine Freundin.

Gräfin. Die er recht unglücklich gemacht hat.

Emma. Oder sie ihn — wer weiß es? (Nach einer langen Pause.) Nun ist er Witwer seit drei Jahren.

Gräfin. Jawohl, und vergräbt sich in Kroatien auf dem Gute seiner Verstorbenen und überläßt die Verwaltung seines schönen Waldsee den Beamten, die dort wirtschaften, daß es ein Graus und schlechtes Beispiel ist für die ganze Nachbarschaft. Ich halte es, weiß Gott, für unrecht zu verpachten: Hast du den Genuß, habe die Plage. — Aber die Waldseer Anarchie an der Grenze könnte sogar mich verleiten, ein Unrecht zu tun. Das hätte dann dieser Herr Marko auf dem Gewissen.

Emma. Wie bös du ihm bist! beinahe noch so böse wie in jener Zeit, da ich ihn liebte und (lachend) unendlich unglücklich war.

Gräfin. Da hast jetzt gut lachen; in deinen Backfischjahren hast du mich oft genug nervös gemacht mit deinem Hirngespinst von einer Liebe, die von ihrem Gegenstand nicht einmal zur Kenntnis genommen wurde. Viel Torheit habe ich kennen gelernt, eine so große, wie diese Liebe, nicht. Gott sei dank, starb die unirdische endlich doch eines irdischen Todes — sie verhungerte. Ohne jede Nahrung kann sogar die geistigste Liebe nicht leben. Aber, mein Kind, ganz geheilt von der einzigen

Krankheit, welche dich jemals heimgesucht, wirst du dann erst sein, wenn du den Entschluß fassest —

Emma (legt beide Hände um den Hals der Gräfin, sieht ihr in die Augen). Die Frau Rüdigers zu werden. Er ist einmal dein Liebling, dieser Verführer aller Großmütter.

Gräfin (sucht sich vergeblich von ihr loszumachen). Laß doch.

Emma. Nein, du mußt die Wahrheit hören. Ihr seid im Irrtum, wenn Ihr meint, Eure Schwachheit verbergen zu können. Man sieht Eure Augen leuchten, so oft der Name Rüdiger ausgesprochen wird.

Gräfin (wie oben). Närrin! Närrin!

Emma (umarmt sie und läßt sie los). Verzeih! Auch ich werde einmal sechzig, und dann wird es mir ergehen, wie Euch. Wenn ich das bedenke, bin ich imstande und nehme ihn; man muß für seine alten Tage sorgen.

Diener (meldend). Graf Rüdiger.

Gräfin. Da siehst du nun. (Rückt die Haube zurecht. Zum Diener.) Sehr angenehm. (Diener ab.)

Emma (seufzt). Ach Gott! (Steht auf, geht zum Tische und macht sich mit den Geschenken zu tun.)

Gräfin. Emma, wenn er sich heute erklärte?

Emma. Geschähe es zum drittenmal. Wir werden doch unsere Fassung bewahren bei einem nicht mehr ungewöhnlichen Ereignis.

Hermann Rüdiger, ein Bukett in der Hand, tritt ein. Er ist fünfunddreißig Jahre alt, mittelgroß, blond, fett, sorgfältig gekleidet, hat ein hübsches Gesicht, trägt einen Vollbart, wiegt sich beim Gehen ein wenig in den Hüften. Sein Wesen drückt Selbstvertrauen aus, ist aber nicht frei von einiger Befangenheit; es verdirbt ihm die Laune, sobald ihm diese zum Bewußtsein kommt. Er verneigt sich vor beiden Damen und ist im Begriff, auf Emma zuzugehen. Sie bleibt regungslos und lächelnd am Tische stehen. Er, allmählich die Haltung verlierend, hemmt den Schritt.

Gräfin. Grüß Gott, mein lieber Rüdiger.

Rüdiger. Frau Gräfin. (Nach kurzer Überlegung wendet er sich, geht

auf sie zu und überreicht ihr den Blumenstrauß.) Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch zum Geburtstage Ihrer Enkelin darzubringen.

Gräfin. Mir? O, ich bin sehr überrascht und nehme ihn freudig an.

Emma. Bravo, Graf Rüdiger, das haben Sie gut gemacht. (Geht auf ihn zu und bietet ihm die Hand. Er, nach einigem Zögern, reicht ihr zwei Finger, die er schnell zurückzieht.) Ich freue mich jetzt schon auf den Geburtstag meiner Großmutter, da bekomme ich ein Bukett. (Gräfin ist aufgestanden, stellt die Blumen in eine Vase und bleibt während der nächstfolgenden Reden im Hintergrund.)

Rüdiger (verstimmt). Sie loben mich — ein Glück, das mir selten widerfährt.

Emma. Wie Sie das sagen, wie vorwurfsvoll! als hätte ich eine heilige Pflicht versäumt.

Rüdiger. Von Pflicht ist nicht die Rede, ich glaube nur auf mehr Rücksicht Anspruch machen zu sollen, als ich von Ihnen erfahre. Ein andrer Mann ...

Emma. Lieber Graf, ich bin heute ausnehmend friedlich gestimmt und bereit, jedes begangene Unrecht einzusehen, noch mehr: es zu bekennen. (Treuherzig.) Mein Undank gegen Sie ist groß.

Rüdiger. Jawohl.

Gräfin (auf ihrem früheren Platz, hat eine Arbeit zur Hand genommen). Jawohl.

Emma (sieht sie mißbilligend an). Nicht Partei nehmen! (Zu Rüdiger ernsthaft.) Ich mache mir Ihretwegen manchmal Vorwürfe.

Rüdiger (ebenso). Nur manchmal?

Emma. Das ist Ihnen zu wenig? Nun, sehen Sie, nicht herauskommen aus der Hölle der Gewissensqualen, das wäre wieder mir zu viel. (Sie lacht.)

Rüdiger. Ich würde gern mit Ihnen lachen, ich lache gern über gute Scherze, aber die Ihren (er zuckt die Achseln).

Emma. Sind nicht gut. Verstehe ich mich aufs Gedankenerraten, was?

Rüdiger (sieht sie vorwurfsvoll an. Nach einer Pause). Nein, so kann es nicht länger fortgehen. Wir müssen ein Ende machen, wir müssen uns endlich einmal aussprechen.

Emma. Endlich einmal? Wir tun seit drei Jahren nichts anderes.

Rüdiger. Und wo bleibt das Resultat? Wir wollen heute zu einem Resultat kommen.

Emma. Wie wär's, wenn wir uns setzten?

Gräfin (zu Rüdiger). Hierher, mein lieber Freund. (Weist ihm einen Platz an ihrer Seite an.)

Gräfin rechts, Rüdiger links auf dem Kanapee, Emma ihnen gegenüber. Sie hat sich schräg auf den Sessel gesetzt und kreuzt die Arme über dessen Lehne.

Emma. Da seid ihr schon wieder zwei gegen mich. Ist das schön von Ihnen, Graf Rüdiger, sich einer Claque zu versichern, bevor Sie Ihre Philippika gegen ein armes schwaches Weib eröffnen?

Gräfin. Hör endlich auf mit deinen unzeitigen Späßen.

Emma. Gern, sie kommen mir ohnehin nicht vom Herzen.

Rüdiger. Dann begreife ich nicht... Gräfin, ich würde einem Manne, wie ich bin, anders begegnen... Einem Manne, der mit solcher Treue, solcher Beständigkeit (die Stimme versagt ihm).

Gräfin (legt die Hand auf seine Schulter). Lieber Rüdiger ...

Emma (zugleich). Lieber Graf, wenn Sie glauben, daß ich Sie nicht zu schätzen weiß, dann irren Sie.

Rüdiger (der sich wieder gesammelt hat). Nun, Gräfin, wenn ich jemanden zu schätzen wüßte, würde ich ihn nicht unglücklich machen, ich würde mich bemühen, seine Gefühle zu erwidern.

Emma. Wer sagt Ihnen, daß ich nicht versucht habe, mich zu bemühen?

Rüdiger. O dann fahren Sie fort — etwas guten Willen,

und es wird gehen. Meine Mutter, meine Tanten, meine Schwestern wären glücklich ...

Gräfin. Auch ich wäre es.

Rüdiger. Auch Ihre Großmutter, auch sie — ach, wie glücklich wäre ich selbst, wenn ich meine Großmutter glücklich machen könnte.

Emma (lacht).

Gräfin, Rüdiger (zugleich). Emma! Emma! Jetzt lacht sie wieder.

Emma. Aber nein. (Mit Entschluß.) Sie sind ein gutmütiger Mensch, Graf Rüdiger, Sie sind auch treu, sind vernünftig, ich glaube, daß es sich mit Ihnen leben ließe ...

Rüdiger (will aufspringen), Gräfin (zugleich). Gräfin Emma! O mein Kind!

Emma. Bleiben Sie sitzen; ich bin noch nicht fertig: Leben ließe — vorausgesetzt, daß Sie sich einer Zumutung fügen würde ...

Rüdiger (stutzt). Zumutung?

Emma. Ja. — In der Bibel steht, der Mann soll Mutter, Tanten, Basen und Schwestern verlassen und dem Weibe nachfolgen.

Rüdiger. Ich habe die Stelle anders zitieren gehört.

Emma. Sie wird eben meistens falsch zitiert.

Rüdiger (nach langer Überlegung ängstlich). Sie fordern es, ich weiß nicht, was ich ... das heißt ich würde so etwas nicht von mir verlangen, wenn aber Sie das Herz dazu haben — soll es geschehen.

Gräfin (in hellem Entzücken). Rüdiger, Sie sind ein edler Mensch!

Rüdiger (einigermaßen betroffen). Wir werden uns jedenfalls noch darüber aussprechen.

Emma. O weh!

Gräfin (streng). Was sagst du?

Emma. Ich frage Sie, Graf Rüdiger, wenn Sie sich ent-

schlossen, mir zu Ehren auf den größten Reichtum an Liebe, den Sie besitzen, zu verzichten, was dann?

Rüdiger. Dann würde ich auf Ersatz hoffen.

Gräfin. Sie würden ihn fordern dürfen.

Emma. Ganz richtig. Es könnte aber sein, daß ich nicht imstande wäre, dieser Anforderung zu genügen.

Rüdiger (außer sich). Und Sie werden es nicht imstande sein. Welch ein Narr bin ich — ein anderer hätte längst — aber auch ich sehe es endlich ein: Sie sind unfähig zu lieben, sind eiskalt, und im Grunde muß man Sie bedauern.

Gräfin. Jawohl bedauern.

Emma. Weil ich unfähig bin zu lieben? Das ist nicht der Fall. Unter allen Umständen müßte ich Ihnen ja das Geständnis machen — ich habe eine große Liebe in meinem Leben gehabt.

Gräfin (räuspert sich).

Rüdiger (zu ihr, betroffen, tonlos). Jetzt hat sie auch eine große Liebe gehabt!

Gräfin (zu Emma). Du bist lächerlich.

Rüdiger. Ich bitte — ich muß um nähere Erklärung bitten.

Emma (herzlich). Ich werde Ihnen jetzt weh tun, Graf Rüdiger, verzeihen Sie mir im voraus. (Sie reicht ihm über den Tisch die Hand, er verweigert ihr die seine). Soweit ich mich zurückerinnere, erinnere ich mich geliebt zu haben, innig, vertrauensselig, der Gegenliebe überzeugt. Diese meine Großmutter sagte oft zu mir: Welche Torheit, mein Kind, du setzest dir jemanden in den Kopf, der nicht an dich denkt. Trotz dieser Warnung ...

Rüdiger (fällt ihr ins Wort). Fahren Sie fort, ins Blaue hinein zu schwärmen — für Marko!... Inkommodieren Sie sich nicht weiter. Von dieser Kinderei wußte ich und habe nur deshalb nie mit Ihnen darüber gesprochen, weil sie mir denn doch als ein von gar zu lange überwundener Standpunkt erschien.

Emma. So?

Rüdiger. Ja so! Und wenn das nicht der Fall wäre, mit Marko würde ich's aufnehmen — dem guten Marko!

Gräfin (zuversichtlich). Tun Sie's nur. Daß die Wahl zwischen ihm und Ihnen meiner Emma heut noch schwer würde, glaube ich nicht.

Emma (sieht ihr in die Augen). Auch ich nicht.

Rüdiger (sie mißverstehend): Jedenfalls haben Sie Gelegenheit, Vergleiche anzustellen; Marko ist hier.

Emma (mit Selbstbeherrschung). Seit wann?

Rüdiger. Seit gestern. Immer derselbe, immer noch im Prozeß mit seinem Onkel und ehemaligen Vormund. Sieht übrigens recht übel aus.

Gräfin. Die Trauer um seine Frau.

Rüdiger. Oder die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen ihretwegen macht, wenn ich annehmen will, daß er eins hat.

Diener (meldet). Graf Laßwitz.

Gräfin. Da haben wir's.

Marko (tritt ein. Er ist groß und schlank, etwas nachlässig in seinem Benehmen und in seiner Kleidung. Die Züge des gebräunten Gesichts sind unregelmäßig, die strengen blauen Augen von kräftigen Brauen überschattet. Schnurr- und Backenbart sind kurz gehalten, das dichte, leicht ergraute Haar, das inmitten der Stirn ein Spitze bildet, ist kurz geschoren. Er geht auf die Gräfin zu, küßt ihr die Hand). Grüß Gott, Tante. Wie geht's?

Gräfin (kühl). Ich danke dir, gut.

Marko. Sie sehen auch gut aus, was mich freut. (Wendet sich zu Emma.) Und wie steht's mit dir, Cousine?

Emma (ruhig und freundlich). Gleichfalls gut — was dich gleichfalls freut.

Marko. Vom Herzen. (Zu Rüdiger.) Guten Tag Hermann.

Rüdiger (gespreizt). Habe die Ehre.

Emma (wie oben). Höre, Marko, das Vergnügen, zu erfahren, daß wir uns wohlbefinden, hättest du dir früher verschaffen können. Nimm Platz. (Sie nähert sich dem Sessel, den sie früher

eingenommen hat. Rüdiger will denſelben für ſie zurecht rücken, ſie kommt ihm zuvor, ohne ſeine Abſicht bemerkt zu haben. Tief verletzt kehrt er zum Kanapee zurück und ſetzt ſich wieder neben die Gräfin.)

Marko (vergebens nach einem unbeſetzten Seſſel ſuchend). Alles vergriffen. Was bedeutet dieſe Ausſtellung? Iſt denn heute? (Schlägt ſich vor die Stirn.) Zwölfter Mai. Dein Geburtstag, Emma. Verzeih, ich hätte mich deſſen erinnern ſollen.

Gräfin. Warum denn auf einmal — da es in Jahren nicht geſchah?

Marko. In Jahren — ganz richtig. Aber, wenn ich auch nicht ſchrieb, ich erinnerte mich an jedem zwölften Mai, daß dieſer Tag durch unſere ganze Jugendzeit der ſchönſte im Jahre geweſen. (Er befreit einen Fauteuil von den darauf liegenden Gegenſtänden und läßt ſich neben dem großen Tiſch nieder, auf den er den Ellbogen ſtützt.)

Emma (wendet den Kopf nach ihm). Weißt du noch? Das waren Feſte! Weißt du noch den Ball der Dorfkinder im Garten, bei dem ich immer ſitzen blieb, weil meine Tänzer vom Büfett nicht wegzubringen waren?

Marko. Ja, ja, und damals, wo ich an der Spitze eines Bauern-Banderiums in den Schloßhof geritten kam, und mein Pferd vor den Fahnen auf den Balkon ſcheute und mich abwarf, angeſichts der beſtürzten Gäſte und des lachenden Volkes.

Emma. Und du auf einen Jagdhund fielſt, der mit verzweiflungsvollem Geheul entfloh.

Marko. Ich hegte Selbſtmordgedanken nach dem Sturze — das Feuerwerk zerſtreute ſie.

Emma. Mir machte das Feuerwerk immer das geringſte Vergnügen, denn ſobald es abgebrannt war, hieß es: das Feſt iſt aus, geh ſchlafen!... Aber vom Morgen des dreizehnten an begann ich mich auf den nächſten zwölften Mai zu freuen.

Marko (zur Gräfin). Es iſt merkwürdig, Tante; da ſind wir ſo lange Zeit außer allem Verkehr geſtanden — nun bin ich wieder bei Ihnen und mir iſt, als hätte ich Sie geſtern verlaſſen.

Rüdiger. Merkwürdig.

Gräfin. In der Tat. Ich empfinde dir gegenüber anders. Lieber Marko, jemand, der seine ganze Kinder- und Jugendzeit hindurch in dem Hause einer entfernten Verwandten aufgenommen war wie ein Sohn ...

Marko (durchdrungen). Ja, ja, das war ich.

Gräfin (ohne sich unterbrechen zu lassen). Aus Teilnahme mit seinen unglücklichen Verhältnissen, denn seine Mutter war tot und sein Stiefvater und zugleich Vormund ein harter, ein — unredlicher Mann. Die Verwandte nahm das Herz des Jünglings in ihre Obhut, sie wollte nicht, daß es verbittere.

Marko. In der Gefahr befand ich mich nie, weil nur die Schwachen verbittern.

Rüdiger (empfindlich). Wenn das eine Anzüglichkeit sein soll ... wenn vielleicht ich gemeint bin.

Emma (lacht auf).

Marko (mit ehrlicher Verwunderung). Du, Hochgelobter? Stolz und Glück der Deinen, wirst dich doch nicht getroffen fühlen, wenn man von verbitterten Menschen spricht? (Er steht auf und wendet sich an die Gräfin). Fahre fort, Tante, in deiner Anklage, die ja berechtigt ist und lautet: Ich, deine entfernte Verwandte, war zugleich die einzige, welche dir Wohlwollen zeigte; die einzige, welche dein Vertrauen besaß. Warum entzogst du es mir in dem Augenblick, in dem du dein eigenes Haus gegründet hast? Warum hörte ich seitdem nicht mehr von dir als jeder Fremde, dem du schicklichkeitshalber die Geburt einer Tochter und ein paar Jahre darauf den Tod deiner Frau anzeigtest? (Nachdenklich.) Ja, warum? ...

Gräfin. Warum? — Sprich. Nun?

Marko (zögert).

Emma. Lassen wir's bis später, bis ...

Rüdiger. Bis wir en famille sind, wollen Sie sagen.

Sagen Sie es doch! oder auch nicht — es wäre überflüssig — ich verstehe (erhebt sich) und empfehle mich.

Gräfin (seine Hand ergreifend). Lieber Rüdiger, was fällt Ihnen ein? En famille heißt: in Ihrer Gegenwart.

Marko (unangenehm überrascht). In seiner Gegenwart? ... (Sieht erst Emma, die seinen Blick ruhig aushält, dann Rüdiger an. Nach einer Pause zu diesem.) Dir ist sehr zu gratulieren.

Emma. Darüber weiß man wirklich noch nichts Bestimmtes.

Rüdiger (beißt sich auf die Lippen). Nein, denn die Gräfin ist nicht — wie soll ich sagen? ... und ich bin nicht zudringlich.

Gräfin (ablenkend zu Marko). Du gehst also nach Waldsee? — Endlich!

Marko. Was sollt ich dort, solange sich mein Vormund —

Rüdiger (fällt ihm ins Wort). Ich würde sagen: mein Vater.

Marko. Mein Stiefvater, lieber Freund; solange sich also der, mit einem Schein von Recht, die Mitregentschaft anmaßen durfte. Dieser Schein ist zerstört ...

Rüdiger (wie oben). Auf Kosten des letzten Willens deiner Mutter. Man sagt, du habest ihr Testament angegriffen.

Marko (gelassen). Es war nicht das ihre, war ihr nur zur Unterschrift vorgelegt worden, als sie schon halb bewußtlos ... Aber lassen wir diese peinlichen Dinge. Meine Freunde werden keine Rechtfertigung in Ehrensachen von mir verlangen ...

Emma (unwillkürlich). Nein.

Marko. Ich erwarte vielmehr, daß sie für mich einstehen, wenn es etwa nötig wäre.

Rüdiger. Da kann ich dir nur wünschen, daß du in dieser Erwartung nicht getäuscht werdest. Ich, an deiner Stelle, ich würde ...

Marko (tritt an ihn heran. Mit unterdrücktem Zorn). Was?

Rüdiger. Ich würde mich gefaßt machen ...

Marko. Worauf?

Rüdiger. Nicht überall dem Wohlwollen zu begegnen, das dir soeben (er deutet auf Emma) entgegenkam. (Will aufstehen.)

Gräfin (zieht ihn am Arme auf seinen Platz zurück). Ganz Ihrer Meinung, lieber Graf, aber setzen Sie sich. — Und jetzt bitte ich um eine andere Konversation. (Zu Marko.) Du hast ja eine Tochter, drei Jahre alt, wenn ich nicht irre.

Marko. Jawohl, erst drei Jahre.

Gräfin. Und wo ist die Kleine?

Marko. Wo sollte sie anders sein als bei mir.

Gräfin (lebhaft). Bei dir, und du hast sie nicht mitgebracht? Das ist — verzeih! wieder eine deiner Rücksichtslosigkeiten.

Marko (gutmütig). Rücksichtslosigkeit nennst du das?

Gräfin. Wo seid ihr abgestiegen?

Marko. Im Hotel dir gegenüber.

Gräfin (immer lebhafter). Im ersten Stock?

Marko. Jawohl.

Gräfin. Und die Kleine bewohnt das Erkerzimmer links?

Marko. Jawohl.

Emma. Sie ist es!

Gräfin. Ich kenne sie! Ich habe sie gestern am Fenster gesehen und eine Stunde lang mit ihr kokettiert. Ein Engel — aber zart — und diesen zarten Engel legt man in ein Wirtshausbett, füttert man mit Wirtshaussuppe, während seine Großtante ihm gegenüber wohnt. Unverzeihlich! (Sie hat sich erhoben, geht auf Marko zu und bleibt vor ihm stehen.) Deine einzige Entschuldigung ist: du weißt nicht, was du tust.

Emma (lächelnd zu Marko). Nimm das nicht übel. Meine Großmutter hat ein dreijähriges Kind am Fenster gesehen, meine Großmutter ist verliebt.

Gräfin. Unsinn!... Ich will die Kleine hier haben, Marko, ich werde sie gesund pflegen.

Marko. Aber, Tante, es fehlt ihr nichts.

Gräfin. Nichts? Welche Blindheit, Gott im Himmel! Sie

hat ihre Mutter verloren und — es fehlt ihr nichts. (Schellt erst eins, dann zweimal.) Hole sie, in einer Viertelstunde ist alles zu ihrem Empfang bereit. Zwei Zimmer neben meinem Schlafzimmer stehen zur Verfügung.

Der Diener und eine Kammerjungfer sind durch die Mitteltür eingetreten. Gräfin erteilt hastig und leise ihre Befehle und entläßt die Leute.

Emma (indessen zu Marko). Was zögerst du? Deine Kleine muß zu uns kommen.

Marko. Sie muß? (Etwas verlegen.) Ja, das ist so eine Sache ... Ich weiß nicht, ob sie will.

Emma. Die Dreijährige hat schon einen Willen?

Gräfin (kommt in den Vordergrund zurück). Nun geh, Marko. (Sie drängt ihm seinen Hut auf und geleitet ihn zur Tür.)

Marko. Ich geniere mich, Tante — meine Kleine — sie ist ein wenig schlimm.

Gräfin. Mag sie sein, wie sie will, ich gewähre ihr Gastfreundschaft.

Rüdiger (mitten im Zimmer, knöpft seinen Rock zu). Das täte ich wieder nicht.

Der Salon ist leer. Aus dem Vorzimmer dringt lautes Kindergeschrei. Der Diener öffnet beide Flügel der Mitteltür. Zuerst stürzt die Kammerjungfer herein, läuft durch den Salon in das Zimmer links. Marko folgt. Er trägt Dorchen auf dem Arme, die sich an seinen Hals anklammert, den Kopf an seine Schulter preßt und aus allen Kräften schreit. Die Bonne eilt ihm, die Gräfin der Bonne nach.

Marko. Wo! — wohin? (Wendet sich links von der Eingangstür.)

Diener (vortretend, nach rechts weisend). Hierher, Herr Graf.

Marko (schwenkt rasch nach rechts).

Gräfin (zu der Kleinen). Nicht weinen, mein Schatz, mein Herz, nicht weinen, mein Engel!

Bonne (ebenso). Pas avoir peur, ma chérie, Élise est là, Élise est là.

Diener. Aber Komteſſerl, Komteſſerl!

(Alle links ab.)

Die Beſchwichtigungsverſuche der Gräfin und der Bonne und das Geſchrei des Kindes dauern fort.

Emma (aus ihrem Zimmer). Was gibt es? — Ach! der Einzug unſeres Gaſtes. (Sie blickt ins Nebenzimmer durch die offen gebliebene Tür und lacht.) Ein charmantes Kind, meiner Treu!

Marko (kommt, halb verdrießlich, halb verlegen). Ich habe es ja geſagt, daß man ſie in Ruhe laſſen ſoll. Man muß Kinder immer in Ruhe laſſen. Die arme Kleine war ganz zufrieden mit ihrer Wirtshausſuppe.

Emma (die ihn kopfſchüttelnd angehört hat). Sie wird auch bei uns zufrieden werden. (Sie geht in das Zimmer links. Einen Augenblick wird das Geſchrei des Kindes lauter, dann hört es allmählich auf.)

Marko (hat ſich geſetzt, ſtützt die Ellbogen auf die Knie, das Geſicht in die Hände. Als das Geſchrei aufhört, hebt er den Kopf und beobachtet die Vorgänge im Nebenzimmer). Sie beruhigt ſich. Sieh da, ſieh da, wie ernſthaft die Couſine mit ihr ſpricht. Den Ton iſt ſie freilich nicht gewöhnt ... Verzieht auch ſchon den Mund — es wird gleich wieder angehen, das Geſchrei ... O Wunder! — ſie gibt ihr die Hand, ſie hört ihr zu und lacht ... Die arme Kleine, jetzt lacht ſie gar. Das wird noch eine dicke Freundſchaft werden zwiſchen den beiden.

Emma (tritt langſam ein und bleibt mit gekreuzten Händen vor Marko ſtehen). Du haſt ein ſchlimmes Kind, mein lieber Marko. Verſtehſt dich nicht auf Erziehung, ſcheint mir.

Marko (aufſtehend). Nein! — ich weiß nichts anzufangen mit gebrechlichen Weſen, ihre Schwäche imponiert mir, ich zittere vor ihrer Angſt, ich halte es nicht aus vor Mitleid mit ihrem geringſten Schmerz ... und ſo erfülle ich dem Kind jeden Wunſch, ihre Launen regieren mich (zornig) und die Bonne ſucht mich noch zu übertreffen und die Dienerſchaft folgt unſerem Beiſpiel, alles kriecht vor der kleinen Tyrannin (ausbrechend) und wir bilden das Kind allmählich aus zu einem würdigen Mitglied der Geſellſchaft der heiligen Affen von Benares.

Emma. Ein höchst erfreuliches Erziehungsresultat.

Marko. Aber so weit soll es nicht kommen. Mein Entschluß ist gefaßt, ich gebe das Kind demnächst ins Sacré-cœur.

Emma. Wo Fremde gut machen sollen, was der Vater an ihm gesündigt hat. Ich weiß besseren Rat: Laß die Kleine bei uns.

Marko. Was dir einfällt!

Emma. Etwas sehr Praktisches. Ich verstehe mit Kindern umzugehen, ich habe das gut gelernt in unserem Kindergarten auf dem Lande.

Marko. Kindergarten? so? (Etwas spöttisch.) Du beschäftigst dich mit Volksbildung?

Emma. In ihren bescheidensten Anfängen.

Marko. Nun, ich werde in Waldsee Eurem Beispiel folgen (mit einer leichten Verbeugung) unter deiner Anleitung.

Emma. Ich bitte dich, bleiben wir bei der Stange. Gibst du uns die Kleine?

Marko. Ich denke nicht daran. Die Tante würde das bißchen Gute, das an dem Kind noch ist, bald ausgerottet haben.

Emma. Ich bin da, um dem Unfug zu steuern.

Marko. Wie lange noch? Rüdiger wird schwerlich warten, bis Dorchens Erziehung beendet ist.

Emma. Rüdiger wird vielleicht noch länger warten müssen, wenn er es überhaupt tun will.

Marko. Das heißt? ... Was heißt das?

Emma. Daß ich ihm schon mehrmals gesagt habe: Warten Sie lieber nicht, es ist am Ende doch umsonst.

Marko. Und er setzt trotzdem seine Bewerbung fort?

Emma. Trotzdem.

Marko. Nun, der hat eine gute Portion Geduld.

Emma. Und eine gute Portion Eigensinn. Und er hat noch etwas: eine mächtige Fürsprecherin, meine Großmutter,

die ihn bewundert und das unbedingteste Vertrauen in die Bravheit seines Charakters hat.

Marko. Es ist auch nicht das geringste gegen ihn einzuwenden.

Emma. Doch! seine böse Laune, seine Übelnehmerei.

Marko. Die hat allerdings zugenommen mit den Jahren. Er wird eben verwöhnt.

Emma. Dafür dank ich, das kann ich nicht brauchen — verwöhnt bin ich selbst.

Marko. Dann werdet ihr euch um so besser verstehen.

Emma. Oder um so schlechter. Übrigens sind das nebensächliche Bedenken, wenn man von einem Menschen weiß, er ist ehrenhaft und treu — und hauptsächlich, wenn man ihn liebt. Ich aber liebe ihn nicht.

Marko. Das ist kein Ehehindernis.

Emma (sieht ihn aufmerksam und ernsthaft an). Seltsam, was du da behauptest. — Seltsam, meiner Treu!

Marko (lacht). Du sagst noch immer: meiner Treu?

Emma. Noch immer. Ich werde meine alten Gewohnheiten nicht los.

Gräfin (kommt triumphierend). Jetzt hat sie die Biskote doch gegessen, denk dir, Marko! und sie ist überhaupt der herzigste Schatz, der mir je vorgekommen ist. Sie hat „Ghoßtante" zu mir gesagt, und Elise mußte Purzelbäume machen.

Marko (entrüstet zu Emma). Purzelbäume!

Gräfin. Warum nicht? sie macht das sehr anständig. (Zu Emma.) Und nach dir hat sie dreimal gefragt.

Emma (freudig). Wirklich? hat sie wirklich nach mir gefragt? (Zu Marko.) Siehst du, ich war streng, ich habe sie gezankt, das war ihr etwas Neues, und das Neue verfehlt bei Kindern seine Wirkung nie. (Ab nach links.)

Gräfin. Ach, Marko! ich hätte eine so große Bitte: Vertraue mir Dorchen an, für ein Jahr oder zwei. In kurzer Zeit

reisen wir auf das Land, dann lebt sie in deiner Nachbarschaft, du kannst sie täglich besuchen ... Erfülle mir die Bitte, Marko, eine liebreiche Umgebung tut dem Kinde not; ihr seid so hart, ihr Männer, ihr habt keinen Begriff von der Geduld, der Zärtlichkeit, die ein Kind braucht ... Dorchen ist unvertraut, eingeschüchtert (ärgerlich, weil er lacht), verprügelt mit einem Wort.

Marko. Verprügelt, die?

Diener (kommt mit einem Briefe, den er der Gräfin überreicht). Von Herrn Grafen Rüdiger. (Ab.)

Gräfin. Er schreibt mir? — (Liest.) Sieh nur — er ist gekränkt — hat auch alle Ursache, Emma und du, ihr wart unfreundlich gegen ihn. (Liest.) Er will nicht mehr kommen ... O!... Er fürchtet zu genieren, o! o! — Emmas Wort: en famille hat ihm zu weh getan.

Marko. Sie hat es nicht ausgesprochen, er legte es ihr in den Mund.

Gräfin. Gleichviel, wir werden trachten, ihn wieder gut zu machen. Aber jetzt lebe wohl. Das Essen der Kleinen wird wohl schon serviert sein. (Will gehen.)

Marko. Ist das eine schwere Aufgabe, Rüdiger wieder gut zu machen?

Gräfin. Eine ungemein leichte, weil ja Güte der Grundzug seines Charakters ist.

Marko. Schade, daß seine Laune und der Grundzug seines Charakters so wenig übereinstimmen.

Gräfin. Seine Laune? es ist die eines Verliebten, der sich einbildet, nicht völlige Erwiderung zu finden. (Zerstreut.) Das alles vergeht, das alles gibt sich in der Ehe. (Für sich.) Sie ist gewiß schon bei der Suppe.

Marko. Ja, ja, ich weiß, was sich in der Ehe gibt.

Diener (meldend). Der Graf Rüdiger.

Gräfin (die schon die Klinke der Tür links in der Hand hält, wendet sich). Wer?

Diener. Graf Rüdiger.

Marko. Er wollte ja nicht mehr kommen.

Gräfin (eine kleine Regung der Ungeduld niederkämpfend). Schön, sehr schön. (Zum Diener.) Lassen Sie ihn eintreten.

Diener. Der Herr Graf wünschen Frau Gräfin allein zu sprechen.

Gräfin. Ach was, allein! (Zu Marko.) Nach der Suppe kommt ein Hühnerfilet mit grünen Erbsen. Ich hätte mich so gern überzeugt, daß es ihr schmeckt.

Diener. Der Herr Graf warten.

Gräfin. Führen Sie ihn ins Kinderzimmer.

Marko. Aber, Tante, ich bitt dich — (nimmt seinen Hut) ich gehe.

Gräfin. Du bleibst, du rührst dich nicht von der Stelle. Wenn die Kleine nach dir riefe — was dann? (Zum Diener.) Führen Sie den Grafen in den gelben Salon. (Diener ab.)

Gräfin. Es ist ein Mißgeschick, daß der gute Rüdiger just in diesem Augenblick kommen muß. Bei Tische und vor dem Einschlafen sind Kinder am herzigsten. (Ab durch die Mitte.)

Marko allein.

Marko. Die Tante! sie übertrifft mich noch. Nein, kleines Dorchen, hier ist unseres Bleibens nicht. Wir reisen. — Wenn auch im Irrtum befangen, ich seh ihn ein, und das ist der erste, der wichtigste Schritt zur Befreiung.

Emma kommt von links, sie führt Dorchen an der Hand. Elise folgt mit unzufriedener Miene.

Emma. Dorchen kommt um Verzeihung zu bitten daß sie so schlimm gewesen ist. Nun, du Kleine?

Dorchen. Pardon, Papa.

Marko. Pardon, das Kind sagt Pardon? Das ist ja etwas Außerordentliches. (Streichelt ihre Haare.) Wir wollen aber auch andere Saiten aufziehen, von nun an. Mein Dorchen hat mir heute Schande gemacht.

Elise (pikiert). Andere Saiten? Chande gemackt? qu'est-ce que cela veut dire?

Marko (zu Elise). Ich bitte Sie, das Kind zu Bett zu bringen. Es schläft ja schon.

Elise. Viens ma chérie, viens mon petit ange.

Dorchen (hält Emmas Hand fest). Avec toi, avec toi!

Emma. Brav sein, Dorchen. (Nimmt sie auf den Arm und trägt sie bis zur Türe, wo Elise sie übernimmt und mit ihr abgeht.)

Marko. Ich glaube wirklich, du würdest mit ihr fertig werden.

Emma. Es wäre keine große Kunst.

Marko. Mir ist es nicht gelungen.

Emma. Ich seh's mit Staunen. Du, der schon als Jüngling die Seelenstärke eines Mannes hatte, du, der kühne Bekämpfer des Unrechts, Ritter der Vernunft — wie du dich nanntest — du stehst unter einem (sie mißt an ihrer Hand) so langen Pantoffel; du hast dringend nötig, nach Hilfe zu rufen, wenn dir deine Tochter in die Nähe kommt.

Marko (erhebt den Kopf, sieht sie freundlich an). Eine deiner wohlbekannten Übertreibungen. Wahrhaftig, du hast dich nicht verändert.

Emma. Semper idem. An mir erleben meine Freunde auch nach langer Trennung keine Überraschungen.

Marko. Um so besser, wenn du immer bist, wie du immer warst.

Emma. Weißt du was? — Sei nicht galant, es steht dir schlecht. (Nach einer Pause.) Marko — ich kann es nicht glauben, daß du wenig Rücksicht für deine arme, kleine, zarte Frau gehabt, daß du sie unglücklich gemacht hast.

Marko (sieht finster zu Boden). Das letztere ist wahr.

Emma. Ein schlechter Dank für ihre große Liebe.

Marko (springt auf). — Liebe! Liebe! ... Wenn ich nur dieses Wort nicht mehr hören müßte!

Elise (erscheint an der Tür). Monsieur, la petite dort, le moindre bruit l'éveille.

Marko (leise). Elle dort? C'est bien, c'est très bien!

Elise zieht sich zurück.

Marko (wie oben, sieht auf die Uhr). Das ist ihr Nachmittagsschläfchen. Es dauert meistens eine Stunde. Nur still, nur still! (Will mit äußerster Vorsicht den Sessel in Emmas Nähe rücken, erschrickt und horcht. Beruhigt sich.) Nein, es ist nichts.

Emma (mit unterdrückter Stimme). Was sagtest du vorhin? welches Wort soll man vor dir nicht aussprechen?

Marko. Eines, das ich gar zu oft nennen hörte, als Entschuldigung, als Rechtfertigung von vielem, vielem mir zugefügten Unrecht, mir auferlegter Pein. Meine arme, kleine, durch ihre Schwäche gefeite Frau hat mir nicht nur das Wort, sondern auch die Empfindung, welche man damit zu bezeichnen pflegt, auf ewig verleidet ... „Ja, mein Leben, meine Seele, ja Marko, ich quäle dich, aber — aus Liebe. Ja, ich möchte nicht eine Minute ohne dich sein, ich bin anspruchsvoll, aber — aus Liebe!"

Emma. Pst! Du weckst das Kind.

Marko (dämpft die Stimme). Und aus Liebe war sie eifersüchtig auf Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, besonders auf die Vergangenheit. Es war ein Verbrechen, daß ich nicht unerfahren wie ein Mondkalb in die Ehe getreten. Ein Mann, der das Leben kennt, der Abenteuer gehabt hat, wie leicht ist es dem, eine ahnungslose Frau zu betrügen. Und er denkt und sinnt nichts anderes als Betrug. (Laut und lauter.) Meine Feinde wissen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin; diejenige, deren Abgott ich war, wußte es nicht.

Emma. Pst, Pst!

Marko. Wenn ich das Haus auf ein paar Tage verließ, fühlte ich mich als eine Art Henker; ich wußte ja, meine Frau verzehrt sich daheim in Angst und Sehnsucht.

Emma. Das war krankhaft.

Marko. Krankhaft? Ja, die Liebe ist eine Krankheit.

Emma. Keine unheilbare wenigstens.

Marko. Bei meiner Frau hat sie sich als solche erwiesen.

Emma (erschrocken). Marko, unheilbar — tödlich?

Marko. Nein, Gott sei Dank! so arg war es doch nicht... Sie starb an einem anderen Übel, sanft und ruhig, ihre Hand in der meinen.

Emma. Arme Frau!

Marko. Das habe ich immer gedacht, wenn Ungeduld mich übermannen wollte, und so lebte ich sechs Jahre hin, kämpfend zwischen Empörung und Mitleid. Und da nimmt die Tante es mir noch übel, daß ich nicht geschrieben habe. Was hätte ich schreiben sollen? Die Wahrheit — Verrat an meiner Frau. Die Unwahrheit — Verrat an euch.

Emma. Aber später, als du Witwer geworden.

Marko. Da war meine Seele betrübt. Man macht ein Wesen, von dem man geliebt wird, nicht ungestraft unglücklich. Es rächt sich, wirft einen Schatten auf das ganze Leben.

Emma. Du hast dir ja keinen Vorwurf zu machen.

Marko. Sei es, wie es sei, die Erinnerung bleibt. (Steht auf.) Eines weißt du, eines wird mir immer unbegreiflich bleiben: so viele unglücklich Liebende sind durch die Kunst und die Poesie verewigt worden (laut), warum niemals die viel Bedauernswerteren — die unglücklich Geliebten?

Emma. Es ist merkwürdig; du brauchst aber deshalb nicht zu schreien.

Marko (nach einer Pause wieder leise). Daß ich niemals an euch schrieb, war kein Zeichen des Vergessens. Im Gegenteil, in meinen schlimmen Stunden gedachte ich deiner.

Emma (lacht). Sehr schmeichelhaft.

Marko. In dem Sinn, in dem ich's meine, ohne Zweifel. Ich überlegte, ich sagte mir: allein bleiben kann ich nicht. Mein Haus braucht eine Herrin, mein Kind braucht eine Mutter, mein Herz braucht einen guten Kameraden. So kam ich denn

her, um dich zu fragen — ich gesteh dir's aufrichtig —, ob du die drei Ämter übernehmen willst.

Emma (ruhig). Du schenkst mir viel Vertrauen.

Marko. Schenken? Du hast es von je und immer. Was meinst du, Emma, wenn ich mich vor sechs Jahren um dich beworben hätte, würdest du mich genommen haben?

Emma (wie oben). Ganz gewiß.

Marko. Sehr schade, sehr schade! Wir hätten in guter Freundschaft eine friedliche Ehe geführt. Aber nein, die Freundschaft genügte mir nicht, es mußte Liebe sein. Ich mußte eine Leidenschaft fassen und einflößen. (Preßt beide Hände auf die Schläfen.) Vorbei! nicht mehr gut zu machen. Ich bin wieder frei, noch nicht alt, reich — ich mochte mich hinwenden, wohin ich wollte, ich fand keine, die mich nicht liebte. In Kroatien auf dem Gute ließ jedes heiratslustige Fräulein in der Nachbarschaft mich merken: ich trage dich im Herzen. Auf der Reise hierher, welche Entdeckung — Elise liebt mich.

Emma. Du bist ein moderner Orpheus.

Marko. Ohne Leier. Unterwegs erzählte sie mir in einem fort Geschichten von Grafen, die aus unwiderstehlicher Leidenschaft Bonnen geheiratet haben. (Wehmütig.) Bin ich nicht ein Pechvogel? — Als ich mich entschließe, bei der einzigen, von der ich sicher weiß, die liebt mich nicht, anzufragen: Willst du den Jugendfreund zum Manne nehmen? finde ich sie halb und halb verlobt.

Emma. Dieses Hindernis wird bald behoben sein.

Marko. Was sagst du?

Emma. Aber es ist ein anderes vorhanden, das nicht wegzuräumen ist.

Marko (rasch). Welches?

Gräfin und Rüdiger kommen durch die Mitte. Sie befinden sich in lebhaftem Wortwechsel.

Gräfin. Ganz und gar nicht Ihrer Meinung, mein lieber Graf. (Halblaut zu Emma.) Was macht sie?

Emma (ebenso). Sie schläft.

Rüdiger. Ich muß dennoch dabei bleiben.

Emma. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen euch beiden? Die Welt steht nicht mehr lang.

Gräfin (zu Emma). Er findet es unverträglich mit seiner Mannesehre, seine Bewerbung um dich fortzusetzen, er findet...

Emma (fällt ihr ins Wort. Zu Rüdiger). Sie geben mir einen Korb, Graf Rüdiger?

Rüdiger. Den ich an Ihrer Stelle nicht annehmen würde.

Emma. Ich tu's trotzdem. Seien Sie mir nicht böse. (Reicht ihm die Hand, herzlich.) Sie geben mir einen Korb, ich bitte um Ihre Freundschaft.

Rüdiger. Die ich Ihnen nicht gewähren kann. Verlangen Sie Freundschaft von Ihrer Großmutter, von Ihrem Vetter. Was mich betrifft — ich empfehle mich.

Emma (wie früher). Leben Sie wohl, Graf Rüdiger.

Rüdiger. Das wünsche ich Ihnen. Es tut mir leid, daß ich zur Erfüllung dieses Wunsches nichts beitragen kann. Mein Wille war der beste, meine Absicht ganz uneigennützig.

Gräfin (zerstreut nach der Tür links blickend). Sie sind so edel, lieber Rüdiger, immer so edel...

Rüdiger. Ohne mir zu schmeicheln... in dieser Sache... (Zu Emma.) Ihr Glück lag mir am Herzen, nicht das meine. Ich an Ihrer Stelle hätte einen Mann, der einzig und allein mein Glück im Auge hat, besser zu schätzen gewußt.

Gräfin (wie oben). Lieber, lieber Graf, (zu Emma) mir ist, als hörte ich Stimmen, sie ist vielleicht schon wach.

Rüdiger. So bleibt mir denn nichts übrig als...

Gräfin (wendet sich nach links). Adieu, adieu, lieber Rüdiger. (Für sich.) Ich werde ihn schon wieder gut machen.

Rüdiger. Als Sie um eine letzte Unterredung zu bitten, Frau Gräfin.

Gräfin (mit Selbstüberwindung). O natürlich — mit Vergnügen.

Rüdiger verbeugt sich gespreizt vor Emma und geht mit der Gräfin durch die Mitteltür ab.

Emma. War der Mann nicht eigentlich etwas grob gegen mich?

Marko. Warum sollte er nicht grob gewesen sein, er liebt dich ja. (Emma nimmt Platz auf dem kleinen Kanapee rechts, Marko auf dem Sessel links neben ihr.)

Marko (drückt das Gesicht in die Hände). Recht schade, recht schade!

Emma. Was meinst du?

Marko (nach der Tür deutend, durch die Rüdiger abgegangen ist). Daß nur ein Nebenhindernis weggeräumt wurde.

Emma. Ich kann's nicht ändern; das Haupthindernis bleibt.

Marko. Worin besteht es? sprich doch. Die Ungewißheit ist etwas sehr Unangenehmes.

Emma. Du bist im Irrtum über mich, Marko. Ich muß dir ein Geständnis tun: Ich habe dich geliebt.

Marko (rückt von ihr weg). Schrecklich! (Steht auf und geht sehr bekümmert mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. So oft er an Emma vorüberkommt, richtet er abgebrochene Reden an sie.) Aber nein. Lauter nachträgliche Einbildungen.

Emma (immer ganz ruhig). Die reine Wahrheit, ich will dich nicht betrügen.

Marko. Wenn es gewesen wäre ... ich hätte auch etwas davon gemerkt.

Emma. Dazu gehören zwei. Einer, der es merkt, eine, die es merken läßt.

Marko (bleibt stehen). Lieben und es nicht merken lassen? (Schüttelt den Kopf.) Kommt nicht vor.

Emma. Im allgemeinen nicht — aber bei mir. — Ich habe eine ganz gewaltige Liebe für dich gehabt.

Marko. Habe gehabt! — Vergangene Zeit.

Emma. Wenn es aber wiederkäme?

Marko. Fürchte nur das nicht. In den ersten besten verliebst du dich eher als in einen, in den du bereits verliebt (mit Nachdruck) gewesen bist.

Emma. Und das Sprichwort: Alte Liebe rostet nicht?

Marko. Alte Liebe ist Freundschaft. (Wischt sich die Stirn.) Das war auch nötig, mich so zu erschrecken. (Er holt einen Sessel von dem großen Etablissement und setzt sich links, mit dem Rücken gegen die Wand.) Emma — Cousine — wollen wir aufrichtig miteinander reden?

Emma. Wie denn anders?

Marko. Nun, meine Freundin — die Hindernisse wären weggeräumt. — Kennen lernen brauchen wir zwei uns nicht mehr. Ich möchte nur eins wissen: Was empfindest du jetzt für mich?

Emma. Ich empfinde für dich eine herzliche Sympathie und ein herzliches Bedauern.

Marko. Warum das?

Emma. Weil deine schönsten Jahre dir vergällt worden sind.

Marko. Emma — und — die deinen?

Emma. Still! Es schickt sich nicht, eine Dame an schöne Jahre, die vergangen sind, zu erinnern. Also das Bedauern ist gegenseitig.

Marko. Die Sympathie gleichfalls.

Emma (erhebt sich ein wenig und neigt den Kopf).

Marko. Überdies hab ich vor dir eine aufrichtige Hochachtung.

Emma (wie früher). Ganz mein Fall dir gegenüber.

Marko (erhebt und verneigt sich). Von einem Vertrauen ohne Grenzen sprach ich dir schon — auch von meiner Sehnsucht nach einem guten Kameraden. (Er hat sich wieder gesetzt, legt die gekreuzten Hände auf seine

Knie und sieht Emma mit einem langen, innigen Blick an.) Willst du mein guter Kamerad werden?

Emma (stützt den Arm auf den Tisch und die Wange auf die Hand). Unter Bedingungen.

Marko. Nenne sie.

Emma. Ich trenne mich nicht von meiner Großmutter.

Marko. Selbstverständlich, sie bleibt bei uns. Ferner?

Emma. Ich will deine gleichgestellte Lebensgefährtin und in allen Dingen, die meinen Horizont nicht übersteigen, deine erste Instanz sein.

Marko (nickt zustimmend). Das sollst du sein.

Emma. Ich habe zur Demut ebensowenig Talent wie zur Lüge, ich bin nicht hilflos — (lächelnd) besitze demnach kein Mittel, dir zu imponieren.

Marko. Du brauchst auch keins. Mein unbedingter Glauben an dich sichert dir deine unbedingte Selbstherrlichkeit.

Emma. Da wir ohne Liebe heiraten, wissen wir nichts von ihren Schmeicheleien.

Marko. Ich weiß leider genug von ihnen, um sie zu verabscheuen — aber, Verehrte! ich habe so oft Ja gesagt, sage auch du einmal Ja. Nimmst du mich?

Emma. Ja.

Marko (freudig, aber ohne seinen Platz zu verlassen). Das ist der segenbringendste Augenblick meines Lebens! Unser Bund ist geschlossen.

Emma. Eine Frau — ein Wort.

Gräfin kommt durch die Mitte. Emma und Marko erheben sich.

Gräfin. Der arme Rüdiger, jetzt ist er weggegangen. Er sagt eigentlich immer dasselbe, der arme Gute!

Marko. Er tut auch immer dasselbe, deshalb zweifle ich nicht, daß er wiederkommen wird.

Gräfin. Dann will ich suchen, ihn zu versöhnen.

Emma. Zu spät, Großmutter.

Elise (auf der Schwelle). Monsieur, la petite vient de s'éveiller. (Ab.)

Gräfin. De s'éveiller! (Will ihr nach).

Marko (stellt sich vor die Tür). Verzeih! — Ich muß dir etwas sagen — Tante, (mit bebender Stimme) beste Tante, ich habe die Ehre, dich um die Hand Emmas zu bitten.

Gräfin. Du? (Fassungslos zu Emma.) Und du?

Emma. Ich bin einverstanden.

Gräfin (wie oben). Liebst du ihn denn noch!

Marko (rasch). Wir heiraten nicht aus Liebe.

Gräfin. Sondern?

Marko. Aus Hochachtung.

Gräfin (zu Emma). Und dein Grund?

Emma. Unüberwindliche Sympathie.

Elise (kommt mit der Kleinen, die sich von ihr losreißt und auf Emma zueilt).

Dorchen. Ma cousine, ma cousine!

Emma (nimmt sie auf den Arm).

Marko (zur Gräfin in bittendem Tone). Deine Zustimmung, Tante.

Gräfin (zuckt die Achseln). Emma hat viel um dich gelitten, du hast gut zu machen.

Marko. Unbewußte Schuld.

Gräfin. Übrigens bin ich eine gehorsame Großmutter.

Marko (stürzt auf sie zu und küßt stürmisch ihre Hand). Tante!

Emma (küßt die Kleine). Dorchen!

Elise (die mit wachsender Entrüstung zugesehen hat, wendet sich nach links). Et moi, je fais mes paquets! (Ab.)

Gräfin (blickt abwechselnd Emma und Marko an). Ihr seid mir unheimlich, ihr zwei. Hochachtung? Und er steht links und sie steht rechts. Gebt einander zu meiner Beruhigung doch wenigstens die Hände.

Marko. Dagegen erhebt sich kein Hindernis. (Ergreift Emmas Hand.) Sie wird ja nicht nur mein guter Kamerad, sondern auch

meine gute Frau. (Er nimmt ihr das Kind vom Arm und stellt es auf den Boden.) Vertraute! Freundin! Getreue! — Gib mir den Verlobungskuß.

Emma (halb lachend, halb gerührt). Ist denn das notwendig ohne Liebe?

Marko. Das ist unter allen Umständen notwendig.

(Sie umarmen einander herzlich.)

Marko (hält ihre beiden Hände fest in den seinen). Die schönen Jahre sind vorbei, jetzt werden die guten kommen.

DATE DUE / DATE DE RETOUR

CARR McLEAN

38-297

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0282223 7

H. Fikentscher, Leipzig.